Polecinella.

GEMAHLDE

VON

NEAPEL

UND

SEINEN UMGEBUNGEN.

VON

P. J. REHFUES.

Erster Theil.

Zürich, bei H. Gessner 1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

HERRN

LUDWIG BREVER.

HANDELSMANN IN NEAPEL.

Ihnen, vortrefflichster Freund, gebührt die Zueignung eines Werks, welches unter Ihren Augen entstanden ist.

Wenn ich es zu gleicher Zeit als ein öffentliches Denkmal der seltenen, so oft erprobten, Freundschaft ansehe, welche uns seit sieben Jahren verbindet, so umschliefst es freilich für uns Beide weit mehr, als die Meisten ahnen können.

Nehmen Sie dieses Geschenk hin, und finden Sie sich selbst und Ihren Freund darin. Wenn ich hoffen darf, so sollen Sie dem Andenken manches

schönen Stunde wiederbegegnen. Die Zeit unseres Zusammenlebens war reich an Situazionen, die der Erhaltung werth sind; und wenn es mir zuweilen gelungen ist, mit Begeisterung von Schönheit, Tugend und Recht zu reden, so erinnern Sie sich, dafs es kein Lebensverhältnifs gibt, in welchem ein Mann umfassender, tiefer und daurender fühlt, als in der Freundschaft.

Paris, im Januar 1808.

P. J. Rehfues.

VORBERICHT.

Vorliegendes Werk ist grösstentheils in Neapel selbst geschrieben worden, wo sich der Verfasser lange genug aufgehalten hat, um nicht in den Fall jenes Reisenden zu kommen, dem der Wind den ersten Abend nach seiner Ankunft in Avignon den Hut vom Kopfe wehte, und der darum in sein Tagebuch schrieb: „Avignon ist heftigen Winden mehr ausgesezt, als jede andre Stadt von Frankreich.“

Auch hat er sich nicht begnügt, seine eigenen Bemerkungen gerade zu für die richtigsten zu halten, welches freilich das Bequemste ist. Er hat vieles gefragt, noch

mehr gelesen, und manche seiner Notizen aus Quellen geschöpft, wo sie so leicht Niemand sucht.

Ferner getraut er sich zu behaupten, daſs er ohne Vorurtheil beobachtet hat, was, wo es ganze Staaten und Nazionen betrift, eine unerläſsliche Foderung ist. Denn es war ihm immer eine Warnung, was Fontenelle von einer Dame und einem Geistlichen erzählt, welche nach einem Fleken im Monde sahen, den jene für ein paar Liebende, und dieser für einen Kirchthurm hielt.

Überhaupt aber war es ihm Ernst bei seinem Geschäft, so oft dieſs auch der Scherz verbergen mag. Und Antonio's Behauptung: „Reisebeschreiber haben nie gelogen, wenn schon Geke, die hinterm Ofen sizen, sie dessen beschuldigen *),“ ist ihm jederzeit ein Greuel gewesen.

*) In Shakespeare's Sturm.

Seine Schilderungen sind kurz vor der politischen Veränderung, die das Königreich Neapel betraf, aufgenommen worden. Leicht hätte er Einiges, was jezt nicht mehr paßt, weglassen können. Allein er enthielt sich dessen, weil die Gegenwart noch nicht vollendet, und doch ganz in der Vergangenheit gegründet ist.

Was die Form betrift, in welcher er geschrieben hat, so überläßt er dem Publikum, darüber seine Bemerkungen zu machen. Manchem wird es scheinen, als ob das Ganze eine Sammlung von Rhapsodien sei, die die mannigfaltige Stimmung des Augenbliks geboren. Dieß aber ist nicht der Fall, und wer aufmerksam und gerecht genug sein will, wird den ganzen Plan durchschauen.

Anfänglich hatte er wirklich die Absicht, sein Werk zu einer Art von Gemählde-gallerie zu ordnen, und Porträte, Land-

schaftszeichnungen, historische Skizzen, Karikaturen u. s. w. zusammenzustellen. Allein er liefs später diesen Gedanken wieder fahren, suchte der Natur, die den manigfaltigen Wechsel liebt, zu gehorchen, und doch noch, so viel wie möglich, eine Art von wissenschaftlicher Ordnung beizubehalten.'

Schlüfslich nur noch sein Glaubensbekenntnifs im Bezug auf dieses Werk. Er hat es mit Lucian gemein, wie man sieht. „Ich bin ein Feind des Übermuths, der Lügen, der Aufgeblasenheit und anderer solcher Laster schändlicher Menschen; und bin ein Freund vom Wahren, Schönen und Natürlichen, und von Allem, was seinem Wesen nach liebenswürdig ist."

Der Verfasser.

I. Lage.

Die Stadt Neapel liegt unter dem Gr. 11, 57′, 30″ westlich vom Pariser Meridian, und unterm 40, 49′, 40″ der Breite. Sie macht den Mittelpunkt eines Meerbusens von 75 italienischen Meilen Umkreis, in welchem die Natur alle ihre Schönheiten vereinigt hat.

Ueber die Senkung einer Reihe lieblicher Hügel hin, welche die Morgen- und Mittags-Sonne bescheint, liegt die ungeheure Stadt. Sie vereinigt sich auf der einen Seite an dem Uferbogen hin fast unmerklich mit den Häusern von Portici, und durch dieses mit einer Reihe gleich schön gelegener Städte und Dörfer. Auf der andern verliert sie sich in das

Vorgebirge von Posilipo *) und dessen angenehme Landhäuser. Von vornen ist sie durch das Meer begränzt, von hinten durch einen Kreis lieblicher Hügel geschützt.

Keine Stadt dieser Erde mag sich in der Schönheit ihrer Lage mit Neapel vergleichen. Die Natur hat hier Alles gethan, was sie vermag, und neben die mildesten Geschenke ihres Segens, die Geschöpfe ihrer fruchtbarsten Wirkungskraft gestellt. Sie scheint hier im Widerspruch mit sich selbst gehandelt zu haben; wenn man nicht fühlen will, dafs gerade durch diese Vereinigung, die Gegend einen Karakter von Gröfse und Erhabenheit gewonnen hat, den man fast nirgends findet. Wo du deinen Standpunkt nimmst, sei es von der Höhe des Posilipo, oder des Klosters von S. Martino, oder an den Ufern von Portici — überall beinahe übersiehst du die ganze Stadt

*) So schreiben die Neapolitaner. Wer also nicht das lateinische Pausylipus schreiben will, mufs wohl ihnen folgen.

mit ihren Umgebungen. Von der See her kürzt sich der ungeheure Uferbogen mit seinen Häuserkränzen am aller wenigsten. In der Höhe betrachtet steigen alle Tiefen empor, und bildet sich ein ungeheurer, bunter Farbenteppich, auf welchem eine Menge köstlicher Steine zerstreut scheinen. Aus einigen Landhäusern über der Grotte von Posilipo vereinigt sich das Ganze am schönsten zu einer mahlerischen Darstellung, und ist es auch am besten von Denis und Kniep aufgefafst worden.

Aber unmöglich bleibt es immer, den ganzen Reichthum dieser Gegend in Ein Bild zu fassen. Wenn du die Inseln von Capri, Procida und Ischia nicht missen willst, mufst du auf den Vesuv Verzicht thun, und umgekehrt. Begnügst du dich mit einem blofsen Umrifs der Stadt, und magst du lieber die grofse, reiche Natur ganz auf klein Bild zeichnen, so stelle dich auf die Höhen von Capo di Chino, und fasse das Ganze zwischen den Vesuv und

den Berg von S. Martino. Dein Vordergrund ist die Stadt, der Mittelgrund das Meer mit seinen Einfassungen, und den Hintergrund bilden die Inseln, die Vorgebirge, das schimmernde Meer und die schwellenden Segel.

II. Klima.

Unter allen Städten Italiens hat Neapel in jeder Jahreszeit das mildeste Klima. Selten übersteigt der Thermometer im Sommer den 25sten Grad (Reaumur); und fast beispiellos war es, als er im Winter von 1788 — 1789 vier Grade unter den Gefrierpunkt sank.

Mit dem neuen Jahre beginnt der Frühling. Da erblühen seine Blumen schon in sonnigen Gegenden, und die Pfirsiche und Mandeln kleiden sich in ihren Blüthenschmuk. Bald reifen die ersten Sommerfrüchte und bedeken die lachende Erde mit ihrem Segen. Ihnen folgen andre in unaufhörlichem Wechsel, bis der Herbst sein Füllhorn ausleert und die Vorräthskammern füllt. Selbst am Ende des Winters reifen erst Citronen und Orangen, so dafs es keine Jahrszeit gibt, in welcher du nicht neue Früchte pflüken kannst.

Sehr kühl und angenem sind die Nächte. Aber dem frischen Morgen folgt bald die

glühende Hize, welche indefs oft durch den erquikenden Nordwest gekühlt wird. Die Mittagshize wird beinahe regelmäfsig durch die Seewinde gemildert, und Abends bleiben die fröhlichen Lüfte des Wests selten aus. Im Winter bringt der Nordwind trokene Kälte, der Sciroko aber Dünste, Regen und Gewitter.

Nur der Winter wird durch seine, oft anhaltenden, Regengüsse manchmal unangenehm. Indefs dauert er nicht lange, und selten sind doch die Tage, wo nicht ein paar Stunden lieblichen Sonnenscheins zum Spaziergang einladen.

Den grösten Theil des Jahrs hindurch lacht der Himmel im reinsten Blau, ist die Luft troken und mild, und bewegen frische Winde die heisse Luft. Selten ist die Hize so grofs, dafs sie den Körper erschlaft. Man weicht den Sonnenstrahlen der Mittagszeit aus; aber noch mehrere Stunden des Abends freut man sich im Freien der Gegenwart des segnenden Gestirns.

III. Geschichte.

Martorelli, welcher die Kunst besafs, mit einem ungeheuern Aufwand von Gelehrsamkeit Hypothesen zu unterstüzen, die Niemand glaubt, hat aus der Bibel und aus dem Homer bewiesen, dafs der Grund von Neapel durch eine fönizische Colonie gelegt wurde. Wer Lust hat sich davon zu überzeugen, lese seine zween diken Quartbände über die ersten, hieher gekommenen, Colonien.

Begreifen läfst sich, dafs die herrliche Lage frühe Menschen fand, welche sie zu schäzen und zu nuzen wufsten. Die Geschichte gibt in alten Zeiten schon sparsame Kunden von dieser Stadt, merkt aber besonders an, dafs ihre Bewohner nie kriegerische Leute waren, sondern sich immer den Künsten und ihren Genüssen ergeben haben.

Leicht wurde den Römern daher ihre Eroberung; aber leicht war auch das Joch, welches sie ihr anlegten. Sie blieb frei und ihren

verbündet; leistete ihnen Beistand in Fällen der Noth, und hatte das Glük, in den Kriegen des Pyrrhus, Hannibal, Spartakus und der Bundsgenossen, vom allgemeinen Unglük Italiens verschont zu bleiben. Als die Römer die ganze Welt unterjocht hatten, wurde die süsse, lachende, verführerische, fabelhafte, gelehrte, müssige Stadt, wie sie sie nannten, der Sammelplaz des Vergnügens. August hatte sie sehr begünstigt; Claudius und Nero residierten sogar einige Zeit daselbst.

Die Ruhe und die Wohlhabenheit der Stadt dauerten bis zu der Zeit, da Italien durch die Einfälle aus dem Norden seine ganze Verfassung verlor. Sie war, als ein fester Ort, mehreren unglüklichen Belagerungen ausgesezt, wechselte verschiedene Regierungen, und blieb am Ende dem Exarchen von Ravenna unterthan.

Ungefähr um diese Zeit näherte sich Neapel einer unabhängigen Verfassung, und fieng ums Jahr 715 an, sich eigene Herzoge zu wählen.

Verschiedenemal unterlag es jedoch den Herren von Benevent und Capua, bis es sich im zwölften Jahrhundert den Normannen unterwarf.

Von da an wechselte sein Schicksal mit dem des ganzen Königreichs unter verschiedenen Eroberern und Dynastien. Es vergrößerte sich nach und nach, und erhielt seine hauptsächlichsten Verschönerungen unter Karl III und Ferdinand IV.

Der Wechsel von so vielen Herren hat in Sitten und Sprache viel Fremdes gebracht. Unter den Anjou's erloschen die auffallendsten Spuren griechischer Abkunft. Manche erkennen sich jedoch noch immer in ihrem Dialekt: aber er ist eben so reich auch an spanischen, arabischen und französischen Worten.

IV. Titel der Stadt.

Die italienischen Städte werden beinahe alle, durch gewisse Beiwörter karakterisiert, welche oft eben so gut passen, als die der allergetreusten, allerchristlichsten Majestät, welche der Pabst gewissen Kronen gegeben hat. So heifst Neapel z. B. fjdelissima, wobei einem zuweilen das lucus a non lucendo einfällt; denn die Grofszahl seiner Bewohner ist gegen eine Regierungsveränderung, so bald diese nicht an ihre schwachen Seiten rührt, so gleichgültig, als gegen die meisten andern Hauptmomente des Lebens.

Heute vereinigt sich der Pöbel von Neapel mit der Regierung gegen den Adel, und morgen umgekehrt. Als 1750 das Gerücht umlief, dafs die Inquisizion eingeführt werden sollte, rief das Volk dem Adel, da er seine Sedien verliefs, in welchen er über diesen Gegenstand berathschlagt hatte, zu: metteremo il fuoco? (sollen wir die Stadt anzünden?)

und ein andersmal würden sie in einem ähnlichen Falle ihrem König zugeschrien haben: Sollen wir den Adel ermorden?

Da verstanden es doch die Alten besser zu karakterisieren. Otiosâ Neapolis, sagten sie, und dies ist heutzutage noch so treffend, als es je gewesen ist.

V. Eintheilung der Stadt und ihrer Bewohner.

Die Seelsorge von Neapel ist in acht und vierzig Parrochien eingetheilt. Für die bürgerlichen Verhältnisse zerfällt sie in zwölf Quartiere, welche man nach den vorzüglichsten, in ihrem Bezirke liegenden Gebäuden oder Plätzen benannt hat.

Sie sind:

Il Quartiere di S. Ferdinando;
di Chiaja;
di Monte Calvario;
dell' Avvocata;
della Stella;
di S. Carlo all' Arena;
della Vicaria;
di S. Lorenzo;
di S. Giuseppe maggiore;
di Porto;
di Porta nova;
del Mercato.

Ueber jedes dieser Quartiere hat ein Mitglied von den beiden Criminalgerichtshöfen der Vikaria eine Art von Polizeiaufsicht. Zu Gehülfen sind ihm aus seinem Bezirk sechs Deputierte und ein Schreiber gegeben, von denen jede Nacht einer mit einigen Häschern die Runde machen soll.

Eine, von dieser ganz unabhängige, Abtheilung der Bürger von Neapel war die des Adels und des Volks durch die Sedilen. Die erste Klasse begrief nur Adel; die leztere zählte auch Adeliche unter sich.

In alten Zeiten versammelten sich die angesehensten Bürger der Stadt in vier offenen Säulenhallen, welche Sedili genannt wurden. Was im Anfang blos Recht der Besten war, wurde bald nur Recht der Vornehmsten. Als sich unter Karl I diese Hallen bis zu 29 vermehrt hatten, und er an die, in denselben Eingeschriebenen, besondere Vorrechte band, unterwarfen die Sedilen jeden Neuaufzunehmenden einer strengen Adelsprobe, und

legten ihren Gliedern, unabhängig übrigens jedes vom andern, besondere Verbindlichkeiten auf, welche, nebst einigen Ruinen ihrer Hallen, beinahe das Einzige sind, was von dieser Art von Aristokratie noch übrig geblieben ist.

Die neue Einrichtung, welche Karl I diesen Sedilen gab, war ganz zu Gunsten des Adels, in dessen Händen dazumal die gefährlichste Macht lag. Er theilte die ganze Bürgerschaft der Stadt in Patrizier (Patrizj di piazza) und in Volk. Der erstere, als der kleinere Stand, erhielt sechs Pläze; das Volk aber — Einen.

Die, zu einem Plaz Gehörigen, wählten sechs Deputierten aus ihrer Mitte, und diese wieder jedes Jahr einen Beamten, welcher Eletto hiefs. Die sieben Eletti besorgten die Oekonomie der Stadt, bildeten das Tribunal von S. Lorenzo, und hatten das Getreidewesen und die Marktpolizei unter sich. Der Eletto des Volks wurde von der Regie-

rung ernannt, und ist häufig für das Oberhaupt der Lazzari angesehen worden. An den grofsen Märkten des Montags und Freitags hatte er auf dem Plaze del Mercato seinen Gerichtshof aufgeschlagen, und übte seine Jurisdikzion über Käufer und Verkäufer aus. Er war im unauflöslichen Streite mit den Eletti's des Adels, mit welchen er gleichen Rang hatte, und manches Gute wurde durch die, zwischen ihnen herrschende, Eifersucht verhindert.

Das dauerte bis 1799, wo an die Stelle dieser alten Einrichtung ein königlicher Senat gesezt wurde, dessen Glieder aus Adelichen, höhern Beamten und Kaufleuten bestehen.

VI. Bevölkerung.

So wenig das Geschöpf, Mensch genannt, in Neapel geachtet ist, und so wenig die Regierung immer dafür gethan hat, durch Gesundheit des Körpers und des Geistes seine Vermehrung zu bewirken, so ist doch die Bevölkerung dieser Stadt unaufhörlich im Steigen. Sie verschlingt die Menschen des Königreichs eben so gierig, wie seine sonstigen Kräfte, und ist öfters einem krankhaften Gewächs verglichen worden, welches alle Säfte des übrigen Körpers auf sich leitet, bis es, mit der völligen Entkräftung desselben, am Ende auch niedersinkt.

Nach einer Zählung, welche im Jahr 1791 veranstaltet wurde, enthielt die Stadt 430,312 Menschen, wozu noch 10,890 Soldaten, und 10,000 Fremde gerechnet wurden. Die, in ihr Gebiet gehörigen, Orte, hatten zusammen 135,049 Seelen.

Einer, im Jahr 1805 von der Regierung

bekannt gemachten, Liste zu Folge, hat sich die Bevölkerung in der Stadt auf 113,621 vermehrt, (worunter die Fremden nicht gerechnet sind) und auf dem Lande zu [illegible] vermindert.

Von jenen 113,621 Menschen sind:

215,315 männlichen,

228,306 weiblichen Geschlechts:

2,173 Weltpriester;

5,251 Mönche;

4,547 Nonnen;

102,091 Unverheirathete männlichen,

108,754 weiblichen Geschlechts.

Gebohren wurden von 1803 — 1804:

6,700 Knaben,

6,107 Mädchen.

12,807.

Es starben in demselben Jahre

7,352 männlichen,

6,667 weiblichen Geschlechts

14,019 zusammen.

Auffallend ist die Mehrzahl des zweiten Geschlechts, unerachtet die Zahl seiner Gebohrenen immer geringer ist, und die Weiber selten die Stadt verlassen. Dieses Mifsverhältnifs ist wohl nur den gröfsern Ausschweifungen der Männer zuzuschreiben.

Auffallend ist ferner das Uebergewicht der Gestorbenen über die Gebohrenen, und ein Beweis, dafs sich die Volkszahl der Stadt nicht aus sich selbst, sondern aus den Provinzen vermehrt. Dies ist ein trauriges Resultat für einen, an fruchtbarem Boden so reichen Staat, zu dessen ganzer Bevölkerung die der Hauptstadt sich wie eins zu eilf verhält.

Merkwürdig ist aber der Umstand, dafs der Grund der ungeheuren Vergröfserung von Neapel unter Karl V durch den Vizekönig, Peter von Toledo, gelegt wurde, indem er durch die neue Einrichtung der Tribunale die Hauptstadt zum Mittelpunkt aller Geschäfte machte. Denn im Jahr 1591 stand die Bevöl-

kerung auf 210,874 (worunter in 85 Klöstern 5034 geistliche Personen); 1303 war sie schon zu 213,187, und 1305 auf 216,300 gestiegen.

VII. Lebensmittel.

Die fruchtbare Terra di Lavoro bringt einen Ueberfluſs von allem Möglichen hervor, was die gefrässige Hauptstadt für ihr Bedürfniſs und ihren Luxus verlangen kann. Beinahe alle Früchte des Südens gedeihen hier ohne viele Sorgfalt in Menge, und beladen die Marktplaze von Neapel mit einem Ueberfluſs, welcher Staunen erregt.

Sehr verfeinert ist die neapolitanische Küche nicht; aber sie ist gesund, und wird jedem behagen, der einen guten Koch getroffen hat, und nicht zu lekerhaft ist.

Auf keinem Tische fehlt leicht die Schüssel mit Maccaroni. Dies ist die eigentliche Nazionalspeise, welche in einer ganz vorzüglichen Güte verfertigt und gekocht sind. Nichts geht den Neapolitanern über sie, und Mehrere haben in vollem Ernst ihren Nahmen von dem griechischen μακαριος (glüklich) abgeleitet; Andre mit vielem Beifall im Scherz

die Nasen gewesen (die Insel der Seligen) für eine solche erklärt, wo der Maccaroni die Hülle und Fülle ist. Und das muss auch für die Neapolitaner auf der Insel der Seligen der Fall sein, sonst sind sie nicht zufrieden.

Unter mancherlei Gestalt bereiten die Maccaroni den Tisch: bald in Fleischbrühe abgekocht, bald mit Butter und Parmesankäse angemacht, bald als Fülle eines Pastete. Sie sind immer gleich willkommen: doch geniesst man sie am liebsten mit Butter oder mit Oel zugesetzt, und da bedarf der Essende keines Löffels und keiner Gabel, um sie sich zum Munde zu führen.

Weniger lieblich sind die sogen. Kälbersuppen, welche man geniesst, und selten gut zubereitet. Desto schmackhafter findet man aber die verschiedenen Gattungen von Blumenkohl, die Menge von Artischocken u. s. w. Die Kuchen von türkischem Korne, welche der gemeine Mann verzehrt, verdauen sich etwas schwer, seine Menge gemischten Pflanz-

Zwiebeln, Knoblauch verlangen auch einen gewöhnten Gaumen: aber seine Erdbeeren, Melonen, Orangen, Feigen u. dergl. behagen desto besser.

Von dem vielen Büffel- Schaafs- und Schweinsfleisch kommt selten etwas auf eine gut bestellte Tafel, ausser das leztere in Schinken und Würsten; desto mehr aber Rindfleisch, Kalbfleisch, Geflügel und Fische. Das erstere ist sehr gut; das Kalbfleisch von den Kälbern aus der Gegend von Sorrento wirklich einzig an Wohlgeschmak. Ausserordentlich grofs ist die Menge von Geflügel, das die Terra di Lavoro und die umliegenden Inseln liefern. Zahllos sind die Hühner, Kapaunen, Tauben, Wachteln, Lerchen und Schnepfen, welche jedes Jahr in dieser Stadt verzehrt werden. Sie sind in so geringem Preise, dafs man sich wundern mufs, wenn alle diese Thiergeschlechter noch nicht ausgestorben sind. Eben so ansehnlich ist der

Verbrauch der vielen Fischgattungen, welche das Meerbusen liefert. Mehrere darunter, die von den Alten zu ungeheuren Preisen bezahlt wurden, sind heutzutage ganz gewöhnlich; und wenn der gelehrte Doktor bei Peregrine Pikle sein berühmtes antikes Gastmahl in Neapel gegeben hätte, wäre er gewifs um eine Muräne nicht verlegen gewesen. Aber, dafs in dieser Stadt 50,000 Menschen blos von den todten, vom Meer ausgeworfenen Fischen leben, wie Montesquieu in den Persischen Briefen sagt, ist nicht wahr. Das Meer ist hier nicht freigebiger, als an den meisten andern Seeküsten, und die Fischer müssen es sich sauer genug werden lassen, um einen guten Fang zu machen.

Die gemeinen Weine der Stadt sind sehr schlecht; desto besser aber die von einigen Gegenden des Vesuvs, von Bajä, und besonders von der Insel Ischia. Auch sind die vortrefflichen Sicilianischen und Cigarotischen

Weine zu guten Preisen zu haben, so wie die spanischen und französischen.

Das Brod ist sehr weiss, schmakhaft und wohlfeil.

VIII. Wasser

Es ist nichts Geringes, eine Stadt von solchem Umfang mit einem so nöthigen Lebensbedürfniß zu versehen. So wie die Bevölkerung anwuchs, reichten die in der Stadt selbst befindlichen Quellen und die bisherigen Wasserleitungen nicht zu. Unter Karl V untersuchte man die noch vorhandene antike Wasserleitung, welche auf einem Wege von 50 italienischen Meilen das Wasser ehmals bis nach Baja geführt hat; fand aber, daß die Ausbesserung derselben über zwei Millionen Dukaten kosten würde. Der Patriotismus von zween ihrer Bürger trat ins Mittel, und führte auf einer ganz neuen Anlage, und auf eigene Kosten, eine reiche Quelle von S. Agata de' Goti, 30 Meilen weit her, nach der Stadt. Sie füllt die meisten Brunnen, treibt mehrere Mühlen und versieht die Waschereien.

Im Jahr 1770 kam noch die Wasserleitung von Caserta, Acqua Carolina, zu der vier

angeführten von Carmignano, wodurch sie eine ungewöhnliche Fülle gewonnen hat.

Die alte Wasserleitung, della Bolla, entspringt aus der Seite des Vesuvs, und bildet mit ihrer Hälfte den magern Fluſs Sebetus, von welchem die Dichter so viel singen, unerachtet er selten Wasser genug hat, um sich den Durst aus ihm zu löschen.

IX. Schnee.

In heissen Ländern, wo alles Wasser in steinernen Conducten unter freiem Himmel oft viele Meilen weit hergeführt wird, ist der Schnee ein dringendes Bedürfniss. Er wird zum wahren Gesundheitsmittel, und man hat die Berechnung gemacht, dass sich in Sicilien, seit der Einführung des Gebrauchs von Schnee, manche Krankheiten verloren haben, und die Zahl der Sterbenden überhaupt vermindert wurde.

Manche Krankheiten werden in dem Königreich Neapel mit Schnee und Eis geheilt. Man wendet sie besonders in hitzigen Fiebern und selbst in Brustkrankheiten mit bestem Erfolge an.

Dies ist die nützliche Seite. Höher wird die angenehme geschätzt, wie überall. Man bereitet eine zahllose Mannigfaltigkeit von Sorbeten daraus, und es ist beinahe keine Frucht, deren Saft nicht mit Eis konsolidirt

wird, um sie zu jeder Jahreszeit geniessen zu können.

Nicht nur des Abends und in der Zwischenzeit werden die köstlichen Sorbete eingenommen; auch auf einer wohlbesezten Tafel dürfen sie nicht fehlen. Gleich nach der ersten Schüssel, welche der Suppe folgt, gibt man häufig geeisten Eierpunsch, von dem man zwischen jeder Speise ein Schlükchen zur Erfrischung nimmt. Den Mittelpunkt des Desserts macht eine Eispiramide, deren Trümmer noch den gefüllten Magen stärken müssen. So gefährlich dies manchem Nordländer scheinen mag, so ist es uns und vielen Andern doch recht wohl bekommen.

Bewundernswürdig ist die Kunst der Sorbeterie in diesem Lande. Das Eis wird zu allen möglichen Gestalten geformt, und man hat Beispiele, dafs ganze Tafeln blos mit Sorbeten bedient wurden. Alle Arten von Kuchen, Geflügel, Schinken und Früchten waren so glüklich nachgebildet, dafs jeder

dadurch gelöscht wurde. Die Nonnen besonders haben es hierin sehr weit getrieben.

Wein und Wasser, welche bei Tische genossen werden, stellt man zuvor in Eiswasser. Das zum Trinken kauft man gewöhnlich bei den Acquajuoli's *) auf der Strasse. Der gemeinste Mann meint zu einem Mittagessen ein Glas Eiswasser haben, das ihn wenig genug kostet.

Woher aber die Menge von Eis in einem Lande, wo es keinen Winter gibt? — Aus den nahen Apenninen, deren Spizen, sogar weiter gegen Süden, beinahe das ganze Jahr hindurch der Schnee bedeckt. Im Spätherbst sind auch die niedrigern Gegenden des Gebirgs oft überschneit. An frischen Wintermorgen steigt selbst der Rauch des Vesuvs aus einer leichten Schneehülle auf. In den Bergen befinden sich die Eisgruben, welche des Winters mit Schnee gefüllt werden, und

*) Man sehe den Artikel über diese Leute

das ganze Jahr hindurch zur Nachtzeit ihre Vorräthe nach der Hauptstadt senden.

Man hat Beispiele, dafs der Mangel an Lebensmitteln in Neapel die gefährlichsten Aufstände erregt hat. Fehlte es einmal des Sommers an Schnee, so dürfte die Gefahr für die Ruhe des Landes eben so grofs sein, als für die Gesundheit seiner Bewohner.

X. Consumzion.

Nehmen wir für die Bevölkerung von Neapel die runde Zahl von 350,000 Menschen an, so kann sich jeder seine Rechnung machen, wieviel diese alle Tage brauchen, um satt zu sein. Mancher legt sich freilich Abends hungrig schlafen: dafür werden viele Andere vom schwerem Magen auf ihr Lager niedergezogen.

Wir können den eintzelnen Verbrauch der Lebensmittel, welche diese Stadt täglich bedarf, nicht angeben: wissen aber, daß jeden Tag 1,500 Tomola's Getraide in dieser gefräßigen Hauptstadt aufgezehrt werden.

Von dem Fleischverbrauch des Jahrs 1790 bis 1790 haben wir folgende Liste vor uns

Ochsen	— —	16,810.
Kälber	— —	1,300.
Büffel	— —	1,060.
Schweine	— —	13,508.
Schafe	—	129,925

Rechnet man nun die Menge von gesalzenen, getrokneten und frischen Fischen, die Millionen von Hühnern, Schnepfen, Wachteln u. dergl. welche verzehrt werden, so mag man sich einen Begriff von der mannigfaltigen Thätigkeit machen, welche erfodert wird, um eine halbe Million Menschen zu nähren. Und thut es nicht weh zu denken, dafs der gröste Theil der Menschen nichts anders zu thun hat, als sich und die wenigen Andern zu sättigen!

XI. Häuser.

Die Bauart der Häuser in Neapel unterscheidet sich von denen der meisten nördlichern Italiens. Was dem Auge zuerst an denselben auffällt, sind die platten Dächer, und die durchgängig in ganzen Thüren sich öffnenden Fenster, welche mit einem Balkon versehen sind.

Diese Dächer sind völlige Plattformen, und heissen astreco, astraco und lastreco bei den Neapolitanern. Sie bestehen aus einem Gufs von Puzzolanerde, der sich nach und nach so sehr verhärtet, dafs er zu einer harten Masse wird, welche sich wieder, wie die festesten Steine, mit dem Meissel bearbeiten läfst. Rings sind sie zur Sicherheit mit einer niedrigen Mauer umgeben, und es ist dafür gesorgt, dafs das Wasser gehörig abfliessen kann. Gewöhnlich befindet sich auf dieser Plattform ein kleines Gemächen mit einer bedeckten Gallerie, von wo sich die Aussicht noch mehr vervielfältigt.

Bei der Höhe der meisten Häuser, welche gewöhnlich von vier bis sechs Stöken sind, und bei der terrassenförmigen Lage eines grofsen Theils derselben am Posilipogebirge und auf dem Hügel von Pizzifalcone, kann man sich denken, welche herrliche Aussicht man von diesen Plattformen herab geniessen mag. Häufig sind oben kleine Gärtchen angelegt; wenigstens fehlt es selten an Blumen- und Orangentöpfen auf der Einfassungsmauer. Einige haben sogar völlige Lauben und Springbrunnen angebracht, welche durch ein, in dem höhern Häuschen angebrachtes Wassermagazin in Gang gesezt werden.

Die köhlen Sommernächte unter dem klaren südlichen Himmel, wenn der Mond die Nacht beinahe zum Tage erheitert, bringt man wohl gerne hier oben zu. Eine muntere Gesellschaft mit Musik kann sich keinen tauglichern Ort für ihre Freuden wählen.

Auch nur das mildeste Klima erlaubt die grofsen Fenster mit ihren Balkons,

welche nie ganz fest verschlossen werden können. So wie die Sonne tief am Himmel steht, öfnen sie sich alle, und die Frauen besonders sizen mit ihrer Arbeit auf den Balkons. Meist haben sie einen Baldachin, der den Genufs der freien Luft auch um die Mittagszeit gestattet; viele sind mit Blumentöpfen geziert, wodurch sie ein erfreulich ländliches Ansehn gewinnen.

Dieses wird um die Herbstzeit vermehrt, wenn man den Melonenvorrath für den Winter macht. Eine Gattung derselben reift abgepflükt erst sehr spät in der freien Luft. In den Quartieren, wo hauptsächlich der wohlhabende Bürgerstand wohnt, sind um diese Zeit die Wände der hohen Häuser von aussen ganz mit Melonen bedekt. Zwischen denselben ziehen sich die Purpurkränze von getroknetem spanischen Pfeffer hin; auf den Balkons sizen fröhliche und fleissige Mädchen mitten unter Blumen — man wähnt in der Hauptstadt von Arkadien zu wandeln

Beinahe jedes Haus hat einen eigenen Ziehbrunnen, welcher von den Bewohnern jedes Stoks durch einen Eimer an einem Seile genüzt wird. Die Häuser sind fast durchgängig ins Quadrat gebaut, und haben einen Hof in ihrer Mitte. Ein grofses Thor ist die Hauptöfnung; jeder Stok aber hat seine eigene Thüre auf die Treppe, und jede einzelne Familie ist sicher von der andern abgesondert.

Alle Zimmer sind grofs, hoch und gegipst. Bei den Reichern sind die Wände mit seidenen Tapeten bedekt; bei den meisten al fresco bemahlt. Der Fufsboden besteht aus viereckichten Baksteinen, welche mit Wachs und Röthel geglättet werden, und wie ein Spiegel glänzen. Des Winters bedekt man ihn mit Matten, oder, wer es vermag, mit wollenen Teppichen aus der Levante.

XII. Largo del Castello.

Dies ist der Nahme des grossen Platzes von Neapel. Er liegt ungefähr in der Mitte der Stadt, nimmt auf der einen Seite die Strafse auf, welche vom Hafen von Portici und dem ganzen südlichen Ufervierte herkommt; auf der andern Seite schliefst er sich an die Strafse, in welcher sich das Theater von S. Carlo befindet, und an die der königliche Palast noch stöfst. Durch mehrere andere steht er mit den übrigen Hauptstrafsen der Stadt in Verbindung.

Er hat eine unregelmäfsige, aber doch dem Viereck sich nähernde Form. Auf allen Seiten ist er von Häusern umgeben: nur auf der Seeseite bildet das Castel nuovo mit seinem Graben, hinter den niedrigen Häusern, seine majestätische Gränze.

Hier stellt sich der Mittelpunkt von Neapel im Anzug dar. Gleich der unaufhörlichen Bewegung auf diesem Mannig-

faltig ist seine Ansicht bei Tage und bei Nacht. Bei Mondenschein, wenn das schöne Gestirne noch nicht weit über den Posilipo herabgewandelt ist, und der Nachtschatten der alten Burg kolossalisch den Plaz dekt. Oder wenn der Mond hinter einer Wolke sich birgt, die Umrisse der finstern Mauren sich nur in den klaren Himmel zeichnen, und über dem zakichten Thurm sich der purpurne Feuerdampf des Vesuvs mahlt.

Oder bei Tage, wenn ein Verbrecher hingerichtet wird, und der Plaz und die benachbarten Häuser von unten bis auf die Dächer mit zahllosen Menschen bedekt sind; und vollends gar, wie es einst geschah, wenn alle seine Zugänge mit Soldaten besezt sind, zufälliger Weise ein Flintenschufs gehört wird, der Argwohn der Zeit dies für ein Zeichen zum Volksaufstand nimmt, und sogleich aus den Kanonen des Castells mit Kartätschen auf die Tausende, die hier versammelt sind, gefeuert wird, und sie nicht entfliehen können,

und sich drüken, und schreien, und plözlich alle Fenster, alle Bäche leer werden, und nun die unglüklichen Verzweifelnde auf dem Plaze in jammerndes Geheul, in angstvolle Bewegung sich auflösen — ich habe das nicht gesehen; aber es schauderte mich, als es mir erzählt ward, und oft, wenn ich um Mitternacht aus meinem Fenster hinabblike auf diese Richtstätte, und es ist so stille geworden, so däucht es mir die Grabesruhe, woraus sich die Schatten erheben, um zu wandeln unter den schlafenden Menschen.

Weiche hinab, blutige Erinnerung, in den Abgrund der Vergangenheit, und zeige mahnend nur herauf, wenn die Seele der Herrscher mit Menschenleben spielen will! Das Angstgeschrei ist verstummt, das Blut abgewaschen; es sind nur fröhliche Menschen, die sich da herumdrehen.

Die Miethkutscher haben einen Theil des Plazes beinahe den ganzen Tag besezt. Es gibt nicht leicht eine Zeit, wo man nicht

ihrer gegen fünfzig zählen könnte. Und fünfzig Wagen verlieren sich auf diesem Plaze; man urtheile darnach über seine Gröfse.

In der Mitte desselben ruhen Jahr aus Jahr ein, ein Halbduzend Kühe. Wer Milch haben will, kömmt hieher, um sie vor seinen Augen melken zu lassen. Aber diese Vorsicht ist noch nicht genug. Oefne die Hand! sagt man dem Melker, und, wenn er es gethan hat, mag er sein Werk anfangen; denn häufig drükt er mit derselben, ausser dem Euter, noch auf einen genezten Schwamm, und verfälscht so die Milch mit Wasser.

Leicht könnte man sich hier täuschen, und wähnen, dafs man sich, wo nicht auf dem Lande, doch unter dem regellosen Trosse einer Armee befände. Der Miethkutscher füttert und puzt hier seine Pferde und seinen Wagen. Schweine, Ziegen und Hunde, ohne Zahl, lagern sich mitten durch. In der Nähe des Brunnens brennt immer ein lebhaftes Feuer unter mächtigen Kesseln, worin das

Wasser für diejenigen, welche sich ein Bad in ihrem Hause bereiten lassen wollen, gewärmt wird. Nahe dabei haben einige Garköche auf der Erde ihren schmorenden Kessel stehen, nicht ferne ist der Fischmarkt gestellt; neben ihm hat ein Schmid seinen Amboss aufgeschlagen und seinen Blasebalg in Bewegung gesezt; weiter hin sizen ein paar Schuhflikker, und um sie herum steht immer einer oder der andre der neapolitanischen Weltbürger auf Einem Beine, weil er sich gerade den Schuh für das andre ausbessern läfst. In einiger Entfernung röstet ein Kaffeesieder seinen Kaffee; dort haben die Jungen ein grofses Strohfeuer errichtet, und tanzen um dasselbe herum — ich würde nie enden, wenn ich Alles dieses ausmahlen müfste.

Aber ich kann den Leser doch noch nicht weggehen lassen, ohne ihm mancherlei Merkwürdiges zu zeigen. Halten wir ein wenig bei dem Bücherrödler, und sehen seinen Vorrath durch. Ausser den gelehrten Werken

in ledernem Bande, sind auch fliegende Blätter zu haben, welche Gedichte für das Volk enthalten. Das oberste hat bereits unsre Neugierde befriedigt; es enthält ein Gedicht mit dem Titel: Storia nuova ncoppa lo cacare, trovannese no famuso Cacatore cacanno a no luoco de Campagna, mmita l'Amice a fa la stessa funzione nziemmo co isso, si se vonno sa nà co na cacata. Wer etwa den neapolitanischen Dialekt nicht versteht, wird durch einen Holzstich verständigt, auf welchem zwo Personen in der Stellung gezeichnet sind, welche Alexander der Grofse annahm, wenn er ein gewisses Geschäft verrichtete, das ihm eben so gut als Diogenes und dem ärmsten Bettler von Athen oblag. —

Neben dem Büchertrödler hat ein Barbier Plaz genommen, welcher sich zum Arzte emporgeschwungen hat, und nun nicht mehr nur Haare, sondern auch Zähne auszieht. Wenn man seiner Versicherung glauben darf,

so gibt es keinen Schaden, welchen er nicht zu heilen verspricht, ausser dem Seelenschaden. Seine verschiedenen Pflaster, denen er arabische und türkische Nahmen gegeben hat, sind von ausserordentlicher Wirkung: und damit sie ja nicht unter dem Scheffel leuchten, so hat er von jedem eine Probe aufgeschmiert, und an dem Laden seiner Bude hängen. Bescheint nun die Sonne diese anscheinenden Votivpflaster, für die ich sie Anfangs genommen habe, so schimmern sie in einem eigenen Glanz, der besonders viel Anziehendes für die Fliegen hat.

Eilen wir zu dem muntern Polichinelle. Von Morgen bis Abend steht er an der Thüre des kleinen Theaters, zu dessen Besuch er die Vorübergehenden einladet. Ein grosses Horn und seine Mütze sind die beiden Angel, um die sich sein Witz herumdreht, wie die Zeit um Tag und Nacht. Es betrift hier natürlich immer den Lieblingsspass der Italiener mit den Hörnern. Dann hat er sich das

Nöthigste angeschaft; das Horn selbst, und die Mäze, um es zu bedeken. Wenn sein Wiz versiegt ist, so bläst er nur in sein Horn. Dies zieht ihm neue Zuhörer zu; die alten verlaufen sich, und er kann zur Noth den Scherz, welcher eben belacht worden ist, wiederholen. Was es doch ein schönes Ding um solch ein Horn ist! Hüons seines machte die Leute zu Narren; Polecenella's Horn macht sie klüger.

Dieses kleine Theater ist im Erdgeschofs. Im ersten Stok desselben Hauses befindet sich ein Gasthof, und im dritten ein Nonnenkloster. Ist hier nicht Herkules Scheideweg? Der unschuldige Wanderer in der Herberge hat zu wählen zwischen Himmel und Hölle.

Halten wir uns nicht mehr bei den Quaksalbern, den Limonadenverkäufern, Bänkelsängern, Kupplern und Spielern auf, welche uns hier begegnen; flüchten wir uns nach Hause, denn eine trübe Regenwolke ist von des Vesuvs Spize auf die Stadt herabgeschwommen.

Schon fängt es an zu regnen. Sehen Sie hin auf den Plaz, der noch eben mit Menschen bedekt war. In den verschiedensten Richtungen fliehen sie fort, und der lärmvolle Ort ist verödet. Es war nur ein vorübergehender Regenschauer; schon sind sie Alle wieder da, der Plaz bevölkert wie vorher.

XIII. Piazza del Mercato.

Nahe am Seeufer und der Strafse, welche nach Portici führt, liegt dieser Plaz. Er ist der gröste in Neapel; nicht der schönste, aber der merkwürdigste. Hier ist Neapel in Neapel.

Beurtheile niemand die Stadt nach den Strafsen, dem königlichen Palast und nach Toledo. Da ist nur die grofse, menschenwimmelnde, von Reichthum strozende, von Armuth bleiche Hauptstadt ersichtlich, wie sie überall ist, wo in einem Punkt die Strahlen eines ganzen Königreichs zusammentreffen. Wer das sehen will, was Neapel Eigenes hat, der komme mit mir.

Ich führe dich durch manche enge, schmuzige Strafse, wo wir uns unaufhörlich durchdrängen müssen. Alles ist in denselben beschäftigt; jedes Geschäfte wird mit Lärmen betrieben; fragst du mich, so versteh' ich dich nicht; sag' ich dir etwas, du hörst mich nicht.

Es wird uns nicht besser ergehn, wenn wir auch auf dem Plaze angekommen sind. Ringsumher stehen die Tische der Lebensmittel-Verkäufer. Limonen und Apfelsinen sind hier zu Bergen aufgeschichtet; das Meer scheint seine Bewohner ausgespien zu haben; an allen Eken wird gesotten und gebraten — du kannst ein hungriges Kriegsheer hieher führen, es wird im Augenblike gesättigt sein.

Hier wohnt die niedrigste Klasse der Neapolitaner, welche einen Flek eigen besizen, wo sie Nachts ihr Haupt niederlegen können. In diesen thurmhohen Häusern leben sie gedrängt zusammen, wie die Ratten, und schmuzig, wie sie. Weil es ihnen immer zu enge wird, so schlagen sie den grosen Plaz zu ihrem Hause, und so lange es Tag ist, treiben sie sich hier unter freiem Himmel umher, schreiend arbeitend, oder müssig schreiend. Hieher mus der Volksredner kommen, der Pöpel aus seinen Angeln heben will. Er mus eine Stimme haben, wie Mars, dafs er

Zehntausende überschreien kann — ist ihm das gelungen, so sind im Augenblike Zwanzigtausende um ihn versammelt; versteht er es, ihnen an die Seele zu sprechen, so hat er in einer Viertelstunde fünfzigtausend Menschen bei sich, die willig sind, die ganze Stadt zu zerstören.

Hier wurde jeder Funke des Aufruhrs immer zuerst ausgeworfen, und da fiel er in eine Pulvertonne. Leicht bewegst du sie hier zum Guten und zum Bösen; am leichtesten, wenn du ihnen von Hafs gegen die Reichen, von Raub und Plünderung sprichst. Das nahe Castell del Carmine wird im Augenblike überfallen; die Aufrührer haben sich schon eines festen Punktes der Stadt bemeistert.

Auf diesem Plaze war das Theater der kurzen Gröfse des Fischers Masaniello. Hier versammelte er die hundert und fünfzigtausend Menschen um sich, mit welchen er die spanische Regierung zittern machte, und mit denen er seinen Mitbürgern ein besseres Loos

errungen hätte, wären sie dessen würdig gewesen. Hier hatte er sie durch seine Beredsamkeit um sich gebannt: hier tönte es ihm aus Einem Mund entgegen, dafs sie ihm nachfolgen wollten in Kampf und Tod; hier trugen sie ihn her auf ihren Schultern, und riefen ihm den Nahmen Vaterlandsbefreier zu; und hier lag er nur wenige Tage nachher, von einem unter ihnen selbst gemordet, blutend zu ihren Füfsen: und sie weinten nicht, und höhneten die Leiche des todten Führers, und spotteten ihrer selbst, dafs sie ihm hätten folgen mögen: und hier brachten sie seinen ausgegrabenen Leichnam aus dem Henkersgrabe wieder her, und weinten über ihm: denn schon war Alles, was die Spanier versprochen, wieder vergessen. Das ist Volkskarakter!

Und willst du mehr noch sehen, so schaue jenes Blutgerüste an. Der lezte Erbe des Königreichs wird zum Tode geführt. Sein Freund Friedrich von Oesterreich begleitet ihn,

weinend, nicht um den eignen Tod, sondern des Freundes Tod. Konradin weint nicht. Hier hätte er König sein sollen; aber die Usurpazion führt ihn aufs Schaffot. Da stehen sie rings herum, die Bürger von Neapel, und staunen den Henker an, der den Kaisersohn zu berühren wagt, und sind stille, und erheben sich nicht für ihren rechtlichen Herrn. Und den Handschuh, den er unter sie wirft, um ihn dem König von Kastilien zu bringen, welchen er zu seinem Erben ernennt, hebt niemand auf? Das ist Volkskarakter!

Und als die Mutter Konradins ankömmt, mit grofsen Summen ihn zu lösen; und sie nichts mehr lösen kann, als die todte Hülle, die man zu den andern Verbrechern geschartt hat; und der Leichnam wieder ausgegraben wird — da stehen sie freilich weinend um das Grab herum, und bereuen, dafs sie nicht Gut und Blut gewagt haben — das ist auch Volkskarakter!

Folge mir in die Kirche der Dominikaner, wo sie ihn begraben hat. Da lehnt sie weinend an den Stufen des Altares, an welchem Konradin von Schwaben ruht, und wundert sich: warum noch nie ein Volk glücklich zu werden ist?

XIV. Largo del Palazzo.

Dieser Plaz hat seinen Nahmen von dem königlichen Palaste, welcher eine seiner langen Seiten einnimmt. Vier Hauptstrafsen, die vom Largo del Castello her, die Strafsen Toledo, Chiaja und S. Lucia ergiessen ihre Menschenwellen auf ihn.

Seine Form ist nicht regelmäfsig. Aber er ist geräumig genug, um seine Eken weniger ins Auge fallen zu machen.

Sehr lebhaft ist es immer hier, wenn gleich das bunte Leben der andern Pläze fehlt. Vor dem Palaste stehen immer starke Wachen; man beobachtet hier eine schärfere Polizei, als in andern Theilen der Stadt; auch wohnt wenig Pöbel zunächst um diesen Plaz.

Auf der südlichen Seite steht eine antike kolossale Jupitersbüste, welche schlechtweg il Gigante (der Riese) heifst. Er ist an sich eine mittelmäfsige Arbeit, und noch mit-

telmäfsiger ergänzt. Dennoch thut er seine Wirkung, weil er sehr grofs ist.

Diese Bildsäule spielt zu Zeiten eine wichtige Rolle. In satyrischen Aufsätzen wird sie eben so gesprächig, als der redselige Pasquino in Rom. Man hat ihr schon die Ehre angethan, ihr Schriften zu dediciren, unerachtet sie niemand noch dafür belohnt hat; der gemeine Mann sieht sogar einen Popanz in ihr, vor dem man sich in Acht nehmen mufs, und hat ihn wirklich zur Zeit der Gegenrevoluzion für den Moloch gehalten, dem er Menschen zu Dutzenden zu seinen Füfsen hingeschlachtet hat.

XV. Der heilige Januarius.

Es ist ein gewöhnliches Schiksal grofser Männer, dafs ihnen erst nach ihrem Tode die Ehre wiederfährt, welche ihnen im Leben so wohl gethan hätte. Um Vater Homer bekümmerten sich seine Zeitgenossen gewifs sehr wenig, und vor mancher Thüre mag er abgewiesen worden sein, wenn er seinen Gesang anstimmte, weil man drinnen gerade Nöthigeres vorhatte, als von Achilles Zorn singen zu hören. Aber als der alte blinde Mann nicht mehr kam, wohl Mancher erschien, der seine Gesänge nachsang, aber sie nicht mit der Kraft und mit der Weichheit vorzutragen wufste, wie er, da hiefs es gewifs oft: es ist doch Schade, dafs der Alte nicht mehr kommt!

Und als noch viele Jahre viele Sänger gebahren, aber keiner mehr so mächtig zu rühren, zu ergreifen verstand, und die Enkel von ihren Urvätern erzählten, dafs diese einen

Mann gekannt, welcher seine Gesänge von den Musen selbst gelernt habe, da frug man sich wohl: welche Stadt den Günstling des Himmels gebohren? Und als die Frage einmal so gestellt war, da war es kein Wunder, wenn mehr als Eine Stadt nach dieser Ehre lüstern war, und behauptete: er ist einer von meinen Bürgern gewesen!

Und so wie sich die sieben Städte stritten um Vater Homer, so streiten sich zwei Städte, Benevent und Neapel, um den heiligen Januarius. Keine von beiden kann freilich ihre Ansprüche durch ein Taufbuch beweisen: die Neapolitaner müssen zugeben, dafs ihr Heiliger, Bischof zu Benevent gewesen ist; aber dafs ihn ihre Stadt gebohren, diese Ehre lassen sie sich nicht nehmen. Er ist, sezen sie hinzu, den 22. April 305, nach Christi Geburt, auf Befehl des Draconius, Präsidenten von Campanien in der Solfatara, durch das Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht worden, weil er den falschen Göttern nicht

opfern wollte, und hat also auch Antheil an der Inschrift jener berühmten Säule, welche Diokletian in Spanien errichten liefs: Nomine Christianorum deleto, qui rempublicam avertebant.

Eine gottesfürchtige Frau sammelte das Blut des heiligen Märtirers in eine Flasche, und bewahrte es im Stillen, als ein theures Andenken an den frommen Mann, welcher mit so vieler Standhaftigkeit das Leben dem Glauben geopfert hatte. Achtzig Jahre nachher wurde sein Körper nach Neapel gebracht, und bei dieser Gelegenheit fieng jenes Blut an wieder flüssig zu werden. Bekanntlich wiederholte sich dieses Wunder seither beinahe jedes Jahr einigemale, und Viele haben es versucht, es natürlich zu erklären. Indefs ist es, wie vorauszusehen war, keinem gelungen; denn wenn der Himmel einmal ein Wunder thun will, so ist es natürlich, dafs er es einrichtet, um nicht von jedem Zweifler erklärt werden zu können. Freilich gibt es

der Vorwizigen genug, die, wenn sie's auch nicht erklären können, dennoch nicht glauben wollen, und es hat uns daher manchmal geschienen, als ob die Art von Wundern, welche die Siamesen von ihrem Heiligen, Pra Ariaharia, erzählen, die beste sei, weil sie alles Nachgrübeln schon von selbst verbietet. Denn wenn sie von ihm sagen: er sei im Umfang kleiner gewesen, als im Durchschnitt, so sieht man, dafs dies ein mathematisches Problem ist, an welchem alle Weisheit des Neutons scheitern mufs.

XVI. Die Neapolitanerinnen.

Die Männerschönheit ist in Neapel zu Hause, Die hohe Schönheit findet sich selten beim andern Geschlecht; aber es fehlt den Neapolitanerinnen nicht an Reizen, um zu gefallen.

Im Ganzen sind sie von kleiner Statur, von lieblichem Wuchs, und frühe von sehr gerundeter Form. Der Busen ist reich, aber nicht weifs. Lenden und Arme schwellen im Ueberflusse. Ihre Füfse sind kleiner und zärter, als die der Römerinnen.

Sie sind beinahe durchgängig Brünetten im höchsten Grade. Ihr bräunlichter Teint wird nur durch wenig Roth gemildert, und verliert sich in den reichsten Haarwuchs. Das grofse schwarze Auge brennt von Lebens- und Freudenlust. Die Nase ist meistens abgestumpft, der Mund zart, und die Lippen schön geröthet. Ihre Zähne schimmern wie Perlen; doch ist dieser Vorzug nicht so allgemein, wie im nördlichen Italien.

Dafs sie gefallen können, begreift sich, wenn auch gleich ihr Gesicht selten ein schönes Oval bildet. Die Bakenknochen sind gewöhnlich zu stark, der untere Theil der Wangen zu mager. Aber ihre Lebhaftigkeit ersezt alles, was ihnen fehlen kann: und da sie selten eine andre Liebe kennen, als die sinnliche, so erreichen sie ihren Zwek, Begierden zu erregen.

Ihre Kleidung ist in der Regel schwarz von Seide, und der Schnitt derselben der gewöhnliche französische. Nur kömmt des Morgens, wenn sie ausgehn, eine häfsliche Kapuze dazu, welche zwar selten über den Kopf geschlagen wird, aber doch die ganze Figur entstellt.

XVII. Vaterlandsliebe der Neapolitaner.

Der Neapolitaner weifs recht gut, welchen herrlichen Flek dieses Erdbodens er bewohnt. Ohne die Schönheiten desselben anders, als in seiner körperlichen Behaglichkeit und in der Milde des Klima's zu fühlen, liebt er sein Vaterland über Alles.

Seine Vaterlandsliebe ist aber nicht jene hohe Tugend, welche die Mutter der grösten Thaten ist. Um diese zu besizen, müfste er eine andre Verfassung haben, als die seinige. Die Liebe zu dem Flek, auf welchem man gebohren wurde, ist eine Gewohnheit. Die höhere Vaterlandsliebe liebt in dem Lande nur das Gesez, welches Jedem zu der schönsten Entwikelung seiner Kräfte verhilft.

Der Neapolitaner zieht sein Vaterland jedem andern vor, weil er sonst kein anderes kennt. Er reist selten, und die Allermeisten haben ihre Begierde, die Welt zu sehen, schon

befriedigt, wenn sie in Caserta, Portici und Aversa gewesen sind. Die einzige Roma liegt ihnen so nahe, und dennoch gelüstet es selten einen dahin zu gehen.

Die Begriffe, welche sie daher gewöhnlich vom Auslande haben, sind die beschränktesten und lächerlichsten. Mancher ist im Stande, den Fremden zu fragen: ob es im Norden auch Bäume gebe?

XVIII. Aberglauben.

Die Neapolitaner sind so abergläubisch, als jedes andre Volk. Es gibt bei ihnen Popanze aller Art, so gut, als bei uns, und wenn gleich Niemand noch einen gesehen hat, so glauben sie doch steif und fest daran. Besonders grofs ist die Anzahl der Hexen. Sie haben im Königreich Neapel ihren Versammlungsort wie in Thüringen. Dies ist der Nufsbaum von Benevent, wo sie zusammenkommen.

Sott' ajero, e sopra vento,
Sotto la noce di Benevento!

Oder in einem schlechten deutschen Reim:

Unter Luft, und über Wind,
Untern Nufsbaum von Benevent!

ruft die neapolitanische Hexe, und im Augenblik ist sie dort.

Wie es unter diesem Nufsbaum aussieht, mag Tasso erzählen:

Qui nell' ora, che 'l sol più chiaro splende,
'E luce incerta, e scolorita e mesta;

Quale in nubila ciel dubbia si vede,
Se 'l dì' alla notte, o s'ella a lui succede.

Ma quando parte il sol, qui tosto adombra
Notte, nube, caligine, ed orrore,
Che assembra infernal, che gli occhj ingombra
Di cecità, ch' empie di tema il cuore.
Nè qui gregge ad armenti a' pascoli, all' ombra
Guida bifolco mai, guida pastore:
Nè v' entra peregrin, se non smarrito:
Ma lungo passa, e la dimostra a dito.

Qui s' adunan le streghe, ed il suo regno
Con ciascun di lor, notturno, tiene:
Ben sopra i nembi, e chi d' un fiero drago,
E chi sovra d' un teschio infame tiene.
Concilio infame, che fallace immago
Suol allettar di desiato bene,
A celebrar con pompe immonde e sozze
I profani conviti e l' empie nozze.

Gerus. lib. VIII. st. 2. 3. 4.

Um diese Hexen ist es eine sehr gefahrliche Gattung von Wesen. Glaubt man z. B.

vor Hunger oder Langerweile, so mache man ja ein Kreuz über den geöfneten Mund, denn dies ist der Augenblik, wo sie und die bösen Geister überhaupt gerne in den Menschen fahren. Der gemeine Neapolitaner unterläfst dies niemals, und es hilft ihm sicher vor den Unholden, wenn es ihm gleich weder den Hunger noch die Langeweile vertreibt. Am Sonnabend bedarf es dieser Vorsicht übrigens nicht, weil an diesem Tage allen bösen Geistern die Kraft zu schaden genommen ist.

Nicht so gefährlich ist das Hausgespenst der Neapolitaner. Wenn eine Wand kracht, oder ein Holzwurm pikt, oder ein ähnliches Zeichen geschieht, so hat das der Scazzamauriello, oder auch Monaciello genannt, gethan. Wer ihn je erblikt hat, bemerkte, dafs er sehr klein und als Mönch gekleidet war. Die Neapolitaner haben, wie man sieht, ihren Mann erkannt, und es ist nur das Unglük, dafs sie den Scazzamauriello zu oft für einen wirklichen Mönch

halten, und nicht genug vor ihm auf der Hut sind.

Sonst haben sie noch mancherlei andern frommen Glauben. Etwas sehr Nüzliches ist es z. B. immer voraus zu wissen, wenn einem ein Unglük bevorsteht. Dies ist bei ihnen der Fall, wenn ihnen das rechte Ohr klingt. Es ist eine jener Stimmen, von denen Wallenstein sagt:

Dergleichen Stimmen gibt's — es ist kein Zweifel!
Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie sich der Sonne Ebenbild in dem Donnerwetter
Mahlt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschiken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Ein solcher frommer Glaubender war jener neapolitanische Kaufmann, welcher einen förmlichen Kontrakt mit dem heiligen Anto

nius abschlofs, vermöge dessen er sich anheischig machte, dem Heiligen für seinen Beistand einen gewissen Antheil am Gewinn zu geben, dieser aber versprechen mufste, sonst keine Messe von ihm zu erwarten. Wirklich hat man erfahren, dafs der heilige Antonius in Neapel ein eben so guter Kaufmann ist, als in Portugall General — d. h. die Sachen giengen bald gut, bald schlecht, wie bei den Menschen auch.

Eine schwangere Frau ist in den Augen des Neapolitaners eine heilige Person. Dies ist nun recht lobenswürdig; aber wenn er jedes ihrer Gelüste erfüllt, so mag er doch manchmal von ihr zum Besten gehalten werden. Er mufs es indefs thun, weil er sonst mit einer, in Neapel sehr gewöhnlichen Augenkrankheit (Agliarnole) gestraft werden würde.

XIX. Mäßigkeit.

Mäßigkeit im Essen und Trinken verräth immer eine Anlage zu hohen Tugenden. Schwerlich ist je ein wirklich grosser Mann ein Freund der Tafelfreuden gewesen, und Alexander hörte auf jenes zu sein, als er dieses wurde.

In so fern läge in den Neapolitanern ein hoher Beruf zu Ausbildung und Benuzung ihrer Kräfte. Ihr körperliches Bedürfniß ist mit Wenigem zu befriedigen. Sie essen nicht leicht, ehe sie Hunger haben, und trinken nur, wenn sie dürsten.

Man sagt von den Bewohnern einiger Inseln der Südsee, sie seien gewohnt, mit einer Handvoll Mais des Tags zu leben. Hat der gemeine Neapolitaner eine Handvoll Maccaroni, so stellt er sich auch zufrieden. Nur wenig mehr, etwa eine Zwiebel und ein Stük Brods dazu, so ist er köstlich gesättigt, und legt sich schlafen, um desto ruhiger zu verdauen.

Auch die Tafel der Reichen ist, in Vergleichung mit andern Ländern, sparsam besetzt. Die Schüssel mit Maccaroni darf aber hier eben so wenig fehlen. Etwas Fleisch oder Fisch kommt noch hinzu, und einige Früchte — und das ist das Gewöhnliche.

Nur an Festtagen leidet dieses Alles eine Ausnahme. Am Tage von St. Martin, an Weihnachten, im Karneval und um Ostern wird oft der Erwerb von Monaten aufgezehrt. Die Strafsen sind alsdenn mit einem Vorrath von efsbaren Dingen angefüllt, welcher ein Kriegsheer auf Monate nähren könnte, und von der allesverschlingenden Hauptstadt in Einem Tage verbraucht wird.

XX. Fleiß.

In allen großen Städten ist die Mittelklasse der Bewohner die ehrwürdigste. Fleiß, die Mutter aller Tugenden, Mäßigkeit, die Pflegerin, Sparsamkeit, die Erhalterin derselben, und reine Sitten finden sich unter ihr noch immer, wenn auch rings um sie die Gebrechen der *Zeit* anziehend wüthen.

In Neapel ist diese Klasse sehr zahlreich, und auch da blieb sie frei von manchen Fehlern, in welchen sich die höheren und niedrigsten Stände begegnen. Sie bewohnt die alte, innere Stadt, wo keine Paläste, aber hohe, neuaufgeführte Häuser stehen, und in den Straßen die regste Thätigkeit sich bewegt.

Beinahe jedes Gewerbe hat — wie dies überhaupt ehmals in ganz Italien der Fall war — sein bestimmtes Quartier, oder wenigstens eine eigene Straße. Dadurch wird ein edler Wetteifer unter den Handwerkern

unterhalten, weil die schlechte Waare sich unter der guten um so deutlicher unterscheidet. Auch werden dadurch die Preise fester, und der Betrug verhindert, eine Sache über ihren Werth anzuschlagen.

Alle Arbeitsbuden sind im Erdgeschoss. Jeder ist vor den Augen des Volks beschäftigt, und der Faule wird unter den Fleissigen zum Schimpfe. Hieher gehe also, wer sich mit dem dolce far niente der Italiener versöhnen will; er wird nur den erfreulichen Anblik einer wohlhabenden, thätigen und somit glüklichen Menschenklasse geniessen.

Diese Menschen sind gute Bürger. Die Noth der Zeit trift sie niemals so hart, weil sie in guten Zeiten immer auch der schlimmen gedenken. Ihre Kraft und ihr Zusammenstimmen ist am furchtbarsten, wenn sie sich erheben. In ältern Zeiten waren es in Italien die Handwerksinnungen, welche den Kampf gegen den Aristokratismus am kraftvollsten bestanden. Heutzutage aber ist, wie

überall, eine politische Indolenz eingetreten. Der Vernünftige weiſs, daſs Volksbewegungen nie zum Volksglücke führen, und daſs für ihn die einmal bestehende Ordnung in der Regel immer die beste ist.

XXI. Wiz.

Zu ihrer natürlichen Munterkeit ward den Neapolitanern eine reiche Dosis von Wiz verliehen. Wir können den Beweis davon nicht besser, als aus ihrer Sprache führen, welche in diesem Punkt einen Vorzug hat, den ihr keine andre streitig machen kann.

Der Wiz bedarf für die Hauptgebrechen der Menschen eines Vorraths mannigfaltiger Ausdrüke, um damit desto unbefangener spielen zu können. Wir würden kaum zu Ende kommen, wenn wir alle Bezeichnungen, welche der neapolitanische Dialekt für jede Gattung von Geistes- und Körperschwachheiten besizt, aufzählen wollten.

Für einen Religionsheuchler, den der Toskaner un Bacchettore nennt, hat er z. B. folgende, sehr wizig bezeichnende Ausdrüke:

Cuollo storto, Krummhals, wegen der Neigung dieser Klasse von Menschen, den Kopf auf die Schulter zu hängen, als ob sie

mit dem einen Auge die Erde, und mit dem andern den Himmel ansehen wollten. Es ist unser deutsches Kopfhängen.

Cuollo de mpiso, Hals eines Gehangenen, von derselben Stellung des Kopfs.

Rosseca paternuostre, Rosenkranznager.

Sacco d'ostie, Hostiensak, von dem häufigen Kommunizieren dieser Leute.

Faccia de Zaffarana, Safrangesicht, weil auch in Neapel den Heuchlern häufig jener falsche Abglanz des Himmels auf dem Gesichte liegt, wie den unsrigen.

Eben so bildlich bezeichnend sind mehrere ihrer Ausdrücke. Z. B.

Meza festa, ein Lauingiger, weil an den halben Festen die Buden nur halbgeöfnet sind.

Scioscia, va vola, Hase, so fliegt's weg, ein Unbeständiger.

Porta pollastre, ein Kuppler, weil er ein Geschäft betreibt, das er nicht genießt, wie einer, der Hühner trägt, ohne sie essen zu dürfen.

Far cannolicchj, tief in Gedanken sein. Cannolicchio ist eine Art von Muschel, welche im Sande stekt. Um diese zu finden, wandeln die Fischer langsam und barfuſs über den Sand. Sie drüken dabei immer mit den Fuſssohlen auf; und fühlen sie sich etwas gestochen, so graben sie nach und finden die Muschel. Von weitem scheinen sie peripatetische Filosofen, welche in tiefes Nachdenken versunken sind.

Vevere allo cato, aus dem Eimer trinken, keine Hörner haben. Cato ist eine Art von Wassereimer, welcher obenüber einen Henkel hat, und aus welchem niemand trinken kann, welchem jenes Zeichen an der Stirne steht.

Mmoccamennuno, ein dummer Maulaffe, weil dergleichen Leute gewöhnlich den Mund offen haben.

Roseca chiuove, ein Geiziger, der selbst die Nägel abnagt.

Um den Wiz der Neapolitaner noch weiter zu beweisen, könnten wir auf ihre vielen Theaterstüke aufmerksam machen, und besonders auf diejenigen verweisen, welche aus dem Sjegreif aufgeführt werden. Aber wo die Sprache selbst den Beweis so offen hinlegt, bedarf es unsers Bedünkens keiner weitern Gründe.

XXII. Frivolität.

Es ist bekannt, wie leicht sich durch die Religion auf dieses Volk wirken läfst. Mit geringer Mühe wekt man den Religionsfanatismus in ihm; und ist er einmal erwacht, so bewegt man es durch ihn, zu was man will. Leider hat man es nie der Mühe werth gefunden, ihn für eine gute Sache zu beleben.

Einzelne Züge dieser Blätter haben das sonderbare Gemische von Religiosität und Religionsverachtung bezeichnet, welches im Karakter der Italiener überhaupt, hervorstehend aber in dem des Neapolitaners sichtbar ist. Ihm ist die Religion eine Trösterin in der Noth, und es fällt ihm selten anders ein, bei ihr Zuflucht zu suchen, als wenn ihn jene gewaltige Gebieterin antreibt. In solchen Augenbliken liegt er aber auch ganz zerknirrscht auf den Knien, bereut auf das innigste seine Sünden, und fafst Vorsäze der

Besserung, welche der nächsten Versuchung unterliegen.

In solchen Zügen ist sich der grofse Haufen der Völker im Grunde überall ähnlich. Aber zu einem so frechen Muthwillen mögen wohl nur die Neapolitaner von ihrer Zerknirschung übergehen können.

Auf allen Fahrzeugen ihrer Schiffleute ist das Bild des heiligen Januarius angebracht. Um das bekümmern sie sich nun freilich wenig, so lange der Wind gut, die See ruhig ist. Tritt aber eine Windstille ein, oder wüthet gar ein Sturm, dann nimmt man zu ihm seine Zuflucht. O wie lieb, wie theuer ist alsdann der heilige Januarius! Denn verspricht man ihm Messen über Messen, gelobt Reue und Besserung, und meint es wirklich ernstlich. Aber ist der Sturm vorüber, so lachen sie den Heiligen aus wegen seiner Leichtgläubigkeit, und fragen ihn mit einem Schnippchen: ob er sie für solche Narren

angesehen habe, um zu glauben, dafs sie Wort halten würden?

Man hat Beispiele, dafs sie ihre groben Religionsbegriffe so weit offenbarten, den Heiligen selbst mit Ruthen zu streichen, um ihn zur Hülfe zu zwingen. Das wenigstens haben wir selbst oft genug gesehen, dafs sie seiner Bildsäule auf der Magdalenenbrüke nur dann die Müze abzogen, wenn der Vesuv gerade unruhig war. Blos um diese Zeit war die Laterne vor ihm angezündet. Sonst brauchten sie ihn ja nicht.

XXIII. Bonhommie.

Die Neapolitaner besizen eine, beinahe unüberwindliche Bonhommie. Ein einzelner Mensch, der mit einer ähnlichen Dosis begabt ist, heifst in der Gesellschaft manchmal ein dummer Tropf. Seine Gutmüthigkeit ist mit einer so dauerhaften guten Laune gepaart, dafs alle Pfeile des Wizes und der Bosheit unverwundend von ihm zurükprallen.

Wo er sich belustigt, und wo er sich erbaut, im Theater und in der Kirche, an der Strafseneke, wo ein Franciskaner haranguiert, und vor dem Tisch, von welchem sein Polecenella herabpredigt, lafst sich der Neapolitaner unaufhörlich Sottisen sagen. Sein Priester nennt ihn einen Schurken, sein Lustigmacher einen dummen Maulaffen, und er glaubt beiden, dem ersten mit reuevollem, dem zweiten mit lachendem Gesichte.

Wir waren mehreremale Zeuge seiner Gutmüthigkeit, und wufsten nicht, ob wir uns

mehr über sie, oder über die Unverschämtheit des Sprechers verwundern sollten. In einem Schauspiel machte der Polecenella einen Erzdummkopf. Die andern Personen des Stüks riethen hin und her, von welcher Nazion der Pinsel sein müsse. Sara Napoletano — es wird ein Neapolitaner sein — hiefs es endlich, und die Zuhörer brachen in ein lautes Gelächter des Beifalls aus.

Ein anderesmal sollte der Polecenella in ein Thier verwandelt werden, und hatte die Wahl, in welches. — Nur in keinen Esel, gab er zur Antwort; denn da unten — indem er aufs Parterre deutete — sind deren schon so viele. — Und das Parterre freute sich höchlichst über dieses Kompliment *).

*) Auch die geistvollen Athener liefsen sich von ihren Komikern so viel gefallen, und zu einer Zeit, wo das Volk noch furchtbar war. Man nehme nur folgende Stelle aus Aristophanes Froschen:

v. 274.

Bacchus fragt den Xanthias:

Eine solche Gutmüthigkeit ist ein lächerlicher Fehler. Das mag er Vielen auch scheinen, wenn wir ihnen einige Beispiele von dem Verhältnifs der Herren zu ihren Bedienten erzählen.

Ein Franzose fuhr mit einer vornehmen neapolitanischen Dame spazieren. Sie erzählte ihm etwas, und berief sich immer auf ihren Bedienten, der hinten aufstand, und es auch jedesmal bestätigte. Endlich klopfte sie diesem auf die Schulter. Sie kehrte sich um: mi favorirebbe una presa? (Möchten Sie mir wohl eine Prise geben?) frug er: und lachend sagte ihm die Dame, indem sie ihm ihre Dose reichte: bricconne, quante volte m'incommodi. (Du Vogel, wie oft inkommodierst du mich.)

Καταδὺς ἐν τῇ τῆς παιδαγωγοῦ σώματι,
Καὶ τῆς ἐπιφορᾶς, ἢ ἄλλην ἔχει;

Xanthias:

Ἔγωγ' ἔγωγε;

Dion gegen die Zuschauer:

Νὴ τὸν Ἡρακλέα ἔμοιγε καὶ σύ γ' ἐμοί.

Davon sind wir selbst Zeuge gewesen. Ein vornehmer Neapolitaner kam an eine Bude gefahren, und kaufte etwas ein. Er hatte nicht Geld genug bei sich, um zu bezahlen, und der Kaufmann wollte nicht borgen. Statt wegzufahren, und das Geld von Hause zu schiken, gieng der Herr hinaus zu seinem Kutscher, und entlehnte von ihm, was er in der Tasche hatte. Als dies nicht zureichte, schofs einer von den zween Bedienten, die er bei sich hatte, das Fehlende zu.

XXIV. Höflichkeit der Neapolitaner.

Neapolitaner. Schiavo, Padrone mio!

Fremder. Servo suo, Signor Gaetano.

Neapolit. Come sta l'Eccellenza sua?

Fremder. Bene, per servirla. Come sta la Signora?

Neapolit. Assai bene. È sua serva a tutti suoi commandi.

Fremder. E la Signorina?

Neapolit. È a suo servigio *).

*) N. Ihr Sklave, mein Gönner!
F. Ihr Diener, Herr Gaetanus.
N. Wie befinden sich Ew. Excellenz?
F. Aufzuwarten, recht wohl. Und wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?
N. Sehr wohl: sie ist Ihre Dienerin zu allen Befehlen.
F. Und die Jungfer Tochter
N. Ist ganz zu Ihren Diensten.

XXV. Prozefssucht.

Unbestimmtheit und Widersprüche der Geseze, Unwissenheit und Bestechlichkeit der Richter thun in jedem Lande die Wirkung, dafs das Unrecht zum Recht verdreht wird. Die überall gleich grofse Neigung zum Bösen aus der Quelle des Egoismus, sucht jeden krummen Weg zu nuzen, der sie zum Zweke führt.

Die Neapolitaner sind ursprünglich nicht streitsüchtiger, als andre Nazionen: dafs sie es sogar weniger, als diese, gewesen sind, beweist die glükliche Zeit des Alterthums, wo beinahe alle Streitigkeiten der Bürger unter sich nach alten Gewohnheiten durch Mittelsmänner entschieden wurden. Das war die Periode, von welcher Statius sagt:

Pax secura locis et desidis otia vitæ
Et nunquam turbatâ quies somnique peracti:
Nulla foro rabies, aut strictæ jurgia legis
Morum jura viris, solum et sine fascibus æquum *).

*) *Sylv. L.* 9.

Etwas von jenen alten Gewohnheiten ist in Neapel unter denselben Nahmen (Consuetudini) übrig geblieben, und die Gesetze des Landes überhaupt müssen ihnen nachstehen, so bald sie entscheiden. Karl II liefs dieses Gemisch von griechischen, römischen und lombardischen Ideen sammeln, und eröffnete dadurch der Chikane ein weites Feld — indem die meisten darunter unverständlich sind, und von einem geschikten Sophisten nach Gefallen hin und her gedreht werden.

Dadurch, und durch die verschiedenen Gesezkodices der verschiedenen Dynastien und Könige sind die Neapolitaner das prozefssüchtigste Volk geworden, und einer ihrer grösten Rechtsgelehrten, Francesco Andrea, bekennt selbst, dafs seine Wissenschaft in Neapel mehr in geschikter Betreibung, als gesezmäfsiger Vertheidigung der Streitsache bestehe [Y].

[Y] *Regian. d' nipoli. cap. 2.* „*Che el fi di ogni le cause si guadagnano più col maneggiarle che col difenderle.*

XXVI. Heisse Liebe.

Auf dem vulkanischen Boden von Neapel gewinnen Leidenschaften oft eine Stärke, welche zerstörend ist, wenn sie nicht befriedigt werden. Mit welcher Glut liebt die Neapolitanerin! Hat sich einmal ihr ganzes Wesen für einen Mann entschieden, so gibt es in der Welt nichts mehr, was den wilden Gang ihrer Leidenschaft aufhalten könnte. Ehre, Schaamhaftigkeit, äussere Vortheile, Leben — Alles ist nun nichts mehr; sie ist zur Mänade geworden.

Ein Fremder wohnte in einem Hause, in welchem sich ein schönes Mädchen befand, das von einem neapolitanischen Grofsen unterhalten wurde. Sie machte ihm oft Winke: aber aus Furcht vor dem eifersüchtigen Liebhaber, stellt er sich, als ob er nichts bemerke. Eines Abends schikt sie ihm ihren Bedienten, mit der Bitte, sich nur auf einige Augenblike zu ihr zu bemühen, weil sie ihm

etwas Wichtiges zu entdeken hätte. Er steht an; geht aber endlich doch.

Kaum tritt er in ihr Zimmer, so wirft sie sich ihm um den Hals. Länger, ruft sie aus, kann ich es nicht ohne dich aushalten! Ich sterbe vor Liebe zu dir; und jezt hab' ich dich, und will dich nicht loslassen, du mußt diese Nacht mit mir zubringen!

Er ergreift diesen und jenen Vorwand: stellt sich, als ob er krank wäre, schildert ihr die Gefahr für sie und ihn. — Aber sie kann ihn nicht verlassen. Sie will zufrieden sein, wenn er nur diese Nacht neben ihr ruhen will. Sie fleht, sie beschwört ihn, sie fällt ihm schluchzend zu Füßen.

Er stellt sich endlich, als ob er einwilligte, und geht unter dem Vorwand weg, seinem Bedienten erst Befehle für ihre Sicherheit zu geben. Aber er kommt nicht wieder. Sie wartet an ihrem Fenster, winkt, liepert, ruft, schreit, und schlägt endlich, da sie ihn

das Licht löschen sieht, das Fenster zu, dafs die Scheiben alle herausfallen.

Dies war die Scene einer Nacht. Aber damit gab sie ihre Hofnung nicht auf. Ihre Zudringlichkeit konnte nicht gröfser werden; aber ihre List wurde es. Sie erreichte endlich ihren Zwek, verabschiedete ihren reichen Liebhaber, und ertrug den drükensten Mangel, um den Mann zu besizen, den sie bis zur Raserei liebte.

XXVII. Grausamkeit.

Dafs der Mensch ein freies Wesen ist, könnte er mit der Charta magna beweisen, auf welcher die Thaten aller Jahrtausende aufgezeichnet sind. Die Gegenrevoluzion von Neapel bildet einen, furchtbar grofsen, blutigen Flek in derselben, vor dem der Freund der Menschheit noch zurükbeben wird, wenn auch längst der Nachhall so vieler Seufzer und Jammertöne, welche die angstvolle Zeit gekostet hat, verstummt ist.

Soll ich dich hinführen, Leser mit dem weicheren Herzen, den der Angstschrei eines Thieres rührt, vor das schauderliche Gemählde? Da liegt es noch zusammengerollt! Keine Hand hat es bis jezt ganz aufzuwinden gewagt. Die Hand, so es versuchte, fürchtete, sich zu beflekken mit Blute.

Ich bin noch früh genug gekommen, um viele Thränen zu sehen. Ich habe Väter gekannt, denen das Auge im Jammer um den

einzigen Sohn ausgetroknet ist; Söhne, welche oft einen weiten Umweg nach der Kirche machten, um der Stelle nicht zu begegnen, wo ihnen Vater und Mutter geschlachtet wurden. Kinder fand ich, die dasafsen an der Erde und weinten, und antworteten: hier haben sie die Mutter zerfleischt! — Aber einen Vater hab' ich gesehen, der zur Laute ein fröhliches Lied sang, während er eine grofse Gesellschaft bewirthete, und sein einziger Sohn zum Galgen geführt wurde.

Ein nordischer Aberglaube erzählt, dafs nie der Boden vom Blutfleke eines Mordes gereiniget werde. O ihr, mit dem kältern Kopfe, aber dem wärmern Herzen, gute, gefühlvolle Seelen eines rauhern Himmels, ihr möchtet wohl nicht wohnen, wo so viel Blut geflossen ist!

Ich werde euch diese Fleken nicht zeigen. Aber ich mufs euch hinführen auf eine Stelle, wo noch mehr als gemordet wurde. An die Strafseneke, wo der Garkoch seinen siedenden

Oelkessel stehen hat, kam ein armer Republikaner, um sich ein Stük Gebratenes zu kaufen. Es entstand ein unbedeutender Wortwechsel zwischen ihm und dem Verkäufer. Das Volk sammelte sich umher, und endete damit, dem Armen seinen Kopf so lange in das siedende Oel zu tauchen, bis er todt war. — Und sie afsen wieder aus dem schrecklichen Kessel!

Es hat Viele gegeben, welche aus ähnlichen Zügen geschlossen haben, dafs eine Nazion, unter welcher dergleichen Gräuel vorfallen könnten, die grausamste sein müfse. Aber welches Volk hat nicht ähnliche Blutschulden auf sich liegen? Sind Revoluzionsepochen nicht Fieberperioden, in welchen der Kranke nicht weifs, was er thut?

Aber diesmal scheint mir der Schlufs nicht ganz falsch. Dieser Zug im Karakter der Neapolitaner läfst sich noch weiter verfolgen.

Wer sich des Viehs nicht erbarmt, wie kann der Mitleid mit dem Menschen haben?

Nirgends wird gewifs das Thier mit gröfserer Unbarmherzigkeit behandelt, als in Neapel. Wie oft schon sah ich Kutscher zum blofsen Spasse die Peitsche über das arme Pferd schwingen, wenn sie müssig dastanden, und nichts Schlimmeres zu thun wufsten! Wie grausam behandeln sie ihre Esel und alle ihre Hausthiere! Wenn sie ein Huhn abschlachten, so fangen sie damit an, ihm erst die Federn auszuraufen; ehe sie ein Schaaf erwürgen, kreuzigen sie es vorher an eisernen Haken, welche sie ihm durch die Beine schlagen! Wenn sie einen Verbrecher aufhängen, so reitet ihm der Henker auf den Schultern, und läfst sich, zur grofsen Belustigung des Publikums, welches eben eine augenblikliche Rührung gezeigt hat, an dem Leichnam nieder.

Dies sind Züge der Grausamkeit, welche der ganzen Nazion gemein sind. Sie erkennen sich in einem Geschlecht, wie in dem andern; kein Stand ist davon frei; kein Alter macht es besser. — Sie sind sich alle gleich.

und lassen bange sein vor den Schrecken der Anarchie, welche diesem schönen Lande nicht mehr ferne sein dürften *).

*) Geschrieben im Jahr 1804.

XXVIII. Talent zum Burlesken.

Die Einmischung des Burlesken in die ernsthaftesten Gegenstände wird bei Gelegenheit des Polecenella gezeigt werden. Die Neapolitaner samt und sonders sind gebohrne Polecenella's. Wir sezen hier das eigene Bekenntnifs eines unter ihnen her:

„Ihr habt eine schöne Entdekung an unsern Poeten gemacht," schreibt er seinem Freund, „und habt ganz recht, wenn Ihr behauptet, dafs wir alle singen und Verse machen. Aber das Beste vergafset Ihr doch, und das ist: dafs wir alle, samt und sonders in Neapel, Polecenella's sind. Wenn ein Junge bei uns einen Spafs machen will, so zieht er ein langes Hemd an, sezt sich eine Düte von Papier auf, und sagt, er sei der Polecenella. Weint dem Kindsmädchen sein Kind, so macht es den Ton eines gewissen Windes nach, und heitert es damit auf. Wenn euch einer etwas erzählen will, so fängt er an:

jezt will ich dir was Lustiges erzählen. Sehen wir einen grofsen Menschen, so nennen wir ihn eine Mefsruthe, einen Rebenpfahl u. s. w. Aehnliche Ausdrüke haben wir für kleine, magere und fette Leute; kurz, wenn wir Alles zusammennehmen und gerecht sein wollen, so müssen wir bekennen, dafs wir mehr Talent zu Bufonerien, als zur Poesie haben *)."

*) Aus dem Vernacchio, einer kleinen, drolligen, im neapolitanischen Styl verfafsten Schrift. Die Stelle konnte nicht getreuer, als so gegeben werden.

XXIX. Vorliebe für ihre Sprache.

Die Italiener überhaupt sind sehr stolz auf ihre Sprache; aber die einzelnen Völker unter ihnen lieben ihren Nazionaldialekt so sehr, dafs ihn die Leute aller Klassen unter sich reden, und nur dem Fremden zu Lieb sich zum reinen Toskanischen bequemen.

Oft ist diesem sogar die Herrschaft streitig gemacht worden, und die Neapolitaner und die Sicilianer besonders stüzen ihr Recht auf die frühe Ausbildung ihrer Dialekte. Die lezten haben sogar Gedichte aus den Zeiten der schwäbischen Kaiser, und Dante selbst bekennt, dafs man noch zu seiner Zeit alle Sprache der Poesie seines Vaterlands sicilianisch genannt habe *). Auch gesteht er, dafs der Pugliesische Dialekt, welcher heutzutage in der Stadt Neapel der herrschende ist, sehr schöne Ausdruke habe **).

*) *Della volgare eloquenza. cap. XII.*

**) *Hanno politamente parlato, e posto ne le loro canzoni vocaboli molto cortigiani.*

Die neapolitanischen Schriftsteller finden daher den Grund, dafs der toskanische Dialekt den Sieg davon getragen habe, nur in der Schreibseligkeit der Toskaner, und in dem Mangel an Vaterlandsstolz ihrer Vorfahren, welche vom 15. — 16ten Jahrhundert immer in lateinischer oder toskanischer Sprache geschrieben, und erst nach dieser Zeit angefangen haben, ihren Dialekt zu Werken der Dichtkunst zu gebrauchen.

Mögen sie nun recht haben, oder nicht, wenn sie das Horazische:

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui,

auf sich anwenden. Sie sind wenigstens so fest von der Vortrefflichkeit ihres Dialekts überzeugt, dafs sie auch in neuern Zeiten immer lieber in lateinischer, als in toskanischer Sprache geschrieben haben.

Ihr vaterländischer Dialekt wird in allen Gesellschaften aller Stände, und selbst in gerichtlichen Verhandlungen gesprochen. In

Bezug auf die leztern erzählt man daher folgende Anekdote:

Ein toskanischer Advokat klagte in einem Gerichtshof von Neapel einen Bürger der Stadt, Nahmens Biagio, an, und sprach das Wort immer so aus. Sein Gegner liefs ihn zu Ende sprechen, und frug, als er fertig war: wann kommt Ihr denn an die Anklage meines Klienten? — Seid Ihr taub? erwiederte der Toskaner erstaunt; ich rede ja schon eine ganze Stunde gegen ihn. — Mein Klient, gab der Neapolitaner zur Antwort, heifst Biaso, und nicht Biagio. (Dies ist die verschiedene Aussprache.) Ich weifs von keinem Biagio; wollt Ihr den Biaso anklagen, dann hab' ich zu antworten. — Die Richter hoben lachend die Sizung auf, und der Neapolitaner hatte seine Absicht erreicht, und Aufschub gewonnen.

Noch lächerlicher wird diese Nichtanerkennung des Toskanischen in folgender Begebenheit, die sich in Neapel zutrug:

Ein florentinischer Priester begleitete einen Verbrecher zum Galgen. Auf dem Wege dahin frug er diesen, wie er hiesse? — Pascariello war die Antwort, welches im Toskanischen Pasquale heisst. — Nun, fing der Priester an, freue dich, lieber Pasquale, heute wirst du mit dem heiligen Pasquale im Paradies zu Tische sizen. — Ach, seufzte der arme Sünder, ich heisse ja Pascariello, und nicht Pasquale: da werd' ich wohl fasten müssen!

XXX. Betrügereien.

Die Italiener pflegen zu sagen: In Neapel wird der ehrlichste Mann ein Spizbube. In der Handlungswelt sind die Neapolitaner auch wirklich sehr verschrien, und die fides neapolitana heifst ungefähr eben so viel, als ehmals und heutzutage noch græca fides. — Indefs sind wir berechtigt zu glauben, dafs sie in den meisten Fällen ihr Wort darum nicht halten, weil sie in ihrem Leichtsinn zu viel versprochen haben, und weil durch den gerichtlichen Gang solcher Streitigkeiten jeder Betrug geheiligt wird, so bald er zum Vortheil des Betrügers entschieden wird.

Um aber zu zeigen, dafs es den neapolitanischen Betrügern eben so wenig an Schlauheit und Scharfsinn fehlt, als den Londnern, wollen wir hier einige merkwürdige Beispiele anführen.

In der Bude eines Wachskerzenverkäufers

fand sich ein Unbekannter ein, und kaufte gegen gleich baare Bezahlung für ungefähr 5000 Dukati Kerzen. Er hatte einige Lastträger bei sich, welche die Waare zugleich forttrugen, und blieb, bis dies geschehen war, mit seinen zween schweren Geldsäken, durch welche Gold und Silber hindurchschimmerte, stehen.

Nun fieng er an aus einem Sake Geld zu nehmen, und bis auf 20 Dukati zu zählen. Da erschienen einige Bettler, und foderten ein Almosen von ihm. Als ob er ärgerlich wäre, im Zahlen unterbrochen zu werden, kehrt er sich um, und heißt sie zum T. gehen. Die Bettler werden ungestümer, er hiziger, und fängt an heftig über sie zu fluchen. Einer der Bettler wird grob, und sagt: du magst mir auch ein rechter Jakobiner sein!

Nun konnte man einem dazumal nichts Härteres und Gefährlicheres sagen, als dies. Die Wuth des Unbekannten war also ganz begreiflich, als er seinen Sak nahm, und

dem Bettler, welcher sich auf die Flucht machte, nachlief. Aber das konnte der Verkäufer nicht begreifen, dafs sein Mann nicht wieder zurükkam. Man wartete lange, untersuchte endlich die Geldsäke, und fand, dafs sie nichts, als falsches Geld enthielten, auf welchem nur oben etwa 40 Dukati guter Münze lagen.

Einst trat ein junger Fremder an den Tisch eines Limonadeverkäufers, und trank ein Glas Eis. Ein sehr gut gekleidetes Frauenzimmer kam zu gleicher Zeit, und foderte eine Limonade. Sie trank, und wollte bezahlen. — Nun findet sie aber zu ihrem grösten Schreken, dafs sie kein Geld in der Tasche hat.

Der Fremde erbietet sich, diese Kleinigkeit für die schöne Frau zu bezahlen. Sie nimmt es mit vielem Anstand an. Er will die glükliche Gelegenheit verfolgen, und bietet ihr seinen Arm, um sie nach Hause zu führen.

Sie läfst es sich gerne gefallen. Manche Strafse durchwandert er mit ihr. Sie gibt

ihm eine Prise Tabak, er macht noch einige Schritte, und fällt, wie todt, zur Erde.

Nun fängt sie an zu jammern: ach mein Mann, mein armer Mann! Er ist todt! o ich Unglükliche! — Jedermann läuft herbei, und man sagt ihr, dafs vielleicht noch Rettung sei, sie solle einen Arzt holen. — Ach ja, erwiederte sie, als ob sie sich besänne; aber so kann ich ihn doch nicht unter lauter fremden Leuten liegen lassen.

Sie nimmt ihm daher Geld, Uhr, Ring, und was er in den Taschen hat, ab, und eilt davon. Jedermann findet das vernünftig. Nach einigen Minuten kommt der Fremde wieder zu sich. Er wundert sich, sich in diesem Zustand zu erblicken. Man tröstet ihn, dafs seine Frau gleich mit dem Arzt zurükkommen würde. — Da erkannte er, wie schlau er betrogen worden war.

XXXI. Diebereien.

Man hat viel von Diebsschulen gesprochen, welche in Neapel sein sollen. Ich habe nichts davon erfahren können, ob ich mich gleich überzeugt habe, dafs es Leute genug in dieser Stadt gibt, bei welchen das natürliche Talent den Mangel an künstlicher Ausbildung ersezt.

Dafs in Neapel mehr gestohlen werde, als in andern grofsen Städten, möchte ich nicht behaupten. Der Pöbel befriedigt seine wenigen Bedürfnisse so leicht, dafs er schon aus Bequemlichkeit das fremde Eigenthum schont. Geseze und gute Grundsäze halten ihn nicht zurük. Eh' er hungert, stiehlt er lieber: aber wie wenig bedürfen diese Diogene?

Ohne ihnen Unrecht zu thun, darf man behaupten, dafs unter der grofsen Menschenklasse, welche durch die Eitelkeit der Vornehmern, dem Akerbau und den Gewerben entrissen wird, die der Bedienten die verworfenste in Neapel ist.

Im Müssiggang geht auch der beste Mensch zu Grunde. Bei diesen wirkt noch die schlechte Bezahlung und das Beispiel ihrer Herren. Es ist darum eigentlich konvenzionell geworden, daß die Bedienten ihre Herren bestehlen, wo sie können. Das italienische Wort buscare drükt die Art ihres Diebstahls aus, und bezeichnet den Kleinhandel der Unehrlichkeit, auf alles, was man für die Herrschaft einkauft, oder bezahlt, einige Groschen zu gewinnen. Jedermann weiß das: aber alle Mühe es zu verhindern, ist vergebens. Folgende Anekdote ist sehr karakteristisch dafür:

Der sicilianische Herr I .... wollte einen Bedienten annehmen, und frug ihn: was er monatlich verlange? — Fünfzehn Dukati war die Antwort. — Gut, sagte der Herr: ich will dir statt fünfzehn, dreissig geben: aber dann mußt du nicht buscare. — Da kann ich Ihre Dienste nicht annehmen, erwiederte der Bursche, und ging weg.

XXXII. Liebkosungen.

Die Liebkosungsworte der Neapolitaner scheinen aus einer unschuldigen Hirtenwelt zu stammen, in welcher sich die Armuth der Sprache durch Bezeichnung des Aehnlichen zu helfen sucht.

Dies ist z. B. der Fall, wenn sie zärtliche Liebkosungen Vruoccoli nennen, welches eigentlich der Nahme der, in Neapel so sehr beliebten Blumenkohlgattung (Broccoli) ist. Wenn der neapolitanische Jüngling sein Mädchen Carciofolo mio (meine Artischoke) anredet, so thut er weiter nichts, als was Horaz auch gethan hat, wenn er sein liebstes Mädchen, die er gar nicht vergessen kann, weil sie ihn auch ohne Geschenke lieb gewonnen hat, Cinara nennt, welches in der griechischen Sprache das Nehmliche bedeutet.

Manchmal kost er sie: Annecchia mia! (meine jährige Kuh), manchmal pecora

mia! (mein Schäfchen), und erinnert dabei an das hohe Lied; manchmal Anguilla mia! (mein Aal), und bezeichnet damit sein schmukes, flinkes Mädchen, das ihm jeden Augenblik aus den Händen wischt; oft Lacerta mia! wie Göthe eine gewisse Klasse der Venezianerinnen Lacertchen: am häufigsten Pepella mia! (mein Augapfel), wie auch wir gerne das Theuerste, was wir haben, und was uns die ganze Welt zurükspiegelt, bezeichnen.

XXXIII. Zeichensprache.

Bei den Römern gab es schon gesprächige Finger, (manus loquaces. Petron. fragm.) und ihre Mimik hatte eine Stufe von Ausbildung erreicht, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können.

Wenn irgendwo noch etwas von dieser Art Beredsamkeit zu finden ist, so trift man es in Neapel und Sicilien an.

Beim Neapolitaner wird Alles zum Zeichen. Jeder hat sein Gewerb in effigie vor der Thüre hängen; seine meisten Ausdrüke sind bildlich; seine Sprache reich an den kühnsten Allegorien. Selbst für seinen eigenen Karakter hat er im Polecenella das Symbol erfunden.

Es gibt eine natürliche und eine verabredete Mimik. Jene ist das Eigenthum aller Nazionen, nur ärmer oder reicher bei jeder nach dem Grade ihrer Lebhaftigkeit. Die verabredete ist das Werk des Bedürfnisses,

eine Kunst, die man lernen muſs. Jene wird von Jeglichem verstanden.

In beiden sind die Neapolitaner ausgelernt. Von einem Hause zum andern unterhalten sie sich, ohne den Mund zu öfnen. Die Gränze einer solchen Unterhaltung ist natürlich nur auf die gewöhnlichen Bedürfnisse eingeschränkt. Ueber Gegenstände der Politik, der Literatur und der Filosofie fühlt man im Süden selten ein Bedürfniſs, sich mitzutheilen.

Für geheime Verhältnisse wird diese stumme Sprache hauptsächlich gebraucht. Darin erhält ein Mädchen die erste Liebeserklärung; darin erwiedert es sie. In ihren Zeichen erfährt der glükliche Liebende den Tag, die Stunde, den Ort, wo er seine Geliebte finden kann; in denselben erhält er auch die abschlägige Antwort, finder man es anders der Mühe werth, ihm eine zu geben.

Wenn die Neapolitanerin auf ihrem Balkon mit dem Zeigefinger der rechten Hand einen

halben Kreis durch die Luft beschreibt, so heifst das Ein Tag. Macht sie daher um Haupt und Busen einige Bewegungen, als ob sie sich ankleidete, deutet hinunter auf die Hausthüre, und legt die Hand aufs Herz, so bedeutet das: sie werde kommen. — Aber wann?

Nun beschreibt sie den genannten Kreis, und verlängert ihn noch unter den 18osten Grad. Wer versteht es nicht? — Also nach Sonnenuntergang.

Von Sonnenuntergang an werden die Stunden gezählt. — Um welche Stunde wird sein Liebchen erscheinen?

Sie hebt drei Finger in die Höhe, und legt alsdann Einen auf den Mund. — Drei Stunden nach Sonnenuntergang wird sie leise, leise auf den Zehen geschlichen kommen.

Es ist unartig, sie so weit zu beobachten. Sie kommt gewifs, darauf können Sie sich verlassen.

Aber werden Liebende in Deutschland nicht auch zuweilen so beredt? — Was vermag die Liebe nicht?

XXXIV. Qui pro quo's der Sprache.

Sprachen sind so unschuldig, wie die Kinder. Sie plaudern auf die gutmüthigste Weise oft Geheimnisse aus, die man sie aus Sorglosigkeit anhören liefs. Wer daher klug ist, gibt genau auf die Kinder der Häuser Achtung, welche er oft besucht. Mit etwas Aufmerksamkeit und Menschenkenntnifs kann er aus den unschuldigen Aeusserungen der Kleinen vernehmen, wie es im Hause steht, und noch sicherer aus ihrem Betragen gegen ihn schliessen, wie er im Hause steht.

Qui pro quo's überhaupt sind oft eben so verrätherisch. Die Sorglosigkeit hat sie geboliren, und häufig geben sie die Wahrheit, wo eine Lüge beabsichtigt wurde.

Dies nun vermeinen wir gerade damit nicht zu sagen, wenn wir über die Qui pro quo's der neapolitanischen Sprache lachen. Wenn sie zum Beispiel einen vornehmen Mann einen

Huomo di coscienza (einen gewissenhaften Mann), einen Erzspizbuben einen Barone, einen Kuppler einen Conte, und einen Quidam überhaupt einen Cristiano nennt, so hat sie sich doch wohl nur lächerlich vergriffen. Aber unbegreiflich ist es, wie die Sprachlehrer selbst diese Irrthümer geheiligt haben, indem sie jene Ausdrüke mit den genannten Bedeutungen in ihre Wörterbücher eintrugen *).

Desto aufrichtiger ist diese Sprache aber, wenn sie einen völlig souverainen Fürsten einen Dolcezza (von Gottes Gnaden) nennt. Denn offenbar kann man die absolute Gewalt über ein Volk nur durch Gottes Gnade besizen.

Manche mögen sie eben so lobenswerth finden, wenn sie eine Hausfrau eine Majestà (Majestät) nennt.

*) Siehe das *Vocabolario delle parole del dialetto Napolitano, che più si scostano dal dialetto toscano, dato in luce dal Regio Accademico Napoli. 1789.* 2 Bde.

XXXV. Metaphern und Übertreibungen der Neapolitaner.

Der Neapolitaner ist ein grofser Freund vom Singen und Lärmen. Er kann nicht lärmen, ohne zu singen; nicht leicht singen, ohne zu lärmen.

Kaum hat er eine halbe Wassermelone im Korb, so fängt er damit einen Lärm an, als hätte er den Kaiserbrillanten zu verkaufen. Er läuft dabei mit einer Geschäftigkeit hin und her, als ob er das wichtigste Geschäft betriebe. An seiner Weise etwas zu thun, erkennt man nicht leicht, was er thut.

Er treibt es aber immer mit seiner gewöhnlichen Munterkeit, welche ihm das ganze Leben nur zu einem Spiel macht. Er sucht es zu verschönern, wie er immer kann; sein reicher Wiz, seine blühende Einbildungskraft lassen es ihm nie am gehörigen Schmuke fehlen.

Darum ist er auch so stark in Metaphern, die er überall anbringt, wo es nur immer

geschehen kann. So ruft er nicht leicht: Wassermelonen, kauft! sondern: kauft Zukerchen!

O wie sie rauchen! — heißt bei ihm: gebratene Kastanien, welche noch frisch sind, wenn sie rauchen.

O wie sie aufgehn! — So ruft der Maccaroniverkäufer, weil es das Kennzeichen der guten Maccaroni ist, daß sie aufgehn, so wie sie warm werden. Er hat daher immer welche in der Hand, um den Zweifler zu überzeugen.

Schneid' sie auf, wie sie roth ist! — Ist eine andre Art, die Liebhaber zu den Wassermelonen zu loken, weil auch dies ein Kennzeichen ihrer Güte ist.

Etwas zu knappern! — ruft er, und nicht: kauft Nüsse! wie an andern Orten. Nennt er aber auch einmal etwas bei seinem wahren Nahmen, so ist er nicht ohne Uebertreibung und Späße. Zum Beispiel: Maulbeeren, wie Pflaumen — Kirschen.

wie Aprikosen; Feigen, ohne Knochen! — so weifs er immer die Käufer auf sich aufmerksam zu machen, und schon zum voraus ihre Laune für sich zu stimmen.

Höchst komisch werden diese Uebertreibungen, wenn er einem Andern etwas Böses wünscht. Schlechtweg sagt der Römer und der Toskaner: dafs dich das Uebel treffe! (il malanno, che Dio ti dia!) Damit begnügt sich aber der Neapolitaner nicht, sondern ruft aus: dafs dir tausendfaches Unglük über den Hals komme, männliches und weibliches! (che te vengono mille malanne, mascolo e femine!) Oder auch: suche dich tausendfältiges Elend als Fideicommifs heim! (che te vengono mille malanne collo fidecommisso!) damit es auf Niemand anders übergehe, sondern bei ihm bleibe. Eben so wizig flucht er: stelle sich das Unglük mit einem reichen Mehlvorrath bei dir ein! (che te vengono mille malanne

colla farina appresso!) Er vergleicht dabei das Unglük mit einer Armee, welche ohne hinlänglichen Proviantvorrath eine sehr unsichere Stellung hat.

Darum heissen die Neapolitaner Spacacioni *), welches sich dem deutschen Aufschneider nähert.

*) *Perchè squarciano e dilatano le verità coll' amplificazione.*

Lexik. napol.

XXXVI. Neapolitanischer Gesang.

Wenn Bako sagt, „die Dichtkunst seie dem Menschen deswegen gegeben, dafs er durch sie einen Schatten von Wohlsein auch da erhalte, wo die Natur der Dinge keines gegeben hat," so scheint uns dieses ganz besonders auf die Neapolitaner anwendbar zu sein.

Sie singen unaufhörlich, und es sind hauptsächlich drei Gegenstände, von denen sie singen: Von den schönen Pferden des Königreichs, von den klaren Wassern, und von der Liebe. Nun haben sie wirklich wenig schöne Pferde, wenig klares Wasser, ausser dem Meere, und nur selten Liebe, die des Gesangs werth ist; sie singen also das dazu, was jenen drei Gegenständen noch abgeht.

Freilich sind ihre Lieder auch darnach. Unter mehreren Hunderten, die auf den Strassen verkauft werden, haben wir auch kein einziges gefunden, welches des Aufbewahrens werth wäre. — Ein neapolitanischer Knabe

könnte Jug in sein Wunderhorn blasen, ehe etwas Erträgliches herauskäme.

Die Musik der Sprache ersezt dem Italiener überhaupt häufig den poetischen Gedanken, und der Neapolitaner entbehrt ihn am leichtesten. Stundenlange kann sein Weib ihr Kind im Schoofse wiegend, oder seine Tochter zu ihrer Näherei Reime singen, in welchen kein einziger Gedanke ist. Die Worte werden nach dem Rhytmus ohne Sinn zusammengesezt, und den Reim zu endigen oft genug eigene gebildet.

Ein solcher Gesang hat häufig die doppelte Musik, dafs die Stimmung der Sängerin Worte schaft, die süfs tönen, wie Lerchengesang, wenn Sehnsucht der Liebe ihr Herz bewegt; oder wild rauschend, gleich Sturmwind und fernen Donnern, wenn Hafs, Eifersucht und Neid ihre Brust durchströmen.

Schon in so fern ist die neapolitanische Sprache vielleicht die geeignetste für die Dichtkunst. Sie kommt dem Genie des Volkes

für dieselbe treflich zu statten, und schmiegt sich an jede Gattung leidenschaftlichen Ausdruks.

Den Geist ihrer Poesie betreffend, ist er kühn und stolz, wie die orientalische. Keine Vergleichung, kein Bild ist ihm zu verwegen. Es mufs ihm dienen, und sollte auch der ruhigere Geschmak des Abendländers darüber die Nase rümpfen.

Dieser Geist offenbart sich selbst in den gewöhnlichsten Aeusserungen des Volks. Und wie unterscheidend von andern Nazionen! Wenn der Toskaner am Hafen von Neapel seine Barke ausbietet, so ruft er schlechtweg: A Livorno! a Livorno! — A Zene! a Zene! schreit der Genueser; a Paliermo! der Sicilianer; — aber das ist dem Neapolitaner viel zu wenig. O bene mio, ruft er halbsingend, che bella galera sparmata, simmo sette lejune, chenceegliottimmosso mare'nquatto saute, vollimmo ire a fa li caudare!

D. h. O mein Schäzchen, welch eine schöne Galeere mit vollen Segeln und Wimpeln; wir sind sieben Löwen, in vier Tagen trinken wir das Meer aus, gehn wir!

Und das Alles heifst nichts weiter, als: schift euch mit uns ein! — Wer sollte den sieben Löwen widerstehen können?

XXXVII. Der heilige Januarius.

Der heilige Januar hat sich in den lezten Zeiten etwas verdächtig gemacht. Wäre der Karakter der Nazion weniger flüchtig, so hätte es ihm ergehen können, wie dem goldenen Lamm der Israeliten; man hätte seine silberne Statue eingeschmolzen, und seiner Verehrung wäre mit Hohn gedacht worden.

Es ist bekannt, dafs ein förmlicher Prozefs gegen ihn anhängig gemacht wurde. Die Beweise für seine jakobinischen Gesinnungen waren triftig genug. Er hatte ja das Wunder mit seinem Blute zum Vortheil der Republikaner vor sich gehen lassen.

Aber das ist nun vergessen. Er hat seine Stelle als Schuzpatron von Neapel wieder eingenommen, und die Gläubigen sind versöhnt. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit flofs sein Blut seit seiner Wiedereinsezung jedesmal, wenn gleich sein Schatz beträchtlich ärmer geworden ist.

Ich will mich nicht mit Erklärungen abgeben, wie das Wunder geschieht: denn darum ist es ja eben ein Wunder, weil man es nicht erklären kann. Genug ist es zu bemerken, daſs in Neapel auch noch andre Leute steif und fest daran glauben, als nur der Pöbel.

Acht Tage vorher, ehe das Wunder geschieht, finden sich ein Halbduzend alter Weiber um den Altar des Heiligen ein. Sie sind alle aus dem Quartier, in welchem er gebohren ward. Mehrere stammen aus seiner Familie selbst ab, und erst kürzlich ist eine gestorben, die ihr Geschlecht in gerader Linie von ihm ableitete. Sie hatte dafür täglich einen Piaster aus dem Schaze ihres reichen Ahnherrn erhalten. Diese Weiber, welche mich im Helldunkel der Kirche oft an Makbeths Hexen erinnerten, liegen und knien Tag und Nacht fort um den Altar herum, und beten und heulen unaufhörlich, und schlagen sich an die Brust. Während

das Blut fliefst, sind sie am meisten beschäftigt, und es mag wohl sein, dafs sie im Einverständnifs mit den Priestern sind.

Der neapolitanischen Regierung mufs sehr viel an diesem Wunder gelegen sein. Wenn sie wollte, könnte sie förmlich auf dasselbe spekuliren; denn, was sie auch heute unternimmt, ist morgen gut in den Augen des Volks, sobald das Blut des heiligen Januars fliefst.

Es gibt wenige Wunder, die der Welt etwas genuzt hätten. Dieses gehört auch unter die unfruchtbaren, und es ist kaum abzusehen, warum der Heilige nicht lieber jedes Jahr durch eine zehnfältige Erndte seinen frommen Neapolitanern ein Liebeszeichen gibt. Dafür ist die ganze Sache ein Schauspiel für sie; etwa von der Art, wie man sich gerne durch chemische Kunststüke unterhalten läfst, die man nicht begreift.

Jeder solchen Funkzion geht immer eine Procession voran, oder es folgt ihr eine nach.

Diese Feierlichkeiten sind in Neapel wahre Karnevalszüge. Ich will nur Eine solche, die dem heiligen Januar zu Ehren den 6ten Mai 1804 gehalten wurde, beschreiben.

Die glänzendste Parthie der Procession machten vierzig Heilige, schwer von Silber in Lebensgröfse ausgegossen, und reich vergoldet, und mit Edelsteinen besezt. Mehrere hatten Orden an, und ich erfuhr da zum erstenmal, dafs der heilige Franz Ritter vom goldenen Vliefs ist.

Jede dieser Statuen stand auf einer Tragbahre, welche von einem Halbduzend Lazzari bewegt wurde. Man hatte sie in eigene lange Röke von verschiedenen Farben hineingesteckt, und ihnen allen schneeweisse Perüken aufgesezt. Wie närrisch diese gegen die braunen Gesichter und schwarzen Bärte abgestochen haben, kann sich denken, wer sich einen Neger mit einer solchen Perüke vorstellen kann.

Diese Leute erhalten, jeder für seine Mühe, etwa einen Piaster. Darum drängen sie sich

mehr aus Eigennuz, als aus Frömmigkeit, zu dem wirklich beschwerlichen Dienste. Oft unterbrechen sie das andächtige: Ora pro nobis! durch eine Verwünschung des Heiligen, dafs er so schwer sei. Sie lachen gegen ihre Bekannten, und rufen ihnen Spässe zu. Geht einer mit einem Korb Orangen vorüber, so greifen sie kühn nach denselben, und der Heilige, der sich schon zu sehr mit ihnen familiarisirt hat, mufs den Diebstahl durch die Finger anschauen. Auch mufs er es sich schon gefallen lassen, dafs sie, so wie sie ihn niedergesezt und ihren Lohn erhalten haben, in den nächsten besten Weinkeller gehen, sich betrinken, und im Rausche vielleicht einander todtstechen.

Alles drängt sich um die Heiligen. Die Strafsenjungen wollen wenigstens die Ehre haben, auch unter der Tragbahre zu gehen. Unter derselben hervor neken sie ihre Kameraden, und werfen sie gar mit Orangenschaalen. Diese stehen neidisch über die Glüklichen

da, und schimpfen sie und den Heiligen mit groben Worten.

Hinterher geht die Priesterschaft, und den Zug beschliefst ein Trofs Weiber, welche unaufhörlich schreien: San Gennaro, ora pro nobis!

So gieng der Zug nach der Kirche des Heiligen. Er führte durch die Strafse del Mezzocannone, wo ein altes Königsbild steht, welches man den Re del Mezzocannone *) nennt. Dieses hatten sie auf fantastische Weise angemahlt, und ihm eine grofse neapolitanische Kokarde an die Krone geheftet.

In der Kirche wurden die Heiligen sämtlich um den heiligen Januar herumgestellt. Es war eine Staatsvisite, die sie ihm machten, welche viel Aehnliches mit einem chinesischen Tempel voll Pagoden hatte.

*) Der halbe Kanonenkönig.

XXXVIII. Das Blut des heiligen Januarius.

Ich weifs nicht, welcher Kirchenlehrer gesagt hat: sanguis martyrum est semen ecclesiæ *); aber es ist ein wahres Wort. Reichlich hat das Blut des heiligen Januarius in Neapel gewuchert. Sein Schaz ist dadurch so ansehnlich geworden, als der irgend eines Heiligen. Manche haben für die Sache der Menschheit ihr Blut vergossen, und sind vergessen. Die Kirche ist dankbarer, und hat ihren Märtyrern ewige Denkmale gestiftet.

Man weifs, wie oft das Blut des heiligen Januars in Neapel wieder flüssig wird; aber Niemand weifs, wie das zugeht, ausser den Wenigen, welche der Himmel zu diesem Wunder gebraucht. Ich habe selbst gesehen, wie die Flasche in der Hand des betenden

*) Das Blut der Märtyrer ist der Saamen der Kirche.

Priesters jene Wirkung that, und kann mir nur Eine Erklärung denken, welche, glaube ich, noch Niemand gemacht hat.

Wie, wenn jene trokene, dunkelrothe Masse Eis wäre, welches man in Neapel bekanntlich weit besser zu behandeln versteht, als in Archangel? In der Hand des Priesters vergeht es zuverläßig, besonders wenn er die Flasche recht fest hält, und andächtig dazu betet.

Parbleu! c'est là dessus parler en homme sage! sag' ich mit Moliere's Oront, und überlasse es Jedem, davon zu denken, was er will. Am bequemsten aber wird es sein, zu glauben.

XXXIX. Der heilige Antonio.

Ob es wahr sei, wie viele behaupten wollen, dafs der heilige Benedikt schon in Mutterleibe Psalmen gesungen habe, ist freilich heutzutage schwer zu entscheiden. Offenbar müfste das seine Mutter am besten wissen — und diese ist schon lange gestorben.

Auf jeden Fall war das eine, eines Heiligen würdige Andacht, und darum ist es auch leicht begreiflich, dafs sich seine Nachfolger einen so ausgebreiteten Ruf und so grofse Reichthümer erworben haben, wenn sie gleich sich das Recht genommen, ihre Psalmen erst ausser ihrer Mutter Leibe zu singen. Solche Verdienste kann ich nun freilich unserm Heiligen nicht nachrühmen; ich weifs überhaupt nur wenig von dem, was er gethan hat. — Aber wenn mehrere Millionen Menschen mehrere Jahrhunderte hindurch steif und fest glauben, man brauche nur ihm seinen Ochsen, dafs er nicht mehr stosse, ihm sein

Pferd, dafs es weder gleite noch ausschlage, nur ihm seinen Esel, dafs er munter, gefällig und lenksam werde — zuzuführen, so ist das denn doch keine Kleinigkeit. Wären die Macedonier nicht so verstokte Heiden gewesen, so hätte sich der grofse Alexander wohl die Gefahr, seinen Hals zu brechen, ersparen können; man hätte den Bucephalus in die Kapelle des heiligen Antonio geführt, da wäre er so zahm geworden, dafs ihn der Beichtvater des Königs Philipp selbst hätte besteigen dürfen.

Bekanntlich ist zur Erhebung in den heiligen Stand keine Adelsprobe vonnöthen — denn sonst möchten wohl das Paradies und der Kalender nicht so bevölkert sein, als heutzutage; sonst hätte wohl auch unser heiliger Antonio sich das Gelüste vergehen lassen dürfen, unter dem ersten Stande zu glänzen. Sie mahlen ihm immer ein Schwein zur Seite, ob man gleich Ursache hat daran zu zweifeln, dafs ihn St. Peter damit zur Himmelspforte

eingelassen habe. Die Mahler und Bildhauer sind hierin nicht so artig, wie jener grofse Säufer in Neapel, der den Heiligen ohne sein Schoosthierchen über die Hausthüre mahlen liefs, und sich in seiner Andacht gerne getröstete, dafs die Spötter sagten: der Heilige ist vor der Thüre, und das Schwein drinnen.

An seinem Feste, welches in den Februar fällt, werden alle Thiere der ganzen Stadt vor seine Kirche gebracht, um gesegnet zu werden. Es ist ein wunderbar erbaulicher Anblik alsdann — man glaubt die Sündfluth nahe, die Arche segelfertig, und eben bereit, die Stammväter des künftigen Geschlechts einzunehmen.

An diesem Tage sind alle Eingänge von allen Theatern der Stadt in Kapellen umgeschaffen. In der Thüre steht ein Altar, an welchem des Abends ein Chor abgesungen wird. Ueber demselben bleibt aber der Aushängeschild des morgen zu gebenden Stüks hängen. Auf einem sah ich: der Tartüffe:

auf einem andern: die heimliche Ehe; auf einem dritten: die neun und neunzig Unglücksfälle des Polecenella mit Ballet angekündigt — und Mancher schien andächtig vor dem Altar zu stehen, welcher nur den Theaterzettel las. Man sagte mir, dass das geschehe, weil der Heilige auch der Beschützer vor Feuersnöthen sei, und erzählte mir eine Geschichte, in welcher sein Schwein ungefähr dieselben Dienste that, den die berühmten Gänse auf dem Kapitol dem römischen Staate geleistet haben.

Der Neapolitaner hält sehr viel auf den heiligen Antonio. Hätt' er aus seinem niedrigen Stande sich nicht seine Demuth gerettet, lange schon wäre der heilige Januar vom Throne gestossen. Er brauchte sich nur einmal in die Angelegenheiten des Vesuvs zu mischen, und um den heiligen Januar wäre es geschehen; besonders seitdem er sich des Republikanismus verdächtig gemacht hat.

Ehmals mufs indefs die Devotion gegen

unsern Heiligen noch gröfser gewesen sein. So oft ein Schwein warf, wurde eines der Jungen zu Ehren des heil. Antonio aufgezogen. Man zeichnete diese Thiere an den Ohren, und liefs sie frei und heimathlos in der Stadt umherlaufen. Jeglicher machte sich eine Ehre daraus, sie zu füttern; jedes Haus fand sich beglükt, in welchem es einem dieser Schweine gefiel, eine Nacht zuzubringen. Am Ende des Jahrs liefs der Erzbischof von Neapel alle diese Thiere zusammenfangen, und verkaufte sie, wie gemeine Schweine. Diese Jagd war für ihn ein sehr beträchtliches Einkommen.

Ein Spanier erzählte mir, dafs diese Sitte noch in einigen Orten seines Vaterlands herrsche. Ein Kloster läfst immer mehrere solcher Schweine gezeichnet in der Stadt herumlaufen, und das Publikum mästet sie. Mehrere Wochen vor dem Feste des Heiligen theilen die Mönche eine gute Anzahl Lottobillete aus, welche reissend gekauft werden. Die

Schweine sind die Gewinner; am Feste selbst werden die Loose gezogen. Von dieser sonderbaren Lotterie lebt das ganze Kloster.

So etwas müssen wohl die Sonnenrinder gewesen sein, mit welchen dem Ulyss und seinen Genossen das bekannte Unglük begegnet ist.

XL. Die vier Feste.

Für den, der nichts zu thun hat, ist's immer Festtag, sagt ein griechisches Sprüchwort. Aber die Müssigsten sind gerade am schauspiellustigsten. Natürlich, weil man nie müssig ist, wenn man sich selbst zu unterhalten weifs.

Lezteres verstehen nun die Italiener mit geringem Aufwand von Geist auf das vortrefflichste. Nur bei ihnen ist das Nichtsthun göttlich; wir Nordländer würden uns zu Tode gähnen.

Das hindert aber nicht, dafs ihnen nicht jedes Schauspiel willkommen wäre, wo nur das Auge und die Fantasie beschäftigt ist. Jede Procession, jedes kleine Kirchenfest zieht eine Menge von Zuschauern herbei, und die gröfsern loken Hunderttausende.

Dies ist z. B. beim Frohnleichnamsfest, bei den Festen der vier Altäre, der Madonna von Piedigrotta und des heiligen Januars der

Fall. Welcher Neapolitaner bliebe da zu Haus? — Auch die Umgegend der Stadt schikt ihre Bewohner zu Tausenden in dieselben, und die Bauren müssen im Ehekontrakt jedesmal versprechen, ihre Weiber zu den vier Festen nach Neapel zu bringen.

Ob es wohl in Deutschland auch zuweilen solche geheime Artikel in Bezug auf Reisen ins Bad, zur Messe u. dergl. gibt? Oder ob die deutschen Frauen es unter ihrer Würde halten, etwas zum voraus zu bedingen, was sie sich, sobald es ihnen einfällt, durchzusezen getrauen?

XLI. Theater.

"Wenn das Schauspiel das treue Gemählde des Lebens ist, so ist es der Spiegel der Nazionen. Mögen sie vor denselben treten, um ihre Vorzüge zu bewundern, oder ihre Fehler kennen und verbergen zu lernen, er ist immer gleich aufrichtig und wahr. Nenne die Neapolitaner glüklich, oder unglüklich, dafs sie auf dem Theater so herzlich über sich selbst lachen können; jener drollige Mensch, dessen Bekenntnifs wir anführten, hat völlig recht, wenn er sie ein Volk von gebohrnen Lustigmachern nennt *).

"Darum hat auch die tragische Dichtkunst nie ein Glük in Neapel gemacht; und wenn Signorelli gleich eine Menge Dichter in derselben aufzählt, so mufs man ihn nur bedauren, dafs er auch verunglükte Versuche durch einen Plaz in der Geschichte geehrt hat. Die

*) S. oben: Talent zum Burlesken.

ernstesten Männer der Nazion, und ihre tiefsten Denker, wie Giordano Bruno und Giambattista della Porta, haben Komödien geschrieben, weil sie sich der Vorliebe ihres Volks für das Komische nicht schämten. Ja der ernste Porta und der rauhe Salvator Rosa, mit manchen Andern, waren selbst als Schauspieler im komischen Fache berühmt. Die neuere Zeit sogar, welche selten eigenen Karakter, gewöhnlich nur Nachahmung zu zeigen gewohnt ist, hat in Neapel kein ernsthaftes Drama hervorgebracht, das einer Erwähnung verdiente.

Desto reicher ist das komische Theater der Neapolitaner. Unter den Neuern sind die Nahmen eines Federico, Trinchera, Cins. Pasq. Cirillo und Mario Pagano die beliebtesten. Sie schildern die Sitten, wie sie sie fanden, und mehrere unter ihnen haben vollständige Zeichnungen einzelner Städte gegeben, wie der Letztere in seiner Eugenia von dem neapolitanischen Forum. Auch unter den

komischen Opern des Trinchera, Palomba, Lorenzi, wovon besonders der Socrate imaginario, und il Divertimento de' Numi, finden sich Meisterstüke in ihrer Art.

Am entschiedensten ist der Geschmak dieses Volks für das Niedrigkomische. Alle Stüke der Art werden im neapolitanischen Dialekt gegeben, und, nach vorher verabredetem Plane, gewöhnlich aus dem Stegreif aufgeführt. Wer das, mit reichlichem Pfeffer zugesezte Salz der Neapolitaner, den Reichthum ihrer Sprache für komische Beziehungen, ihre Beugsamkeit und Gefälligkeit für wizige Zweideutigkeiten kennen lernen will, der besuche die kleinen Polecenell-Theater. Aber er sei nicht zu ekel im Punkte des Anständigen, sonst wird er bald die gute Laune verlieren, und mit Unwillen seine Bank verlassen.

Der Polecenella spielt hier immer die Hauptrolle, und das Verdienst desselben, wenn er sich über das Gewöhnliche erheben will, ist

kein Geringes. Jeder Neapolitaner ist im Stande, einen erträglichen Polecenella zu machen; aber wer sich den Ruf von Domenic-Antonio di Fiore und von Massaro in dem von ihm geschaffenen Karakter des Don Fastidio erworben, ist ein Mann, der in seinem Fach den höchsten Punkt erreicht hat.

XLII. Theater von S. Carlo.

Das erste Theater in Neapel, und das gröste in Europa überhaupt. Seine Länge ist 270, seine Breite 108, und seine Höhe 70 Fufs. Sechs Reihen von Logen umschliessen das Parterre. Die Verzierungen sind sehr reich, besonders in Spiegeln; und wenn das ganze Theater beleuchtet ist, vermag das Auge den hellen Glanz kaum zu ertragen.

Das gröste Theater in Europa — und dennoch, wie klein gegen ähnliche Gebäude der Alten! Man vergleiche nur die Maafse des Colosseums in Rom. Die ganze Länge seines Ovals hält 851 Palme, die Breite 713; im längsten Durchmesser zählt die Arena 590, in ihrer Breite 252 Palme; die Höhe des Ganzen ist 222. Man weifs, aus welchen soliden Materialien und mit welcher Schnelle es erbaut worden ist. Den leztern Vorzug hat auch das Theater von S. Carlo. Im Jahr 1737 wurde es, nach dem Plane des Sicilia-

ners, Ametrano, durch den thätigen Angelo Carasale in 270 Tagen fertig. Ob es aber ein künftiges Jahrtausend hindurch noch stehen wird, wie das Colosseum, daran dürfte man zweifeln, wenn es auch auf einem festern Boden stünde, als der vulkanische von Neapel ist.

Ein bedekter Gang führt vom königlichen Palaste in dieses Theater. Meist werden grofse Opern in demselben gegeben. Am herrlichsten ist seine Ansicht in den Redouten des Karnevals. Das Parterre und die Scenen sind zu Tanzplätzen umgeschaffen, alle Logen erleuchtet, alle Kronleuchter angezündet, und in dem grofsen Raume bewegt sich ein munteres Volk unter tausend Masken der ausgelassensten Fröhlichkeit.

XLIII. Weitere Theater.

Ausser dem Theater von S. Carlo, enthält die Stadt Neapel noch vier andere gröfsere Theater, welche des Winters beinahe alle offen sind. Das de' Fiorentini und del Fondo sind die grösten, das lextere das am besten gelegene in der Nähe des Molo. Das Teatro nuovo und S. Ferdinando sind kleiner, und sehr beschwerlich durch die schlechten Zugänge. Komische Opern wechseln auf denselben mit Komödien, in welchen der Polecenella häufig die Hauptrolle spielt.

Kleinere Polecenelltheater sind noch verschiedene vorhanden, welche als der Siz der ächtesten, aber auch regellosesten komischen Laune, oft am meisten besucht werden. Manche darunter sind beinahe den ganzen Tag offen, wie die Kirchen, und werden auch, wie diese, im Vorbeigehen besucht. Meistens steht ein Polecenella vor der Thüre, und ladet durch eine Menge Spässe die Vorübergehenden zum

Eintritt ein. Folgt man seiner Ladung nicht, so muss man sich's oft gefallen lassen, von ihm zum Gegenstand des Spottes für die Umstehenden gemacht zu werden. Häufig hängen noch die Gemählde der grossen Begebenheiten, welche drinnen gegeben werden, aussen. Dies ist dann manchmal nichts geringeres, als der Brand von Troja, die Pariser Bluthochzeit, das Erdbeben von Messina, die Grausamkeiten des Nero — lauter recht lokende Schaustüke, welche ihre Wirkung selten verfehlen.

XLIV. Der Polecenella.

So nennen die Neapolitaner ihren theuersten, komischen Karakter auf dem Theater. Polecenella ist mit seinem Nahmen in Neapel entstanden; darum gehört ihnen auch die Ehre, ihn als ihren Landsmann unter dem Nahmen aufzuführen, wie er in ihrer Sprache lautet.

Nichts geht über die Vorliebe dieses Volks für seinen Polecenella. Er darf ihm nirgends fehlen, wo es unterrichtet, erbaut und belustiget werden soll. Das Recht hat er einmal erhalten, sich in alles zu mischen, wie das Schiksal; denn wo er nicht zugegen ist, kann der Neapolitaner sich nicht freuen. Wo er aber auch nur seine lange Nase sehen läfst, ist er zufrieden. In ihm steht das Symbol der Nazion da; die meisten ihrer Begriffe müssen sich in dasselbe kleiden. Es ist dies an der eindringenden Beredsamkeit des Pater Rocco gezeigt worden, als er, auf den gekreu-

zigten Heiland deutend, ausrief: dies ist der wahre Polecenella!

Auch bei der ernsthaftesten Handlung kann der Neapolitaner seinen Liebling nicht missen. Er glaubt seinen Heiligen nicht besser ehren zu können, als wenn er ihm dasselbe Vergnügen macht, welches er so sehr liebt. Darum muss es auf Erden aus vollen Böllern, Raketen und Schwärmern donnern, wenn im Himmel Freude sein soll. Tausend Lichter müssen dem Heiligen brennen, und am Altare, welcher ihm errichtet ist, steht Polecenella in einer lustigen Stellung, und hält die größte Kerze.

Oft bin ich in Neapel mit Erstaunen an Orten auf ihn gestossen, wo ich eher den Bösen selbst, als ihn vermuthet hätte. Wie bist du hereingekommen, war ich in Verwunderung zu fragen, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? — Aber er schämte sich, kneipte sich in die lange Nase, und lachte so unmäßig, daß ich auch lachen mußte.

In den Presepi *), welche um Weihnachten in vielen Häusern aufgestellt sind, fehlt er niemals. Man ist immer besorgt, ihn auch in Bethlehem unterzubringen. So sehr liebt ihn das Volk, dafs es ihn an dem Glük der heilbringenden Zeit Theil nehmen läfst. In den Grotten des Bergs, welcher gewöhnlich vorgestellt ist, sind Schenken angebracht; aber in diesen ist nicht leicht ein Tisch, wo nicht Polecenella die Hauptrolle spielt.

Denn, wie Er, vermag Niemand das Volk anzuloken. An der Thüre der kleinern Theater steht er gewöhnlich mit einem langen Horn in der Hand, und ladet durch seine Spässe zum Besuch ein. Wie könnte da der Neapolitaner widerstehn? Er wollte vielleicht eben zur Messe gehen; aber Kirche, und

*) Wörtlich: Krippen. Sie sind eine Art von Kunstwerken, welche dem südlichen Italien eigen sind. Sie stellen die Scenen in Bethlehem zur Zeit der Geburt des Erlösers dar, und werden um Weihnachten aufgestellt.

Sünde und Busse sind vergessen. Er lacht sich vor seinem Polecenella alle Vorwürfe seines Gewissens weg.

An einer Bude sah ich einen Schild hängen, worauf der Nahme ihres Besizers in lauter Polecenellen ausgedrükt war. So verkauft man auch das ganze Alfabet, und die Kinder lernen weit leichter die todten Buchstaben kennen, mit welchen sie sonst keine Ideen verbinden würden. Wenn der Lehrer gewöhnlich von dem Schüler nicht gelieht ist, so machte doch der Schulmeister Polecenella eine Ausnahme.

Vor einer Bude, wo Wassermelonen verkauft wurden, sah ich einen andern Schild, der noch merkwürdiger war. Er stellte die Früchte zerschnitten vor, und Polecenelle sprangen heraus. Gute Laune, und Scherz und Freude versprach so der Verkäufer allen, die bei ihm einsprachen.

Auf dem Theater ist er die Hauptperson. Es hat geistliche Stüke gegeben, in welchen

Polecenella die Heiligen nekte, wie heutzutage die Liebhaber. Er mufs sich in alle mischen, wenn sie dem Volke gefallen sollen. Man hüte sich ja, sich unter seinem Publikum nur die Lazzoroni zu denken.

Gleich dem Brighella und dem Arlechino ist sein Karakter in ächt neapolitanischen Schauspielen bestimmt. Er ist ein unbehülflicher, naschhafter, nach Frauen lüsterner Kerl, welcher nicht leicht den Mund öfnet, ohne eine Dummheit zu sagen. Im blofsen, herausbängenden Hemde, mit weissen, linnenen Schifferhosen und einer Müze steht er da. Die schwarze Farbe und die lange Nase zeichnen seine Maske aus, welche ihm nie fehlen darf. So macht er bald den Herrn, der von seinem Bedienten betrogen wird: bald den Bedienten, welcher seinen Herrn betrügt. Heute ist er ein Filosof, der nichts als dummes Zeug plaudert; morgen ein Narr, welcher die triftigsten Wahrheiten hören läfst. Er ist Hahnrei, und macht Hahnreie — alles

dieses in seinem weiten Hemde, mit unaufhörlicher Gewandtheit, andern durch Schlauheit oder Dummheit ihre Sachen zu verderben, und beständig gequält durch die launigsten Zufälle und die Neckereien der Mitspielenden.

Die glücklichste Laune hat den muntern Gesellen geboren. In Acerra, einer Stadt im glücklichen Kampanien, kam einst, zur Zeit der Weinlese, eine Schauspielertruppe an. Man weiss aus Tansillo, wie weit die Munterkeit des Landvolks um diese Zeit geht, und wie sie die, durch die Sitte des Landes gestattete Freiheit benutzen, Jeglichem, welcher vorübergeht, eins aufzuhängen. Jene Schauspieler erfuhren dies in reichlichem Maafse. Scherz über Scherz, Spott über Spott ward von den Halbtrunkenen auf sie ausgegossen, und, so reichlich sie es erwiederten, um so schärfer wurden sie immer wieder von den witzigen Reden der Landleute getroffen. Unter diesen befand sich besonders einer, Nahmens

Puccio d'Aniello, welcher mit dem reichsten Wize eine Gestalt verband, die den Wiz der Andern herausfoderte. In die Enge getrieben von den vielen Spöttern, schütteten sie ihre Galle über den Einzigen aus, welcher ihnen durch seine Gestalt und seine Angriffe die meiste Gelegenheit und Auffoderung zum Erwiedern gab. Aber dadurch wurde sein Spott nur immer beissender, und sie nach und nach von ihm dergestalt in die Enge getrieben, dafs sie's für das Klügste hielten, das Feld zu räumen, nachdem sie beinahe handgemein geworden waren.

Als die ersten Wallungen des Aergers und der Demüthigung vorüber waren, mufsten sie freilich über die sonderbare Begebenheit lachen. Einer unter ihnen, und wohl der Klügste, kam auf den Einfall, sie zu ihren Vorstellungen zu nüzen. Sie machten dem Puccio d'Aniello den Vorschlag, unter ihre Truppe zu treten, und in höherer Sphäre seine Spässe fortzusezen. Wie er war, in

seinem Hemde und seinen langen Hosen, stieg Puccio auf die Bühne, und wurde bald der Liebling von Neapel. Als er starb, war er dem Volke schon so nothwendig geworden, dafs es ihn nicht entbehren wollte. Man ersezte den Spafsvogel durch einen andern, welchen man durch eine schwarze Larve mit einer langen Nase ihm ähnlich zu machen suchte. Dieser sezte unter seinem Nahmen, den man nach neapolitanischer Weise in Polecenella zusammengezogen hat, seine Spässe fort, und belustigt noch heutzutage die Enkel des Volks, welches so oft über Puccio d'Aniello gelacht hatte.

Dies ist die wahre Geschichte der Entstehung des komischen Karakters Polecenella. Sie unterscheidet sich von den sonst gangbaren Nachrichten darüber: leuchtet aber, wenn man ihre Aechtheit auch nicht durch gelehrte Beweise darthun könnte, wie man es kann, durch ihre natürliche Ungezwungenheit von selbst in die Augen.

Merkwürdig für den Karakter der Bewohner dieser Gegenden überhaupt ist der Umstand, dafs die fabulæ atellianæ, durch welche die alten Römer die ernsten Eindrüke, die das Trauerspiel in der Seele der Zuschauer zurükliefs, wieder zu verscheuchen suchten, auch in dem glüklichen Kampanien entstanden sind. Nimmt man nun noch die Stelle des Statius (Silv. 3. 5.) hinzu, wo er die Aufführung der Stüke des Menander in Neapel so sehr rühmt, so findet man, dafs das Talent dieses Volks, sich und Andre zu belustigen, schon sehr alt ist. Man könnte darin vielleicht eine Antwort auf die Frage finden: wie es möglich gewesen, dafs diese Nazion nicht schon längst ihrem, Jahrhunderte daurenden Elend unterlegen sei?

XLV. Don Fastidio.

Neben dem Polecenella ist diese eine der ächt-neapolitanischen Theatermasken. Dafs dieser Mann nicht der angenehmste Gesellschafter sei, zeigt schon sein Nahme an; aber wenn der Karakter des Polecenella sich seltener im Leben findet, so ist Don Fastidio ein Mann, dem gewifs Jeder schon einmal in seinem Leben begegnete.

Er verdankt seinen Ursprung dem Schauspieler Massaro, welcher sich in dieser Rolle für die Neapolitaner unsterblich gemacht hat, und ist auch seit dem Tode jenes Mannes wieder seltener auf dem Theater geworden, weil seine Darstellung nach ihm Niemand mehr so gut gelungen ist.

Don Fastidio ist der Mann, welcher in den ehrwürdigsten Karakteren am lächerlichsten wird. Ist er Staatsmann, so ist darauf zu wetten, dafs er Prügel bekommt: als Ehemann wird er Hahnrei: ist er Vater, verführt

man ihm seine Tochter; ist er Liebhaber, so hat ihn seine Geliebte zum Besten; und will er eben die klügste Bemerkung machen, so fällt ihm Polecenella ins Wort, dafs er nie seinen Saz enden kann.

Ein Wunder ist dies nun freilich nicht. Don Fastidio versteht die Kunst, sich kurz zu fassen, so wenig, als Polonius im Hamlet, wenn er es gleich oft genug wiederholt, dafs Kürze die Seele der Rede sei. Alle seine Gespräche fangen mit einem langen Concio-sia-cosa-che, mit einem alldieweilen und sintemalen an: sein Vortrag soll gut gesagt sein, und verwikelt sich in sich selbst, wie ein zu langer Faden; und bleibt er auch steken, so fährt er dennoch mit verdoppelter Ernsthaftigkeit fort. Ob er nun gleich immer ausgelacht wird, so ist seine Selbstgefälligkeit doch unerschütterlich, und seine Schwazhaftigkeit und sein Aberwiz bleiben sich unter allen möglichen Unfällen

gleich, welche der Dichter nie ermangelt, gleich Winterfloken, über ihn auszuschütten.

Um ihn ganz auszuzeichnen, gehören eine lange Gestalt, ein sehr diker Bauch, und äusserst dünne Beine, ein sehr altväterischer Anzug, und eine grofse Nase, mit Brillen dazu. Wer ihn bei uns nazionalisieren wollte, dürfte sein Urbild etwa auf einer Universität suchen, und würde wohl nicht viele Mühe haben, es zu finden.

XLVI. Die Domkirche.

Auf der Stelle, wo einst dem Apollo und Neptun in eigenen Tempeln geopfert wurde, steht die Domkirche. Sie ist sehr grofs, ihre Architektur gothisch, die Verzierungen äusserst reich. Für den Andächtigen wird hier das Haupt des heiligen Januarius und sein wunderbares Blut zur Anbetung aufbewahrt. Freunde der Kunst können sich manches schönen Meisterwerks erfreuen. Kenner der Geschichte rufen hier die Schatten grofser und berüchtigter Männer herauf, und werden wehmüthig, wenn auch noch aus den Gräbern die feile Schmeichelei sie angrinst.

Wenn das Auge sich auf ewig zuschliefst, das nach Gefallen Gnaden gelächelt, dessen zürnendes Rollen ganzen glüklichen Menschenleben Zerstörung gebracht hat, so sollte doch die Schmeichelei ihre Larve wegwerfen, und zur Wahrheit werden. Dieser geschlossene Mund kann ja keine Geschenke mehr

geben, diese Hand kein Schwerdt mehr fassen — du legst ihn hinein in den Sarg, schliessest das ewige Gefängnifs lachend über ihm zu, und hast dennoch Muth und Feigheit genug, uns zu sagen, dafs du ihn geliebt und geachtet hast?

Trete hin an Innocenz IV Grab, das hier errichtet ist. Dieser Pabst war als Kardinal Kaiser Friedrichs II Freund gewesen, und gebrauchte die Binde- und Löse-Schlüssel, sobald er sie erhalten hatte, dazu, jedes Band zwischen sich und Friedrich aufzulösen. Er entsezte ihn seiner Krone, und liefs ihn, als alles nichts helfen wollte, höchst wahrscheinlich vergiften. Dieser Pabst erfand die Anbetung des Brods und Weins im Nachtmahl, und schuf sich darin gleichsam einen neuen Gott, dessen Gelindigkeit er für seine Ausschweifungen bedurfte. Seiner Kebsweiber und Kinder waren so viele, dafs er es nicht einmal der Mühe werth hielt sie zu verbergen — Was braucht es weiter, wenn man weifs,

dafs in ihm einer der verworfensten Menschen zu einer Zeit auf den päbstlichen Stuhl kam, wo dieser die Freistätte für Verbrechen aller Art und Gröfse war? — Und dennoch ist er, nach der Inschrift auf seinem Grabe, „in-„numeris præclare, et prope divine „gestis *)" gestorben!

Aehnliche Betrachtungen liessen sich noch bei manchen Gräbern dieser und andrer Kirchen machen. Aber das ist ja überall so; drum lieber in das heitere Reich der Kunst, wo der holde Schein in Unschuld den gläubigen Sinn betrügt!

Zuerst zollen wir einigen Mahlern aus den ersten Zeiten der neuern Kunst die Verehrung, welche ihnen bis jezt noch selten geworden ist. Tommaso Stefani, gebohren 1230, war ein Zeitgenosse des Cimabue, und wird von Vielen für vorzüglicher geachtet, als dieser Toskaner. Von ihm ist die Leidensgeschichte

*) „Nach unzähligen, höchst ruhmvollen, und beinahe göttlichen Thaten."

Jesu in der Kapelle de' Minutoli gemahlt. Ein anderes seiner Bilder, der heilige Michael, befindet sich in der Sakristei der Kirche von S. Angelo a Nilo. — Ueber Giotto'n haben Manche den Filippo Tesauro gesezt, welcher im Jahr 1280 zur Welt kam. In der grofsen Kapelle der Familie Tocco, dieses Doms, sieht man von seiner Hand die Thaten des heiligen Aspremus auf der Mauer gemahlt. — So viel von den verdienten anspruchslosen Alten, welche leicht über den schmeichlerischen Neuen vergessen werden!

Ausser den vielen Gemählden neapolitanischer Mahler, verdienen hauptsächlich die Werke von Domenichino und Guido Aufmerksamkeit. Sie befinden sich im sogenannten Schaz des heiligen Januars, und hatten wenigstens für mich gröfsern Werth, als alle die andern Kostbarkeiten des reichen Märtyrers. Der Handverkenneid, welcher nirgends verächtlicher und nirgends wirksamer ist, als in den schönen Künsten, konnte es nicht

ertragen, dafs sich diese beiden Fremden so viele Ehre machten. Man stellte ihnen nach dem Leben, und Guido entgieng den Banditen nur durch die Verwechslung, welche seinen Bedienten traf. Dies entleidete dem guten Künstler seinen Aufenthalt in Neapel so sehr, dafs er plözlich nach Rom zurükkehrte. Domenichino starb über seiner Arbeit. Indefs findet man von beiden noch schöne Werke hier.

Neben den vielen Gemählden von Luca Giordano, Solimena, Ribera, Lanfranco u. a. stehen eine Menge von marmornen Statuen, deren Verdienst nicht sehr grofs ist. Aber von unschäzbarem Werth sind dafür vier und dreissig lebensgrofse Heiligenstatuen — weil sie von Silber sind. Als eine der gewöhnlichen neapolitanischen Vermischungen des Heiligen mit dem Profanen, ist mir die marmorne Nymphe, Parthenope, aufgefallen, welcher man auch hier einen Plaz vergönnt hat. Noch lächerlicher ist die Verwendung einer ungeheuren, antiken Schaale von Pietra

paragone, welche nach ihrer Basrelicte dem Bacchus gewidmet war, und heutzutage zum Taufstein dient.

Eine andre Kunstmerkwürdigkeit befindet sich in diesem Tempel, welche es hauptsächlich dadurch ist, dafs man sie nicht sehen kann. Es sind die schönen Säulen von orientalischem Granit, welche einer der Erzbischöfe von Neapel mit Gips überziehen liefs, damit sie nicht abgenutzt werden sollten.

In den beiden Kirchen, der einen über, und der andern unter der Erde, sind Reichthümer verschwendet. Ich weifs nicht, wie hoch man den Schatz des heiligen Januarius anschlägt, und es wird den Lesern auch wenig daran liegen: aber das wünschte ich, dafs ich ihnen das bekannte Wunder von dem Flüssigwerden seines Blutes erklären könnte. — Doch dann ist's ja kein Wunder mehr. Drum wollen wir es lieber glauben, und keine weitere Glossen darüber machen.

XLVII. Albergo reale de' Poveri.

Wenn man sich von Rom aus dem Kapuzinischen Thore von Neapel nähert, so sieht man auf der rechten Seite der Strafse ein Gebäude stehen, das durch seine Gröfse und den edeln Styl seiner Architektur imponiert. Es ist das grofse Hospital, welches Karl III für die Hülfsbedürftigen des ganzen Königreichs gestiftet hat.

Noch ist es nicht vollendet, und die ungeheure, kostbare Anlage des Gebäudes hat zu dem Wort Veranlassung gegeben: „König Karl habe sich arm gebaut, um die Armen zu Königen zu machen." Nach seinem Plane sollte es eine Länge von 2370 Palmen haben, das Ganze in vier Quadraten mit so vielen Hofen bestehen, und in der Mitte die Kirche umfassen. Jezt ist nach einem Kostenaufwand von Einer Million Dukati etwa die eine Hälfte vollendet, und die andre erwartet schon seit langen Jahren ihre Beendigung. Der Grund-

stein ward im Jahr 1751 gelegt, und der Plan von dem Cavalier Fuga entworfen.

Wenn man nicht läugnen kann, dafs eine Anstalt von diesem Umfang besser auf dem Lande, und auf jeden Fall gesünder für ihre Kranken und für die Hauptstadt selber, ausserhalb derselben stünde, so kann man doch den grofsen Geist nicht verkennen, in welchem sie angelegt ist.

Es sollte ein Asyl für die Armen sein, und kein Müssiger darin geduldet werden, so lange er noch Kräfte zur Arbeit hat. Vorzüglich sollten darin die Künste erlernt werden, welche man im Königreich zu verbreiten wünschte — es sollte die Pflanzschule der Industrie werden.

Wozu aber, wird Jeder fragen, wozu hier Beker, Schuster, Barbiere u. dergl. bilden? Kann man diese Gewerbe sonst nirgends lernen, als in einer so kostbaren Anstalt? — Freilich ist dies der Hauptfehler; denn es hat dem guten Willen der Fürsten dieses König-

reichs immer an Dienern gefehlt, welche den wohlthätigen Gedanken auf eine wohlthätige Weise auszuführen verstanden.

Gegenwärtig werden gewöhnlich 800 Menschen in dieser Anstalt unterhalten. Man gibt ihnen Unterricht in der praktischen Chirurgie, in der Musik, im Zeichnen und in den oben genannten Gewerben. Aber es haben sich noch wenige Früchte für den Staat gezeigt. Mit einer jährlichen Einnahme von 33,000 Dukati liefse sich wohl viel Nuzen stiften, und die glänzende Aufschrift: Regium totius regni pauperum Hospitium, wahr machen.

XLVIII. Conservatorien für Frauen.

Von den fünf und vierzig Anstalten dieser Art, welche in Neapel sind, schreiben sich die meisten, wie alle frommen Anstalten in allen Ländern, aus alten Zeiten her, wo es Sitte war, ein wildes Leben durch einen wohlthätigen Tod zu versöhnen. Einige darunter sind in neuern Zeiten gestiftet worden; das neueste, so viel ich weiß, im Jahr 1770.

Die meisten derselben haben die edelsten Zweke, und sind zu Asylen für die Unschuld und für das reuevolle Verbrechen bestimmt. Etwa zwanzig davon sind Erziehungsanstalten für Mädchen, deren immer gegen 5000 unter der Leitung von Geistlichen sich in denselben befinden, und natürlich keine andre Bildung erhalten, als eine Last von abgeschmakten Religionsbegriffen.

Eines, il Conservatorio del Riffinto, nimmt nur Mädchen auf, welche das Unglük

gehabt haben, jene Blume zu verlieren, die nach den herrschenden Begriffen nur im Brautbette mit Ehren gepflükt wird. Zwei andre, del Soccorso und S. Maria succurre miseris, öfnet sich den Unglüklichen, die ein Leben von Verführung und Schande in der Einsamkeit bereuen wollen. Spirito santo nimmt den öffentlichen Weibern ihre Töchter, noch ehe das Beispiel der Mütter sie verführt hat, erzieht sie leidlich, und verheirathet sie mit hundert Dukati Mitgift. Die Plätze in dieser Anstalt sind so gesucht, dafs man Beispiele von Weibern hat, in welchen das Gefühl der Mutterliebe das der Schande besiegte. Sie geben sich für öffentliche Dirnen aus, um ihre Töchter versorgen zu können.

Andre öfnen sich verwaisten Mädchen und Findelkindern, welche, wenn sie erzogen sind und sich heirathen wollen, eine Ausstattung erhalten.

So wohlthätig diese Anstalten alle sind, so

lassen sie bei der Ansehnlichkeit ihres Fonds doch noch viel zu wünschen übrig. Manche kommen nur Gebrechen zu Hülfe, welche heutzutage selten sind; und für viele unserer Zeit gibt es keine Anstalt. Beinahe alle aber sind für solche bestimmt, die eine bessere Polizei und öffentlicher Unterricht schon im Saamen verhindern könnte.

XLIX. Il molo grande.

Es ist ein kleiner Landstrich, welcher sich von der Seite des Castel nuovo aus in die See hineinzieht, und, mit seiner Schanze an der Spize, die eine Einfassung des Hafens von Neapel bildet.

Das vielseitige, buntschekigte Leben der Stadt stellt sich auf diesem Plaze im Auszug dar. Viele kommen hieher, um Luft zu schöpfen. Die Menge des Hafens ergiefst sich zum Theil über diese Landzunge; es versammelt sich also Jeder von einer gewissen Klasse hier, welcher geniessen und erwerben will.

Die neapolitanische Industrie zeigt sich hier in ihrem Glanzpunkte. Neben den verkäuflichen Dingen, für die gewöhnlichen Bedürfnisse, reihen sich die Büchertrödler. Erst mufs der Körper gesättigt und bekleidet sein, dann will auch der Geist seine Nahrung. Bücher und Kupferstiche sind auf den Mauern ausgebreitet, und zu guten Preisen zu haben.

Wer Lust hat, kann hier die Bildungsgeschichte der Menschheit, vom Ei an, in beständiger Bewegung verfolgen. Hier sizt eine Gruppe halbnakter Kinder, und spielt mit einem Hunde; oder sie nagen wechselsweise an einer faulen Wassermelone. Dort sizt ein Bettler in der Sonne, der sich das Hemd ausgezogen hat, um darin Jagd zu halten, oder es vom Schweisse, oder von dem eben eingenommenen Bade zu troknen. Ich begnüge mich nur den niedrigsten Punkt anzugeben, und den höchsten in dem niedlich gepuzten Priesterchen, oder dem widerhaarigen Kapuziner festzusezen, welche so ungleichen Schritts nach dem nehmlichen Ziele wallen.

Ausser diesen sieht das ganze rege Leben des erleuchteten Zeitalters da. Theater, Schulen, Alles, was für die Bildung oder Verschlimmerung des Volks gearbeitet wird, ist hier ersichtlich. Nur einige Abendspaziergänge an diesem Orte lehren Neapel besser

kennen, als lange Wanderungen durch seine vielen Strafsen.

Es sind grofse, einzelne Menschengruppen, bei welchen wir stille stehen müssen. Den Mittelpunkt der Einen macht ein Quaksalber aus. Nicht ferne von ihm hat ein Kapuziner ein kleines Auditorium um sich versammelt. Etwas ferner steht eine grofse Menschenmenge um einen Puppenspieler herum. In der fernsten Eke sizt ein alter, in Lumpen gekleideter Greis, welcher einem ziemlich angesehenen Publikum die Thaten des Räubers Rinaldo vordeklamirt; und die Weiber und Kinder beschäftigt ein raucher Abbruzzese, der einen Pudel seine Künste machen läfst.

Zur Noth liefse sich das alles auf einem Jahrmarkte zusammen finden. Aber hier ist alle Tage Rhodus; und so karakteristisch für das Volk stellen sich seine Unterhaltungen nirgends dar, wie auf dieser Stelle.

Die theologische Fakultät ist die erste. Ehre, dem Ehre gebührt! Wir wollen den

Kapuziner nicht vorbeigehen, um zum Quaksalber zu kommen.

Die Kapuziner sind sich überall gleich, wo man sie auch in der Welt sieht. Was Katharina (in Machiavelli's aristophanischer Klizia) von ihnen rühmt, dafs sie mit einem gewissen Wildprettgeruch ihre Atmosphäre schwängern, ist noch heutzutage, und in dem heissen neapolitanischen Klima ganz besonders wahr. Man wittert sie von weitem, und darum mögen sie für die eine Hälfte der Menschheit jene anziehende Kraft haben, welche ihnen die Spötter der andern vorwerfen wollen.

Eigentlich gehört dies gar nicht hieher, wo nur das Unterscheidende der Menschen in Neapel bezeichnet werden soll. Aber es gibt gewisse Dinge, die sich einem gar zu leicht aufdringen.

Neben unserm Prediger steht ein Kruzifix, welches von einem kleinen Jungen gehalten wird. Zu solchen Diensten drängt sich die

Jugend in Neapel eben so gut, wie in Deutschland. Man macht sich so gerne selbst in der Kindheit schon wichtig.

Eine gute Stimme gehört für jeden Volksredner. Der unsrige besizt diese Gabe im höchsten Grade. Man will versichern, dafs dies vielleicht seine Einzige ist. Wir können es nicht glauben, denn der Mann sagt wirklich nüzliche Dinge.

„Ihr sprecht immer," fängt er an, „von der Madonna del Soccorso, der Madonna di Loretto, der Madonna di Monte nero. Wie viele Madonnen glaubt ihr denn, dafs es gebe? Es ist nur Eine! Nun, was reifst ihr denn die Augen so weit auf, ihr Schöpse? Ist sie denn nicht die Mutter unsers Erlösers? Und wie viele Mütter habt denn ihr? Nicht wahr, jeder nur Eine, so viele Väter er auch haben mag?"

Men mufs gestehen, der Mann hat eine grofse Wahrheit bündig und mit Nachdruk ausgesprochen. Wir wollen uns begnügen

mit dem, was wir gehört haben, und zur zwoten Fakultät übergehen.

Sie ist in einem sehr gut gekleideten Quaksalber dargestellt. Wohl ein Hundert Menschen sind um ihn versammelt. Die nehmliche Aufmerksamkeit, und wohl auch dieselbe Andacht, wie bei der Predigt des Kapuziners. Und dies ist auch ganz billig. Denn beide verkündigen Heil — nur mit dem Unterschiede, der Eine dem Körper, der Andre der Seele. Und am Ende will man ja doch wissen, dafs es Leute genug in Neapel gibt, welche das erstere dem leztern vorziehen.

Aber sonderbar ist's, und ein Beweis der verdorbenen Menschennatur, dafs weder der Seelen- noch Körperarzt ohne Ueberredung etwas wirken. Vom ersten sagt Fontenelle, er müsse sprechen, und wäre es auch sans rime et raison: vom leztern, er müsse wenigstens Wunder thun, wenn ihm die Gabe der Beredsamkeit fehle. Diese Erfahrung ist so alt, als die Arzneikunst und die Religion —

so alt vielleicht als die Welt. Die leztere hat Altäre, Kreuze, Rosenkränze vonnöthen, um sich zu beglaubigen; die erstere Todtenschädel, Arzneikolben u. dergl. Jener muſs Wundergeschichten, dieser Wunderkuren erzählen, und nur dann, wenn es schwer ist zu glauben, glauben sie. Darin liegt das Geheimniſs der Poesie und Kunst.

Sonderbar ist's nicht weniger, wie ein Quaksalber auf so ernste Gedanken leiten kann. Aber ich habe nun den Fehler, selten lachen zu können. Späſse machen mich ernst, selbst dann oft, wenn sie der saure Schwiſt mir auftischt. Alle die Beredsamkeit dieses Demosthenes brachte mich nicht zum leisesten Lachen.

Mit Recht darf ich ihn einen Demosthenes nennen. Er stand am Ufer des Meeres. Stark schlugen die Wellen an die Felsen; er überschrie die Wellen. Es wurde auf einem Schiffe gezimmert; er überschrie das Geräusch. Es gieng eine Compagnie Soldaten

mit zween Trommlern vorüber — er überschrie die Trommeln.

Ohne eine Donnerstimme gibt es keinen Volksredner, und hab' er auch, wie Isocrates, zehn Jahre an seiner Rede gearbeitet. Dieser Mann besaß das Hauptrequisit dazu, und hätte zur Noth Xerxes ganzes Heer haranguiren können. O wie manches grosse Talent stirbt unbekannt und wirkungslos dahin!

Mit welcher Beredsamkeit er der Arzneikunde einen Lobkranz flocht! Mit welch kühnem Sprunge er von ihr auf das Lob des Rübsamens übergieng! Wie fromm er den Gran segnete, den ein Gläubiger für eine Dosis Extrakts aus demselben hingab, um sich Rettung gegen Stein- Magen- Nieren- Herz- Hals- Kopf- Zahn- Ohren- Seiten- und allerlei Weh zu erkaufen! Könige und Kaiser, die ihr Tausende für ein Feuerwerk verschwenden könnt, kommt hieher und seht, was man mit einem einzigen Gran Gutes

stiften kann! Hier ist für das, was euch ein einziges Gastmahl kostet, einem ganzen Volke Leben und Gesundheit zu erkaufen!

Solch ein Menschenfreund verdient ein ewiges Denkmal. Im Bewufstsein seiner Gröfse hat er es sich selbst erbaut. Hoch über euren Köpfen, gemeine Sterbliche! steht er auf einem Tisch erhaben. Als ob die ganze Welt ein Spiegel wäre, der sein Bild auffafst, geleitet ihn, wo er auftritt, ein grofses Gemählde, das ihn, wie er leibt und lebt, in heroischer Stellung abbildet. Rings herum sind eben so viele, von ihm verrichtete Wunder dargestellt. Dies ist seine Bilderbibel; lebendig steht der Apostel daneben, und erklärt seine eigenen Wunder. Hätten das alle Apostel der Welt gethan, so wäre Manchem viel Kopfbrechens erspart worden!

Neben ihm ist ein Tisch erhaben, worauf ein Todtenkopf stille ruht. Tod und Leben ist hier. Ihr habt nur zu wählen! Greift nach einem der Gläser, und ihr habt Leben

und Gesundheit, und werft zum Danke dem Todtenschädel einen Karlin in den Mund.

Vergessen wir über der medicinischen Fakultät die Juridische nicht. Sie stellt sich freilich nicht besonders ehrwürdig, in dem rauchen Schäfer aus Abbruzzo dar, welcher seinen Hund tanzen läfst. Nie hätten wir auf die Erklärung kommen können, welche Fakultät er repräsentierte, wenn es uns nicht zuweilen geschienen hätte, als ob das Volk einem so treuen Pudel ähnlich wäre, den die Geseze nach Gefallen abrichten, zum Tanzen, zum Gewehrpräsentieren u. dergl. mehr. Auch kam es uns vor, als ob hier das Recht des Stärkern unter die Bank geschoben wäre. Denn was hätte den zottigten Pudel abhalten können, seinem alten Präceptor zu entlaufen, wenn er sich auch nicht an ihm hätte vergreifen wollen? Aber so ist es ja im Grunde überall. Man weifs uns trefflich das Gebifs in den Mund zu legen, und wohl den Lykurgen,

wenn es ihnen so gut gelingt, wie dem Abbrusesen!

Weit munterer freilich, und wortreicher und sinnreicher, ist die Filosofie, mit dem ganzen Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften. Auch sie hat hier ihre Buden aufgestellt, und wirkt durch Bild und Schall auf die Welt.

Es ist ein länglichter Kasten, welcher auf einem Tische erhöht steht. Rings ist er mit Teppichen behängt, und zeigt nur oben eine, einer Schaubühne ähnliche Oefnung, in welcher kleine, etwa einen Fuſs hohe Puppen spielen. Der Mann, der sie leitete, ist aus dem Kasten herausgetreten; denn er hat das lustige Stük geendigt, welches ihm die Zuhörer anloken mufste. Es ist ein grofser Kreis um ihn geschlossen, und die Puppen hängen bewegungs- und athemlos über die Scene herunter. Ohne Bezug auf das Stük, beginnt er eine Predigt, worin er im Geiste des Pöbels, der vor ihm steht, seinem Auditorium

alle möglichen Sünden vorwirft, „Glaubst du," heifst es unter andern, „ich habe es nicht bemerkt, wie du neulich das Hemde gestohlen, so du auf dem Leibe hast? Und woher hast du denn die Uhr, welche du an dem breiten, rothen Bande herausblinken läfst? — Nicht wahr, du bist nicht hergekommen, etwas Gutes zu hören? Wartest wohl auf eine deiner Kebsweiber, welche du hier zu finden pflegst? O du Bösewicht, der du zu Hause dein Weib und deine Kinder hungern lässest, und dich in Garküchen und Kellern mit deinen Spielsgesellen herumtreibst! Wie? ist es dir nicht bange, dafs der Berg da drüben dir einen tüchtigen Stein an deinen Mammelukenkopf schleudert? Aber du denkst, geh's, so lange es geht. Gelt, am Ende wirst du doch wohl auch zum Kreuz kriechen? Aber weit gefehlt, Esel! dann ist es zu spät! Dann wird sie dich mit Hundstritten fortschiken. Und wer denn? Dummkopf! — Die heilige Jungfrau, die gebe

deite, die reine Tochter, die's nicht gemacht hat, wie Eure Weiber, Eure Mütter, Eure Schwestern, Eure Töchter, welche alle zusammen H.... gewesen, und noch sind. Und glaubst du, dafs sie sich deiner noch erbarmen werde? Erbarmen? Ja, wenn ich will, und anders nicht. — He? — was seht ihr mich mit so grofsen Augen an? Glaubt ihr, dafs ich umsonst meine Nase an den Büchern abgestumpft habe? Wie viel Gutes hab' ich Euch schon gesagt! Wie oftmals Euch lachen gemacht! Aber, diesmal, ihr Herrn, diesmal nicht gelacht! Jezt ist es Ernst! Nichts weniger als Seelenheil, und das sollt ihr bei mir finden. Ja, bei mir! Ich will Euch ein Mittel zeigen, wie ihr Euch gegen die Schlange sichern könnt, welche der Sünde auf dem Fufse nachfolgt. Willst du's sehen? He? den Hut herab!"

Er nimmt aus einem kleinen Kästchen ein in Kupfer gestochenes Madonnen-Bildchen heraus, das unter Glas gemacht, und an einer

rosenfarbenen Schleife befestigt ist. Er küßt es, und hängt es sich dann wie einen Orden an die Brust.

„Nicht wahr, das steht gut? Besser, als der St. Januarsorden, und der goldene Vließorden, und der St. Georgsorden. Möchtest's haben, du, um dich damit zu puzen? Ja, gute Nacht! Das geb' ich nicht weg: das ist der schönste Schmuk, der wahre Balsam, die herrlichste Zierde, der geprüfte Talisman. He? möchtest auch eins haben? Und wenn du mir hundert Dukati bötest, ich gäbe es dir nicht — wenn ich nicht noch eins oder zwei andre hätte. Schenken will ich es euch, seht, nicht mehr als zween Gran dürft ihr mir dafür geben. So viel kostet das Porto vom Berg Karmel bis hieher. Seht, betrachtet's, schaut's an! Ich schenk' es euch. Willst auch eins haben? Ja, du bist so glüklich, auch eins zu erhalten. Küs' es — sieh', und wenn der da kömmt — "

Auf einmal erhebt sich der Teufel als Polecinella unter den Puppen, und stößt mit der Gabel nach dem Auditorium herab. — „Sieh', da hältst du ihm das Wunderbildchen vor, und er sinkt unmächtig nieder."

Der Puppensatan fällt zusammen, und es geht in diesem Zuge fort, bis er die Bilderchen alle verkauft hat. Und weil sie so aufmerksam auf seine Predigt gewesen sind, so will er ihnen auch noch eine zeitliche und unschuldige Ergözlichkeit machen, und gibt ihnen das lustige Stük: Der betrogene Ehemann; oder: Hörner müßt ihr alle haben, in den Kauf.

L. Kirche von S. Dominico.

Karl II von Anjou erbaute diese Kirche, wie man sagt, einem Gelübde zu Folge, das er vor seiner Abreise nach Bordeaux gethan hatte, wo er im Zweikampf mit König Peter von Arragonien über seine Kronen entscheiden sollte. Später lit sie von Erdbeben, und hat, nach mancherlei Schiksalen, ihre heutige Gestalt bekommen.

Karls II Herz wird hier aufbewahrt. Auch ruhen noch andere Könige da. Und das Grab eines Königs ist lehrreicher, als das eines Bettlers.

Karl II hatte durch Undank gegen den tapfersten General der Zeit und seinen Unterthanen beinahe die Krone verloren. Ruggiero di Lotia, aus Kalabrien, schlug sich zu Peter von Arragonien, und vernichtete seinem ehmaligen König Heere und Flotten. Ueber die beflügelte Verfolgung des Feindes erstaunt, rief Karl aus: Gerade wie

dem du mich so hoch erhoben hast, wenn es dein Wille ist, mich wieder zu erniedrigen, so lafs es doch nicht so mit Einem Schlage geschehen!

Das weifs ich von Karln; und es mag genug sein. Aber von Alphons I von Arragonien weifs ich mehr, von dem Manne, von welchem die Besten seiner Zeit mit Begeisterung reden. Wir wollen sein Gedächtnifs in einigen schönen Zügen heraufrufen, die uns wohl thun, und zum Nacheifer in Tugend und Weisheit aufmuntern müssen.

Man hat so oft über die Glükseligkeit der Fürsten gestritten. Alphons sagte bei Gelegenheit eines solchen Streites einmal: „Kann „man etwas Besseres hierüber anführen, als „was der Kirchenlehrer Augustin spricht? „Diejenigen Könige sind glüklich, welche „gerecht herrschen; wenn die Sprache ihrer „Lobredner und die demüthigen Büklinge „ihrer Hofleute sie nicht hoffärtig und über„müthig machen, sondern, wenn sie sich

„immer erinnern, dafs sie Menschen sind;
„wenn sie Gott fürchten, langsam strafen
„und leicht verzeihen; wenn sie blos strafen,
„wo das Gesez es verlangt; nur Gnade ge-
„ben, um zu bessern, nicht um die Bosheit
„kühner zu machen; wenn sie einfach leben,
„und lieber über ihre Leidenschaften, als
„über Andere herrschen. — Denn," sagte er
ein andermal, „wie die Sonnenblumen sich
„nach der Sonne drehen, so bilden sich die
„Völker immer nach der Fürsten Sitten. Tu-
„genden und Lastern."

„Der Könige Speise ist Nachruhm. Aber
„die Götter verkaufen ihn uns nicht um Geld,
„sondern um sauren Schweifs."

„Die Weisheit ist eine Tochter Gottes. Sie
„ist allein unsterblich, und darum auch unter
„allen irdischen Wesen nur dem Menschen
„gegeben."

„Meine besten Räthe sind Todte, nehmlich
„die Bücher. Denn sie reden mit mir ohne
„Schmeichelei, Furcht und Hofnung."

Dies sind einige seiner Reden, deren noch viele andere aufbewahrt worden sind. In allen erkennt sich der gewissenhafte Fürst, der glaubensreiche, durch Tugend und Wissen beglükte Mensch, und einer der gebildetsten Geister seines Zeitalters. Mag man denken, dafs es leichter sei, gut zu sprechen, als gut zu handeln, so ist dies wahr. Aber Alphons war sich in allem gleich. Kann es einen schönern Beweis geben, als den er am Sterbebette seines Vaters ablegte?

Ich weifs, sagte ihm dieser, als er seine lezte Stunde herannahen sah, dafs alle die Reiche, welche ich durch Gottes Güte besize, von Rechtswegen dein sind. Doch möchte ich, wenn du einwilligtest, gerne deinem Bruder, Johann, das Königreich Kastilien hinterlassen. Ich bitte dich darum; mache mir die Freude, ihm eine Krone abzutreten.

„Theurer Herr und Vater," antwortete der fromme Sohn, „ich weifs wohl, dafs Eure „Reiche mir zukommen; aber nur durch Eure

„Güte. Darum geht in meinen Augen Euer „Wille immer meinem Rechte vor. Ja, wenn „Ihr es, nach Eurer weisen Einsicht, für „heilsamer hieltet, einem Andern alle Eure „Kronen zu hinterlassen, so wäre ich es ganz „zufrieden, weil mir Euer Wille so heilig „ist, als der göttliche."

Und nun noch einen Zug von ihm, womit er die Liebe eines grofsen Theils seiner, ihm Anfangs sehr abgeneigten Nazion gewann.

Auf der Jagd fand er einst einen Bauren, der, ohne ihn zu kennen, ihn um Hülfe bat, weil sein Esel im Sumpfe steken geblieben war. Alphons nahm das Thier beim Kopfe, der Bauer beim Schwanz, und so zogen sie es heraus. Darüber kam des Königs Gefolge, und der Bauer, jezt erst ihn erkennend, fiel ihm zu Füfsen, und ward freundlich von dem guten Fürsten aufgehoben.

Es befinden sich, ausser Alphons Grab, noch mancherlei Merkwürdigkeiten in dieser Kirche. Ein Bild des Gekreuzigten unter

andern, welches den heiligen Thomas einst mit den Worten anredete: „Du hast gut von „mir geschrieben, Thomas; welchen Lohn „wirst du erhalten?" — Keinen andern, Herr, erwiederte der Heilige, als dich selbst.

Mögen, wenn wir von Alphons Wahres und Wirksames geschrieben haben, sein Andenken, sein Beispiel und seine Tugenden unser Lohn sein!

I.I. La Vicaria.

So heifst der grofse Gerichtshof von Neapel, in welchem die Prozesse von fünf Millionen der prozefssüchtigsten Menschen unsers Planeten entschieden werden.

Mit Schaudern nah' ich mich dieser Burg, wo der blinden Gerechtigkeit schon so oft die Wage verfälscht worden ist. So viele Tausende sind hineingegangen mit Hofnung, und wieder herausgekommen mit Verzweiflung. Schon so Mancher ist in dieser Wohnung der Gerechtigkeit zum Verbrecher geworden, weil ihn das irdische Unrecht an der ewigen Gerechtigkeit zweifeln machte.

Wilhelm I der Normann, errichtete dieses Gebäude zu seinem Palaste. Nach dem Geist der Zeit mufste es eine starke Burg sein. 1231 wurde es von Friedrich von Schwaben verändert, und diente lange Zeit zur Residenz der Könige. Mehrere Jahrhunderte später

ward es eingerichtet zum Siz der Tribunale des Königreichs.

Von allen Seiten steht das Gebäude frei da; wir können also füglich einen Gang um dasselbe machen. Der Plaz auf der Seite dient zu Hinrichtungen. Auf ihn gehen die Gitter der Gefängnisse, aus welchen die Eingekerkerten immer Körbchen herunterlassen, um das Almosen einzunehmen, welches sie sich durch ihre ungestümmen Bitten von den Vorübergehenden erzwungen haben. Ueber denselben, und auf andern Seiten des Gebäudes, hängen eiserne Körbe, in welchen die Schädel grosser Verbrecher aufbewahrt sind. Eine Verzierung von abgehauenen Händen macht den Anblik ekelhaft. Streifen Bluts ziehen sich die Mauer herunter; das Volk gewöhnt sich an das Gräfsliche, und erschrikt nicht mehr vor der Gräuelthat. Ins Ohr sagt dir der Führer, dafs jener blendendweisse Schädel wohl Cirillo's seiner sein möge.

Am Eingang in das Gebäude steht eine kurze Säule auf einer Basis, welche rings herum grofse Inschriften hat, die Niemand liest. Ich will es meinen Lesern auch nicht zumuthen, sich die undankbare Mühe zu geben; mufs sie aber doch bitten, eine Weile stehen zu bleiben. Diese Säule ist darum sehr merkwürdig, weil vor sie diejenigen hingestellt werden, welchen das Gericht die Cessione de' Beni *) erlaubt hat. Das Volk wird zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Ehmals wurde die Sache weit lustiger getrieben. Wer sich öffentlich dafür erklären, dafs er seine Gläubiger nicht mehr befriedigen könnte, und sich vor ihrer Verfolgung sichern wollte, stellte sich vor diese Säule, zog die Hosen ab, und zeigte dem versammelten Volk

*) Dies ist der juridische Ausdruk für eine, heuzutage äusserst schimpfvolle Erklärung, welche ein Fallirter seinen Gläubigern, nur auf besondere Erlaubnifs, machen kann: dafs er nicht mehr bezahlen könne.

denjenigen Theil des Körpers, auf welchem sich, nach einstimmigem Urtheil aller Korporäle und Schulmeister, die Schläge am besten anbringen lassen. Dabei rief er dreimal aus: wer etwas zu fodern hat, der komme, sich bezahlt zu machen! und spottete so noch derer, welche leichtgläubig genug gewesen waren, ihm zu borgen.

Es könnte eine merkwürdige Untersuchung abgeben, ob die Wiedererneuerung dieses Gebrauchs nicht etwa den Bedürfnissen unserer Zeit zu Statten kommen könnte? Man würde freilich anführen dürfen, dafs diese Methode, sich schuldenfrei zu machen, gar zu bequem wäre, und dadurch ein Theil des menschlichen Körpers um Vieles bekannter werden würde, als es ihm unsere Begriffe von Schamhaftigkeit erlauben. Aber die Wucherer würden doch vorsichtiger werden, da sie zum Schaden auch noch den Spott obendrein erhielten.

Aus dem gerichtlichen Ausdruk: Cedo

bonis, ist der neapolitanische: Zita buona entstanden, welches nichts weiter heifst, als das Geschäfte, sich die Hosen auszuziehen. Man sieht daraus, wie häufig jene Funkzion vorgefallen sein mufs, da sie der Ausdruk für etwas geworden ist, was jeder ehrliche Mann des Tages mehr als einmal thut. Reich ist das Spiel des neapolitanischen Wizes mit diesen zwei Wörtchen.

Das ganze Gebäude umschliefst einen geräumigen Hof, in welchem ein grofser Löwe über den richtigen Maafsen und Gewichten ruht. Er ist aber zum Unglük nur von Marmor, und Niemand fürchtet sich vor ihm.

Im ersten Stokwerk sind die Gefängnisse. Sie fassen, freilich nicht nach Howard's Maasstab, über 2000 Menschen, und sind immer reichlich bevölkert. Es mufs schon ein grofser Verbrecher sein, wenn man ihm die Ehre anthut, in einem abgesonderten Kerker allein über seinen Zustand nachdenken zu können. Die übrigen sind, um wie

Unterschied der Geschlechter, alle beisammen. In diesen Löchern wohnt der abscheulichste Schmuz neben dem Verbrechen, und wer unschuldig hereingekommen ist, geht gewifs auch schuldig wieder heraus. Hier ist die Schule der Unthat; hier hohnlacht man der Gerechtigkeit, welche in den Sälen oben freilich nur auf der Mauer gemahlt ist.

Die fürchterlichsten dieser Kerker nennt der Neapolitaner Cacazecchini, welches in einer veredelten Uebersezung Dukatenpresser heissen möchte; denn hier konnte man sich nur durch reiche Geschenke vor einem Zustand sichern, welcher schrecklicher ist, als der Tod selbst. Cacamaglie nennen sie die minder grausamen Gefängnisse. Es ist da derselbe Fall; nur dafs das Wort Maglio ehmals eine geringere Münze bezeichnete, als ein Zecchin ist.

Der Aufenthalt in diesen Löchern ist die gröste Strafe für den Schuldigen. Die Tribunale scheuen sich sehr zu verurtheilen, und

sprechen lieber los. Acht bis neun Personen — gab man sonst an — sterben im ganzen Königreich jährlich durch die Hand der Gerechtigkeit. Die Meisten nahmen die Festungen und die Galeere auf. In ruhigen Zeiten sind deren immer zwischen 5 — 6000. Mörder und Diebe sind die meisten dieser Unglüklichen. Ohne diese beiden Verbrechen wären die Gefängnisse leer. Die Morde sind gröstentheils durch Schlägereien veranlaßt; selten vorbedacht und grausam. Felddiebstähle sind am allerhäufigsten, und Contrebande, zu welcher die natürliche Lage des Königreichs auffodert.

Zum zweiten Stokwerk führen mehrere breite Treppen. Mit Mühe arbeitet man sich bei starken Gerichtstagen durch das Thor, mit gröfserer noch die Treppen hinauf. Man rechnet oft gegen 40,000 Menschen, welche zugleich auf Entscheidung hier harren.

Mehrere grofse Säle enthalten die Banken, auf welchen die Advokaten mit den Notarien

und ihren Schreibern Plaz haben. Die Klienten füllen den übrigen Raum, und das Getöse, das hier herrscht, ist so betäubend, dafs man seine Schuleyda gemacht haben mufs, um nur zween Gedanken an einander zu reihen. Verkäufer aller Art rufen ihre Waaren aus, und weil sie den rollenden Donner des Lärms nicht überschreien können, so haben sie eine Probe ihrer Waaren an einen langen Stok gebunden, auf dafs man sie weit hinaus sehen kann. Als man den General Kaunitz einst hier hereinführte, ward er ganz stille und bang, und bükte sich. Er eilte schnell wieder heraus, und sagte nachher: „so beengend ums Herz, wie hier, war es mir nie im Schlachtgetümmel!"

Welch ein reiches Feld für den Beobachter der Menschen, und für ihren Darsteller in Wort und Bild ist hier eröfnet! Willst du sehen, wie die Freude sich ausdrükt in der Miene und Bewegung, so sehe jenen Mann an, der eben einen reichen Prozefs

gewonnen hat. Willst du die Ungewissheit, den Kampf im Innern der Brust von aussen lesen lernen, so blike auf jenen Bauer, dem sein Advokat eben die schönsten Hofnungen in Zweifel sezt. Und kannst du es über dich gewinnen, ruhig zu beobachten die Thränen und die Verzweiflung des Unglüklichen, so sieh' jene Wittwe an, die Mutter ist von sechs kleinen Kindern, und der der grausame Bruder im Spiel der Gerechtigkeit so eben das ganze Vermögen, und jede Aussicht in die Zukunft abgewonnen hat.

Warum bist du nie hiehergekommen, Hogarth? Hier ist deine Welt, die Welt der Karikaturen. Schau jenen alten Advokaten an, wie er vor seinem demüthigen Klienten steht, und ihm beweist, dass er Recht habe, wenn es ihm gefalle, und Unrecht, wenn er wolle. Wie die kleine Perüke sich vor der gewaltigen Adlernase versteckt, und, einem Täubchen gleich, sich hinter dem gelben Kin-

bisschädel verbirgt. Wie das düstre, schwarze Auge unter den buschichten Augenbraunen lauert, bis es lächelnd hervorschimmern kann, wenn die goldenen Sonnen in der zitternden Hand des Klienten aufgehn! — Schau, wie jener Notar horcht, da ihm ein reicher Vertrag ins Ohr diktirt wird. Spiziger, als seine Nase und seine Feder, ist sein Ohr geworden. Mit jeder Summe, die ihm weiter gesagt wird, klärt sich sein saures Gesicht heller auf, bis es mit dem Refrain der lezten konvulsivisch emporschnellt, und eine widerliche Freundlichkeit ausdrükt, welche der Pfüze ähnlich ist, die ein nachläfsiger Sonnenstrahl getroffen hat.

Aber lange wirst du es hier nicht aushalten. Du empfindest eine Unruhe in dir, der du nicht widerstehen kannst. Als fürchtetest du immer, dafs einer der hastigen Schreiber dir in der Eile die Feder, statt in das Dintenfafs, in dein Auge tauchen, und dir nachher einen Prozefs an den Hals hängen möchte,

weil er durch dich aufgehalten worden sei, eilst du hinweg.

In dem Gerichtssaal selbst kann man sich wieder etwas erholen. Hier sprechen so viele nicht zugleich. Hier wird schön und gut gesprochen, für das Böse, wie für das Gute, und dies ist der Ort, wo vielleicht die glänzendsten Proben von Beredsamkeit abgelegt werden. Redner sind da, die einen glauben machen können, dafs man durch die Finger, und nicht durch die Augen sehe: und dafs die Richter das Lezte oft nicht thun, beurkundet so mancher fürchterliche Fluch der Beeinträchtigten, der in diesen Mauren schon ausgestossen worden ist.

Auf diesen ihren Vorzug sind die Neapolitaner aber auch sehr stolz. Wenn vornehme Fremde den Ort besuchen, gibt ihnen die, hier so gewandte Gerechtigkeit eine Farce. Die besten Redner treten vor den Richterstuhl, und handeln eine Streitsache ab, die sie eben erfunden haben. Aufmerksam sitzen die Richter

da, die Gegner erhizen sich, als sprächen sie für die Wahrheit. Der Zuschauer staunt, und weint Thränen der Rührung über die Schilderung des Zustands einer Kindsmörderin. — Der Fremde geht weg, die Richter und Streiter lachen, und der Menschenfreund entfernt sich schweigend ernst, und beklagt die Kunst des Geistes, der auch die Lüge zur Wahrheit machen kann.

LII. Gerechtigkeitspflege.

Als die Buchdrukereien einst in Konstantinopel eingeführt werden sollten, entstand die Frage: wovon sollen hernach die vielen Abschreiber leben? Man wußte nicht zu antworten, und so hieß es dann: die Drukereien sind gegen das Gesez.

Oft war es in Neapel zur Sprache gekommen, einen neuen Gesezcodex, statt der zehn alten, die sich alle widersprechen, zu entwerfen. Wovon sollen dann die 3000 Advokaten leben mit allen ihren Schreibern? fing man. Und der Codex unterblieb.

Der Advokatenstand ist in Neapel ein sehr furchtbarer Stand. Die besten Köpfe verlieren sich in ihn, weil nur er zu Reichthum und Ehre verhelfen kann. Man glaubte Ursache zu haben, ihn zu schonen.

Die Neapolitaner sind gewiß die prozeßsüchtigste Nazion in Europa. Was hat sie dazu gemacht? Ihre Gesezе.

J'aurais le plaisir de perdre mon procès, ruft Alceſt bei Moliere aus. Alceſt war ein Neapolitaner. Wenn er auch nichts gewinnt, ſo hat er doch das Vergnügen, einen Prozeſs zu führen.

Und warum ſollte er ihn nicht gewinnen können, wenn er auch kein Recht dazu hat? Wie oft haben die hochweiſen Richter in Neapel den Baurenſpruch gethan: theilt euch in den Gegenſtand des Streits! Nur Einer kann Recht haben. Welcher es habe, das iſt dann vorher zehn Jahre lang unterſucht worden. Jener Spruch war das Reſultat des zehnjährigen Streits, ſo vieler Gänge, ſo mancher ſchlafloſen Nacht des Beeinträchtigten. Darum haben aber auch vier tauſend Advokaten vollauf zu thun.

Die längſten Prozeſse endigen ſich am erbärmlichſten. Nachdem die Hälfte des Guts, um das ſie ſich zanken, aufgezehrt iſt, muſs man ſich vergleichen. Freilich iſt der Leidende endlich dieſes Ausgangs froh. Der

Richter glaubt einen Salomo's Spruch gethan zu haben, und ist natürlich weit reichlicher von dem belohnt, der Unrecht hatte, als von seinem Gegner.

Erhabene Göttin der Gerechtigkeit, die du stolz an der Spize der Völker stehst, mit Schwerdt und Wage in der Hand, so spielen sie mit dir!

Einst war das Richteramt in den Händen der Ersten des Volks. Das Zutrauen der Völker ehrte sie: sie nahmen keinen Sold dafür, um Recht zu sprechen. Sie wurden des undankbaren Geschäfts müde; es war bald keine Ehre mehr, Recht zu sprechen. Man mußte die, welche sich dazu hergeben sollten, belohnen.

Und ihr Lohn ist schlecht. Erbärmlich sind die Besoldungen derer, in deren Händen das heiligste aller Aemter ruht. Was Wunder, wenn sie die Gerechtigkeit so theuer als möglich verkaufen, da sie, wie ein italienischer Epigrammatist sagt, so ein seltenes Ding ist!

Wenn man keinen neuen Codex machen will, warum besoldet man die Richter nicht besser, und bestraft die Bestechungen nicht mit aller Härte?

Man kann das nicht. Die Regierung braucht diesen Stand zu wohl. Er erhält von Zeit zu Zeit geheime Instrukzion, wenn er Unrecht sprechen soll,

Seit mehreren Jahren fand selten ein Adelicher Gerechtigkeit. Warum das zu einer Zeit, da der Adel überall wieder in die Höhe kommt?

Aus demselben Grund, warum manche Regierungen die glänzendsten, aber auch am meisten Ausgaben und am wenigsten Einnahmen bringenden Stellen an den Adel gegeben haben. Aus demselben, warum die Grofsherzoge, aus dem Haus Medici, den Adel durch die Errichtung des Stephansorden von der Handlung entfernten, um ihm seine Reichthümer mit seiner eigenen Bequemlichkeit aus den Händen zu wenden. Man wollte

den Adel schwächen, und erwählte lieber diesen langsamen, vielfaches Unheil bringenden Weg, statt mit Energie den Stand zu reformiren, der offenbar das Aufkommen der ganzen Nazion verhinderte. Konnte eine solche Regierung in der Zeit bestehen, welche nichts Festes mehr kannte, als das, was sie gebären wollte?

Die Veranlassung zu den meisten Prozessen sind die Fideicommisse. Die Hinpter der weiland parthenopeischen Republik, welche ihre grosen Tugenden mit grosem Unglük bezahlten, sahen das wohl ein. Eine ihrer ersten Gesezze war: die Aufhebung der Fideicommisse.

Man prüfe einmal folgendes Testament. Der erste Sohn erhält 10000 Dukaten, wenn er die Wittwe N. heirathet. Thut er es nicht, so werden ihm nur 5000 Dukaten zugetheilt. Heirathet er die Jungfer N. bekommt er nicht weiter als 2000 Dukaten. Das Haus in der Stadt, und das Gut am Posilipo sind sein,

wenn er in der Karriere seines Vaters fortfährt. Thut er es nicht, so fällt das erste an seinen dritten Bruder, das andere an das Kloster X.

Der zweite Sohn geht ins Kloster X. mit einer Aussteuer von 5000 Dukaten. Diese fallen dem Kloster anheim, wenn er auch nicht in dasselbe treten will.

Der dritte Sohn nimmt Dienste bei der Marine, und heirathet nicht. In diesem Fall erhält er 10,000 Dukaten. Thut er das erste nicht, so erhält er nur 6000; heirathet er aber, nur 5000. Das Uebrige wird gleich vertheilt unter die Klöster X. und Y.

Die Tochter heirathet Herrn N. mit 6000 Dukaten Mitgift. Thut sie das nicht, so kann sie mit einer Aussteuer von 3000 Dukaten in das Kloster Y. gehen. Heirathet sie sonst, darf sie nur 1000 Dukaten ansprechen. Von den übrigen fallen 3000 Dukaten dem Kloster Y. zu. 2000 werden gleich vertheilt unter den ersten und dritten Bruder, wenn sie dem

Willen des Vaters gehorchen. Ist nur der Eine folgsam, so kommt diesem die ganze Summe zu; sind sie es beide nicht, so fällt das Ganze an das Kloster N. u. s. w.

Es ist offenbar, zu wie vielen Prozessen dieses Testament Anlafs gibt, und doch ist es noch klar genug. Man sieht, dafs auf der einen Seite des Sterbenden ein Geistlicher, und auf der andern ein Advokat gesessen hat. Draussen weinten die vier Kinder um den sterbenden Vater! Bald werden sie sein Andenken verfluchen, bald sich vor Gericht verfolgen. Und die Mönche werden des Schwachsinnigen lachen, der zu ihrem Fette neues Fett gelegt hat.

Sehr prozefssüchtig ist die ganze Nazion. Am prozefssüchtigsten sind die Mönche, mehr als diese noch die Nonnen. Denn man mufs müssig sein, wenn man gerne prozessiren soll.

Dein Andenken sei gesegnet, edler Karl, Herzog von Kalabrien! Alle Tage safs er in Neapel zu Gericht. Aus Furcht, dafs seine

Wachen nicht Jeglichen durchliessen, war ausser dem Gerichtssaal eine Klingel befestigt, welche in demselben ansprach. Ein altes, mageres Pferd rieb sich an der Mauer. Die Gloke tönt, und der Herzog befiehlt zu öfnen.

Da hinkte das Pferd herein. Die Räthe lachten, und riefen: das ist Capece's Mähre!

Karl nur blieb ernsthaft. Wifst ihr, frug er sie finster, dafs die Gerechtigkeit auch auf die Thiere sich ausdehnt? Man rufe den Capece! — Er kam.

Warum lafst ihr das Pferd so elend herumlaufen? frug ihn der Herzog.

Ach, gnädiger Herr, verantwortete sich dieser, als es jung war, ist es ein gutes Ros gewesen. Zwanzig Campagnien hat es mit mir gemacht. Nun tangt es nichts mehr, und ich müfste es umsonst füttern.

Mein Vater, sagte Karl finster, hat Euch doch wohl für Eure Dienste belohnt?

Er hat mich mit Wohlthaten überhäuft, war die Antwort.

Und Ihr, fuhr der edle Herzog heftig fort, Ihr wollt nicht einmal das arme Thier füttern, das Euch so treu gedient hat? Undankbarer! Schnell führe das Thier selber nach Hause, und bereit' ihm einen eigenen Stall. Läßt du es ihm an irgend was fehlen, es soll dich das theuer zu stehen kommen!

Unser, edler Herzog, du bist vergessen in Neapel. Sie sagen von dir, daß du in einem finstern Jahrhundert gelebt habest!

LIII. Sonderbare Gesetze.

Die neapolitanischen Gesetze sind in Schuldensachen äusserst gelinde, und es stehen der Chikane unzählige Wege offen, sich ihnen zu entziehen, bevor sie einen Ausspruch thun, oder wenn sie ihn auch schon gethan haben.

Es gibt aber eine Zeit, wo kein Schuldner anzugreifen ist, die Noth mag noch so dringend sein. Die glükliche Periode trift in die sechs lezten Monate der jedesmaligen Schwangerschaft der Königin des Landes.

Desto strenger sind die Gesetze aber, wenn der Schuldner gestorben ist. Der Gläubiger hat das Recht, seinen Leichnam zu sequestriren, und dem Grab vorzuenthalten, bis er bezahlt ist. Man kann denken, dafs selten davon Gebrauch gemacht wird.

Die Erfahrung, dafs die meisten Volksaufstände durch Streitigkeiten beim Kleinverkauf entstanden sind, bewog die Regierung zu verschiedenen Gesetzen. Das sonderbarste darun-

ter ist: dafs der Verkäufer, wenn er das Papier, in welches die Waare gewikelt wird, mitwägen will, seine Müze abziehen mufs. Wiegt er das Papier nicht mit, so kann ihn Niemand zu jener Höflichkeit zwingen.

LIV. Ponte scuro.

Dunkle Brüke mit dem sie umgebenden Quartier, Sis des schamlosesten Elends und der gesunkensten Menschennaturen, sollen auch dir wir uns nähern?

In dieses Quartier sendet die neapolitanische Polizei, statt in das Hospital oder ins Zuchthaus, die verworfensten Weiber der käuflichen Klasse. Wenn man weifs, wie viel dazu gehört, um hieher geschikt zu werden, dann kann man sich einen Begriff von den Menschen machen, welche da wohnen.

Ein so tief gesunkenes Weib ist ein Scheusal; und wenn man Jünglinge in die Kunstsammlung führt, wo die abscheulichen Eiterbeulen venerischer Schäden in Wachs nachgebildet sind, so bringe man sie nur auch an diesen Ort, wo die scheuslichste Zerstörung jedes menschlichen Vorzugs sie anekelt. Und verlassen sie diesen Ort nicht mit Abscheu und guten Vorsäzen, so lafst sie nur

immer hier; es ist nichts mehr an ihnen zu verderben.

Hier wird gemordet, geplündert, und jeder Regung von Menschenwürde, von Tugend und Schamhaftigkeit Hohn gelacht, oder sie durch Verzweiflung gerächt. Nur Einmal vielleicht ist hier etwas, das einer guten Handlung gleich sieht, geschehen, und darum wollen wir noch bleiben, um die Geschichte davon zu hören.

Während der blutigen Gegenrevolution von 1799 wurde ein armer Jüngling in der Nähe dieses Quartiers von den rasenden Lazzari genommen, und spitzrutenmäßig zugerichtet. Sie schleppten ihn so, ehe er gemordet werden sollte, durch mehrere Straßen, und brachten ihn auch hieher. Eine jener Kreaturen stand am Fenster, und sah den Unglücklichen. Die jugendliche Gestalt erregte, vielleicht zum erstenmal, statt Sinnlichkeit, Mitleiden bei ihr. Sie bat, sie beschwor die Wüthenden, ihn loszulassen. — Es ward ein Preis für die

ganze Bande gefodert. Sie gestand ihn zu, gab sich hin für den armen Jüngling, und kaufte ihm sein Leben.

Man mufs gestehen, es gibt mancherlei Weisen, das Gute zu thun. Diese ist etwas eigen, und man mufste so verworfen sein, wie dieses Weib, um die verdienstliche Handlung begehen zu können.

J.V. Republica napolitana.

Ganz ist dieses Wort noch nicht verhallt. Es steht noch in dem Herzen manches Neapolitaners mit blutiger Schrift gegraben. Aber sie haben es mit einem schwarzen Flor umwunden.

Die Gegenrevoluzion hat gegen alles gewüthet, was nur nach Republik roch. Bekanntlich gab es in Neapel viele Revoluzionsschmeker; und wenn man die Liste der Eingekerkerten, der Geplünderten, der Ermordeten liest, so muss man sich überzeugen, dass sie sehr feine Nasen gehabt haben.

Nur Eines rochen sie nicht aus, und dies Eine war das republikanische Geld. Diese Republica pomeridiana, wie es Petron von irgend einem römischen Konsul sagt, welcher seine Würde gerade vom Frühstük an bis zum Mittagessen behielt, bekam auch den Einfall, Geld zu schlagen. Der Einfall war nicht übel, denn es fehlte dem Kindlein

gewaltig an Geld; aber das Unglük war, dafs man Geld nicht so leicht, als ein Rad schlägt.

Indefs sah ich doch noch republikanisches Silbergeld. Ich betrachtete es als eine Reliquie, und dachte oft, damit für das nächste Jahrtausend zu spekuliren. Es mufs einmal — rechnete ich — eine Zeit kommen, wo man die Münzen der Parthenopeischen Republik eben so suchen wird, wie heutzutage die der Sybaritischen. Da meinte ich mir einen Flek auf dieser Erde zu kaufen, den meine Nachkommen bis ins fünfhundertste Glied besizen sollten, ohne ihn jemals veräussern zu dürfen. Ich wollte überdies einen grofsen Wegdwoodschen Topf mir anschaffen, und diesen, gefüllt mit Münzen der toskanischen, römischen und neapolitanischen Republiken des achtzehnten Jahrhunderts, auf meinen Erbgrundflek vergraben. Eine Familienakte sollte, nach einer gewissen Anzahl Jahren, den Urenkeln erlauben, den Boden zu durchwühlen; und so hatte ich mich lange

mit dem frohen Gedanken gesetzt, daß meine Nachkommen durch den [illegible] Schatz zu reichern Leuten werden sollten, als ich selber bin.

Einen freilich noch größern Schatz würde ich zu sammeln, wenn mich nicht Manches daran verhinderte. Worte und Thaten müssen, wie Münzen, auch erst einen Geruch von Alterthum haben, wenn sie der Menschheit viel sein sollen. In der Revolution von Neapel glänzen Züge und Karaktere, wie sie uns nur die Heldenzeit der Griechen und Römer zeigt. Aber wir sind zu beschränkt, uns dergleichen nicht mehr anzumaßen, und müssen das der Würdigung der [illegible] überlassen, welche einen Aristid, einen Themistokles gerechter beurtheilte, als es ihre Athener gethan haben. Wer davon ein Büchlein schriebe, getrost über die Schätzung seiner Mitwelt weg in die gerechtere Zukunft hinausschaute, in der nur das Große wird stehen bleiben, und das Kleine wird verschwunden sein.

wie die Seifenblase, die das Kindlein in die Sonne bläst — der freilich dürfte sein Haupt niederlegen, und sagen: ich habe es ihnen gesagt!

Ich habe die gute Zeit vorübergehen lassen. Es sind nur noch einige kupferne Geldstüke übrig geblieben, mit welchen sich die Spekulazion aber nicht mehr der Mühe lohnen würde. Eines darunter stellt auf der einen Seite einen Kranz dar, von welchem ich es den Numismatikern überlasse, zu bestimmen, ob es Reben- Lorbeer- Oliven- oder Eichen-Blätter sind. Am Ende thut es doch nichts zur Sache; denn die Inschrift, dafs die Münze drei Grani gelte, und die Umschrift Republica napolitana sind doch die Hauptsache. Die Fascen auf der andern Seite, mit der oben aufgestekten Freiheitsmüze, möchte ich für den Caduceus des Merkur halten, womit er die Republiken des achtzehnten Jahrhunderts in Charons Nachen geleitet hat.

LVI. Hospital der Unheilbaren.

(*Gli Immabili.*)

Hospital der Unheilbaren — Welt, Eitelkeit, Hochmuth, mifslungene Hofnung, betrogenes Vertrauen, Liebe, Hafs, Treue, Untreue, fröhliche Narren und traurige — Heilung — Tod.

Wer möchte die Vergleichung fortsezen? Aber drängt sie sich dir nicht wider deinen Willen auf? — O dem haben eigene, seltene Sterne geleuchtet, welcher die Welt nie als ein Hospital unheilbar Kranker ansehen mufste, um die Menschen nicht zu hassen!

Aber traurig ist es ein Hospital zu errichten, mit dem Nahmen: für Unheilbare. Ist es nicht dasselbe, was: Schule, wo man nichts lernt? — Freilich, wir haben solcher genug, sind aber nicht so ehrlich, es darüber zu schreiben.

Eine fromme Dame stiftete im Jahr 1531 dieses Hospital. Die Freigebigkeit ihrer Zeit-

genossen und der folgenden Jahrhunderte erweiterte es dermafsen, dafs es gewöhnlich zwischen 12 — 1500 Kranke aller Art ernährt. Die jährlichen Kosten wurden im Jahr 1782 auf 107,256 Dukati angeschlagen. 93,296 Dukati waren die Einkünfte, und der Ueberschufs der Unkosten wurde durch die verschiedenen Congregazionen, die täglich fallenden Almosen, und die Beiträge der Provinzen des Königreichs ersezt.

Was wäre nicht aus dieser Anstalt zu machen, wenn der wahre Geist der Humanität an ihrer Spize stünde? Aber so, wie sie ist, kann sie nur Unheilbare aufnehmen, weil nicht leicht Einer sie geheilt verläfst. Die Krankenzimmer sind feucht, dem Winde zu sehr ausgesezt, zu grofs und zu unreinlich. Die Behandlung ist beinahe für alle Gattungen von Krankheit dieselbe; die Aufmerksamkeit auf die Kranken zu gering; die Aerzte sind meist gewissenlos, und häufig selbst die Nahrung der Armen veruntreuend.

Schrecklich sind die Wohnungen der Wahnsinnigen. Lange, feuchte Gewölbe auf ebener Erde, zu beiden Seiten mit kleinen Abtheilungen, die durch hölzerne Gitterthüren verschlossen sind: in jeder eine steinerne Bank, die zum Bette dient, darüber eine Oeffnung für das natürliche Bedürfniß; Löcher, wodurch die kalte Luft jeden Temperatur einbringt; ein bloßer Strohsak — und das ist Alles!

Glüklich die, welchen sich eine dike Kruste um den Leib gezogen hat, durch die auch nicht der Strahl Eines Momentes durchdringt! Von der Art war der kleine Bauer aus dem Abbruzzo, welcher sein enges Loch für den Vatikan hielt, sich Pabst glaubte, und jeden, der ihm in die Nähe kam, für einen Frommen ansah, welcher nach dem päbstlichen Segen sich sehnte. Mit einer, über seinen Stand erhabenen Würde, mit größerer, als mancher stolze Prälat, ertheilte er seine Besuche. Nie hatte er einen Augenblik, wo er

erkannte, dafs sein Lager- und Lösespruch nicht viel wirksamer sei, als der so vieler Nachfolger Petri.

Glüklich auch war ein junger Mensch mit einer äusserst schlanken Figur und dem freundlichsten Angesichte. Er war, wie er sich ausdrükte, il Corriere di Dio per la neve, (der Kurier Gottes für den Schnee) und gieng in seinem kurzen Hemde so leicht über den Boden weg, als ob er gewohnt wäre, in den Lüften zu wandeln.

Nicht die Offenbarung, wie so Manchem unter uns, sondern die göttliche Komödie des Dante, hatte einem Andern den Kopf verrükt. Er machte häufige Reisen ins Fegfeuer und in die Hölle, und hatte Manches darüber niedergeschrieben. Von einer Reise in das Paradies sagte er nie etwas. Beweis genug, wie das Schöne und Liebliche nie, aber oft das Abentheuerliche und Wunderbare die Klarheit des Geistes trübt!

Die beiden Geschlechter sind von einander

abgesondert. Ausser den Irren, den Gebährenden und den grindigen Kindern, sind die Meisten venerisch Angesteckte. Die weiblichen Kranken werden von den Bewahrerinnen der beiden, zu dem Hospital gehörigen Conservatorien der Reuevollen und der Umgekehrten gewartet. Dies sind öffentliche Weiber, welche, nachdem sie Jugend und Reize verlassen, sich in die Arme der Religion geflüchtet haben. Die Meisten derselben sind häfslich gezeichnet, und die Hälfte von ihnen hat das Ansehen, als ob sie den Bergwerken von Ikuzk entnommen wären. Ihr Profil ist grösstentheils so griechisch, dafs die gerade Linie nur durch den aufgeworfenen Mund unterbrochen wird. Die Nase hat man, als entbehrlich, weggeschaft, und nichts als zwei Löcher übrig gelassen, um eine andere darinnen zu befestigen, wenn sie einmal nöthig sein sollte.

Von hier aus wird das ganze Königreich mit Aerzten versehen. Um eine geringe

Summe werden die Schüler aufgenommen, und auf Kosten des Hospitals unterhalten. Nach einigen Jahren haben sie ausgelernt, und verlassen dasselbe, um auf eigene Rechnung die Unheilbaren zu heilen.

INHALT.

		Seite
1.	*Lage von Neapel*	11
2.	*Klima*	15
3.	*Geschichte*	17
4.	*Titel der Stadt*	20
5.	*Eintheilung der Stadt und ihrer Bewohner*	22
6.	*Bevölkerung*	26
7.	*Lebensmittel*	31
8.	*Wasser*	35
9.	*Schnee*	37
10.	*Consumzion*	41
11.	*Häuser*	43
12.	*Largo del Castello*	47
13.	*Piazza del Mercato*	56
14.	*Largo del Palazzo*	62
15.	*Der heilige Januarius*	64
16.	*Neapolitanerinnen*	68
17.	*Vaterlandsliebe*	70
18.	*Aberglauben*	72

Seite.

19. *Mäfsigkeit* 77
20. *Fleifs* 79
21. *Witz* 82
22. *Frivolität* 86
23. *Bonhommie* 89
24. *Höflichkeit* 93
25. *Prozefssucht* 94
26. *Heisse Liebe* 96
27. *Grausamkeit* 99
28. *Talent zum Burlesken* . . . 104
29. *Vorliebe für ihre Sprache* . . 106
30. *Betrügereien* 110
31. *Diebereien* 114
32. *Liebkosungen* 116
33. *Zeichensprache* 118
34. *Qui pro quo's der Sprache* . . 122
35. *Metaphorn und Uebertreibungen* . 124
36. *Neapolitanischer Gesang* . . . 128
37. *Fest des heiligen Januarius* . . 132
38. *Das Blut des heiligen Januarius* . 138
39. *Der heilige Antonius* . . . 140
40. *Die vier Feste* 146

Seite.

41. *Theater* 148

42. *Theater von S. Carlo* 152

43. *Weitere Theater* 154

44. *Der Polecenella* 159

45. *Don Fastidio* 165

46. *Die Domkirche* 168

47. *Albergo reale de Poveri* 174

48. *Conservatorien für Frauen* . . . 177

49. *Il molo grande* 180

50. *Kirche von S. Dominico* 195

51. *La Vicaria* 201

52. *Gerechtigkeitspflege* 213

53. *Sonderbare Gesetze* 222

54. *Ponte rotto* 224

55. *Republica napolitana* 227

56. *Hospital der Unheilbaren* . . . 231

GEMÄHLDE

VON

NEAPEL

UND

SEINEN UMGEBUNGEN.

VON

F. J. REHFUES.

Zweiter Theil.

Zürich, bei H. Gessner. 1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

LVII. Hospitäler.

Es ist kein gutes Zeichen für einen Staat, wenn er viele Anstalten dieser Art besitzt. Wo sie sind, müssen auch viele Bedürftige sein; aber der beste Staat sorgt dafür, daß Jeder sich selbst zu helfen vermöge. Man kann sie daher nur als Palliativkuren ansehen. Man stirbt nicht in ihnen, allein man wird auch nicht gesund.

Wie viel Unheil hat der Geist jener Zeit ausgesät, welche durch fromme Vermächtnisse in diesem Leben sich der Freuden des künftigen zu versichern suchten! Lange wagten es die Regierungen nicht, an diese Güter zu rühren, und nährten durch die Aufbewahrung der Arznei die alte Krankheit. Frei

lich ist der Wille dessen, der sein Eigenthum für einen guten Zwek bestimmt hat, heilig: aber die Bedürfnisse Einer Zeit sind nicht die der andern, und Niemand ist befugt, sein Vermögen zum Nachtheil des Staats anzuwenden. Lassen wir uns doch durch die weise Politik des schwäbischen Kaisers, Friedrichs, welcher einst über dieses Land herrschte, belehren. Er freute sich, wenn sich das Kirchengut sehr bereicherte, weil er es als einen Nothschatz für die dringendsten Staatsbedürfnisse ansah, und keinen Augenblik anstand, es als solchen zu benuzen.

So lasse sich denn kein Fürst durch das Geschrei des Pöbels an der zwekmäfsigern Verwendung solcher Güter verhindern! Der Pöbel wird immer schreien, so oft man ihn aus seiner gewohnten Lage bewegt; und wie er undankbar ist gegen das Gute, so höre man auch nicht auf seine Vorwürfe, schreite still, aber muthig vorwärts, und lasse sich's am Bewufstsein genügen, das Nüzliche auch

ohne Hofnung auf Erkenntlichkeit gethan zu haben!

Mit diesem Allem ist natürlich nicht gesagt, dafs man alle Anstalten der Art aufheben sollte. Nein, da bewahre uns der Gedanke an die Vielen, welche unverschuldet oder durch Leichtsinn in Unglück und Krankheit verfallen! Aber Neapel besizt der Hospitäler offenbar zu viele; und die Meisten derselben haben Fehler, welche manche gute Wirkung wieder zerstören. Es ist dies an zwo Anstalten der Art, die ich einzeln aufführte, gezeigt worden.

Ich will noch einen kurzen Ueberblik über die übrigen geben.

S. Giovanni extra moenia. Merkwürdig ist die Art, wie dieses Hospital dotiert wurde. Jedermann mufste sein Vermögen selbst taxieren. Der Vicekönig machte den Anfang, und schlug sein Vermögen zu einer Abgabe von 4000 Dukati an. Man kann denken, wie manche Leidenschaft dabei zum

Besten dieser Anstalt wirkte, wie die Eitelkeit, ein grosses Vermögen zu zeigen, und das Bestreben, sich der Regierung gefällig zu machen, in Freigebigkeit wetteiferten. Die Einkünfte dieses Hauses betragen 17,000 Dukati, mit denen man über 600 Personen unterhält. Es ist heutzutage ein Conservatorium für Mädchen, welche bei ihrer Aufnahme der strengsten Keuschheitsprobe unterworfen werden. So ist einmal das Gesez! Aber wie diese Probe anstellen, um durch die Verlezung der jungfräulichen Scham nicht den grösten Theil einer Tugend zu zerstören, welche allein Ansprüche auf den Eintritt in das Hospital gibt? Sehr zwekmäfsig ist eine andre Seite desselben, die den invaliden Bedienten einen Zufluchtsort für ihr Alter gestattet. In einem Lande, wo der Bedientenluxus zu den Hauptgebrechen des Volks gehört, sind dieser Bedürftigen nur gar zu viele. Um, wie viel besser wäre es, die Ursache dieses Uebels einzuschränken, als ihr noch durch eine eigne

Anstalt zu helfen, auf welche Jeder hinsieht, wenn er im Begriff ist einen Stand zu wählen, der gewöhnlich nur durch ein müssiges Leben zu einem hülflosen Alter führt?

Ospedale di S. Eligio. Es hat etwa 20,000 Dukati Einkünfte und ist blos für fieberkranke Weiber bestimmt. Auch erzieht es jährlich drei und vierzig arme Mädchen aus, was ganz löblich ist. Mit den Nonnen, die dazu gehören, und den übrigen Personen des Diensts enthält es ungefähr 100 Menschen, welches mir seinen Einkünften völlig unverhältnifsmäfsig scheint.

Trinità de' Pelegrini, mit 16,000 Dukati Einkünften; offenbar die unnützeste aller Anstalten im Königreich. Sie beherbergt jeden Müssiggänger, der sich Pilger nennt, drei Tage lang, und gibt von Zeit zu Zeit das Schauspiel, dafs die, ihr zugehörige Bruderschaft, welche aus neunhundert Personen von allen Ständen besteht, den Pilgern die Füfse wäscht. Von diesen werden jährlich 4—500

empfangen, die ihre Wallfahrten gewifs einstellen würden, wenn es nirgends Anstalten gäbe, welche den frommen Müssiggang begünstigen. Die Bewirthung ist sehr gut, und man nimmt daher auch Genesende aus andern Hospitälern auf — welches uns wieder einigermafsen mit der Gastfreiheit gegen die pilgernden Taugenichtse aussöhnen kann.

Ospedale di S. Giacomo. Es hat 40,000 Dukati Einkünfte, und ist hauptsächlich für Soldaten bestimmt. Unter allen Hospitälern dieser Stadt hat es mir das reinlichste geschienen, und dies ist einer der grösten Vorzüge solcher Anstalten. Auch hat man damit ein anatomisches Theater, eine Bibliothek und ein Museum für junge Aerzte verbunden.

Ospedale dell' Nunziata hat 63,000 Dukati Einkünfte, und ist für Kranke und für Findelkinder offen. Von leztern kommen jedes Jahr gegen 2000 in dieses Hospital, von welchen die meisten sterben, weil die Griechen behaupteten, dafs der glücklich sei,

welcher fühe stirbt. Hier ist aber auch der einzige Trost, welchen man dem Menschenfreund geben kann. Denn dort sind es doch im Herzen, wenn es dem guten, ungeborenen Ort ansieht, und weiß, daß Eine Amme gewöhnlich vier bis fünf Kinder [illegible] hat. Der nicht mehr säugenden Kinder sind gewöhnlich ungefähr hundert: wenn nur klar ist, wie viele so glüklich sind zu sterben. Eine Amme erhält, neben Kost und Wohnung, im ersten Monat 60 Gran, im zweiten und dritten 50, und dann 20; dafür hat man aber erst vor Kurzem 200,000 Dukati auf die Kirche verwendet, und kostet der Dienst derselben jedes Jahr 5000 Dukati. Bei solcher Oekonomie ist daher folgende Sterbeliste von drei Jahren bald erklärt:

1785 wurden aufgenommen 2027 Kinder;
von diesen starben 1513 —
1786 wurden aufgenommen 1997 —
von diesen starben 1290 —
1787 wurden aufgenommen 2063 —
von diesen starben 1256 —

Dies sind die vorzüglichsten Hospitäler der Hauptstadt. Neben diesen bestehen noch drei andre vom ersten Rang, welche blos für Priester und Leute vom Stande bestimmt, und daher auch reinlicher gehalten sind. Sie heissen S. Maria della Pace, S. Angelo a Nido und Pazienza Cesarea.

Um diese Anstalten in Zusammenhang mit dem Zustand des ganzen Staats zu bringen, bemerke ich

1) Dafs es in den Provinzen des Königreichs sehr an Hospitälern mangelt;

2) Dafs die Administrazion derselben den gröfsern Theil ihrer Einkünfte verschlingen mufs; welches Jedem, der die Angabe ihrer Einkünfte mit der Zahl ihrer Individuen vergleicht, in die Augen springen mufs. Mit etwa 400,000 Dukati, welche dieser Staat aus fest dazu bestimmten Fonds jedes Jahr auf die Hospitäler verwendet, könnte wohl viel Gutes geschehen. Aber man darf freilich keine Kirchen damit bauen, die 200,000 Dukati kosten!

§. VIII. Vorsichtsregeln gegen die Lungenschwindsucht.

Ich gieng einst am Meeresufer von Neapel spazieren. Ein grosses Feuer, welches in der Nähe davon brannte, zog meine Aufmerksamkeit an. Es war viele Hausgeräthe, Betten, Kommoden, Sessel u. dergl. um dasselbe hergestellt. Man denke sich mein Erstaunen, als ich ein Stück um das andere zerschlagen und ins Feuer werfen sah!

Ich erkundigte mich nach dem Grunde dieses sonderbaren Verfahrens. Sie sagten mir, dass es Geräthe aus einem Zimmer wäre, worin ein Lungen-Schwindsüchtiger gestorben sei.

Sollte denn diese Krankheit in Neapel einen so gefährlichen Charakter haben? frug ich. Ich hatte selbst so manche Kranke dieser Art gekannt, welche aus dem fernen Norden gekommen waren, um hier Linderung des Uebels und Genesung von demselben zu finden, und

mehrere waren so glüklich gewesen, ihre Gesundheit wieder zu erhalten.

Ich konnte nicht anders glauben, als dafs mich die Leute zum Besten hätten. Ganz verstimmt gieng ich nach Hause, und erzählte die Sache einigen meiner neapolitanischen Freunde. Da fand ich zu meiner grösten Verwunderung bestätigt, was ich nicht hatte glauben wollen: dafs man die Lungenschwindsucht (la tabe polmoniale) in Neapel für eine der ansteckendsten Krankheiten hält. Unterredungen mit fremden, schon längere Zeit hier lebenden Aerzten bestärkten mich noch mehr, dafs ich am Ende glauben mufste, diese Furcht sei nichts weniger, als ein Vorurtheil.

Man sagte mir, dafs ein Haus, wo ein solcher Kranker gelebt habe und gestorben sei, immer in übeln Ruf komme, und nur schwer wieder vermiethet werden könnte, und verwies mich endlich auf ein Büchlein über diesen Punkt, welches auf Befehl der Aerzte-

rung gedruckt wurde, und nebst einer Beschreibung der Krankheit, die zur Verbreitung und Ausübung der Vorsichtsmaßregeln ergangenen Rescripte enthält. Es hat den Titel: Istruzione al Publico sul Contagio della Tisichezza, scritta per sovrano Commando dalla Facoltà medica del supremo Magistrato di Sanità di Napoli. Napoli 1782. 8. *)

Die Krankheit wird darin zuerst beschrieben, und, in Rücksicht auf Ansteckung, den Pocken und der Pest gleichgesetzt. Jeder Arzt ist, so wie er die Symptome derselben bemerkt, verbunden, die Familie des Kranken von der Lage desselben zu unterrichten. Er muss sie angehen, ihn in das Hospital zu schaffen, wenn nicht Raum genug in der Wohnung ist, ihn ganz abgesondert zu legen,

*) Belehrung des Publikums über die ansteckende Schwindsucht, geschrieben auf königlichen Befehl von der medicinischen Fakultät u. s. w.

und es befindet sich deshalb in jedem Quartier eine, auf öffentliche Kosten unterhaltene Sänfte, welche ausschliessend zu diesem Gebrauche bestimmt ist. Zugleich soll er dem Gesundheitsrath der Stadt davon die Anzeige machen, und dieser dann die Wohnung, den Stand und das Alter des Kranken aufzeichnen. Alles dieses muss in den ersten vierzig Tagen der Krankheit geschehen, welches ihre zweite, noch nicht anstekende Periode ist.

Für die folgende werden sodann die Vorsichtsregeln gegeben: Der Kranke soll mit Essig gefüllte Spuktöpfe gebrauchen, welche immer bedekt sind, und so oft, wie möglich, geleert werden. Häufig muss die Luft im Krankenzimmer gereinigt und erfrischt werden. Hauptsächlich empfiehlt man Essig und Rauch, und den Wärtern Oefnung der Fenster, um Luft zu schöpfen. Man soll nicht in demselben Bette mit dem Kranken schlafen, und müsste dieses jemals im nehmlichen Zimmer geschehen, so wird man den Lagerort

so entfernt, als möglich, von ihm nehmen. Alles Geräthe, was der Kranke gebraucht oder berührt hat, soll sorgfältig gereinigt und gelüftet, und, im Fall es nicht hinlänglich geschehen kann, verbrannt werden. Die Zimmer soll man neu übertünchen und den Fußboden mit Meerwasser waschen. Ueberhaupt soll man aufs genaueste den Befehlen des Arztes nachleben, und nicht der, ziemlich allgemeinen, übeln Sitte folgen, die Geräthschaften vier und zwanzig Stunden in die Erde zu graben, dann wieder herauszunehmen und zu gebrauchen. Selber Gläser, Steine und dergleichen, welche im Krankenzimmer gewesen sind, müssen mit Meerwasser oder Essig gewaschen werden.

Dies sind die Vorschläge der Aerzte. Mehrere beigedrukte Befehle der Regierung billigen dieselben zwar, dehnen sich aber noch mehr aus, weil sie sich unmöglich versichert halten können, daß alle diese Regeln so genau befolgt werden, als es das Wohl der

Staats erheische. Sie befiehlt: dafs, sogleich auf die Anzeige des Arztes bei dem Gesundheitsrath, einige Glieder der Polizei sich in das Haus des Kranken verfügen, und ein genaues Verzeichnifs von Allem aufnehmen, was in seiner Nähe ist; dafs, so wie er gestorben, dieselben Beamten alles Bewegliche, selbst Thüren, Laden u. dergl. wegschaffen; dafs alle seidene Stoffe, so wie alles Weisszeug, mehreremale gewaschen, alles Silber und Gold mit Weingeist gereiniget, die Gemählde mit Oel abgerieben, die Bücher gelüftet, ausgeklopft, ihr Ueberzug mit Essig überfahren, sogar alle Hausthiere umgebracht werden. Am Ende wird noch allen denen, die um den Kranken gewesen sind, angerathen, sich durch eine kleine Reise oder einen Aufenthalt auf dem Lande zu erholen.

Diese Opfer wird jeder wohlhabende Bürger, fährt das Rescript fort, dem allgemeinen Besten gerne bringen. Ist er aber zu arm, so soll er von der Regierung für seinen

Verlust entschädigt werde. Wer sich aber eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen läßet, dem werden die strengsten Strafen angedroht. Wer z. B. die obrigkeitlichen Personen bei der ersten Visitazion des Krankenzimmers, wenn das Verzeichniß der darin enthaltenen Habseligkeiten gemacht wird, verhindern würde, kömmt, im Fall er von Adel ist, drei Jahre auf die Festung, und zahlt noch dreihundert Dukati obendrein; ist er bürgerlich, eben so lange auf die Galeere. Gleiche Strafe wartet derer, welche angesteckte Gewerbschaften kaufen. Und weil die gefährliche Krankheit am leichtesten die Bewohner neugebauter Häuser angreift, so sind auch für diesen Fall die strengsten Verordnungen beigefügt. Wer ein neues Haus vor anderthalb Jahren Frist vermiethet, schließt der königliche Befehl, der wird das beleidigte Gesez durch Erstattung des Betrags der drei jährigen Miethe versöhnen.

Man sieht, wie gefährlich diese Krankheit sein muss. Die Verordnungen wurden durch die so häufigen Opfer derselben veranlasst, und beschränken sich nicht nur auf die Hauptstadt, sondern dehnen sich über das ganze Königreich aus.

IX. Leihh[illegible]

Anstalten, die zu einer gewissen Zeit löblich waren, welche heutzutage nur das Elend verlängern, statt es aus dem Grund zu vernichten.

Die ersten Anstalten der Art findet man in Italien, weil dieses nach der großen Wiedergeburt Europa's, welche dem Mittelalter folgte, das erste handelnde Land war. Der ansehnliche Gewinn, welcher mit baarem Geld gemacht werden konnte, trieb dasselbe zu ungeheuren Preisen, weil die Juden, bei denen sich der Reichthum immer in baarer Münze findet, nahmen Zinse, welche einigermaßen den Haß und die Verfolgungen jener Zeit gegen sie erklären lassen.

Um diesem Uebel abzuhelfen, wurden die Leihhäuser errichtet. Neapel besizt, neben seinen vielen Wucherern, die dieses menschenfreundliche Geschäft in der Stille treiben, zwo solcher Anstalten.

Die erste ist der **Monte di Pietà**. Hier wird bis auf zehn Dukati ohne Zinse geborgt. Eine gröfsere Summe bezahlt sechs Procent.

Die zweite der **Monte de' Poveri**, welche nicht über fünf Dukati ohne Zinse ausleiht. Diese sind die nehmlichen, wie in der vorigen Anstalt, sobald die genannte Summe überstiegen wird.

Die erste Modifikazion beider Anstalten ist sehr löblich auf die Armuth berechnet. Es wird also hauptsächlich auf den Reichen gewonnen, von denen viele ihr Kostbarstes, Jahr aus Jahr ein im Leihhause liegen haben. Nach Verflufs von drei Jahren werden die Pfänder verkauft, und die Ueberlosung dem Eigenthümer zugestellt.

Diese beiden Anstalten thun aber auch sonst noch viel Gutes, zum Theil auf eine nützliche, zum Theil auf eine schädliche Weise; denn es scheint einmal, als ob in diesem Lande nichts auf die rechte Weise geschehen könnte.

IX. Aehnliche Anstalten.

Den beiden vorigen verwandt sind zwo andere Anstalten, welche ein reineres Geist der Humanität zum Besten der Nothdurftigen wirksam macht.

Der Monte de' Poveri vergegnost springt hauptsächlich denjenigen Armen bei, welche Scham genug besizen, keine fremde Unterstüzung anzuflehen, weil ihre Noth entweder nur augenblikliche Verlegenheit ist, oder durch das Bewufstsein, von Andern beobachtet zu werden, desto drükender wird. Ausser dem kauft diese Anstalt Sklaven los, stattet arme Mädchen aus, läfst verlassene Kinder erziehen, und wirkt auf andre ähnliche Weisen nur zum wahren Guten.

La Redenzione de' Cattivi beschäftigt sich einzig und allein mit dem Loskauf unglüklicher Reisenden, welche den Seeräubern der Barbarei in die Hände gefallen sind. Jedes Jahr werden 18,000 Dukati auf diese

Weise verwendet, und das Geschäft wird einzig und allein von den Juden zu Livorno betrieben. Die Kosten für Eine Person sind zwischen 750 — 1400 Dukati und noch mehr. Die Geistlichkeit hat sich auch hier ein Vorrecht angemaßt; indem ihre Glieder, und namentlich die Bettelmönche, zuerst losgekauft werden müssen; dann kommt es an die Weiber, nach diesen an die Knaben bis zu zwanzig Jahren, und zulezt an die Männer.

LXI. Merkwürdige Regierungs-Kollegien.

Ich kann mich in diesem Werke natürlich nicht darauf einlassen, das ganze Gebäude der Staatsverwaltung durchzugehn. Was aber auszeichnend in derselben ist, sowohl im Guten, als im Bösen, darf nicht fehlen. Ich werde hier daher fünf Kollegien aufführen, welche die Gebrechen dieses Staats weit stärker, als die Sorge der Regierung sie zu heilen, beweisen werden.

uprema giunta degli abusi *), eine sehr merkwürdige Regierungskammer, deren Titel mir beinahe wie Hospital der Unheilbaren vorkommt. Ihre Bestimmung ist die Reform aller Mängel und Mifsbräuche in der Staatsverfassung, besonders die Geistlichkeit betreffend. Es wurde sogar errichtet,

*) Oberstes Regierungs-Kollegium für die Verhinderung der Mifsbräuche.

und begann sein grofses Geschäft mit der Aufhebung des Jesuitenordens, wodurch es sich freilich sehr vielversprechend ankündigte. Es hat sein Wort später nicht gehalten; denn ich selbst habe ja diese Gesellschaft, welche man, als allen Staaten und Regierungen gefährlich, aufhob, als das einzige Rettungsmittel derselben wieder erwekt gesehen. Die Geschichte hatte also umsonst ihre Bücher geöfnet. Man las: dafs das Parlament von Paris dereinst die Werke des Jesuiten Mariana verbrennen liefs, weil er in denselben behauptet hatte, „dafs der Königs„mord eine löbliche, ruhmvolle, he„roische Handlung, und dafs es zu „bedauren sei, weil es so wenige „gäbe, die sich einer so edeln That „unterfangen *)." Man las: dafs der Jesuite Lorrin in seinem Kommentar zum 105. Psalm Seneka's Verse angeführt hatte:

*) Thuan. 15. 111. 112.

. . . *Victima laudis exspes amplae*
Potest, magisque optima mactari Jove,
Quam rex iniquus.

Was könnte man nicht alles noch thun, wenn man nur wollte! „Gott gebe, daſs E.w. Majestät es nie bereuen dürfen," sagte einer der neapolitanischen Staatsräthe seinem Monarchen, als dieser die Wiederherstellung des Jesuitenordens beschlossen hatte. Die Suprema ginnta degli abusi aber blieb stumm!

Deputazione contro al tribunale de S. Officio. Der letzte Versuch, die Inquisizion in Neapel einzuführen, wurde im Jahr 1746 gemacht. Die Nazion war derselben immer entscheidend entgegen, und es wäre wohl der Mühe werth zu untersuchen, wie sie zu dieser Furcht vor einem Tribunal gekommen ist, welches andre Völker, ohne zu murren, ertragen haben. Karl III verbannte es indeſs durch ein Reichsgrundgesez auf ewig; und diese Deputazion hat haupt

sächlich die Bestimmung über die Geistlichkeit zu wachen, dafs sie nicht das Geringste unternahm, was das Ansehn von Inquisizion hatte.

Giunta de' Veleni. Es ist schreklich zu glauben, dafs sich eine Regierung genöthigt sah, ein eigenes Tribunal für Verbrechen der Giftmischerei niederzusezen. Ist dies Verbrechen denn so häufig? fragt man. Ich weifs es nicht; aber in allen Ländern, wo das Recht der Erstgeburt und die Unauflöslichkeit der Ehen eingeführt sind, kommt es öfters vor, als in andern, welche den Grundsaz angenommen haben, dafs ein Mann Vater aller seiner Kinder ist, und dafs es Ehen gibt, deren unglükliche Folgen nur durch die Trennung verhindert werden können.

Giunta del Lotto. So lang sich nicht alle Regierungen über die Aufhebung dieses gefährlichen Spiels vereinigen, handelt die einzelne, die es versucht, wenigstens nicht klug. Da nun Klugheit die Führerin der

Politik ist, so hat auch die neapolitanische Regierung dieses Uebel geduldet, und sich durch die 500,000 Dukati, die ihr dadurch jährlich zufielen, über seine Folgen getröstet. Weil es aber doch einmal ein Uebel ist, so mußte es auch sein Tribunal haben, und dieses ist keines der mindesten.

Giunta di Stato. Sie richtet die Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats und der beleidigten Majestät. Ihre Richter waren nicht immer ehrliche, oder wenigstens furchtlose Männer. Es schaudert uns daher, wenn wir an manche Zeiten zurückdenken.

Mache Jeder seine Betrachtungen selbst über diese fünf Kollegien! Veranlassung ist genug dazu, und es gibt nichts Belehrenders, als einen Staat, welcher das Gute zu wollen scheint, aber in der Wahl der Mittel unglüklich gewesen ist.

LXII. Oeffentlicher Unterricht.

Man kann sich vorstellen, dafs durch die spanische Regierung, welche das Königreich Neapel ungefähr wie eine Kolonie in Indien ansah und behandelte, nichts für den öffentlichen Unterricht geschah. In einigen Klöstern wurde zwar eine gewisse Masse des Wissens durch Ueberlieferung fortgepflanzt, und mit Politik zurükbehalten, oder mitgetheilt; einige Strahlen der schönern Tage unter den Arragoniern und selbst den Anjou's waren übrig geblieben, aber die ganze Nazion tappte in diker Finsternifs.

Mit Karln III begann eine bessere Zeit. Die grofsen Bewegungen in ganz Europa wurden auf diesem Vorgebirg desselben immer am stärksten nachgefühlt, so wie ein Stofs am Rande einer Scheibe empfindlicher ist, als in der Mitte. Die Aufhebung des Jesuitenordens ward doppelt folgenreich, indem alle seine Güter für die Erziehung der Nazion bestimmt

wurden. 210,000 Dukati jährlicher Einkünfte flossen in die Edukazionskasse, welche in den schönen Klöstern und Seminarien der Adeln der ganzen Nazion die besten Schulen eröfnen konnte.

Diese wurden in der Hauptstadt und in den Provinzen aufgethan. Aber, als ob nicht die ganze Nazion Belehrung bedürfte, kamen sie mehr dem Adel zu gut; und, wie wenn man blos Professoren zu bilden hätte, verloren sich diese Anstalten in den Kreis höherer Studien, denen sie doch nicht genügen konnten. Das war die Folge? dafs man nichts lernte, und mancher Vater, dem die Bildung seines Sohnes am Herzen lag, den Jesuitenorden wieder zurükwünschte.

Die Normalschulen, welche im ganzen Königreich errichtet wurden, waren sehr zwekmäfsig eingerichtet, und hatten noch den Vortheil, dafs sie den müssigen Priesterstand beschäftigten. Allein sie verfielen auch bald, und ihre Früchte sind nie aufgegangen.

Die vielen Kollegien und Seminarien werden von Mönchen geleitet, welche nicht immer guten Willen und Kenntnisse verbinden. Wenn ihnen etwas gelingt, so ist es, dafs sie einen erträglichen Geistlichen gebildet haben; denn darauf geht am Ende alles los. Die Kinder werden wie Sklaven behandelt; und damit sie ja ihre Last zu tragen haben, pakt man ihnen einen Vorrath scholastischen Wusts auf, unter dem der Geist entweder erliegt, oder den er abschüttelt, um sich in zügelloser Freiheit zu ergehen.

Und dieses Land hat einen Giannone, Genovesi, Galiani, Cirillo, Filangieri, Cuoco, Russo gebildet?

Ja; denn die Natur ist thätiger, als die Menschen; und die Vorzüglichsten unter diesen haben sich immer selbst gebildet. Schulen und ähnliche Anstalten sind nur für mittelmäfsige Köpfe, oder für Handwerksleute in ihrem Fach. Aber die herrliche, weitleuch-

tende Fakel des Genius kann sich nur [illegible] selbst entzünden.

Ich will nicht vergessen zu sagen, daß die Militärschule in Neapel vortrefflich eingerichtet war. O hätte man Neapolitaner an die Spize der neapolitanischen Truppen gestellt, und keine Fremden, sie wären wenigstens mit Ehre besiegt worden!

LXIII. Die Universität.

Sie ist sehr alt; denn sie wurde schon 1225 gestiftet. Sie ist nicht reich, weil Universitäten nicht durch den frommen Unverstand, sondern durch weise Regierungen begabt werden. Sie leistet wenig; denn ihre Lehrer sind schlecht bezahlt. Ihre Einrichtung ist unzwekmäfsig; weil man die Sorbonne und ähnliche Anstalten bei ihren Reformen zum Muster genommen hat.

An Lehrstühlen aller Art ist kein Mangel. Es ist sogar einer für die Dekretalen da. Man wollte ihn aufheben, und drang nicht durch, ob man gleich den Jesuitenorden zu stürzen mächtig genug war. Man sorgte also für ein Gegengift, und glaubte es in der Errichtung eines Lehrstuhls der Konsilien zu finden.

Ein aufgeklärter Privatmann stiftete einen sehr zwekmäfsigen für Handel und Staatswirthschaft, welcher einige Früchte gebracht hat. Die Vorlesungen geschehen blos auf

diesem einzigen in der Landessprache, wie man billig genug war, Kaufleute und Oekonomen die philologischen Studien zu ersparen.

Ehmals wurde jede Lehrstelle nur auf vier Jahre besezt. Nach dieser Zeit ward ein neuer Konkurs gehalten, bei welcher Verfahrungsweise man natürlich nur immer wechseln konnte. Die lezte Reform dieser Anstalt ist vom Jahr 1780.

Mit den 12,700 Dukati Einkünften, die die Universität hat, werden eine Menge Lehrer besoldet. Der Professor der Pandekten hat 80 Dukati jährliche Bezahlung; die übrigen alle müssen sich mit 120 — 300 begnügen. Nur der Lehrer der Dekretalen hat 460 Dukati.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens ward das grofse Kollegium desselben, Gesu vecchio, der Universität eingeräumt. Es ist ein schönes Gebäude, das Vorrath genug für Kunst und Gelehrsamkeit enthält. Die Biblio-

thek ist zahlreich, aber schlecht geordnet. Die herrlichen Antiken, wie der farnesische Herkules, die kolossale Flora u. a. m. stehen im Erdgeschosse, etwas bunt durcheinander. Neben an arbeiten Künstler nach schlechten modernen Stüken, und hie und da kommt ein Fremder, um jenen hohen Kunstwerken seine Verehrung zu bezeugen.

Soll ich der Akademie erwähnen, welche 1780 mit 10,000 Dukati Einkünften gestiftet wurde? Ich habe selten etwas von ihr gehört, und dies ist ein Beweis weiter, wie unnüz dergleichen Anstalten in Staaten vom zweiten und dritten Range sind. Nur da, wo die wissenschaftliche Bildung auf vielen Punkten vereinzelt werden muss, ist einer nöthig, in welchem sie sich alle wieder vereinigen, und keinem Lande dürfte eine solche Anstalt besser bekommen, als unserm deutschen Vaterlande. Aber keiner seiner Staaten ist reich genug, um die Ausgabe für die andern zu machen. Sollen sie sich alle zu diesem Zwek

vereinigen? — Sie werden es nie thun, weil keiner sie dem andern gönnen will. Wir wollen also die Hoffnung denn nun aufgeben und von der Zukunft träumen!

LXIV. Palast Francavilla.

In Rüksicht auf seine Architektur verdient dieser Palast nicht eher Erwähnung, als so viele andre, von denen ich nichts sagen werde Wie herrlich auch seine Lage ist, wie himmlisch sich seine Aussichten beinahe von jedem Balkon und von den Terrassen eröfnen, was ihn vor allen andern auszeichnet, ist eine Gallerie mit vielen herrlichen Bildern.

Es gibt nicht leicht einen berühmten Nahmen in der Kunstgeschichte, den man hier nicht fände. Von Raphael ist eine Madonna mit dem Kinde da, welche nur unter Raphaelschen Bildern ihres Gleichen finden möchte. Es ist vom höchsten Interesse, das nehmliche Sujet von Lionardo da Vinci dargestellt zu sehen. Wie verschieden beide, und doch wie würdig! Raphaels Gruppe mit aller Tiefe des Gemüths, Lionardo's mit aller Tiefe des Geistes aufgefaßt und dargestellt. Vor jener wird es dem Herzen kindlich wohl; vor

dieser versinkt der Verstand in ernstes Nachdenken über die Geheimnisse der Kunst, welche ihm in dem Raphaelischen Bilde nun der auffallen, weil es nun das größte Geheimnifs der Natur ausspricht.

Dergleichen Gemählde sind gefährliche Nachbarn; denn es bedarf der seltensten Vorzüge, um neben ihnen in die Höhe zu kommen. Berühmte Nahmen reichen da nicht immer aus, weil auch das entschiedenste Verdienst neben dem Vollendetsten in Schatten sinkt. Wahrscheinlich sind jezt diese Bilder nicht mehr hier. Alles konnte man nicht flüchten, und so mögen, wenn die Raphaels, da Vinci's, Claudes und Tiziane geflohen sind, wenigstens Werke von Schidone, die in andern Gallerien so sehr fehlen, und von dem gemüthvollen sicilianischen Mahler, Pietro Novelli, il Mocrealese genannt, zurükgeblieben sein.

LXV. Capo di Monte.

Karl III, von welchem überhaupt die meisten grofsen Werke der Kunst, welche das achtzehnte Jahrhundert in Neapel entstehen sah, herrühren, baute diesen Palast auf einem der höchsten Hügel hinter der Stadt, von wo aus man diese und den ganzen grofsen Meerbusen mit allen seinen Schönheiten überblikt.

Was dieser Fürst baute, trägt einen Karakter von Gröfse, der mit den Werken der Römer wetteifert. Aber nicht überall führte ihm das Glük einen Künstler, wie Vanvitelli, für seine grofse Wasserleitung zu. Der Palermitaner, Medrano, der diesen Palast aufführte, war ein Mann von Talenten, dem es aber nur hie und da am Unentbehrlichsten, dem Menschenverstande, zu fehlen scheint. Wie hätt' er sonst eine so ungeheure Masse auf dem, durch Steinbrüche beinahe völlig ausgehöhlten Berg sezen, und eine, dieses

Gebäudes würdige Treppe in demselben vergessen können?

Beides ist indeß geschehen. Damit der Abgrund nicht das ganze kostbare Gebäude verschlang, mußte man in diesem noch kostbare Mauern aufführen, welche wohl der Grund sein mögen, daß es nie vollendet wurde. So steht es jezt auf seiner alleshebenden Höhe öde und verlassen da, und wird nur zuweilen von Fremden und Künstlern, seiner Gemählde und andrer Merkwürdigkeiten der Kunst wegen, besucht.

Hier war nehmlich zu einer Zeit alles vereinigt, was das Farnesische Haus in seiner glänzendsten Periode Schönes und Seltenes gesammelt hatte. Noch sah ich eine Menge mittelmäßiger Bilder, weil die besten vor der ersten Invasion der Franzosen geflüchtet, und die, welche wieder zum Vorschein kamen, in dem Palast Francavilla aufgestellt worden waren. Die große Münzsammlung war nur noch in Fragmenten da, von der berühmten

Schaale aus orientalischem Agath-Onyx mit dem herrlichen Medusakopf konnte ich nichts mehr erfahren. Die schönen etrurischen Vasen waren zerstreut — aber die Ruder und Bogen der Tahitier noch vorhanden.

Es hat mich daher immer wehmüthig gemacht, in dem, zum Palast gehörigen Bosket eine Gruppe anzusehen, in welcher die Zeit mit der rechten Hand das Glük aufrecht hält, und mit den Füfsen den Neid in den Staub tritt. Damals war noch wenig von dem geschehen, was wir nachher erlebt haben; aber dieser Palast war doch nur mit den Trümmern des kraftvollen Farnesischen Hauses ausgeschmükt, und wenn auch die Zeit das Glük nicht länger zu halten vermochte, so hätte man ihr doch die Herrschaft über den Neid gönnen mögen *).

*) Die französische Regierung hat der Lage dieses Palastes die verdiente Ehre widerfahren, und der König, Joseph, ihn in den Staud sezen lassen, dafs er ihn be-

wohnen kann. Er soll ganz vollendet werden, und sich an eine grosse Garten-Anlage anschliessen, welche durch die Wasserleitung der Acqua-vergine belebt werden wird, die man zu dem Ende von Caserta nach Neapel leitet.

LXVI. Religion.

Darf man nach der Menge von Wachs, welches in den Kirchen verbraucht wird, von der Anzahl der Geistlichen und ihrem Reichthum auf die Religion schliessen, so sind die Neapolitaner ein sehr frommes Volk.

Darum ist es uns aber hier nicht zu thun. Wir müssen wissen, wie die Religion von den verschiedenen Klassen der Nazion angesehen wird, und wie sie aufs Leben wirkt.

Ich möchte den Neapolitanern nicht Unrecht thun, und lasse daher einen ihrer Mitbürger selbst reden.

„Der Unglauben," sagt der Herzog von Montejasi, „und die Sucht Religionsübungen lächerlich zu machen, gilt bei uns für einen Beweis von Geist. Diese Meinung verbreitet sich unter den sogenannten Aufgeklärten in dem Maafse, wie die Sittenlosigkeit zunimmt. Das Volk aber lebt in völligem Aberglauben, den es entweder in den Kirchen, oder in den

Schulen lernt, und ist überzeugt, daß man durch einzelne Werke der Barmherzigkeit und des Glaubens sich den Himmel verdienen könne. Daher bewirbt ein Krämer mit der einen Hand den Käufer im Gesicht, und gibt mit der andern den Mönchen vom S. Antonio, oder denen, welche für die Seelen im Fegfeuer sammeln, Almosen. Ein Lazzarone läßt sich vor dem Heiligen, über den er eben geflucht hat, auf die Knie nieder, und sucht seine Rechnung durch augenblickliche Reue wieder gleich zu machen. Kurz, der Pöbel sieht den Allmächtigen als einen Geizhals an, den man durch Geschenke versöhnen muß, und wendet sich deshalb nicht an ihn selbst sondern an die Heiligen, die er als eben so habsüchtige Advokaten betrachtet.

Das Hauptdogma der Religion in Neapel ist das Fegfeuer; dessen Qualen sieht man überall an den Mauren abgemahlt. Dadurch wird die Religion diesem Volk zu einem Popanz, den es, wie die Kinder den ihrigen, nur dann

fürchtet, wenn er sich zeigt, oder wenn es in der Einsamkeit an ihn denkt.

Wird daher für die armen Seelen im Fegfeuer gefodert, so ist Niemand freigebiger, als der Neapolitaner. Es ist ihm dabei nicht sowohl um die Armen zu thun, die in jenem Feuer schwizen, sondern um ihn selbst. Er denkt dabei, dafs ihm dereinst auch einmal so geholfen werden werde, und sucht sich gleichsam schon zum voraus gute Freunde zu machen.

O was haben die Menschen nicht aus der Religion gemacht!

LXVII. Ein Heiliger im Geschmak der Neapolitaner

Jedes Volk bildet sich seine Götter und Heiligen selber. Erhält es sie auch von Aussen, so müssen sie sich vorerst bei ihm nazionalisieren; und diese geschieht nur, indem sie völlig in seine Denkweise, seine Sprache und seine Sitten eingehen.

Mögen mir es die vielen braven und einsichtsvollen Neapolitaner, die ich kenne, zu gut halten, wenn ich glaube, daß ihre Nazion [illegible] von den Heiligen braucht, welche die Araber sich nennen, ein Wort, das einen Menschen bezeichnet, der zur Hälfte *ein Heiliger und ein Narr ist*.

Und einen solchen habe ich auch in ihrer Geschichte aufgefunden. Ich will die alte Chronik selbst erzählen lassen *).

*) Chronik des Giuliano Passero, welche noch ungedrukt in Neapel liegt. Diese Stelle ist von Galiani als Sprachprobe ausgehoben.

„Den 9ten August 1516 kam in das Kloster von Santa Maria del Carmine ein Mönch dieses Ordens aus der Lombardie. Er war ein Spanier von Geburt, und las alle Tage die Messe. Diese Messe dauerte aber drei Stunden lang, in welcher Zeit ein Andrer sechse gelesen hätte. Nach der Messe zog er sich aus, und gieng in das Kloster hinein, wo sich denn bald eine Menge Kranker, besonders an venerischen Uebeln, um ihn einfanden. Der Mönch that nichts anders, um sie zu heilen, als dafs er, sowohl Weiber, als Männer, mit der Zunge an jedem Körpertheile lekte. Am Ende wurde der Zulauf von Neapolitanern und Fremden so grofs, dafs es zum Erstaunen war; und wer es nicht gesehen, was dieser Mönch mit seiner Zunge lekte, der konnte es auch nicht glauben. Seine ganze Heilart bestand darin, die Wunden und die venerischen Beulen, die Augenübel und die Schamglieder mit der Zunge zu leken. Nie spukte er dabei aus, sondern

verschlukte Alles, welches zugänglich war zu sehen, und Niemand erinnert sich je von etwas Aehnlichem in der Christenheit und im Heidenthum gehört zu haben."

Die Geschichte der menschlichen Narrheit ist reich an Verirrungen aller Art, aber diese ist so einzig, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie an einem Ort aufzubewahren, wo sie einst bewundert wurde, und noch heutzutage bewundert werden würde, wenn sich in unserm Zeitalter dergleichen Thorheiten nicht alle in Spizbübereien verwandelt hätten.

LXVIII. Theatinerinnen.

Welche waren gröfser, die Religionsthorheiten, oder die Religionsgrausamkeiten?

Es ist traurig, dafs beide ihre höchsten Punkte erreicht, und die Menschen nichts unterlassen haben, um die Religion Christi bis zur Karikatur und zur Folterkammer zu verzerren.

In Neapel befand sich ein Frauenkloster des Theatinerordens, in welches nur Mädchen aus den ersten Familien aufgenommen wurden. So wie das Gelübde ausgesprochen war, war auch die ganze Welt für sie gestorben; denn von da an durften sie Niemand mehr sehen und sprechen, der nicht in ihren Mauren war. Kein Gruſs, kein Geschenk, kein Brief, keine Freude über das Wohlsein der Ihrigen erreichte sie mehr. Nur wenn einer der Schwestern ein naher Verwandter gestorben war, wurde es ihnen mit den Worten angezeigt: Es ist euch ein Vater, eine

Mutter, eine Schwester gestorben
betet für die arme Seele! Nur selten
wurde der Sterbfall nicht bestimmt, und alle
in die grausame Ungewißheit eines ewigen
Verlustes gestürzt. Nun die Trauer, deren
Niemand mehr erwehren konnte, konnte sich
dann.

Als Jephta's Tochter sich die ewigen Jungfrauschaft gewidmet hatte, gingen die Töchter Israels jedes Jahr viermal hin, um mit ihr zu reden. O wie mag sie sich immer auf diesen Besuch gefreut haben!

So [illegible] waren die Christen nicht; aber jene Ordensregel ist eine Barbarei. Man hat sie in neuern Zeiten dahin gemildert, daß es jeder der armen Jungfrauen bestimmt angezeigt wird, wenn sie Jemand zu besuchen hat.

LXIX. Brüderschaften.

Es ist immer schön, wenn sich Menschen freiwillig zu einem guten Zwecke vereinigen. Die Religion, welche sie alle zu Brüdern machen will, nannte solche Verbindungen Brüderschaften; und die Hierarchie, die sie als den Mittelstand zwischen ihren Mönchen und den gewöhnlichen Menschen ansah, gab ihnen mancherlei Vorrechte, welche übrigens im Karakter aller ihrer Geschenke, ganz ohne zeitlichen Vortheil sind.

Diese Institute sind am Ende der Gewalt der Zeit, welche Alles entweder verschlimmert oder verbessert, unterlegen. Die Religionsübungen derselben sind zu Gelegenheiten des Müssiggangs, und ihre unterscheidenden Gewänder zu Mummereien geworden. Statt in Uebung christlicher Tugenden zu wetteifern, suchte man sich in äusserm Glanze zu übertreffen, und der ursprüngliche Geist liefs

bei seiner Flucht nur hie und da noch eine leichte Flamme zeigt. *)

Zwo Gesellschaften der Art [illegible] vor den vielen andern, welche in Neapel sind, ausgezeichnet zu werden. Die eine, la Confraternità de' Bianchi, ist sehr zahlreich, und besteht gewöhnlich aus Leuten der ersten Stände. Ihre Gesinnungen sind weise, und ihre Zwecke gut; denn sie sind die Freunde, der Trost, die letzte Hülfe der Unglücklichen, welchen die Gerechtigkeit zum Tode verur-

*) Neapolitanes, der Herzog von Monte [illegible] si, drückt sich in seinem, übrigens höchst unbedeutenden Prospetto economico-politico-legale del regno di Napoli, Nap. 1787, tom. I. not. z. hierüber noch weit stärker aus: „Questo confraternità per mancanza di direzione sono per la più degenerate in una conventicola di furberie, quindi è, che i nostri maggiori ne domandarono l'abolizione, come si ha da' privilegi e capitoli della Città ed il Consiglio di Castiglia domandò a Filippo IV l'abolizione delle stesse, come narra Ustariz."

theilt hat. Die lezten drei Tage seines Lebens sind sie beinahe seine einzige Gesellschaft. Sie bereiten ihn zu der Reise in das dunkle Land, stillen alle seine Wünsche, ausser den zu leben, begleiten ihn auf den Richtplaz, halten ihn im entscheidenden Augenblik noch mit hofnungsreichen Gebeten und Vorstellungen einer bessern Welt, in die er durch Reue versöhnt eingeht. Aus des Nachrichters Händen empfangen sie den Leichnam, und senken ihn unter frommen Gesängen ins Grab. Ist dies nicht ein menschenfreundlicher Dienst? Aber mit dem Grabstein, den sie über ihm zuschliessen, ist ihr Amt noch nicht aus. Sie sind die Väter derer, welche der Unglükliche hülflos hinterlassen hat, erziehen seine Söhne, verheirathen seine Töchter, und unterstüzen seine Wittwe mit Rath und That. Ehrfurcht vor diesem schönen Institute! Seine Pflicht ist nicht leicht, sein Amt ist oft schwer: denn man hat in Neapel Zeiten gesehen, wo die Brüderschaft der

Weisen ganze Monate Tag und Nacht fort, mit den Opfern der gerechten und der ungerechten Nemesis beschäftigt sind.

Die andre Gesellschaft ist die Compagnie di S. Leone. Auch sie sind die Freunde der Unglücklichen. Mit geringen Einkünften thun sie sehr viel Gutes, und die Uneigennützigkeit hat in ihnen einen mächtigen Feind. Sie nehmen sich der Armen in Rechtssachen an, untersuchen ihre Gründe, ehe sie einen Prozeß beginnen, führen ihn mit dem Eifer, zu welchem die gute Sache begeistert, und gewinnen beinahe jedesmal, weil sie nicht leicht für das Unrecht streiten, und kein Richter ihren edeln Interessen zu widerstreben wagt.

In einem Lande, wie dieses, ist eine solche Gesellschaft eines der nothwendigsten Bedürfnisse. Auch hat Niemand noch an dieselbe zu rühren gewagt, und es wäre zu wünschen, daß sie überall in der Welt Kolonien hätte. Wie vortreflich die Gesetzgebung sei, der

Arme hat immer Freunde und Geld nöthig. Wird die Gerechtigkeit auch umsonst ertheilt, so bedarf er wenigstens Rath um sie zu finden, weil unsere gesellschaftlichen Verhältnisse so verschlungen sind, dafs man das, was man mit eigenen Augen sieht, doch manchmal erst mühsam suchen mufs.

LXX. Un Cristiano

„Christen, kauft von meinen schönen Feigen!“ ruft ein Turco.

„Mein Schnecksbändchen hat weit mehr Verstand, als manche Christen:“ sagte mir einst eine Dame.

„O Christ, aus dem Wege!“ schreit der Kutscher vom Bock herab.

In Neapel ist jeder Heide ein Christian. Es ist zweideutig, ob man diesen Ausdruck für Toleranz oder Intoleranz im weitesten Umfang nehmen soll. Entweder darf man sagen, ist jeder Mensch ein Christ, oder sind nur die Christen Menschen.

Am Ende wird man aber die Sache wohl nicht so genau nehmen dürfen. Im Grunde sind sich die Sprachen überall gleich, und richten sich besonders in Allem, was die Menschen angeht, nach ihren Schwachheiten. Jede besitzt so viele zweideutigen Worte für schön und höflich, böse und gut, dass man

wohl erkennt, wie es keine mit dem Menschen verderben will.

Die gleiche Bewandniſs hat es mit ähnlichen Ausdrüken. Was der Neapolitaner un Cristiano nennt, heiſst der Toskaner un Galant uomo (einen ehrlichen Mann); aber man hüte sich ja, darum an eine mythische Zeit zu denken, wo ein Christ immer auch ein ehrlicher Mann war.

Der Franzose ruft dem Fremden Monsieur! zu; der Deutsche: guter Freund! — Beides bedeutet dasselbe, nehmlich Herr N. N. —

Der Deutsche nur muſs das Cristiano, Galantuomo, Quidam in den meisten Fällen mit Mensch übersezen.

LXXI. Banken

Die verschiedenen Banken dieser Stadt sind von Privatpersonen erbauet, und nur von der Regierung bestätigt worden. Ihre Aufseher (Governatori) werden von ihr aus den Bürgern erwählt, und dienen umsonst. Sie empfangen von Jedermann Geld, und sind jeden Augenblik bereit, es entweder an ihn selbst, oder auf seinen Befehl an Andre, in welchen Summen er will, auszuzahlen.

Die Bankscheine heissen Polizze, und laufen wie baares Geld. Verträge, welche in solchen Scheinen abgeschlossen sind, haben schnellere Exekuzion und gröfseren Glauben. Nur werden Bankoperazionen mit ihnen sehr beschwerlich, weil der Nahme des Geld-Deponenten immer gerichtlich aufgezeichnet werden mufs, und die Cession der Scheine und ihre Bezahlung Weitläuftigkeiten unterworfen sind, welche zwar jede Betrügerei beinahe unmöglich machen, aber auch den

raschen Gang der Handlungs-Spekulazion hemmen.

Was diese Banken so lange in Ehren und Kredit gehalten hat, ist die Treue der Verwaltung, und die Ehrfurcht, mit welcher Volk und Regierung sie immer behandelt haben. In den dringendsten Fällen griffen selbst die Spanier nicht an dieses Nazionaleigenthum, und in keiner Empörung wagte es das Volk an dasselbe zu rühren. Aber es gehörte zu dem Unglük der Bourbons, dafs sie dem Rath der Vergangenheit nicht folgten. Ich habe es selbst gesehen, dafs die Bankscheine 8 — 10 Procent verlohren; ein einziger Minister hingegen, welcher mit dem Zutrauen des Volks die Leitung der Finanzen übernahm, (Medici) brachte sie in wenigen Wochen wieder al pari.

LXXII. Sonderbarer Gebrauch bei der Geburt der Mädchen

Ueber manche Dinge ist es schwer, ich will nicht sagen gut, sondern nur, nicht zu verständlich und nicht zu unverständlich zu reden. Am schwersten wird dies in der deutschen Sprache, welche offenbar die sittsamste unter allen ist: denn nicht Jedem mag es gelingen, eine Horazische Zweideutigkeit so gut zu umgehen, als Wieland in einer jener Satyren, wo der Fuchs, das was ihr wißt, in der F zurückläßt.

Ich bin diesmal wirklich in Verlegenheit, über eine neapolitanische Volkssitte mich deutlich zu machen. Sie ist bei der Geburt der Mädchen, unter dem gemeinen Manne gewöhnlich, und hat die Absicht, diesen einen Vorzug zu verleihen, den sie nach allgemeiner Meinung schon von Natur besitzen.

Salz brauchen sie dazu, ganz gewöhnliches Salz. Aber wo sie das dem neugebohrnen

Madchen beibringen, das ist's, was ich wohl weifs, aber nicht sagen mag. Denn so gerade mit der Sprache herauszugehen, wie der neapolitanische Dichter, Cortese, in seinem Micco Passaro nnammorato:

Pò saluje dinto la sportella
No pocoriello de sale pesato,
Decenno: tè, ca chiù saporetella
Sarrà, quanno aje po lo marito allato

ist zwar für die, welche die Mundart des Landes verstehen, deutlich genug; aber wie für die Andern?

Madame Wadman, im Tristram Schandy, befand sich einst in einer ähnlichen Verlegenheit, wie ich, als sie sich, bevor sie dem Onkle Toby ihre Hand gab, über einen gewissen Punkt ins Klare sezen wollte, der ihr wegen des ehrlichen Werbers Hüftschmerzen Bedenken machte. Sie half sich freilich durch ihres Kammermädchens Schlauheit, welche es dem Korporal Trim nahe genug zu legen verstand. Und Sterne zog sich aus der Verle-

genheit, die Sache zu erzählen, nach seiner löblichen Gewohnheit, dadurch, daß er ein Dutzend Kapitel über das schrieb, was er in drei Worten hätte sagen können. Ich will nicht klappern, wie Freund Schmidt, und über dem Klappern meine Mission [illegible], sag' ich mit Garrik. Ein ganzes Kapitel über einige Körner Salz ist doch wohl'ich genug. Wo das Salz untergebracht wird, und was es bewirken soll, darüber könnte man freilich ein Buch schreiben. Allein wer mich nicht verstanden hat, dem sag' ich: Es thut mir [illegible] leid; aber ich kann nicht helfen.

LXXIII. Das Ehrenhemd.

Heureux cent fois qui trouve un pucellage.
C'est un grand bien ....
Mes chers amis, ayons tous cet honneur.
Ainsi soit il.

Auf dieses Glük, welches Voltaire allen seinen Freunden wünscht, und wir mit ihm den unsrigen, halten die Neapolitaner sehr viel, wohl eben, weil es so selten ist. Daher heifst das Brauthemd, das Ehrenhemd. (Camminetta de l'annore.)

Dieses wird den Morgen nach der Hochzeitnacht den Verwandten des neuen Paars gezeigt, und mufs, wenn es jenen Nahmen verdienen soll, die Spuren des heissen Kampfs haben, womit die Braut ihren Gürtel vertheidigt hat. Diese Sitte ist orientalisch, und findet sich auch in der Barbarei. Aber sie ist nicht nur unanständig, sondern sehr unbequem, weil man oft in den Fall kommt, eine Taube abschlachten zu müssen, um mit

dem Diebe das Unglück [illegible] schuld zu verhüten.

Der Raub einer Jungfrauschaft galt bis 1779 vor den Gesezen für ein Kapitalverbrechen. Diese Sitte muß also noch sehr alt sein, dürfte man schließen, denn warum sonst die Bewahrung deren so sehr schäzen, was so sorgfältig verheimlicht ist.

LXXIV. Das neapolitanische *Jo hymenæe.*

Eine sehr sonderbare Sitte herrscht in Neapel, welche dieser Stadt wohl ganz eigen ist. Eine Neuvermählte aus den niedrigen Ständen besteigt hoch gepuzt mit ihrem Gatten eine Kalesche, und fährt damit sehr schnell durch die Strafsen. Wo sie vorbeikommen, fangen alle Bekannten, und wer sie für Brautleute kennt, laut an zu pfeifen. Es wird für eine üblere Vorbedeutung gehalten, je weniger gepfiffen wird.

Diese Sitte bedürfte eines Kommentars. Ich weifs ihn aber nicht zu geben, da ihre ursprüngliche Bedeutung bei den Neapolitanern verlohren gieng. Eine alte Sitte ist sie gewifs; denn so etwas kann bekanntlich in unserm nüchternen Zeitalter nicht mehr entstehen.

Geschieht es vielleicht dem Mädchen zum Hohne, wenn es sich den Myrthenkranz

räuben liefs? — Da mufs die Sitte freilich aus einer Zeit stammen, wo dies noch für ein Unglük gehalten wurde.

Oder wird die Komödie etwa angepfiffen, ehe sie anfängt? — Nun, da dürfte einem bange sein vor dem Zeichen, in welchem das Stük von hinten beginnt. Soll es freilich einmal eine Komödie sein, so ist es natürlich, dafs sie da anfangen mufs, wo unsere Romanen endigen. Das Stük wird so zurükgespielt, weil im fünften Akt sich gewöhnlich alles vereinigt, was in den ersten verwirrt war, und so könnte ja auch die Ehe recht gut für ein umgekehrtes Lustspiel gegolten haben.

Und warum ist es denn eine gute Vorbedeutung, wenn recht stark gepfiffen wird? — Ich wüfste keine andre Erklärung, als die, dafs das neue Ehepaar dadurch aufmerksam gemacht wird, nicht zu viel von einem Bande zu hoffen, an welches man so getrost sein Lebensglük zu knüpfen pflegt.

LXXV. Hörner.

Ausserordentlich reich ist das Spiel des italienischen Wizes mit dem Worte: Corno (das Horn). Der Begriff desselben ist ihm so vertraut, dafs es ihm zu allen möglichen Wendungen seiner Sprache passen mufs. Der Toskaner, der es sehr häufig gebraucht, wird aber doch damit nie die Fülle der neapolitanischen Sprache erreichen.

Es liefse sich ein grofses Kapitel über die Hörner schreiben, von denen des Mondes an bis zu denen des kleinsten Insekts, das im Staube kriecht. Man würde sie eintheilen müssen in eigentliche und uneigentliche Hörner. Unter die erstern gehörten die der Ochsen, der Ziegen und so weiter; unter die leztern diejenigen, welche ein spanischer Schriftsteller sehr wizig mit den Zähnen vergleicht, und beider Aehnlichkeit darin findet, dafs er sagt: in ihrem Entstehen schmerzen beide; sind sie einmal recht gewachsen, so nähren sie.

Dieses nur vorläufig für den, welcher einmal etwas Vollständiges über die Hörner schreiben wollte. Wir haben es hier nur mit den Hörnern der Neapolitaner zu thun, und deren sind so viele, als der Sandkörner, die das Meer an ihr Ufer wegt.

Auch sind sie bei ihnen eine so wohlfeile Waare, dafs sie für nichts gelten: denn wenn einer sagen will: die Sache ist nichts werth, so ruft er, indem er den Arm in die Höhe schwingt: sie ist kein Horn werth! (Non vale un corno!)

Wenn sein Polecenella vom Tisch herab Spässe macht, so mufs er ein grofses Horn haben, in das er zuweilen hineinbläst, um seinen Wiz wieder anzufachen.

Vor jeder Schenke, besonders auf dem Lande, hängt ein Horn, um die Gäste anzulocken. Es ist reichlich verziert, und krümmt sich, je weiter man gegen Norden geht, immer demüthiger zusammen, bis es auf der Nordgränze Italiens sich zu einem Kreise

gewunden, und in Deutschland in die Form einer Brezel verschlungen hat.

Im Karneval sieht die lustigste Maske, statt durch die Lorgnette, durch ein Paar allerliebster Hörnchen; denn dadurch soll sich die Welt auf eine ganz bequeme Weise anschauen lassen. Am meisten Gelächter erregt sie mit der Kappe, welche die Hörner, nach Belieben, einzieht, und wieder ausläfst.

Man frug einen Neapolitaner: wovon er denn lebe? Jo campo coll'onor mio, (ich lebe von meiner Ehre) gab er zur Antwort, d. h. von der Schönheit meiner Frau; denn ein italienischer Schriftsteller bemerkt sehr richtig: wer eine schöne Frau hat, kann nie Hungers sterben; und Meister Pangloſs fand ja auch, nachdem er alles versucht hatte, daſs die Lebensart eines Hahnreihs die allerbequemste sei.

Für einen Mann, der dieses Handwerk treibt, hat der Neapolitaner mehrere Nahmen. Er nennt ihn zum Beispiel Poteca a doje

porte, Bude mit zwo Thüren, deren eine dazu dient, den Galan ohne Lärmen hinaus zulassen, wenn der Ehemann durch die andre hereintritt. So hat er noch manche Ausdrüke für denselben Ehemann, die aber in der Uebersezung und Erklärung all ihr Salz verlieren.

LXXVI. Die Scheere.

(Ein neapolitanisches Mährchen.)

Damit hätten Sie uns doch wohl verschonen können, mein Herr.

O ja, wenn ich gewollt hätte.

Welch' eine Antwort, und noch dazu einem Frauenzimmer gegeben!

Aber, ich bitte Sie, Madame, lassen Sie mich in Ruhe. Ueberschlagen Sie's, wenn Sie es nicht lesen wollen.

Immer artiger!

Ich versichere Sie, dafs ich heute gar nicht gelaunt bin, den Damen Artigkeiten zu sagen.

Ich dachte doch, dafs Sie ein Mährchen erzählen wollten, und damit pflegen uns die Männer sonst sonst so gerne abzuspeisen.

O mein Mährchen, Madame, das ist ein ganz eigenes Mährchen; eines von denen, welche die Frauenzimmer nicht gerne hören.

So sollten Sie wenigstens gute Worte geben, dafs man ihnen zuhörte.

Als ob mir so viel darum wäre

Nein, das ist aber doch abscheulich!

Abscheulich, dafs es mir gleichgiltig sei, ob man mir zuhört, oder nicht?

Ja, und mehr noch, als abscheulich.

In der That, Sie machen mich erdenklich guter Laune.

Und ich erzürne mich recht sehr.

Thut mir leid; aber ich kann nicht helfen

Immer schöner.

Was haben Sie mir denn aber vorzuwerfen? Dafs ich's Ihnen freistelle, etwas anzuhören, was Ihnen vielleicht Langeweile macht? Ja, wenn ich Sie dazu zwingen wollte, das wäre was anders.

Glauben Sie denn, dafs ich mich zwingen liefse? Ich würde vielleicht so mitleidig sein . . . .

Dieses Mitleid können Sie sich füglich ersparen.

O das ist wieder recht abscheulich . . .

Welch' ein bequemes Wörtchen doch das

gute Abscheulich ist. Erst fanden Sie's abscheulich, dafs ich Ihnen freistellte, mir zu zuhören; und jezt finden Sie es abscheulich, wenn ich Ihnen zumuthen will, mir zu zuhören. Am Ende finden Sie es wohl abscheulich, mir zu zuhören, und mir nicht zu zuhören. Sie hätten am klügsten gethan, Madame, mich geradezu anfangen zu lassen.

Als ob es um ein Mährchen so etwas Wichtiges wäre, dafs man den Erzähler davon nicht einmal unterbrechen dürfte?

Freilich, Schach Baham hat die Sultanin Sheherezade auch oft genug unterbrochen.

Ich verbitte mir die Vergleichung, wenigstens so weit sie mich angeht.

O Schach Baham war ein Mann von vielem Geist. Erinnern Sie sich des tiefen Gedankens, den er einst so bescheiden war, als blofse Vermuthung zu äussern?

Wer wird auch einen Gedanken von Schach Baham behalten mögen!

Ich werde ihn nie vergessen. Wie tief ist

es, wenn er sagt: ich glaube, daß die Frauenzimmer zuweilen ganz eig ne Gedanken haben!

Ja wohl, recht tief. Wie Sie nur so eine Plattheit anführen können

Es ist zum wenigsten eine sehr geistvolle Plattheit.

Eine geistvolle Plattheit; wie fein bemerkt!

Sie glauben nicht, wie viele Lust ich habe, zu lachen.

Nun so lachen Sie nur; aber ich ärgere mich recht.

Darf ich recht herzlich über Sie lachen?

Aber warum denn?

Wollen Sie nicht böse werden, wenn ich es Ihnen sage?

Als ob ich nur Lust hätte, mich über Sie zu ärgern . . .

Aber Sie sagten ja so eben, daß Sie sich recht ärgerten?

Nun, meinetwegen, so habe ich mich geärgert, und nicht geärgert, wie Sie wollen.

Das heifs' ich doch recht eine Scheere machen!

Eine Scheere machen; wahrscheinlich wieder eine geistvolle Plattheit. Doch hoffentlich nicht von eigener Erfindung; denn wirklich, ich habe mehr Freundschaft für Sie, als für Schach Baham.

Ich bin Ihnen sehr dankbar. Aber der Ausdruk ist nicht von meiner Erfindung. Das muntere Volk, von dem ich Ihnen schon so lange erzähle, hat die Ehre derselben.

Von Ihren Neapolitanern erwarte ich eben nicht sehr viel Vernünftiges.

Da sind Sie nicht so billig, als sie's verdienen. Denn der Ausdruk: eine Scheere machen, bezeichnet ganz vortreflich.

Sie haben sich, wie's scheint, vorgenommen, mich recht zu ärgern.

Wenn Sie das glauben, so erzähl' ich mein Mährchen nicht; denn es mufs Sie sonst ärgern, ob es gleich nur diesen Ausdruk erklärt.

Nun so fangen Sie an; ich will mich nicht ärgern. Aber machen Sie es kurz: denn ich liebe die langen Mährchen nicht.

Sie haben gewifs nie ein kurzes gehört.

Nun denn . . .

Ein armer Neapolitaner hatte ein gelehrtes Weib . . .

O das abgedroschene Kapitel! Also auf die gelehrten Weiber geht es los?

Sie haben schon wieder eine Scheere gemacht.

Ich wollte, dafs ich geschwind eine machen könnte, um Ihnen eine der Loken abzuschneiden, auf die Sie sich nicht wenig zu gut zu thun scheinen.

Sie dürfen sie mir abschneiden, wenn Sie sich über mein Mährchen nicht geärgert haben.

Die Hand darauf. So fangen Sie an.

Also ein gelehrtes Weib war das Unglük dieses armen Neapolitaners. Und dies war ein recht grofses Unglük, weil er es fast nur allein hatte; denn um die Gelehrsamkeit

bekummern sich die schönen Neapolitanerinnen sehr wenig. Wenn sein Unglük grofs war, so war das ihrige nicht geringer; denn sie war häfslich; und weil sie häfslich war, wollte ihr Niemand zuhören; und weil ihr Niemand zuhören wollte . . . .

Wie schön erzählt!

Ganz logisch, Madame; und ein Mährchen mufs hübsch logisch erzählt werden. Ueberdies hielt die Heldin des Mährchens sehr viel auf Logik. Sie fieng z. B. immer mit erstlich an; nur vergafs sie des zweitens meistens . . .

Sie sind heute ganz unerträglich.

Ich habe Sie nie ungerechter gesehen.

Wer aber auch da die Geduld nicht verliert . . .

Der schneidet mir die Loke ab.

Als ob ich mich geärgert hätte? Das wäre auch schon der Mühe werth.

Wo bin ich stehen geblieben?

Der treffliche Erzähler! — Haben Sie nicht Lust wieder von vornen anzufangen?

Wie Sie wollen. Also ein armer Neapolitaner hatte ein gelehrtes Weib, die

Aber um's Himmelswillen, wie sind Sie heute?

Wie Sie es verlangen.

Wer verlangt denn, daſs Sie so unerträglich sein sollen?

Sie selbst.

O ich . . . nein, es ist zu stark. Ich ärgere mich, und Sie lachen mich aus.

Es ist die Freude, daſs ich meine Loke behalten werde. Wollen Sie mein Mährchen zu Ende hören?

Ja, um Ihnen zu zeigen, daſs ich mich nicht ärgere.

Weil der gelehrten Frau also Niemand zu hören wollte, so sprach sie entweder allein, oder plauderte so lange an ihren Mann hin, bis er die Geduld verlohr.

Ich bitte, machen Sie, daſs Ihr Mährchen bald zu Ende geht, sonst verlier' ich sie auch.

Es ist gleich aus. Daſs er das nicht lange

ertragen konnte, können Sie sich denken. Der Mann hatte seine Geschäfte, und wenn er müde nach Hause kam, mufste er erst noch allen diesen Schnak anhören. Was thut er also, um sich zu helfen?

Da bin ich doch begierig . . .

Sein Mittel ist etwas hart. Machen Sie sich aufs Schlimmste gefafst.

Meinetwegen kann er mit ihr umgehen, wie er will; es ist ja doch nur ein Mährchen.

Zum Glök. Aber auch in Mährchen darf man's nicht zu arg machen.

Nun, so fahren Sie doch fort.

Sie erlauben einem aber auch gar keine ästhetische Bemerkung.

Sie werden geschwäzig, wie Ihr gelehrtes Weib.

Bewahre Gott, da will ich zum Ende eilen. — Er nahm daher seine Frau, band ihr einen Strik um den Leib, und liefs sie in einen tiefen Brunnen hinab . . .

Welche platte Erfindung!

Während des Hinunterbeugens sang er: Wie willst du schweigen? Aber sie plauderte immer fort. Schon waren ihre Loke im Wasser; sie plauderte immer noch. Tiefer und tiefer — denken Sie, die Wasser rauschten ihr schon unterm Kinn; sie konnte nicht schweigen. Da liefs er sie ganz hinunter, und als sie schon unter dem Wasser war, steckte sie auch die zween Finger heraus, und bewegte sie, wie eine Scheere, die man öfnet und schliefst, als ob sie durch die Finger noch sprechen wollte. (Fa fuorfece, oder rein italienisch Far forbice.)

Das ist ein unverschämtes Mährchen, und Sie sind ein unverschämter Mensch, mir das zu erzählen.

Sie schneiden mir die Loke also nicht ab? — O wie Sie so gut sind! Sie brauchten sich nur nicht zu ärgern, und um meine arme Loke war's geschehen. Sie hätten sie aus Stolz in den Ozean getaucht. Aber lassen Sie mich vollends endigen.

Wie, noch nicht zu Ende?

Als ob ich die arme Frau könnte ertrinken lassen?

Sehr mitleidig!

Er zog sie wieder heraus, suchte sich in sein Unglük zu schiken, und wiederholte sich immer die Worte: durum, sed levius fit — patientia, quidquid corrigere est nefas.

Würdig das Mährchen geschlossen, Herr Pedant!

Ich sagte es nur aus Höflichkeit lateinisch, dafs Sie dem unglüklichen Mann nicht gar zu feind werden sollten. Wenn Sie's aber verlangen . . .

Meinetwegen können alberne Männer sagen, was sie wollen . . .

Es heifst: Alle Kuren sind möglich, nur keine Weiberkuren!

LXXVII. Begräbnifsceremonien.

Der Hang der Neapolitaner, alles mit Gepränge und Lärmen zu thun, zeigt sich auch bei ihren Begräbnifsceremonien. Der Sarg ist sehr prächtig; eine grofse, mit Gold reich gestikte Sammetdeke liegt über ihn her, deren Enden von den vornehmsten Gliedern der Leichenbegleitung getragen werden. Ein Zug von Menschen mit angezundeten Lichtern folgt singend hinten nach.

Vor Kurzem erst hörte die alte Sitte der Klageweiber in der Hauptstadt auf, welche noch in vielen Orten der Provinzen fortdauert. Der Ausdruk Riepeto, welcher im neapolitanischen Dialekt heftiges Weinen, mit Schluchzen und Schreien, ausdrükt, bezeichnete diese Sitte, und heifst nichts anders, als Wiederholung, nehmlich Wiederholung der guten Eigenschaften und Thaten des Verstorbenen. Der wizige Abbate Galiani erzählt von einer Frau, welche er ihrem Gat-

ten diesen Liebesdienst in folgenden Worten, die sie unaufhörlich wiederholte, leisten hörte: Ah quanno me regalaje chillo bello meccaturo! Ah quanno me dava tante mazzate! (O wie viele Geschenke hat mir dieser schöne Hahnrei gemacht! O wie viel Schläge gab er mir!) — Sie war gutmüthig genug, wie jene russischen Weiber, unter den Liebesbeweisen auch die Prügel aufzuführen, die sie von ihrem Mann erhalten hatte.

Noch heutzutage fangen die nächsten Verwandten des Todten, so wie er die Augen geschlossen hat, ein erbärmliches Geheul an. Gatten, Mütter und Geschwister raufen sich die Haare aus, zerkrazen sich das Gesicht, und schlagen sich an die Brust. Dies ist der höchste Ausdruk des Ripieto, das darum auch das Ripieto vattuto (mit Schlägen) heifst. Im Augenblik, wo er hinausgetragen wird, ist der Lärm am stärksten. Ehmals liefsen sich die Männer einen Monat lang

nachher den Bart wachsen, kämmten sich nicht, wechselten kein Weisszeug, kurz trauerten eigentlich in Sak und Asche.

Carosa me! (O ich Geschorene!) seufzt die Wittwe, wenn sie sagen will: ich Unglükliche, Verlassene! Dieser Ausdruk bezieht sich auch auf eine merkwürdige alte Sitte, welche in der Hauptstadt nicht mehr, aber in den Provinzen noch vorhanden ist. Eine Frau, der ihr Mann gestorben war, liefs sich die Haare rein vom Kopfe abscheeren, und diese wurden dem Leichnam um die Hände gebunden, und mit ins Grab gegeben. Sie konnte nicht früher wieder heirathen, als bis ihr die Haare gewachsen waren; und dies mag mancher wohl zu langsam gegangen sein, darum auch die Sitte nach und nach verschwunden ist.

LXXVIII. Teufelchen.

Diabolini, Teufelchen, nennt man eine Art von Konfekt, welches in Neapel bereitet wird, und zu grofsem Rufe gekommen ist. Es ist das Gegentheil von dem berüchtigten Acqua toffana, indem es Leben erweken soll, statt dafs dieses es tödtet.

Einige Klöster haben den Ruf, diese belebende Arznei vorzüglich gut zu verfertigen, und man mufs gestehen, dafs Mönche ihre Zeit nicht besser anwenden können, als auf solche Weise. Auch wird der Nuzen dieses Surrogats besser von dem Alter erkannt, als von der Jugend, worin, unsers Bedünkens, ein grofser Beweis seiner Vortrefflichkeit liegt. Gewisse alte Männer, qui veulent se tirer du Calendrier, sind die besten Kunden dieser Klöster.

Die Bestandtheile dieser Teufelchen sind nicht Agnus castus, Cremor tartari u. s. w. sondern Gewürze und dergleichen,

die wir nicht alle erfahren konnten. Wenn der Glaube an den Teufel heutzutage lau geworden ist, so ist er doch noch recht warm an diese Teufelchen; und wer auf eine recht bequeme Weise dem Moloch opfern will, kann es in ihrer Gesellschaft thun.

LXXIX. Gesellschaftsspiele.

Die Neapolitaner wollen sich in ihren Gesellschaften so gut unterhalten, wie wir. Da es nun unter ihnen eben so viele gibt, als bei uns, die nicht immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen, und doch auch die Karten nicht allein für gute Gedanken gelten lassen wollen, so haben sie Gesellschaftsspiele erfunden, deren manche mit den unsrigen Aehnlichkeit haben.

Eines unter denselben heißt das Falkenspiel. (Il giuoco del Falcone.) Es scheint mir karakteristisch; drum will ich es zu schildern suchen.

Man vereinigt sich zuerst über die Wahl des Wolfs. Dies geschieht immer durch's Loos, weil seine Rolle nicht die angenehmste ist. Ist er bestimmt, so sezt er sich in die Eke des Zimmers nieder, und macht die Pantomime, als ob er einen Graben grübe.

Die übrigen Glieder der Gesellschaft bilden

nun mit verschlungenen Händen einen Kreis, dessen Mittelpunkt alle den Rücken kehrt. So tanzen sie eine Zeitlang herum, an dem Wolf vorbei, mit welchem dann, aber immer singend, folgendes Gespräch entsteht:

Die Gesellschaft.

Lupo, lupo, che fai là?

Der Wolf.

Faccio un Fuscetiello.

Die Gesellschaft.

E che n'ce miette dinto?

Der Wolf.

Carne e Maccarune.

Die Gesellschaft.

E bene tenne e corre 'n cule.

Ist dieses geistvolle Gespräch geendigt, so dreht sich der Kreis immer so schnell, wie möglich, an dem Wolf vorüber. Jeder sucht

*) „Wolf, Wolf, was machst du da? — Ich grabe ein Grübchen. — Und was thust du hinein? — Fleisch und Macaroni. — Nun, da hast du einen Tritt in den H . . . dafür."

ihm einen Tritt zu versezen; aber dieser gibt sich alle Mühe, irgend einen beim Bein zu fassen, der dann für ihn Wolf wird. Natürlich verliert dabei Mancher das Uebergewicht: allein dies verschönert den Scherz, und wenn er das eine Unglök gehabt hat, so folgen ihm gewiſs nur desto mehr Stöse nach.

Der erste Wolf, der nun einen Nachfolger erhalten hat, ruht aus, und so kommt nach und nach der ganze Kreis an die Reihe, bis dieser sich auflösen muſs, weil kein Wolf mehr unter die Schafe eintreten darf.

Jezt beginnt aber der zweite Akt, der im Grunde ein abgesondertes Spiel ist, aber dem Ganzen seinen Nahmen gibt.

Zwo, wo möglich die grösten Personen der Gesellschaft, bilden mit hochaufgehabenen Armen und festverschlungenen Händen einen Bogen mitten im Zimmer. Der Wolf stellt sich voran, und die übrigen Personen alle hinter ihn, indem jeder den andern beim

Kleide fest hält. Ist die Kette aufgehängt fertig, so tritt er mit ihr vor den Papen als ob er drechselte. Dabei beginnt dann auch wieder folgender musikalische Dialog

Der Wolf

Aprite, aprite Porte,
Ce l'orsone vol entrè.

Der Bogen

Le porte stanno aperte,
Se l'orsone vol entrè.

Der Wolf

Ma vecchia e Bertola,
E s'arrabbia se fa sgnè.

„Oefnet die Thore, öfnet die Thore, denn der Falke will herein. — Die Thore sind offen, wenn der Falke herein will. — Nun kommen die Diebe und stehlen die Mädchen. — Die Mädchen werden gewiß gestohlen, und du gehaun und geprügelt werden. — Geprügelt wirst du, Pinsel, und du, Hahnrei, sei auf deiner Hut. — Sei du das, du Hahnrei und Dieb."

Der Bogen.

Ste figliole sarranno arrobate,

E tu Curuntu e' mezziate.

Der Wolf.

Mezzinte tu Tedisco,

E tu Curuntu miette n' frisco.

Der Bogen.

Miette n' frisco e lo trommone

Tu Curuntu e marimole.

Auf diese Unterhaltung ziehet die ganze Kette unter dem Bogen mit möglichster Schnelligkeit durch, und die beiden Personen, welche ihn bilden, suchen mit schnellherabgesenkten Armen das lezte Glied derselben zu haschen.

Dieses stellt sich dann bei Seite, und der Spaſs dauert so lange fort, bis die ganze Kette aufgelöst ist. Am Ende ist nur noch der Wolf übrig, welcher, wenn er zehnmal, ohne gefangen zu werden, durch den Bogen schlüpft, die Wette gewonnen hat.

LXXX. Die Tarantella.

(Mit einem Notenblättchen.)

Der neapolitanische Tanz dieses Nahmens hat eine eigene Musik, wie das hintenstehende Notenblättchen beweist. Er wird entweder gesungen, und mit dem Tamburin begleitet, oder auch auf der Harfe und andern Instrumenten gespielt.

Es ist die Melodie, nach welcher beinahe alle Volkslieder gesungen werden, und zwar meistens zum Tanze, der in kühnen Sprüngen, sanftem Andenk ausen Schmachten, bacchischer Wuth, und mimischer Darstellung der verschiedenen Situazionen der Liebe, je nach dem Talente des Tänzers, wechselt.

Oft ist der Gesang eine zärtliche Erklärung, oft ein fröhlicher Zank, eine spöttische Weigerung, nach der Laune oder den augenblicklichen Verhältnissen des Sängers oder der Sängerin. So zum Beispiel in folgenden Versen:

Figliulo cu chi l'hai, cu chi l'hai
Che quanno vide a me te vrraccolie?
La manco cosa che te credarrai
Ca io moro pe te: vai a pazzia
Vaje dicenno, ca lassato m'hai!
E chi te votta che te rrecrie?
Nzorate: che te pozze annegrecare,
Fatte le fatte toje; lassame ire *)

Mag das Sylbenmaafs des Gedichts für die Musik passen, oder nicht, das gilt dem Neapolitaner gleichviel. Er zieht die Worte des Gesangs oder die Töne der Musik, nach Bedürfnifs, aus einander, bis sich beide anpassen. Wenn ich daher andere Gedichte von

*) „Sag' mir, schöner Junge, was willst du denn von mir? Was gibst du mir so zärtliche Liebesblike, wenn du mir begegnest? Glaubst du vielleicht, dafs ich dich liebe? dafs ich sterbe für dich? Da bist du ein Thor. Du sagst, du hättest mich verlassen? Aber was berechtigt dich zu solchem Wahne? Heirathe immer, geh' zum Henker, bekümmere dich um dich, und lafs mich in Ruhe!"

verschiedenem Stimmaufse [illegible], so [illegible] den sie dennoch zur Tarantella gesungen.

Man höre einmal folgenden neuern Tanzgesang:

Comme abbellena bella ste doje sore,
Una è Tudesca e n'auta è Italiana,
Una tene lo zucaro,
E l'auta porta li bellizze a'mano.
Una leva l'omo da la forca,
E n'auta la justizia fa tremmare *).

Hier ist auch der Reim sogar, noch mehr als oben, vernachläfsigt. Aber da hilft man sich im Singen dadurch, dafs man die Endworte geradezu so bildet, wie es der Reim erfodert, wenn auch gleich dadurch völliger Unsinn herauskommt.

*) „Wie schön tanzen die beiden Schwestern! die eine ist eine Deutsche, die andre eine Italienerin. Eine hat Zuker im Munde, die andre trägt alle Schönheiten in der Hand: jene erlöst den Menschen vom Galgen, diese macht selbst die Gerechtigkeit erzittern."

Manchmal sind diese Gedichte mit Zweideutigkeiten gewürzt, welche nur für eine neapolitanische Zunge nicht zu scharf sind. So in dem verliebten Wunsche des Tänzers:

Vorria, che curduann arreventasse,
E n'mano a li scarpare mene jesse!
Jesse no masto e tutta me tagliasse,
Scarpetella de donna me facesse!
Jesse la bella mia e m'accotasse
E a li so belli piede me mettesse!
Non mene curo ca me scarpefasse,
Puro che sempe, sempe la vedesse!
E la vedesse, e ba!
Si me daje na fetta de fe . . .
Fecato fritto e baccala!
Jo te do na capo de ca . . .
Casecavallo e Calabria! *)

*) Ich wollte, dafs ich zu Korduan würde, und in die Hand eines Schusters käme! Dafs mich der Meister in Stüke schnitte, und ein Paar Frauenschuhe aus mir machte! Dafs mich denn so meine Schöne kaufte, und an ihre niedlichen Füfschen stekte! Mir läge nichts daran, dafs sie

Mit diesen letzten vier Versen, welche einen derben Scherz, bald mehr, bald minder verständlich ausdrüken, endigen [illegible] neapolitanischen Volkslieder.

Sehr munter und ausdrukvoll, aber ganz lokal, sind folgende Verse, welche auch zum Tanz gesungen werden:

Chi vedesse vo la vigna
Lo sbrannare
De la loggia, e de la zesa
Chi vedesse vo la vezza
Cimmavera,
Lassa tutte, e bega Cecca.
Cecca mia,
Ca non dice la bosia

mich täte; wenn ich sie nur immer sehen könnte! Nur immer sehen könnte! Gibst du mir ein Stük gebakener Leber und Stokfisch: ich gebe dir ein Stük Pferd und Kalabrischen Käses!" Die Zweideutigkeit besteht hier in dem fe..., und ca.... welche, so abgesetzt, ganz etwas anders einhandeln möchten, als Leber und Stokfisch.

O Lucia, oh Lucia,

Lucia, Lucia mia,

Stiennete, accostate, nzeccate ccà.

Vide sto core, ca vide, ca sguazza,

Anza sso pede, ca zompo canazza,

Cuchurucchù!

Zompa mo sù.

Vecco, ca sauto, ca giro, ca zompo,

Nnante, che scompo

Zompa, Lucia, ch'addanzo io dacca!

Tubba, catubba, e naniana! *)

*) „Wer die Blume, wer den Glanz will sehen der Loge und Münze, wer den wahren Lenz will sehen, lasse jede Andere, und schaue nur Fränzchen an, mein Fränzchen, und er wird sehen, dass ich nicht lüge!"

„O Lucia, Lucia, Lucia, meine Lucia! Strek dich, komm und nahe dich? Du siehst, wie mein Herz lacht und hüpft! Hebe den Fuss, denn ich springe! Kukuk! Auf denn und hüpfe; ich hüpfe ja auch, und kreise und springe. Doch ehe ich ende, so tanze auch du: ich tanze ja hier! Tubba, Catubba, Naniana."

Am lieblichsten ist wohl der Wunsch eines Liebhabers:

Vorrìa, che fossi'io ciuolo, e che volassi
A sta fenesta, a dirte no parola,
Ma non che me mettisse a no gajolo!

E tu da dinto subbeto chiamasse,
Viene, mammotta mia, deh viene Colo,
Ma non che me mettisse a no gajolo!

Ed io venesse, e lesto arrivasse,
Comm'era primmo, e te trovasse sola,
Ma non che me mettisse a no gajolo!

E po tornasse a lo buon stato antico,
Che me ne stesse pe la casa mia,
Ma che na cosa me venesse fatta! *)

*) Ich wollte, dafs ich ein Vögelein wäre, und flöge an dein Fenster, dir ein Wörtchen zu sagen: aber du dürftest mich nicht in den Kefich steken! Und dafs du dann gleich drinnen rietest: komm mein Murmelthierchen, komm mein Colo! aber du dürftest mich nicht in den Kefich steken! Und ich käme dann, und konnte mich gleich wieder in einen Mann verwandeln, und fände dich allein; aber du

Man sieht hier, was Volkspoesie bei einem so lebhaften, sinnlichen Volke ist. Offenbar darf sie sich mit keiner nordischen messen, sondern ist blos der Ausdruk der Sinnlichkeit, des Begehrens, des augenbliklichen Bildes, eine Reihe von Worten in rythmischer Ordnung, oft ohne Sinn, aber von vieler Bedeutung, wenn sie gesungen und mit dem lebhaftesten Ausdruk begleitet wird. Es ist noch die wahre Kinderpoesie!

> dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und dann wollt' ich endlich, dafs ich in eine Kaze verwandelt würde, um durch das Kazenloch zu schlüpfen; aber ich müfste auch etwas gethan haben!"

LXXXI. I Presepi

Krippen, eine eigene Art von Kunstwerk, welches man in Rom und Neapel in seiner grösten Vollkommenheit, und auch sonst noch hie und da findet. Es ist eine plastische Vorstellung der, bei der Geburt des Erlösers vorgefallenen Scenen, und wird um Weihnachten in vielen Häusern aufgestellt.

In Neapel zeichnen sie sich durch die schönen Figuren und durch die Einmischung des Polecenella in dieselben aus. Die römischen sind durch die hohe Täuschung und Wahrheit des Karakters, womit sie grose Landschaftsansichten geben, merkwürdig. Offenbar stammen sie noch von den Kreuzzügen her, aus welchen ein frommer Pilger die Erinnerung an die heiligen Pläze brachte, die er mit kunsterfahrner Hand und kindlich treuem Sinn im Vaterland nachbildete.

Es ist ein eigener Geist, in welchem die leztern gearbeitet sind. Sie erkennen sich im

Augenblik für eine Ueberlieferung aus alten Zeiten. Kein Künstler vermöchte das nachzubilden, was der ererbte Kunstgriff hervorbringt, gleich dem Miserere von Allegri in der sixtinischen Kapelle, welches man überall aufführen kann, aber nirgends so gibt, wie dort in der musikalischen Ueberlieferung.

Wie schon bemerkt worden ist, sind die Figuren in Neapel die schönsten, und mit grofser Kunst und beträchtlichem Aufwand gemacht. Sie bilden ein grofses Drama im Geiste alter Zeiten, welche Religion und Scherz auf eine, für uns höchst komische Weise vermischten, wie in den Passionsmysterien *). Es sind Schenken z. B. in Beth-

*) Jedermann kennt sie aus Flögels Geschichte der komischen Litteratur. Wir wollen nur eine Stelle aus einem alten französischen Stük anführen, die Auferstehung betitelt. Gott Vater schläft, und wird von einem Engel gewekt:

Ang. Père éternel, vous avez tort,
Et devriez avoir vergogne

lehem vorgestellt, welche den neapolitanischen ähnlich sind, und in welchen der Pulcinella mit aller seiner Munterkeit den Hirten die Gefühle der Andacht wegscheucht.

Votre fils bien-aimé est mort.
Et vous devez comme un ayrogne.
Vite dieu. Il est mort?
Aug. D'homme de bien.
P. dieu. Diable emporte qui en savoit rien.

LXXXII. Mascheroni.

In jedem Palaste zu Neapel findet man immer oben auf den Treppen, wo sie sich in ein Stokwerk verlieren, eine grofse steinerne Maske in der Mauer, deren weit geöfnetes Maul ganz mit Theer beschmiert zu sein scheint.

Sie hat ganz das Ansehen der grofsen antiken tragischen Masken, und wenn es eine ist, so ärgert man sich doch, dafs man sie so beschmieren läfst.

Man nennt sie Mascheroni. Sie machen einen wesentlichen Theil der Bequemlichkeit aus, und dienen dazu, dafs die Bedienten die Fakeln darin auslöschen, wenn sie ihren Herren heraufgeleuchtet haben.

Das ist ihr ganzer Zwek. Aber gerne will ich glauben, dafs eine antike Maske zufälliger Weise, wie so viele schöne Fragmente von Basreliefs, in einer Mauer angebracht

war, und von einem erfindungsreichen Bedientenkopf zuerst diese neue Bestimmung erhalten hat.

LXXXIII. Kühe!

Kühe gibt es überall; und die neapolitanischen unterscheiden sich von Natur aus eben so wenig von den gewöhnlichen, als der vornehmste Mann im Reich von dem ärmsten Bettler desselben. Aber wie jener, haben auch gewisse Kühe in dieser Stadt ein Unterscheidungszeichen an sich, wodurch sie einen Vorrang vor allen ihren Schwestern erhalten.

Dieses Unterscheidungszeichen ist ein Blech mit einem Emblem, das sie nicht auf der Brust — sondern auf der Stirne tragen. Dieser Unterschied ist übrigens nichts Wesentliches, weil es unter dem Blech nicht heller aussieht, als in allen andern Kühköpfen.

Sie gehören dem Franziskanerkloster von S. Pasquale an, und laufen den ganzen Tag frei in der Stadt umher. Auch bei Nacht werden sie nicht eingethan, sondern nehmen ihr Quartier, wo es ihnen gefällig ist. Das

geschieht dann gewöhnlich unter der offenen Hausthüre der Häuser, neben den Lazzaris. Das Haus, wo sich eines dieser neuen Sonnenwinder eine Nacht niederläßt, sieht das für ein gutes Zeichen an. Jedermann beeifert sich den gutmüthigen Thieren Futter zu geben, weil das Kloster, dem sie gehören, dem Publikum diese Sorge überläßt. Sie lagern sich oft mitten in eine volkreiche Strasse hin, und jeder Neapolitaner ist so human, sie nicht zu stören. Sind sie recht fett geworden, so schlachtet sie das Kloster, und macht mit ihrem Fleische Geschenke, welche natürlich reichlich erwiedert werden, an den Hof und die ersten Leute der Stadt.

Alle diese Kühe haben eigene Nahmen. Ganz Neapel erinnert sich noch einer, Nahmens Pasquarella, welche, nach dem Ausdruk der Neapolitaner, mehr Verstand hatte, als viele Christen, d. h. mehr, als Menschenverstand.

LXXXIV. Der Karneval.

Die Neapolitaner sind doch grofse Sprachverderber! Das Wort Carnevale war ihnen nicht recht; sie mufsten das breite Carnovalaro daraus machen!

Uebrigens unterscheidet sich ihr Karneval von dem der übrigen Italiener durch nichts, als durch eine, wo möglich gröfsere Menge von Polecenellen, die den Neapolitanern nun einmal die liebste Maske sind.

In der Strafse Toledo wird auch Corso gefahren. In den Theatern wird getanzt. Unter der Maske läfst man seinen Muthwillen und seine Bosheit aus, und läuft geheimen Verhältnissen nach, die die Welt nicht sehen darf.

Völlig nazional sind aber zwo Karnevals-Belustigungen. Die eine ist die sogenannte Coccagna, ein Berg von Fleisch, dessen Spize, wie ein Vulkan, Maccaroni, Würste u. dergl. auswirft, die an seiner mit Käse

bestreuten Seite hinabrollen. Natürlich findet der Pöbel diesen Vulkan weit merkwürdiger, als seinen Vesuv.

Die andre ist der pyrrhichische Tanz der Alten, welcher sich bei diesem Volk erhalten hat, und zur Karnevalszeit häufig sichtbar wird. Sie tanzen ihn in Gesellschaft auf der Strafse vor den Wohnungen ihrer Geliebten, oder vornehmer Personen, von denen sie einen andern Dank dafür erwarten, als von ihren Mädchen. Zuweilen geschieht es noch mit bloßen Degen in den Händen, wobei wirklich die Behendigkeit zu bewundern ist, mit der sie dem Schaden auszuweichen wissen: meist aber nur mit Stöken.

Sie nennen diesen Tanz die Imperticata, oder gewöhnlicher noch die Intrezzata, und singen dabei eine sapphische Ode, welche schon sehr alt, und äusserst ausdrukvoll ist. Man muß sie aber in ihrer Provinzialmundart hören:

Ora su Maste veccoce allestute *),
E ccà volimmo correre, e fà danze:
Vuje mo sonanno cetole, e liute
Vateve nnanze.
O tu de ss'uocchie visciola e popella,
Cecca mia cara, affacciate da lloco,
E sta ntrecciata sbreneta, tu bella,
Vide no poco.
Ma vecco cömme zompo, e camme sauto
De chisto calascione ad ogne trillo,
Che faccio zumpe miezo miglio ad auto
Chiù de no grillo.

*) „Auf, ihr Meister, schauet, wir stehen fertig; denn wir wollen jezt springen und tanzen. Ihr, die ihr die Laute und Zither spielet, tretet nun vorwärts."

„O du, meiner Augen Kirsche und Apfel, mein theures Fränzelchen, zeig' dich auf der Loge, und schau ein wenig, meine Schöne, den glänzenden Reigen an!"

„Schau, wie ich hüpfe und springe bei jedem Triller, wie ich Säze mache eine halbe Meile hoch, und höher, als eine Grille."

Oh che grazie ste Mauro sa fare;
Cazzadia sul suo, e balla, e se vota,
Lo meccatro Tantaro un dice
Fe fa la rota.
Che schiessi de zoccole fa Pinta:
Come se move tessea Justina;
Ma chia se vesta, e canta sta Nina,
Dica Masiao.
Stienne sta mano; scotola sta gamma;
Fa repolone, e vorte a la mezessa
Nasan a te dica scientese Madonna
Vocca de squesso.

„O welche grosse Sprünge macht Dominikus! Richard kreiset und wendet sich, und Tantaro gibt mir das Schnupftuch, um das Rad zu machen."

„O wie klappert Pinta mit ihren Holzschuhen! Wie bewegt sich Faustina so aufrecht! Diese Nymphe aber rührt sich am lebhaftesten und sticht alle aus: ich meine die Thomasina."

„Streke die Hand aus, schüttle das Bein! Mach Sätze, und drehe dich plözlich! Dir sag' ich's, Nina, höre mich, Madame mit dem krummen Mäulchen."

Orsù lassammo pettole, e tovaglie,
Giuvene, e Ninfe, e nzemmora pigliate
Co lì chirchiette, scisciole, e sonaglie
Nude le spade.
Oh bravo affé! De truono ca no jammo:
Passa tu priesto Mineco da sotta;
Sbatte sti piede Tontaro, e nuje ntrammo
Tutt' a na botta.
Oh bella chierma! Secota no ottuorno;
Priesto Ciardullo votate da ccane;
Eslà me vuoje rompere no cuorno,
Auza ste mane.

„Lafst nun die Zipfel fahren, Jünglinge und Mädchen, und nimmt mit den Ringen, Klappern und Glökchen die blofsen Degen!"

„Sehr brav, auf Ehre! Nun aber weiter: Du, Dominikus, schlüpfst schnell unten durch; du, Tontaro, stampfst mit den Füfsen an den Boden, und wir alle gehen zugleich hinein!"

„O schöne Gesellschaft! Fahre fort zu kreisen! Dreh' dich auf diese Seite, Richard! Hübsch gemach; hebe die Hand langsam auf, wenn du mir kein Horn abbrechen willst!"

Ora se basta, scompose sto ccoco,
Sia tutto chesso a gloria de Cecca,
Cecca de ss'arma scarcosa de fuoco
Anze na zecca.

Der Dichter dieser Ode, welche ein meisterhaft ausdruksvolles Gemählde von Volksgeschmak enthält, ist der Neapolitaner Francesco Balzano, der sich unter den des Filippo Sgruttendio gewöhnlich versteckt hat, und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte.

Dieser Tanz war für mich die merkwürdigste Karnevalsbelustigung der Neapolitaner, und ich hoffe, daß er es auch für meine Leser sein wird.

„Nun ist's genug! Endet das Spiel! Es sei alles zu Franzelchens Ruhme, Franzelchens, meines Herzens brennender Fakel und Filzlaus."

LXXXV. Kontraste.

Neben dem schimmerndsten Reichthum, naktes zitterndes Elend; neben der üppigsten Fruchtbarkeit, fürchterlicher Mangel; neben dem redlichsten Fleifs, gemästete Faulheit; neben den vollendetsten Werken alter und neuer Kunst, elende Sudelei und Stümperei; grofse Narren im Irrenhaus, gröfsere noch ausser demselben; unter der Larve der Heiligkeit, schnöde Verworfenheit: neben hohem Geist, niedrige Dumpfheit; neben himmlischer Tugend, Verbrechen und Laster allen Art; — kurz, neben dem Tempel Gottes, die Kapelle des Teufels; — wo Tausende beisammen sind innerhalb einer Ringmauer, da findest du das.

Aber nirgends stöfsest du auf so lächerliche Kontraste, als in Neapel. Wenn ein Polecenella die Lampe zu Ehren der heiligen Madonna hält; eine Pyramide des heiligen Januars mit Syrenen verziert; diese, als ein

Seegeschöpf, mit Flügeln versehen ist, wie auf einem Springbrunnen in der Nähe vom Castel del Carmine: neben den Statuen der Märtyrer und Kirchenlehrer im Dom, die der Nymphe Parthenope ruht, so ist das wohl sehr lächerlich. Aber auf dem Plaze des Castel nuovo steht ein Haus, dessen niedrigstes Geschoss zum Polecenellitheater, sein höheres zum Gasthof, und das dritte zum Nonnenkloster dient. Das nenn' ich einen Kontrast.

Und wahrlich damit läst sich jenes berühmte Gebäude, das im obern Stok eine Akademie, und im untern eine Reihe von Mauleseln enthielt, auf welche Apulejus die schöne Aufschrift machte: Musis et Mulis, nicht vergleichen: denn daß sich beide vertragen, das könnte man ja durch Beispiele sattsam erweisen.

Nicht so sehr auffallend war mir die neapolitanische Börse in einem der Höfe des

Domenikaner-Klosters von S. Tommaso di Aquino. Hat doch Christus auch schon die Wechsler aus dem Tempel ausgetrieben!

LXXXVI. Maccaroni

Wer kennt diese beliebte Speise nicht, die völlig bei den Neapolitanern nazional ist, und ihnen über Alles geht?

Dafs sie ohne sie nicht zu Mittag essen können, weifs Jedermann. Dafs sie eine eigene Fertigkeit besitzen, sie sich, wie lang sie auch sind, zum Munde zu führen, ist Vielen bekannt; ich will aber den Neapolitaner unter hundert Andern, die mit einander Maccaroni essen, erkennen.

Das Wort sogar wird ihnen für Alles bezeichnend; und wie sie die hohlen Maccaroni allen andern vorziehen, so nennen sie einen Dummkopf un maccarone senza pertuso (einen Maccarone ohne Loch). Die übrigen Italiener, die nicht so genau unterscheiden, heissen aber geradeweg die Neapolitaner selbst Maccaroni, und diese nehmen es gar nicht übel, weil sie sogar etwas wohl bemerken durch magnarese li

maccarune (Maccaroni essen) bezeichnen. Ein Akt des Verstandes und einer des Gaumens; wenn er nur mit Maccaroni zu schaffen hat, ist also bei ihnen ganz das Nehmliche.

Sie leiten dieses Wort übrigens von dem griechischen μακαριος (glüklich) her, und sprechen von der Νησος μακαριων (der Insel der Seligen), als von einem Aufenthalt, wo der Maccaroni die Hülle und die Fülle ist. Ja, sie haben sogar das Wort im Hesychius *) gefunden, und können sich nicht genug darüber wundern, dafs Plato in seinen Tischgesprächen nicht irgend einen seiner Weisen eine Hymne an die Maccaroni singen läfst.

Offenbar sind die heutigen Sicilianer gerechter, als ihre griechischen Vetter und Ahnen. Sie nennen die Maccaroni Glarinsi (die Ruhmvollen).

*) Μακωρια, βρωμα ἀπο τυπου και ὀλφιτων

LXXXVII. Pyramiden

Darf man so die abgeschmackteste Ausgeburt der gesunkensten Baukunst nennen? Die Neapolitaner heissen es Guglia, welches auch einen oben zugespizten Sak bedeutet.

Sie haben mit den Pyramiden wenigstens das gemein, dafs sie sehr hoch sind, und für ihre Masse wenig Nuzen leisten. Ihre Form ist die eines ungeheuren Kandelabers, an welchen der Ungeschmak eine Menge von Ornamenten verschwendet hat.

Oben steht das Bild irgend eines Heiligen, und die Basreliefs an den vielfach geschnörkelten Seiten enthalten seine Thaten. Von innen geht eine Treppe empor, um nach der Spize zu gelangen.

Wenn dieses Kunstwerk, welches ich nirgends in Italien, als in Neapel gesehen habe, einen Kandelaber vorstellen soll, so kann man es noch am leichtesten entschuldigen. Zu etwas der Art wird es manchmal gebraucht,

indem bei Feierlichkeiten zahllose Lampen daran befestigt werden, welche einen schönen Effekt machen.

Fansaga und Cosimo haben sich zu diesen Pyramiden hergegeben. Es sind daran drei in verschiedenen Gegenden der Stadt, welche wenigstens als eigene Gattung von Architektur einen Blik verdienen.

LXXXVIII. Die Lazzaroni.

Wir können ja morgen wieder fagen, oder schlafen; damit tröstet sich der Hottentotte, wenn er sich eben an seinem lezten Vorrath gesättigt hat. Mit eben so viel Beruhigung sieht der neapolitanische Lazzaro auf den folgenden Tag. Im schlimmsten Falle kann er ja betteln, oder schlafen.

Unter allen Bewohnern von Neapel ist diese Klasse die glüklichste; denn am leichtesten ist ihnen des Lebens Bürde aufgebunden. Sie haben nichts zu hoffen und nichts zu fürchten von der Zukunft; darum freuen sie sich des Augenblikes. Keine der andern Leidenschaften, die uns quälen, trübt ihre Ruhe. Sie säen nicht, und kein Mitewachs raubt ihnen ihre Erndte. Sie streben nicht nach Ehre und Glanz; denn eine neue Mütze befriedigt ihre Eitelkeit. Mit einigen Volksliedern sind die Foderungen ihres Geistes erfüllt; ihre Liebespein dauert fünf Minuten; die

höchste Anstrengung ihres Gemüths ist der Hafs gegen die Reichen, und auch dazu ermannen sie sich nur selten. Worauf sich Diogenes so viel zu gut that, haben sie mit geringerer Mühe gefunden; sie sind eben so weise, als er; nur bilden sie sich weniger darauf ein.

Es ist einleuchtend, dafs jede grofse Stadt im Süden ihre Lazzari hat, d. h. eine grofse Menge armer Teufel, die nichts besizen, als guten Muth; gerade so viel arbeiten, als sie für die nöthigsten Bedürfnisse brauchen, und ja nicht mehr; die übrige Zeit mit Lachen und Spielen, oder mit Schlafen dahinbringen. In Neapel allein sind sie durch einen eigenen Nahmen bezeichnet. Sehen wir erst, woher er stammt.

Wir wollen ihn nicht mit einigen neapolitanischen Gelehrten im Griechischen und Chaldäischen aufsuchen. Er liegt uns viel näher in der Geschichte.

Neben der heilenden Fieberrinde mancher

Künste und Wissenschaften, brachten die Kreuzzüge auch vielerlei Uebel nach den Abendländern. Viele frommen Waller, wenn ihnen das Glük nicht zu Theil geworden war, in dem Lande zu sterben, wo Lazarus wiederaufstand, nahmen wenigstens seine Krankheit nach Hause. Der Aussaz verbreitete sich so sehr, dafs man eigene Hospitäler dafür anlegen mufste, welche man dem frommen Lazarus, als dem berühmtesten Kranken dieser Art, widmete.

Eine eigene Kleidung unterschied die unglüklichen Bewohner derselben, weil das Uebel ansteckend ist. Sie bestand in einem weissen Hemde, weiten Hosen, und einer Müze von derselben Farbe. Der Nahme des Schuzheiligen gieng auf seine Schüzlinge über; die Uniform war wohlfeil, und berechtigte zum Mitleid. Die meisten Kranken waren unter der niedrigsten Klasse. So blieb der Nahme, samt dem Kleid, auf diesem haften, und blieb es noch lange, nachdem

die Krankheit geheilt, und das Kleid zerrissen war.

Schwer ist es, ihre Zahl richtig anzugeben. Sie machen keine abgesonderte Kaste aus, wie die Parsen, wofür sie manche Reisebeschreiber angesehen haben. Sie sind der Stand, in welchen Jeder eintritt, dem es in den übrigen Ständen mifslungen ist; eine Art Retraite, aus der man selten wieder zurüktritt. Und darum bestehen die meisten aus Findelkindern. Manche haben ihre Zahl zu vierzigtausend angegeben; wer wird aber glauben mögen, dafs der zehnte Theil der Bewohner dieser Stadt aus Lazzari bestehe? Selbst Galanti, der in seinen statistischen Nachrichten über das Königreich Neapel so genau ist, enthält sich eines Urtheils über ihre Anzahl; aber die oben angegebene findet er auch weit übertrieben.

Sie machen kein verbundenes Corps aus, und wählen sich kein Oberhaupt, wie Manche versichern. Die Konstituzion der Stadt über-

haupt hat zu diesem Gedanken verleitet. Der Uberto del popolo wurde wohl für das Haupt der Lazzari gehalten, verdient aber diese Ehre gar nicht. Wenn sie in Zeiten der Unruhen einen Anführer hatten, so waren diese Lazzari nichts anders, als der grofse Haufen des niedrigsten Volks der Stadt: und das Oberhaupt nichts anders, als ein unruhiger Kopf, der am lautesten schrie und schimpfte.

In frühern Zeiten waren sie gefährlich: in neuern Zeiten der Anarchie sind sie es auch wieder geworden. Aber ist sich der Pöbel der grofsen Städte unter solchen Umständen nicht überall gleich? Man hat es der neapolitanischen Regierung vorgeworfen, dafs sie diese Klasse nicht lange schon zernichtet habe. Ihre Gründe dazu hatte sie wohl. Sie wufste, dafs sie sie nicht zu fürchten hatte, und war gewifs, bei jeder Unternehmung des Adels gegen sie, diesen Haufen auf ihrer Seite zu haben. Nirgends ist Confucius Wort so wahr;

wie hier: die Kunst, zu herrschen, ist nichts anders, als die Kunst, den Völkern zu essen zu geben. Mangelt es daran nicht, so sind sie immer zufrieden. Sollen sie sich erheben, so läfst man es ihnen daran fehlen, und schiebt die Schuld auf den, welchen man unterdrüken will. Da fangen sie dann freilich an zu schreien: denn wer darf, um mit Timon zu reden, gröber sprechen, als der, welcher kein Haus hat, wo er seinen Kopf hineinsteken kann? Dergleichen Leute dürfen sich wohl über Paläste aufhalten.

In dem Lande, wo ein uomo di coscienza — ein gewissenhafter Mann — ein wohlhabender Mann heifst, wie in Neapel, ist es eben nicht schwer zu entscheiden, was von der Ehrlichkeit der nichtshabenden Klasse zu halten ist. Die Sprache hat das Geheimnifs schon verrathen, das die Lazzaroni freilich nicht sehr vorsichtig zu hüten pflegen.

Uebrigens sind sie nur kleine Spizbuben, kleine Diebe, die man laufen läfst, wie die

grossen des Landes. Bei ihren wenigen Bedürfnissen ist die Versuchung für sie nicht sehr gross, sich an den Galgen zu stehlen, und wenn sie sich satt gegessen haben, sind sie zu bequem, einen Apfel vom Baume zu holen. Einen ansehnlichen Diebstahl zu begehen, kostet sie schon zu viel Anstrengung. Sie überlassen dies den vornehmern Dieben, deren Ehrgeiz es ist, an dem Dreifuss der Justiz erhöht zu werden.

Fragt man mich, wo denn die Lazzaroni eigentlich ihr Wesen treiben, so antworte ich am kürzesten: zur Zeit der Hitze im Schatten; zur Zeit der Kälte in der Sonne. Denn da sie so oft Gelegenheit haben, die Vögel unter dem Himmel zu beobachten, so lassen sie diesen für ihr Hauptbedürfniss sorgen, wie jene.

In einer so grossen Stadt, wie Neapel ist, sind sie natürlich immer in der Nähe von grossen Plätzen und vom Seehafen. Ihr Hauptbedürfniss, Wärme und Schatten, finden sie

da am besten beisammen. Wird es zu heiſs auf dem Plaze, so flüchten sie in die engen Seitenstraſsen, und harren, bis die Sonne die Schatten verlängert.

Da liegen sie dann mit einer Behaglichkeit, welche nur der geniessen kann, der all das Seinige bei sich hat. Sind sie eben von dem Maccaronikessel an der Straſseneke zurükgekommen, so könnte ein Alexander sie versuchen, sie würden ihn blos bitten, ihnen aus der Sonne zu gehen. Ihr Kartenspiel, so schmuzig es auch ist, tragen sie ja in der Tasche. Zum Schlafe brauchen sie keinen Mohnstengel. Sie haben keine Thüre zu schliessen, ausser ihre Augen. Sie sind glüklich, so glüklich man hienieden sein kann.

Wäre die Zeit noch, wo die Filosofe ihre Weisheit im Leben selbst ausprägte, so würde sich diese Kaste gewiſs bald vermehren. So tritt Niemand unter sie, wer etwas anders haben kann. Es gehört ein Talent dazu, glüklich zu sein, wie sie. Die beste Erzie-

hung führt nicht dahin; man muß dazu geboren sein.

Uebrigens ist es unverkennbar, daß sich ihre Anzahl in neuern Zeiten immer mehr vermindert hat. Das Aufblühen der Landwirthschaft, die Ausdehnung des Handels und der Seefahrt hat wohlthätig auch auf sie gewirkt. Möge es die Zukunft noch kräftiger thun! Aus diesen cynischen Individuen lassen sich gute Seeleute machen: dies ist es, wozu sie am leichtesten zu nutzen sind. Zuvor nehme man ihre Kinder; die Väter pressen nun auf gute englische Manier. Aber wer diese Menschen zum Ackerbau anwenden wollte, wie Manche gerathen, würde Unbrauchbare aus ihnen bilden, die man Mann vor Mann aufsuchen und niederschießen müßte.

LXXXIX. Adel.

Der Adel und die Geistlichkeit sind im Königreich Neapel beinahe die ausschliessenden Besizer aller liegenden Gründe. Die ganze Nazion ist so zu sagen im Dienste dieser beiden Stände, welche mit aller möglichen Bequemlichkeit den Schweifs des Landmanns verzehren, ohne dafür von diesem gehafst zu werden.

Unerachtet in der Regel nur Ein Sohn des Adelichen sich verheirathet, so hat sich der Adelstand doch ausserordentlich vermehrt. Es gibt kein Land, wo man so viele Herzoge, Fürsten, Grafen, Marquise und Baronen findet, als im Königreich Neapel; aber auch gewifs keines, wo diese Titel so wenig geachtet sind. Und dennoch kennt der Neapolitaner keine gröfsere Befriedigung seiner Eitelkeit, als die Vermehrung seines Nahmens durch einen hochtönenden Titel!

Die Regierung, der man es nachrühmen

muis, dafs sie ihr Volk wenigstens so weit vortrefflich kannte, als es nöthig war, um alle seine Schwächen zu nutzen, machte von der Titelsucht desselben den besten Gebrauch, und verfertigte mit unermüdlicher Hand neue Marquis und Ritter. Ihre Zahl wurde bald so grofs, dafs sie die der altadelichen Geschlechter erreichte, und vielleicht überstieg.

Der älteste Adel der Stadt Neapel ist derjenige, dessen Stamm in die Abtheilungen der Sedilen eingetragen ist, welche ehmals das Parlament bildeten. Nachdem diese Art von Nazional Repräsentazion aufgehört hat, geniefst der neuere Adel heutzutage beinahe dieselben Ansprüche. Er lebt, wenn er es kann, auf gleiche Weise; ist gewöhnlich ärmer, aber weniger verschuldet, und gibt sich gröfsere Mühe, sich auszubilden.

Aus dieser lezten Klasse wählt die Regierung gewöhnlich ihre höhere Beamten. Der alte Adel wird mit Sternen, Kammerherrnschlüsseln und blos repräsentierenden Stellen

abgefertigt. Dazu hält man Leute, die eine hohe Idee von sich selbst haben, mit Recht für die tauglichsten.

Unter dem hohen Adel ist (mit schuldiger Ausnahme achtungswerther Einzelner!) der geringste Vorrath von gesunden Begriffen und Kenntnissen verbreitet. Der älteste Sohn wird Güterbesizer, und braucht, nach der Meinung des Standes, weiter nichts zu wissen, als dafs er heirathen, um seinen Stamm fortzupflanzen, und seine Einkünfte verzehren mufs. Von seinen Gütern darf er gerade keine Kenntnifs haben, weil er auf denselben seine Verwalter hält. Für sein eigenes Hauswesen sorgt der Haushofmeister, und die weitern Verhältnisse zu Gläubigern und Schuldnern sind der Leitung des Hausadvokaten vertraut, welchem die Unwissenheit des Herrn eine unumschränkte Vollmacht gestatten mufs.

Der zweite Sohn tritt, in der Regel, in den geistlichen Stand. Wenn sein Bruder keine Kenntnisse nöthig hatte, so kann sie

dieser noch eher entbehren, je höher und einflufsreicher die Stellen sind, zu welchen ihm seine Geburt Ansprüche gibt. Zu Kanonikaten und Bisthümern bedarf es bekanntlich erstaunlich wenig Verstand. Es würde sogar gefährlich sein, wenn man dessen zu viel besäfse.

Der dritte Sohn tritt in den Militärstand, oder in den Malthesserorden. Auch dafür kann er sich jede Vorbildung ersparen, weil sie ihm vor dem ersten nur eine Abneigung erweken würde, und für den zweiten eben nicht nöthig ist. Seine Kunst besteht in beiden darin, mit seinem Sold oder seiner Kommende auszureichen, weil er nur einen dürftigen Zuschufs von dem Familienhaupt erwarten darf.

Ihre Erziehung erhalten sie alle zusammen entweder in schlecht organisierten geistlichen Erziehungs-Anstalten, oder im väterlichen Hause durch einen unwissenden Geistlichen, dem sein bequemes Geschäft noch durch den

ausdrüklichen Befehl erleichtert wird, die armen Kinder ja nicht anzustrengen. Damit haben die gewissenhaften Eltern das Ihrige gethan. Der Vater sieht die Mutter selten anders, als bei Tische, und beide die Kinder nicht einmal immer da, weil man sie lieber allein mit dem Hofmeister essen läfst, um nicht von ihnen beunruhigt zu werden.

Dadurch werden die Kinder ihren Eltern fremd. Bei den Mädchen ist dies noch weit mehr der Fall, weil sie beinahe durchgängig in den Klöstern erzogen werden. Man besucht sie da freilich zuweilen am Sprachgitter — aber das ist Alles. Die Mädchen werden von ihren Erzieherinnen auf diese Besuche vorbereitet, und man ermangelt selten, ihnen ein paar Sprüchelchen beizubringen, damit die guten Eltern eine vortheilhafte Meinung von den Fortschritten der Kinder mit sich wegnehmen. Ist das Mädchen erwachsen, und zeigt sich eine Parthie für dasselbe, so kehrt es zur Familie zurük, um mit seiner

Hand einen Mann zu beglücken, den ihm die Eltern, ohne seine Neigung zu fragen, bestimmt haben.

Ausser Lesen und Schreiben und etwas Religionsunterricht, lernen die Kinder selten etwas andere, wenn man auch gleich Verschiedenes mit ihnen versucht. Desto früher haben sie aber Unterricht im Spiel und in andern galanten Künsten erhalten. Das erste ist es hauptsächlich, wodurch sie in der Welt zeigen müssen, daß sie von Stand sind, und eine gute Erziehung gewesen haben.

Ihre Lebensweise ist sehr einfach. Man steht des Morgens spät auf, frühstükt nicht viel, aber lange, geht zur Messe, macht ein paar Besuche, ißt zu Mittag, genießt ein Verdauungsschläfchen, fährt dann gegen den Posilipo zu spazieren, geht in's Theater, von da an den Spieltisch, und von diesem zu Bette. So lebt man beinahe Jahr aus, Jahr ein. Des Winters nur wird der Geist durch den Karneval etwas mehr angespannt; im

Früh- und Spätjahr zieht man aufs Land, um noch einfacher zu leben, d. h. sich, weil es einmal Mode ist, ein paar Monate zu langweilen.

Was das Resultat eines solchen Lebens sei? frägt man. Dasselbe, wie bei dem vernünftigsten, gebildetsten und thätigsten Mann — der Tod. Glüklicher Weise sind diese Herzoge und Grafen so unschädliche Wesen, dafs sie auch eben so schnell vergessen, als in's Grab gesenkt sind.

Ihre meist sehr kurze Jugend hindurch wird diese Lebensweise durch Liebschaften erheitert. Der edle Herzog hat eine besonders grofse Schwachheit für die Mädchen vom Theater, und macht seine Lebensgeschichte hauptsächlich durch den häufigen Wechsel mit ihnen, und die mancherlei, daraus entspringenden Abentheuer interessant. Auch im Alter verläfst ihn diese Schwachheit selten. Er geniefst dann noch weniger, als ehmals, mufs aber, wo möglich, noch theurer bezahlen.

Seine Tafel nimmt gerne Gäste auf, welche ihm auch nie fehlen. Je reicher er ist, desto ärmer sind die mancherlei Ritter und Militäre von seiner Verwandtschaft, und desto leichter schließt sich jene Menge armer Schlucker an ihn an, von denen es in großen Städten wimmelt, und welche nichts, als guten Appetit, Unverschämtheit und Schulden haben. Diese bringen ihm die Neuigkeiten des Tages zu, strengen sich an um witzig zu sein, sind manchmal, ohne es selbst zu wissen, sehr drollig, und haben die Kunst ausgelernt, jeden Leckerbissen mit einer Schmeichelei zu verdienen.

Mit Veränderung der Zeit und der Nahmen läßt sich daher die schöne Parentazion des Horaz am Grabe des Tänzers Tigellius auf solche reichen Herzoge anwenden:

Die Ambubajerchöre, Charlatane,
Zigeuner, Tänzerinnen, Pflastertreter,
Und was in diese saubre Zunft gehört,
Sind durch Tigellius, des Tänzers, Tod

In grofses Leid versezt. — Er war ein gar
So guter Herr *).

Meistens wohnt der hohe Adel in grofsen Palästen, welchen keine Bequemlichkeit mangelt, die man vor hundert Jahren gekannt hat. Nach dem, dazumal herrschenden Geschmak sind sie reich dekoriert, und oft nur zu sehr mit Vergoldungen und Mahlereien überladen. In den Meublen fehlt meist das hohe Raffinement von Frankreich und England, weil man es bis jezt zu wenig kannte, und wirklich auch nicht so sehr schäzt. Der Zimmer sind sehr viele, alle grofs und hoch, gut gegen die Hize, und ganz und gar nicht gegen die Kälte geschüzt. Einige davon sind bewohnt; die übrigen stehen leer, und nur zum Prangen bei seltenen Gelegenheiten da.

Ein ähnlicher Fall ist es mit den Bedienten. Man hält deren so viele, dafs man sich nicht würde rühren können, wenn alle beschäftigt sein sollten. Weil sie nichts zu

*) Horaz. Aus d. 2. Satyre.

thun haben, und es immer Menschen genug gibt, welche lieber mit Schande müssiggehen, als mit Ehre arbeiten, so bezahlt man sie erbärmlich schlecht, dass die armen Weiber Hungers sterben müssten, wenn sie nicht ihre Herren bestehlen, und die Freunden, welche zu denselben kommen, um ein Trinkgeld anbetteln dürften. Alle diese Leute stehen gewöhnlich in sehr schmutzigen Lumpen. Nur an festlichen Tagen ziehen sie die Livreeröcke an, und müssen selber als Lumpen von den Wagen ihrer Herren herabsehen, weil es unmöglich ist, dass dieser alle die Herrlichkeit tragen kann, mit welcher jene dann Staunen zu erregen vermeinen.

In der Schönheit seiner Wagen sucht der neapolitanische Adel eine weitere Befriedigung seiner Eitelkeit. Die Mode wechselt darin sehr oft, und die geschikten Wagenmacher der Stadt wissen die neuesten Zeichnungen schnell genug aus England und Frankreich zu erhalten. Ihre Arbeit fällt sehr gut

in's Auge, erleichtert den Wechsel der Mode durch ihren Mangel an Solidität, und kommt dem Hochmuth zu Hülfe, der sich nur im Kostbaren gefällt.

Minder grofs ist der Luxus mit Pferden. Und gerade hierin sollte man ihn erwarten, und würde er noch am ehrenvollsten befriedigt werden, wenn die Sorglosigkeit und Trägheit nicht nach und nach die vortrefflichen Gestütte hätte abgehen lassen, welche der Adel sonst auf seinen Gütern besafs, und worin die edelsten Pferderacen des Südens und Nordens in herrlicher Mischung fortgepflanzt wurden.

Ehmals lebten die meisten dieser Geschlechter auf ihren Gütern, fern vom Glanze des Hofes, den Verführungen der Hauptstadt, im Schoofse ihrer Unterthanen, von welchen sie geliebt wurden. Damals waren sie ein geachteter, mächtiger und furchtbarer Stand, in dessen Händen die Kraft des Landes lag. Jede Regierung war, so zu sagen, von ihnen

abhängig, weil keine sicher war, sobald sie sich in Einigkeit gegen sie erhoben. Die alte italienische Politik der Monarchen war daher immer gegen den Adel gerichtet, und stützte sich auf das Volk der Hauptstädte, dem sie, so viel möglich, alles hingehen liessen. Durch Errichtung von Ritterorden, Anstellung in glänzenden Hofdiensten u. dergl. gelang es nach und nach, das gefährliche Geschlecht in die Residenz zu ziehen, wo die Kabale sie leichter unter einander entzweite, die Liebe ihrer Vasallen zu ihnen verlohren gieng, und sie bei dem rastlos steigenden Luxus und der schlechtern Verwaltung ihrer Güter in Schulden geriethen, welche immer drükender und beengender für sie wurden, da es, nach den Gesezen des Feudalwesens, kein Mittel für sie gab, sich derselben zu entladen, als die geregelteste Sparsamkeit.

Marquis Tanucci brachte die Unterdrükung des Adels in ein ordentliches System, das er grösstentheils den toskanischen Grofe-

herzogen aus dem Hause Medici's abgelernt hatte. Ohne den Hauptschlag zu wagen, durch veränderte Modifikazionen des Feudalwesens dasselbe nach und nach ganz zu zerstören, entfernte er die Mächtigsten auf glänzende Gesandtschaftsposten. Er kannte den Hochmuth dieses Standes zu wohl, welcher bei den geringen Zuschüssen der Regierung sein eigenes Vermögen aufopferte, um einige Jahre eine glänzende, aber einflufslose Rolle an fremden Höfen zu spielen.

Dadurch und durch andre Mittel mehr hatte die Regierung Karls III, welcher seine Gesinnungen in diesem Punkt gleich beim Antritt der Regierung dadurch verrieth, dafs er einen Professor von Pisa zu seinem Premierminister wählte, verderblich auf sie gewirkt. Die Regierung Ferdinands IV, welche sich nie durch Consequenz und System ausgezeichnet hat, arbeitete im Anfang ohne bestimmten Plan für denselben Zweck. Mit dem Eintritt der Königin Maria Karolina veränderte

sich beinahe Alles in der Lebensweise der höhern Stände, vieles auch in der der niedrigern. Besonders begann für den Luxus eine neue, und nicht ganz unwohlthätige Epoche. Damals gab es nicht einmal eine erträgliche Strafse aus dem Ausland nach der Hauptstadt. Diese selbst war schmutzig und unreinlich im höchsten Grade, da man die Säuberung der Strafsen einzig und allein dem Regen überliefs. In der ganzen Stadt befanden sich nur zwei Wirthshäuser, wo ein Fremder es nothdürftig aushalten konnte. Die Eingebohrnen begnügten sich mit den Gaukuchen, welche über alle Beschreibung unreinlich waren. Auf den Tischen derselben lag ein Tischtuch, welches angenagelt war, und nur die Woche einmal gewechselt wurde. In den besten Häusern ass man ohne Serviette und sehr schlecht. In der Kleidung herrschte die nehmliche Sparsamkeit und Unsauberkeit, und die vornehmsten Männer trugen ihre Röke dreissig Jahre. Diese Gemählde, wel-

ches sich durch alle Theile der Lebensweise hindurch ähnlich sah, gewann bald eine andre Gestalt, als eine junge, schöne Königin mit einem grofsen Gefolge erschien, und neue Pracht und unbekannte Genüsse verbreitete. Dem Adel gefiel das: er richtete sich auf den neuen Fufs ein, gieng mit den Verschwendungen des Tages vorwärts, und verschuldete sich am Ende so sehr, dafs es keine Uebertreibung ist, wenn man sagt: die Hälfte der beweglichen Kostbarkeiten des neapolitanischen Adels liegt Jahr aus, Jahr ein, in den Leihhäusern.

XC. Geistlichkeit.

Wenn der Pater Anchieta, ein Jesuite und Missionair in Brasilien, zu warm hatte, so befahl er den Hühnern sich in die Luft zu erheben, und ihm mit ihren Flügeln einen Sonnenschirm zu bilden, welches sie dann auch, zum Erstaunen der Zuschauer, sogleich thaten *).

Heutzutage ist es am Glauben genug, und es sind der Wunder schon so viele geschehen, dafs man ihrer nicht mehr bedarf. Die frommen Mönche von Neapel tragen daher, wenn es ihnen zu heifs ist, einen Fächer in der Hand, welcher ihnen Schatten und Kühlung zugleich gibt.

Dafs sie sich in dem schönen Lande, welches, wie seine Dichter singen, einst vom Himmel gefallen ist, recht wohl befinden, kann man aus ihrer Anzahl schliessen: denn die Menschen ziehen sich immer dahin, wo

*) Hist. soc. Jes. t. 3. p. 765.

es ihnen gut geht. Die vortreflichsten Ländereien gehören ihnen; der Landmann arbeitet für sie, während sie in frommem Nichtsthun schwelgen; und das Volk sieht sie für halbe Heilige an, weil die meisten Heiligen, wie bekannt ist, nichts gearbeitet, aber viel gebetet haben.

Es ist schwer, die Anzahl der sämtlichen Geistlichkeit dieses Königreichs zu bestimmen. Die Regierung hat zwar von Zeit zu Zeit in den Bevölkerungslisten des Hofkalenders auch die geistlichen Seelen, einzeln gezählt, bekannt gemacht; allein ich habe Ursache, jenen Angaben zu mifstrauen, und finde sie besonders in zu starkem Widerspruch mit Galanti, den ich wohl den Besten aller Statistiker zu nennen wage. Er gibt die Anzahl sämtlicher, im geistlichen Stande lebender Personen zu 100,000 an. Und dies ist der vierzigste Theil der Nazion!

Das ganze jährliche Einkommen dieses Standes, den Ertrag seiner Ländereien, Kapitalien,

seiner Besoldungen u. dergl. berechnet derselbe Schriftsteller zu etwa 9,000,000 Dukati. So dafs also auf jeden Neapolitaner beinahe zween Dukati jedes Jahr blos als Abgabe für seinen Gottesdienst anzunehmen sind.

Da darf man doch wohl fragen: was leistet dieser zahlreiche Stand der Nazion dafür, dafs sie ihn in eine so behagliche Lage gesezt hat, und noch darin erhält?

Er erzieht die Kinder, erbaut die Eltern, betet für die Todten, und läfst sich's übrigens bei allem diesem recht wohl sein.

Wie er freilich die Kinder erzieht, wie er die Eltern erbaut, und ob ein solches Gebet den Todten frommen könne, das kommt auf die Ansicht des Einzelnen an. Die Neapolitaner scheinen wenigstens damit zufrieden, und wenn ihnen die Geistlichkeit nur nicht von der Inquisizion spricht, so lassen sie sich Alles von ihr gefallen. Nur über diesen Punkt verstehen sie keinen Scherz.

Zuverläfsig ist aber, dafs sich unter der neapolitanischen Geistlichkeit viele, und vielleicht mehrere, durch Wissen und Rechtschaffenheit achtungswerthe Männer befinden, als in andern Ländern. Der Stand der Weltgeistlichen verdient besonders alle Auszeichnung. Es sind anspruchslose, redliche, fromme Männer darunter, die das Gute mit Eifer befördern, und es ist sonderbar, dafs diese gerade am schlechtesten besoldet sind.

XCI. Advokaten

Sie machen mit den ersten Kaufleuten die zweite Klasse der Bewohner von Neapel aus. Man nennt sie Paglietti, oder Strohhüte: welchen Nahmen sie von einem der ehmaligen Vicekönige erhalten haben, der die Bemerkung machte, dafs die meisten unter ihnen dergleichen Hüte trugen.

Sie sind ein sehr ansehnlicher Stand, welcher den grösten Antheil an dem Schiksal der Nazion hat. Es ist aber grundfalsch, wenn man ihre Zahl auf 30,000 angiebt. Ihrer sind kaum so viele im ganzen Königreich; aber die Hauptstadt enthält gegen 4000 solcher Strohhüte. Und ist dies nicht genug! Man erzählt von einem König von Neapel, er habe dem Pabst Sixtus V, welcher zur Zeit einer Theurung eine gewisse Anzahl Schweine von ihm verlangt habe, geantwortet: „wenn er Advokaten wolle, so könne er ihm schiken, so viel er verlange: an

Schweinen habe sein Königreich aber keinen Ueberflufs."

Der Scherz war etwas stark, wie man sieht. Aber dieser Stand hat sich nie viel um die Achtung seiner Nazion bekümmert. Wie er nur eine schlimme Frucht der verwirrten Gesezgebung ist, so hat er seinem Ursprung auf eine würdige Art entsprochen, und selten ein Interesse gezeigt, ihr zu helfen. Ja, er hat es immer zu hindern gesucht, wenn die Regierung an Reformen der Art dachte, weil er sich selbst dadurch zerstört hätte.

„Die Fehler unsrer Gesezgebung," sagt ein Neapolitaner aus dem ersten Stand, „sind die erste Ursache unsers Ruins. Wir sind genöthigt, Advokaten und Prokuratoren in der Hauptstadt, in der Provinz, wo wir Güter besizen, und an dem Ort, wo wir gerade leben, zu halten; und dennoch ist es in vielen unsrer Prozesse besser zu verlieren, als zu gewinnen."

In diesem Lande ist die Gerechtigkeit eigentlich, wie Pope sagt, in das Nez der Geseze verwikelt, und auch mit gutem Willen kann man sie nicht immer daraus loswinden. Welch' ein weites Feld ist aber der Chikane eröfnet, wenn auch die Bestechlichkeit der Richter sie nicht noch am meisten begünstigte!

Was die Kunst der Advokaten sehr einträglich macht, macht sie auch sehr schwer. Kanonisches Recht, Feudalrecht, Konstituzionen der normännischen, schwäbischen und arragonischen Könige, Pragmatiken der Fürsten und ihrer Vicekönige, Partikularstatuten einzelner Städte, Gebräuche der verschiedenen Gerichtshöfe, deren Beschlüsse, Entscheidungen der vier Ruota's, eine Fluth von Befehlen, eine Menge von Kommentatoren, Erklärern und Glossatoren — das Alles ist der ungeheure Vorrath, aus welchem die neapolitanischen Advokaten ihre Beweise schöpfen.

Es gibt wenige Fälle, wo nicht beide Par-

thien das Ansehen irgend eines Gesezes für sich haben. Hier ist es dann der gute Wille des Richters, ob das Recht oder das Unrecht siegen soll. Daher ist es dann geschehen, dafs beinahe jeder Gerichtshof entweder seine eigene Ansicht über die wichtigsten Punkte der Gesezgebung hat, und nach dieser entscheidet; oder sie nach Gefallen verändert.

Zwei auffallende Beispiele hievon erzählt Galanti aus eigener Erfahrung:

Ich führte, sagt er, einen Rechtshandel vor dem Sacro consiglio di S. Chiara, welcher ein, durch den Besiz von 500 Jahren bewährtes Eigenthum betraf. Die Richter nahmen das Recht der Verjährung nicht an, und ich verlohr den Prozefs. Kurze Zeit nachher vertheidigte ich vor demselben Gerichtshof eine Dame, welche auf die Aussteuer ihrer Mutter Anspruch machte. Man sezte mir eine Verjährung von dreissig Jahren entgegen. Vergebens berief ich mich auf jenen Vorgang, dafs selbst eine Verjährung

von 300 Jahren kein Rechtsgrund sei; ich verlohr dennoch. Da ergieng es mir also, sezt er hinzu, wie dem Herrn von Languais, welcher zu gleicher Zeit in dem Parlament zu Paris von seiner Frau des Unvermögens, und in dem Parlament zu Rennes von einem Mädchen der Schwängerung angeklagt wurde, und gegen beide verlohr.

Wo solche Fälle nicht nur möglich, sondern sogar sehr häufig sind, welcher ehrliche Mann wird da Advokat sein wollen? Wird nicht die lange Gewohnheit, die Gerechtigkeit als ein Gläks- und Intrignenspiel ansehen zu müssen, am Ende auch den braven Mann gleichgültig machen? Wird die Sache seines Herzens nicht Sache seines Geistes allein werden, und er den Stolz gewonnen zu haben, der Freude, dem Unterdrükten zu helfen, bald vorzuziehen anfangen?

Und in dieser Schule werden die Richter gebildet!

Das Gewerbe des Advokaten ist zu eintrag

lich, als dafs die meisten lange der Verführung widerstehen könnten. Die Kunst besteht nicht darin, schnell zu gewinnen, sondern langsam zu verlieren, und vergebens ist oft das Cincische Gesez gegen die Habgier dieses Standes angeführt worden.

Durch die Aussicht, auch die schlechteste Sache zu gewinnen, oder wenigstens so lange hinauszuziehen, dafs der Verzug schon Gewinn wird, ist die Nazion zur prozefssüchtigsten in Europa, sind ihre Advokaten zu den schlausten und reichsten geworden. Es gibt unter jener Leute genug, welche das schönste Vermögen nur durch Prozesse zu Grunde gerichtet haben; unter diesen aber Manche, die sich durch die Thorheit ihrer Mitbürger jährlich 15,000 Dukati verdienen, und nach und nach in den Stand gesezt werden, die schönen Ländereien selbst zu kaufen, über deren Besizstreit zween hartnäkige Menschen verarmt sind.

Daher verschlingt aber auch dieser Stand

die besten Köpfe der Nazion; und ein Vater hat nicht eifriger für seinen Sohn gesorgt, als wenn er ihn zu einem tüchtigen Advokaten bildet. Freilich muſs sich dieser gefallen lassen, in schwarzem Kleide, Mantel und Perüke vor den Tribunalen zu erscheinen allein diese Mummerei dauert nur ein paar Stunden. Begegnet man ihm in der Gesellschaft, so erkennt man den Strohhut höchstens nur noch an seiner lauten Stimme, an dem laurenden Blike, an dem Umschweifen seiner Beredsamkeit, und an der Achtung, welche ihm die Uebrigen beweisen *).

*) Wie ich die neapolitanischen Advokaten geschildert habe, müssen sie immer gewesen sein. Giannone stor. civ. d. regn. d. Nap. XXVII. XI erzählt: Beatrix, König Ferdinands Tochter, die den König von Ungarn heirathete, habe in ihrem Gefolge einige neapolitanische Advokaten gehabt, die dieses Reich durch ihre Intrignen beinahe gänzlich verwirrten.

XCII. Aerzte.

Einzelne neapolitanische Aerzte sind zu grofsem Rufe gekommen. Die vielen Hospitäler der Stadt sezen auch jeden in den Stand, sich Erfahrungen genug zu sammeln.

Sie sind sehr gut bezahlt, wenn sie einen grofsen Ruf haben, und sehr schlecht, wenn dies nicht der Fall ist. Die erstern sind durch Ehrenstellen ausgezeichnet; aber ihre unglüklichern Kollegen sinken bis in den Schlamm herab, in welchem sich blos Charlatane wälzen.

Zwar gehen der Ausübung dieses Handwerks gewöhnlich Formalitäten voraus, welche wenigstens eine wissenschaftliche Bildung erfodern. Allein diese kann man umgehen, oder sezt sich ganz über sie hinweg, und versucht es, ob das Glük, auch invita Minerva, günstig sei.

Ich weifs die Anzahl der neapolitanischen Aerzte nicht anzugeben. Derer, welche jedes

Jahr von den Universitäten in der Hauptstadt und in Salerno geprüft, und denn mit dem Doktorhut gestempelt werden, sind etwa 150. Diese vertheilen sich aber durch das Königreich, und können es treiben, wie sie wollen — sobald sie nur ihre Taxe bezahlt haben.

Die Meisten übrigens tödten nicht nach Regeln, wie jener Molieresche Arzt, welcher seine Kranken lieber sterben, als gegen die Regel gesund werden liess. Sie thun es aus Unwissenheit, und befinden sich eben so gut dabei.

Nie werde ich aber den lächerlichen Ernst vergessen, den ich an mehrern Aerzten dieses Landes am Krankenbette bemerkt habe. Zwar wurde auch, wie Fontenelle es diesem Handwerk anrathet, sans rime et raison gesprochen. Aber dies geschah mit einer Selbstgefälligkeit, welche den Erasmus von seinem Halsgeschwür hätte heilen können. Wahrlich, man kann selbst die Homerische Moly nicht mit mehr Wichtigkeit anrathen, als

ich einst ein Glas Acqua chiara pozzato *) verordnen sah.

*) Klares Brunnenwasser.

XCIII. Freudenmädchen.

Wir Deutsche sind doch recht einfältig, daß wir diesen Ausdruck von den Franzosen abgeborgt haben. Freudenmädchen! — Warum bleiben wir nicht bei unserm guten deutschen Wort Hure, welches alles Verächtliche dieses Handwerks bezeichnet? — Wahrlich zu der Zeit, als man dieses Wort so frei aussprach, als ich es so eben gesagt habe, besann sich ein Mann mehr, als heutzutage, ehe er seine Freuden dort holte; aber wenn man Cato's bekannten Ausruf an die beiden Jünglinge anführt, denen er auf solch' einem verdächtigen Gang begegnete, so bedenkt man nicht, daß dieser Mensch seines Chimäre, Staat, die ganze blühende Jugend von Rom aufzuopfern im Stande war.

Diese Klasse von Weibern zeichnet sich in Neapel durch nichts aus, als vielleicht durch die tiefere Verwerflichkeit, in welche die

Bewohnerinnen von Ponte scuro *) zurüksinken. Ihre Existenz ist immer verächtlich; aber sie gewinnt während der kurzen Dauer ihrer Jugend und Schönheit zuweilen einen falschen Schimmer, der nur die Unerfahrensten täuschen kann.

Wie groſs ihre Anzahl ist, vermag ich nicht zu bestimmen. Wer möchte das aber auch zu einer Zeit wagen, wo von allen Seiten Eingriffe in dieses Gewerbe geschehen, und es wenige Reize gibt, welche nicht um Geld zu kaufen sind? Wo man sich so leicht aus einer kleinen ökonomischen Verlegenheit retten kann, wird man sich ein Gewissen daraus machen, auf einige Augenblike ein Handwerk zu ergreifen, das zuweilen auch seine Annehmlichkeiten haben soll?

*) Siehe den ersten Theil.

XCIV. I Pifferari

Gegen die Weihnachtzeit verlassen viele von den Schäfern des Abbruzzen und der römischen Gebirge ihre Heimath, und ziehen herab in die Ebenen und in die Städte. Je zween gesellen sich zusammen, gewöhnlich ein Alter und ein Junger, von denen der erste eine Schalmei, der andre einen Dudelsak trägt. Dies ist ihre ganze Geräthschaft, und damit ziehen sie Haus vor Haus, um, nach einer äusserst einfachen Melodie, einen Hymnus auf das heilige Kind (al santo bambino) anzustimmen. Nach jedem Verse spielen sie die Melodie desselben auf ihren Instrumenten ab. In manche Häuser werden sie hereingerufen. Der nächste beste Tisch wird durch ein paar angezündete Lichter zum Altar, vor welchem die armen Hirten den Dienst verrichten.

Diese Sitte, welche übrigens auch in Rom herrscht, hat uns immer sehr freundlich angesprochen. Aber es scheint nun einmal, als

ob es in Neapel nichts Ernstes ohne einen Zusaz von Komischem geben dürfte. Diese nehmlichen Pifferari lassen sich oft mit zwei kleinen Marionetten sehen, deren Bewegungen durch den Fuss eines der Pfeifer geleitet werden. Die Melodie, zu der die Puppen tanzen, ist dieselbe, wozu der Hymnus auf das heilige Kind abgesungen wird. Aber die Stellungen, welche die Marionetten machen müssen, sind die unanständigsten von der Welt, und verfehlen niemals ihre Wirkung auf den neapolitanischen Pöbel.

Die Kleidung dieser Pfeifer ist äusserst armselig. Ausser dem Hemde, schlechten, meist rothen Hosen, wollenen Strümpfen, die statt der Schuhe mit Leder umwunden sind, ist es ein ungegerbtes Schafsfell, dessen Wollenseite aus- oder einwärts getragen wird, je nachdem die Witterung es erfodert. Zuweilen kommt ein kurzer dunkelblauer Mantel dazu, und, statt der rothen Müze, ein abgetragener runder Hut.

XCV. Die Wasserverkäufer.

(*Gli Acquajuoli.*)

Wenn in südlichen Ländern der Bedürfnisse weniger sind, als in nordlichen, so sind sie desto dringender. Ein Volk, wie die Neapolitaner, das sich sein Dasein gerne so bequem als möglich macht, lebt im Augenblik, kennt keine Noth, als sein Verlangen, und scheut sich nicht, jeder Regung der Natur im Momente zu gehorchen, da es von ihr gemahnt wird.

Einem der dringendsten Bedürfnisse dieses heissen Himmels, dem Durste, kommen die Acquajuolis zu Hülfe. Auf allen Plätzen und in allen Strafsen haben sie ihre Tische aufgestellt. Diese sind mit lebhaften Farben bemahlt, und an Feiertagen mit bunten Fahnen besteckt. Oben hängt eine grofse Kanne mit Wasser, welche in einer andern mit Eis gefüllten befestigt ist, und aus einem Hahn den erfrischenden Trank giefst. Neben derselben

schimmern gläserne Vasen mit lebendigen Goldfischchen; auf dem Tische liegt ein reicher Vorrath von Zitronen, um im Augenblik Limonade zu machen, und stehen noch andre Essenzen, um dem Wasser, nach der Liebhaberei des Käufers, einen wohlschmekenden Zusaz zu geben.

Niemand, wes Standes er auch sei, scheut sich, an diesen Tisch zu treten, um seinen Durst zu löschen. In mancherlei Sprüchen ladet der Acquajuolo zum Genusse ein, und die Kleinigkeit, welche man ihm bezahlt, wird mit Höflichkeit empfangen.

Diese Acquajuoli, welche dann, während den heissesten Stunden, ein buntgefärbtes Leinwanddach über sich ausgebreitet haben, sind die Grosshändler in diesem Gewerbe. Kleinere, die ihre Wasserkanne auf dem Rüken tragen, und mit ihrem grosen Kelch in der Hand durch die Strasen wandeln, sind oft willkommener noch, weil sie überall sind. Sie lassen es eben so wenig an lauttönenden

Einladungen und mancherlei Metaphern fehlen, um auch da Lust zum Trinken zu wecken, wo kein Durst ist.

Diese Leute kommen den Diogenen der Stadt, welche nicht einmal ein Faß heizen und einen hölzernen Becher, wohl zu Statten. Es ist eine Freude zu zusehen, mit welcher Behaglichkeit der Lazzaro den frischen Trunk hinunterschlukt, und wie viel munterer er auf denselben wird.

XCVI. Vedutenmahler.

In mehrern Gegenden der Stadt Neapel sind einzelne Strafsen, welche fast ganz allein von einer Art von Mahlern bewohnt werden, zu deren gutem Fortkommen es gehört, dafs der Vesuv von Zeit zu Zeit einen Auswurf macht. Die Meisten haben ihre Buden an Orten, wo sie die Aussicht auf den Berg geniessen, und sind, im Fall er eine Bewegung macht, Tag und Nacht auf der Lauer, ihm jede derselben abzusehen. Sie haben in dieser Art von Mahlerei eine solche Fertigkeit, dafs ihr Auge sich mit der Hand auf eine ungewöhnliche Weise versteht, und beide sich gegenseitig zuarbeiten, ohne dafs sie die geringste Kunde von einander zu nehmen scheinen. Nur selten senkt sich ihr Blik von dem fernen Berge auf das Blatt nieder, wo ihn eben ihre Hand im verjüngten Maafsstabe nachbildet.

In jeder Gröfse geben sie den Berg und die verschiedenen Epochen seiner Zerstörungen,

von dem Umfang, daſs man das Gemählde in eine Dose fassen kann, bis zu den sehr grofsen Transparenten, welche wirklich beinahe die Wahrheit der Natur erreichen. Und Alles dieses um so geringe Preise, daſs, ich will nicht sagen die Kunst, nicht einmal die Fertigkeit bezahlt ist.

Wer den Berg einmal bestiegen hat, kann auch die Darstellung desselben in der Periode haben, da er ihn besuchte. Wie leicht befriedigt man sich mit dem Porträt einer geliebten Person, wenn sie nur getroffen ist? Auch für seltene Scenen der Natur gewinnen wir eine Art von Liebe, wenn es uns schwer geworden ist, uns ihnen zu nähern, oder ein glüklicher Zufall uns nur begünstigt hat. Die Erinnerung daran bleibt natürlich immer in unserer Seele; vergifst man je eine Gestalt, die man geliebt hat? Aber warum sucht man sich beide auch ausser sich so gerne noch im Bilde zu erhalten?

XCVII. Oelverkäufer.

Mit den ambulierenden Wasserverkäufern haben die Oelverkäufer einige Aehnlichkeit — nur dafs ihr Gewerbe einträglicher, aber auch schmutziger ist. Wo die Butter nur von den höhern Ständen und wohlhabendern Leuten genossen wird, mufs das Oel manchen Dienst verrichten, den man ihm im Norden erläfst. Man gebraucht es beinahe zu allen Speisen; besonders aber zu den vielen gebakenen Früchten und dergleichen, die man in Neapel verzehrt.

Da es gar nicht im Karakter eines so leichtsinnigen Volks liegt, wie die Neapolitaner sind, sich Vorräthe zu machen, so fehlt es, bei aller Mäfsigkeit, doch bald an diesem, bald an jenem. Am häufigsten daher an dem, was man am häufigsten braucht, an Oel.

Nun ist es freilich zu umständlich, in die Bude zu gehen. Man kauft daher näher, wohlfeiler, aber auch schlechter, von dem

ambulierenden Oelverkäufer, welcher durch lautes Ausrufen nie, an sich zu erinnern, ermangelt.

Auf dem Rüken hängt ihm sein Oelmagazin. Aber man rathe, woraus das besteht? — Aecht spanisch, aus einer Schweinshaut, welche an einem der Füße einen messingenen Hahn hat, woraus sich das Oel ergießt.

Ein solcher Mann riecht natürlich von Oel, wie Athenä. Er duftet nach Oel, er singt von Oel, und gramt zum Zeitvertreib oft für da stodte Schwein, welches er auf dem Rüken hat.

XCVIII. Festungen.

In einer Zeit, wo sich manche, sonst schlummernde, oder wenigstens undeutlich erkannte Begriffe klarer in den Köpfen regen, als ehmals, mufs man immer, wenn ein Volk geschildert worden ist, fragen: durch welche Mittel bewirkt man, dafs es das bleibt, was es ist?

Da kann man dann antworten: durch Schulen, Kirchen, Theater und Volksbelustigungen; aber heutzutage hauptsächlich durch Kanonen, und deren Standquartier, die Festungen.

Guicciardini sagt: „Das ist der Geist der Völker, dafs sie immer mehr hoffen, als sie sollten, immer weniger dulden wollen, als nöthig ist, und immer das Gegenwärtige tadeln und verändern möchten: aber vor allen andern Völkern Italiens ist dies der Geist der Neapolitaner, welche sich

in der ganzen Geschichte durch Unbeständigkeit und Neuerungssucht karakterisiert haben."

Diesen Satz bestätigen die vier Castelle der Stadt, deren Kanonen jeden ihrer Häuser erreichen können. Sie sind immer in der Nähe der grossen Plätze, weil auf diesen sich die Volksaufstände bilden, und von da in die Strassen und Wohnungen verbreiten. Wir glaubten jene Bemerkung Guicciardini's dem, was wir über den Karakter der Neapolitaner gesagt haben, als Schluss folgen lassen zu müssen, um, der Ordnung der Natur getreu, erst zu sagen, was der Mensch will und kann, und dann, warum er nicht will und nicht kann.

XCIX. Castel del Carmine.

Auf der östlichen Seite der Stadt liegt diese Festung, welche den Hafen, den Platz von Mercato nuovo, mit seinem ganzen Quartier beherrscht. Unter den vier Castellen der Stadt ist dieses vielleicht das wichtigste. Alle Empörungen entstanden in der Nähe desselben; allen konnte von ihm aus leicht begegnet werden, und das Volk suchte sich immer zuerst dieses Platzes zu bemächtigen, wie im Jahr 1647, in welchem es den Hafen, und jedes Schiff, das sich ihm näherte, beschofs.

An dieses Castel schliefst sich die Kirche von S. Maria del Carmine, mit seinem Kloster, beide von Margaretha von Oestreich im Jahr 1569 für die Manen des unglüklichen Conradins von Schwaben erbaut, dessen Asche hinter dem Hauptaltar ruht. Gleich neben an befindet sich das Thor del Carmine, welches nach dem Hafen führt, und in dessen Nähe sich das buntschekigte Leben dieser volkreichen Hauptstadt am muntersten regt.

C. Castel S. Ermo.

Diese Burg nimmt die höchste Spize des Posilipogebirgs ein, wo es sich mitten in der Stadt in sehr regelmäfsiger Form erhebt. In den ältesten Zeiten war es ein Wartthurm der Normannen, der uber die Wälder hinweghlikte, womit der Berg bedekt war. Karl II, von Anjou, erweiterte ihn zu einer Festung, und damals wurde wohl auch eine Kapelle dem heiligen Erasmus zu Ehren gebaut, wovon das Castel noch heutzutage den verdorbenen Nahmen von S. Ermo, und gewöhnlicher S. Elmo, führt. Karl V erst liefs es zu einer regelmäfsigen Festung machen.

Für die Regierung ist dieser Plaz von der grösten Wichtigkeit. Seine Kanonen beherrschen die ganze Stadt, und selbst die übrigen Forts derselben. Und dennoch ergab er sich, unbegreiflicher Weise, im Jahr 1734 an den spanischen General du Charny, welcher ihn

von der Nordseite, von den Höhen des Vomero beschoss.

Die Festungswerke sind ganz in den Felsen gehauen, worin sich auch eine ungeheure Cysterne befindet, die den Platz mit Wasser versieht; daneben sind Gefängnisse für Staatsverbrecher, und gleich unter den Kanonen der prächtige Klosterkerker der Karthäusermönche von S. Martino.

Die Lage der Festung ist so einzig, wie die des Klosters, und die Aussicht von da noch weiter und prächtiger. Die Menschen, welche hier oben hausen, wissen das nicht immer zu schätzen, und beneiden die andern in der Tiefe, welche in der engen Hauptstadt wohnen.

61. Castel dell' Ovo.

Diese, übrigens nicht sehr bedeutende Festung liegt auf einer kleinen Insel, welche durch eine Brücke mit der Strafse von S. Lucia verbunden ist. Sie kann dem Feinde, wenn er einmal Meister vom Hügel von Pizzifalcone ist, nicht widerstehen, wie seine Lage und das Beispiel von 1734 beweisen.

Ehe diese kleine Insel zur Festung wurde, war ein Kloster auf derselben. Zu den Zeiten der Römer aber hatte Lucull hier einen Palast mit schönen Anlagen und weitläuftigen Muränenfischereien. Offenbar war die Lage zu einem Luxusort ganz vortrefflich, wo man die herrlichste Aussicht auf den ganzen Golf und seine Umgebungen genofs.

CII. Castel nuovo.

Es gibt wenige Festungen, deren ursprüngliche Bestimmung nicht der Siz irgend eines Herrschers gewesen ist. Als ob man im Anfang dem neuen Recht, das sich Einer über Viele nahm, nicht so ganz getraut, oder es wenigstens nicht für überflüssig gefunden hätte, es in Stein und Erz zu graben.

Karl I, von Anjou, welcher dieses Gebäude um's Jahr 1283 von Giovanni aus Pisa errichten liefs, hatte wenigstens zuverläfsig jenen Gedanken, wenn ihm gleich noch nicht so viele Erfahrungen zu Gebote standen, dafs die Krone von Neapel ein höchst unbeständiges Gut sei. Damals lag es noch ausser der Stadt, mit vier grofsen Thürmen bewahrt, deren zween noch selbst die Wechsel unsrer Zeit verschont haben.

Es steht auf der Südseite der Stadt am Meeresufer hin, in das es zum Theil gegründet ist. Eine Zugbrüke führt über den Gra-

ben nach einem ziemlich weitläuftigen Hofraum, in welchem verschiedene Wohngebäude stehen. Von da geht die Strafse etwas in die Höhe, bis sie sich krümmt, und den Wanderer in das Innere der alten Burg leitet.

Unter dem Thore steht er still: denn es ist ein Triumphbogen, welchen die Neapolitaner dem König Alphons I von Arragonien bei seinem Einzug in die Stadt errichtet haben. Die Zeit hat dieses alte Denkmal der wiederauflebenden Kunst in Italien nicht zu freundlich geschont. Doch ist es immer noch in einem Zustand, worin sich die Morgenröthe derselben erkennen läfst. Es stellt die Thaten des Königs vor, und ist ein Werk des Mailänders Pietro di Martino, dessen Asche in der Nähe ruht.

Eine ausgestopfte Krokodillshaut zieht nun zuerst deine Blike auf sich. Sie hängt über dem Thore, seltsam genug über den Thaten des Königs. Ein Soldat hatte das Thier in Egypten erlegt, und seine Haut der heiligen

Jungfrau geweiht. So oft ich es sah, freute ich mich, nicht des Krokodills, aber der Frömmigkeit des Kriegers. Ihr Schwärmer und Heuchler der Wüste von Thebais, diesen Soldaten hättet ihr nachahmen sollen, statt euch im glühenden Sande zu wälzen; dann hätte das arme Egypten jezt eine Landplage weniger!

Wandle vollends hinein in den innern Hof, der dich jezt empfängt. Du fühlst auch hier die leise Beklemmung der Brust, welche dich in jeder Festung ergreift. Hier warten sie ja unaufhörlich auf Krieg, den die andern Menschen verfluchen. Sind diese Tempel des Kriegsgottes verschlossen, so fliehet in die Wälder und auf die Berge, es ist euch besser, bei den Thieren zu wohnen, als bei den Menschen.

Du könntest nun hinabgehen in die Kanonengiesserei, und den grofsen Vorrath von Mordgewehren anstaunen, der hier aufgehäuft liegt. Du kannst in die Kriegsschule treten,

welche hier errichtet ist; die Bibliothek, die Sammlungen für Mineralogie, für Befestigungskunst u. dergl. betrachten. Doch, wer weilt gerne zu lange in Festungen?

Aber in den Saal muſs ich dich begleiten, der einst Zeuge war einer der grösten Thaten. Hier legte, im Jahr 1294, Pabst Cölestin V die Schlüssel des Himmels und der Hölle nieder, um sie nicht wieder aufzunehmen. Leicht hat Mancher die schweren Schlüssel ergriffen, in welchen die Ruhe ganzer Nazionen lag. Leichter hat sie der Tod Vielen aus den Händen gewunden — aber glaub' es, der Herrschaft über Millionen von Menschenherzen begiebt man sich nur gezwungen, oder mit seltener Gröſse der Seele.

Aergere dich nicht, guter Pabst, wenn mir deine groſse That eine andre in's Gedächtniſs ruft, welche kein Priester, aber ein muthiger Krieger ausgeübt hat. Er hatte nur zwo Hände, wie wir Andern, und als Soldat sie gewiſs sehr nöthig. Ohne Schmerz sah er die

eine neben sich niederfallen, mit welcher er sich bereits auf die Mauerzinne geschwungen hatte. So lange ich noch eine Hand habe, weiche ich nicht, rief Johann Pelao Berio auf seiner Leiter, fafste die Zinne mit der andern, und schwang sich in die Festung.

Er war der erste von den Belagerern, welcher die Festung betrat, und seinen Kameraden den Weg bahnte. Aber Gonsalvo von Cordova war sein Feldherr, einer würdig des andern, und die That geschah im Jahr 1505, als der grofse Kapitän die Franzosen in dieser Festung belagerte.

Hier ist wenig Erfreuliches mehr zu erzählen. Denn dafs so manchmal Tod und Verderben von diesen Thürmen herab auf die Stadt zu ihren Füfsen geschleudert wurde, das wird dir die Geschichte dieses unglüklichen Staats mit blutiger Schrift zu lesen geben.

INHALT.

	Seite.
57. Hospitäler	3
58. Vorsichtsregeln gegen die Lustseuche	11
59. Irrenhäuser	19
60. Aehnliche Anstalten	21
61. Merkwürdige Regierungskollegien	23
62. Oeffentlicher Unterricht	28
63. Die Universität	32
64. Palast Francaville	36
65. Capo di Monte	38
66. Religion	42
67. Ein Heiliger im Gesichtskreis der Neapolitaner	46
68. Theatrinerinnen	48
69. Brüderschaften	50
70. Un Cristiano	55
71. Banken	57
72. Sonderbarer Gebrauch bei der Geburt der Mädchen	59
73. Das Ehrenbund	62
74. Das neapolitanische Do Ryneure	64
75. Häuser	66
76. Die Scheere (ein neapolit. Mährchen)	70

Seite.

77. *Begräbnifsceremonien* 81
78. *Teufelchen* 84
79. *Gesellschaftsspiele* 86
80. *Die Tarantella* (*mit einem Notenblättchen*) 91
81. *I Presepi* 99
82. *Mascheroni* 102
83. *Kühe* 104
84. *Der Karneval* 106
85. *Kontraste* 112
86. *Maccaroni* 115
87. *Pyramiden* 117
88. *Die Lazzaroni* 119
89. *Adel* 128
90. *Geistlichkeit* 143
91. *Advokaten* 147
92. *Aerzte* 154
93. *Freudenmädchen* 157
94. *I Pifferari* 159
95. *Die Wasserverkäufer* 161
96. *Vedutenmahler* 164
97. *Oelverkäufer* 166
98. *Festungen* 168
99. *Castel del Carmine* 170
100. *Castel S. Ermo* 171
101. *Castel dell' Uovo* 173
102. *Castel nuovo* 174

GEMÄHLDE

VON

NEAPEL

UND

SEINEN UMGEBUNGEN.

VON

P. J. BEHRENS.

Dritter Theil.

Zürich, bei H. Gessner. 1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

CIII. Der Pater Rocco.

In der Reihe der Gemählde von Neapel kommen auch Porträte vor. Das, so wir heute kopieren möchten, ist im niederländischen Geschmak gemahlt. Es stellt seinen Mann, wie er leibt und lebt, vor. Keine der Rüksichten auf Gesezze des Schiklichen hat den Mahler geleitet; ohne Zweifel hatte er den Grundsaz manches Künstlers, dafs, wenn es der liebe Gott so gemacht hätte, so dürfe es der Mahler wohl auch so machen. Und so unrecht mag er nicht dabei haben.

Das Gemählde stellt einen feisten Dominikaner dar, bei dem das Gewicht der Lebens-

Uhr schon bald abgelaufen ist. Wenigstens ist's ihm in die Füfse gesunken, und verweilt da in der Gestalt des Podagra, womit es ihn noch einzig und allein an die Erde heftet. Auf seinem runden Gesichte liegt schon das Abendroth des Lebens, und verspricht dem Manne einen freundlichen Morgen, wenn er wieder aufwacht. Denn, dafs er sich nicht viel aus dem Schlafe mache, zu welchem ihm seine Brüder im Kloster bereits gebettet haben, beweist das muntere Auge und der fröhliche Spott, so ihm aus den Mundwinkeln lacht. Unter dem Gemählde, das in manches schmuzigen Lazzaro's Herzen in schönem goldenen Rahmen prangt, stehet zu lesen: Padre Rocco; ipse fecit.

Das Porträt hat erstaunlich viele Aehnlichkeit mit dem des P. Abraham von S. Clara, wie er in Judas, dem Erzschelmen, sich selbst abgemahlt hat. Dieselbe Gelehrsamkeit, die nehmliche Frömmigkeit, und derselbe Reich-

thum von Wiz und Popularität in Beiden; beide kraftvolle Karaktere, wie unser lendenschwaches Zeitalter sie nur selten hervorbringt. Etwas abenteuerlich aber eben darum, wenn sie erscheinen.

Popularität war es hauptsächlich, wodurch sich der P. Rocco sein großes Ansehen erworben hatte. In der Hand dieses Priesters lag, darf man sagen, das Schicksal von Neapel; denn er leitete die kosmopolitischen Einsende dieser Stadt mit seiner unwiderstehlichen Rede. Auch fühlte das die Regierung sehr wohl; und wenn es Niemand erlaubt wurde, Wahrheit zu sagen, so wagte man es doch nicht, ihm dieses Vorrecht zu entreissen. Er benutzte dasselbe selbst vor seinem Monarchen, welcher sich manches gewichtige Wort von ihm gefallen lassen mußte: denn er sprach die gesalbte Weisheit aus, der Niemand feind zu sein den Muth hat.

Lache Keiner, der seine Rede hört! Hätte

der Mann zu Athenern oder zu einem römischen Senat gesprochen, er würde gedonnert haben, wie Demosthenes und Cicero. So hatte er es mit dem Pöbel von Neapel zu thun, und wer von diesem verstanden sein will, mufs seine Sprache reden. Und diese hatte der wakere Mönch herrlich in seiner Gewalt.

Wir wollen seine Reden nicht nach den Regeln der Rhetorik anatomiren. Es würde uns freuen, wenn wir den Mann, wie er leibt und lebt, abkonterfeien könnten. Begnüge sich Jeder mit einigen Zügen von ihm, so wir in den Herzen der Neapolitaner aufgelesen haben.

Man weifs, welches Unwesen in Neapel von den Quaksalbern aller Art getrieben wird. Unbegreiflicher Weise scheint die Regierung diese Aerzte noch für die wahren Heilbringer zu halten, und ein Mann, wie Pater Rocco, konnte da nicht schweigen, wenn er auch nicht helfen konnte. Er wufste, wie es schwer

ist, Menschen mit der Rede zu fassen, die flüchtige Aufmerksamkeit eines so lebhaften Volks zu fesseln: wie weh mußte es ihm thun, wenn er die so seltene Gabe der Gelegenheit, die seltenere noch der Kunst an einen Marktschreier verschwendet sah, welcher das Volk um Zeit, Gesundheit und Geld betrog? Die gesunde Vernunft gieng dabei noch mit in den Kauf, und das konnte er nicht ansehen.

„Steig' herab," rief er daher einst in seinem frommen Eifer einem Marionettenspieler zu, welcher auf offenem Platze einigen hundert Menschen die Künste eines Affen und die Thorheiten eines Polecinella von einem hohen Tisch herunter zeigte. „Steig' herab!" rief er — und der elende Wicht wagte es natürlich nicht, der donnernden Stimme des mächtigen Mannes zu widersprechen.

Pater Rocco stellte sich an die leere Stelle. Die Veranlassung zu einer Strafpredigt war die nächste. Wie sie jedem ordentlichen

Lustigmacher ihre Zeit und ihr Geld opferten; wie sie durch seine Thorheiten ihre Seelen vergifteten; wie sie dergleichen Abgeschmaktheiten einer kraftvollen Predigt, einer herzstärkenden Messe aufopferten. „Seht," rief er aus, indem er das Krucifix in die Höhe hob, „seht, dies ist der wahre Affe, dies der wahre Polecenella; dem müfst ihr nachlaufen!"

Mag Mancher lachen. Das Volk, so ihm zuhörte, lachte nicht; denn er verglich die beiden Polecenella's mit einander, und er müfste doch ein elender Redner gewesen sein, wenn die Vergleichung nicht zum Vortheil desjenigen ausgefallen wäre, welcher für ein ganzes Menschengeschlecht am Kreuz gestorben ist.

Eben so kräftig wirkte es bei den Weibern der Lazzari, als er einst über den Ehebruch predigte. Er erzählte da von einem Pferde, Nahmens Bucephalus, welches ein grofser,

frommer König, Alexander, besessen, und die Eigenschaft hatte, dafs es Niemand ausser seinem Herrn aufsizen liefs. Er machte die Anwendung auf die Weiber: zeigte, wie ihre Männer ihre Könige, sie ihre Pferde wären, und wie es schändlich sei, wenn sie sich von einem unvernünftigen Thiere in einer Tugend übertreffen liessen, welche ihnen doch von göttlichen und menschlichen Gesezen zur Pflicht gemacht worden wäre.

„Heute will ich sehen," fieng er ein andersmal zu mehreren Tausenden an, die um ihn versammelt waren, „heute will ich sehen, ob euch eure Sünden auch leid sind."

Er fieng eine Bußrede an, die der hartherzigen Menge die Haare zu Berge trieb, und als alle zerknirscht, und sich vor die Brust schlagend, vor ihm auf den Knieen lagen, rief er aus: „hebe die Hand in die Höhe, dem seine Sünden leid, dessen Buße ernst ist."

Aller Hände fuhren in die Höhe. — „Nun heiliger Erzengel Michael, fuhr er fort, der du mit dem diamantenen Schwerdte vor dem Richterstuhl Gottes stehest, haue allen denen die Hände ab, welche in Heuchelei sie erhoben haben!"

Da sanken auch eben so schnell aller Hände nieder, und die Strafpredigt begann aufs neue, und löste die sämtlichen Anwesenden in aufrichtige Thränen der Reue und des Vorsazes, sich zu bessern, auf.

Nicht weniger wirkte es, als er ihnen einst einen Traum beschrieb, welchen er gehabt. Er hätte Gott Vater gesehen, wie er leibte und lebte. Aber ein grofser Wanst, der vor ihm lag, drükte ihn erschrecklich. Er hatte die Kühnheit, den Ewigen zu fragen: warum er sich so erbärmlich gebährdete? — Ach, ward ihm geantwortet, dies sind alle Todsünden der Lazzari, die ich nicht verdauen kann. Täglich begehen sie neue, fullt sich

mein Wanst immer mehr an, ich muſs am Ende plazen.

So war einst, nach seiner Erzählung, ein Lazzaro vor die Höllenthüre gekommen, und klopfte, daſs man ihm öfnete. Wer ist draussen? rief ein Teufel. Ein Lazzaro aus Neapel, war die Antwort. — O deren sind schon so viele hier, hiefs es drinnen, daſs man keinen mehr einläſst.

Aber wo soll ich hin? jammerte der Lazzaro. Von der Himmelsthüre hat mich St. Peter mit Hundstritten wegerschikt; aus dem Fegefeuer jagten sie mich mit Heugabeln fort, und hier will man mich nicht einlassen, wo ich doch alle meine Bekannten wieder finden würde!

Der Teufel erbarmte sich endlich, und gieng zu Lucifer, um ihm die Bitte des Lazzaro zu melden.

Laſst ihn herein, war dessen Antwort; aber bringt ihn vor mein Antlitz.

Der Lazzaro kam. Lucifer safs auf seinem feurigen Throne, welcher so hoch war, als der Berg, worauf St. Elmo liegt. Sein Wanst war so grofs, als der Vesuv, und aus seinem Munde stiefs er unaufhörlich Rauch und Flammen aus, wie dieser. Er brachte seine Bitte vor. Aber Lucifer donnerte den Ausspruch, dafs kein Lazzaro sofort mehr in seinem Reich geduldet werden sollte; denn es müfste auch noch Plaz für die andern Sünder sein. Aber er würde ihnen in Zukunft eine andere Stelle anweisen, und mit ihm gleich den Anfang machen.

Da nahm er, endigte die Rede, den Lazzaro beim Kopf, und stekte ihn sich in den H..... welcher eine Oefnung hatte, gerade so grofs, wie der Lago d'Agnano.

Es ist bekannt, in welcher Achtung der heilige Januar bei den Neapolitanern steht. Der grofse Haufe verwechselt ihn mit Gott selbst, oder läfst es sich wenigstens nie ein-

fallen, statt zu seinem Heiligen, zu Gott zu flehen. Wie oft hatte der Pater Rocco ihnen eingeschärft, dafs sie beten sollten: heiliger Jannar, bitte Gott für uns; und nicht, wie sie häufig thaten: Guter Gott, bitte für uns bei dem heiligen Januarius!

Wenn der Vesuv Neapel droht, so eilt die Menge nach der Kirche des heiligen Januarius. Da wird dann die Bildsäule desselben genommen und gegen den Berg zu getragen, welcher schon mehreremale durch den Heiligen zur Ruhe verwiesen worden war. Eine solche Procession ist dann mit grofsem Unfug verbunden. Der Pöbel plündert alle Buden, wo Lichter und Fakeln verkauft werden. Nach dem grofsen Gebrauch, der, von den letztern besonders, in Neapel gemacht wird, ist der Schade, der angerichtet wird, beträchtlich, wenn man auch das nicht in Anschlag bringt, was noch als Contrebande unter der Firma des Heiligen mitgeht.

Pater Rocco hatte dies so viel als möglich zu verhüten gesucht. Bei einer solchen Gelegenheit stellte er sich einst vor die Statue des Heiligen, und schlug mit seinem grofsen silbernen Krucifix derb auf diejenigen los, welche sich derselben bemächtigen wollten. „Glaubt ihr," rief er ihnen da zu, „der heilige Januar sei ein elender Schuft, wie ihr es seid? Ihr wollt ihn allein begleiten, die ihr samt und sonders nur erbärmliche Lumpenkerle seid. Wartet erst, bis die Geistlichkeit und die Magistrate beisammen sind, dann ist es auch ein würdiges Geleite."

Das Volk beruhigte sich. Die Polizei gewann Zeit, ihre Anstalten zu machen, und die Procession gieng zum erstenmal ohne allen Unfug von statten.

Man sieht, von welcher Art die Beredsamkeit des Mannes war. Sie war unwiderstehlich; denn er allein machte aus dem wilden Haufen des neapolitanischen Pöbels, was er wollte.

Aus allen seinen Reden leuchtet eine ausserordentlich lebhafte Einbildungskraft und ein gediegener Witz hervor. Mit diesem half er sich, wo Gründe nicht mehr ausreichen wollten, oder nicht helfen konnten, oft genug. So brachte er einst einen Spanier, mit dem er sich über Religionspunkte stritt, dadurch zur Ruhe, dass er den Satz behauptete: es wäre nicht einmal ein spanischer Heiliger im Paradiese.

Man höre, wie er dies bewies. „Die spanischen Heiligen sind," fing er an, „das will ich nicht läugnen, auch einmal im Paradiese gewesen; aber sie waren es zum Herzeleid aller übrigen Heiligen. Die Unordnung, welche sie verursachten, ist nicht zu beschreiben. Bald fiel die heilige Magdalena von ihrem goldenen Stuhl herab in Ohnmacht, und gab durch die unanständige Lage, in welcher sie einige Zeit blieb, allgemeines Aergernifs. Bald wurde die heilige Agnes

ohnmächtig, und verlohr natürlich die Aufmerksamkeit auf ihr Busentuch. Ein ähnlicher Spuk geschah auch der heiligen Cäcilie, und die Madonna selbst war einst in derselben Gefahr, wenn sie St. Joseph nicht noch zu rechter Zeit mit seinem Mantel zugedekt hätte. Und woher glaubt ihr, dafs das gekommen sei? — Von dem unaufhörlichen Tabakrauchen der spanischen Heiligen. Mit dem Zigarro im Munde liefen sie den ganzen Tag umher, und es war unmöglich, ihnen die Unschiklichkeit ihrer Aufführung begreiflich zu machen. Im Himmel, antworteten sie, darf man machen, was man will; denn um hinein zu kommen, mufs man sich's sauer genug werden lassen."

„Alle Ueberredung half nichts. Man mufste zu einer List seine Zuflucht nehmen. St. Peter liefs einen der himmlischen Herolde die Nachricht ausposaunen, dafs um eine bestimmte Zeit eine grofse Stierheze draussen vor dem

Himmelfahrt gehalten wurde — — da ermunterten alle spanischen Heiligen zum Thore hinaus: und als sie draussen waren, schlug St. Peter das Thor hinter ihnen zu, und hat seit der Zeit auch keinen mehr hereingelassen."

Ob Pater Rocco die Laches auf seiner Seite hatte? So hatte er sie oft, wenn er selber seinem König mit Lachen die Wahrheit sagte. Er wohnte in dem Kloster von St. Spirito, welches dem königlichen Palaste gegenüber steht, und unterhielt sich oft aus seinem Fenster mit Ferdinand IV.

Das allgemeine Vertrauen auf ihn war so groß, daß Niemand ihm eine Bitte zu versagen den Muth hatte. Er hatte blos durch Almosen ein Institut für arme, verlassene Mädchen von 4 — 5 Jahren gestiftet, und unterhielt es auch blos durch Almosen. Er hielt es den Gebern selber die Liste bestimmen. Er kannte den Zustand der Familien so genau, um zu wissen zu helfen. Und wenn es

auch 10 — 40 Thaler verlangte, so wuſste er wohl, daſs man ihm das geben konnte; und dann muſste er es auch haben. Die wenige Beleuchtung, welche Neapel hat, verdankt man blos ihm. Die vielen Madonnenbilder, welche ihm zu Ehren an den Straſseneken errichtet sind, geben des Nachts einige Helle, und die Inschrift dabei nennt gewöhnlich den Nahmen des P. Rocco.

Er erreichte ein Alter von etlich und 80 Jahren, und starb gerade vor der Revoluzion, als ihn sein Vaterland am nöthigsten hatte. Wäre er lebend geblieben, so würde das Schikeal Neapels gewiſs nicht so blutig gewesen sein; denn eher hätten sie ihn aufopfern müssen, als daſs er die Grausamkeiten gestattet hätte, welche verübt wurden.

Wer zu seinem Grabe wallfahrten will — und warum sollte man nicht so gerne dahin, als zu Virgils seinem wandern? — der suche es in dem Dominikanerkloster von St. Spirito.

In der Sakristei desselben ist sein Bildniß neben dem seines Monarchen aufgehangen. Er war ein redlicher Mann, ein Tröster der Unglüklichen, ein Lehrer der Unwissenden. — Ruhe und frohes Erwachen seiner Seele!

CIV. Meister Georg.

Von Zeit zu Zeit sendet der Himmel seine Zuchtruthen. Dies geschieht bald in Gestalt eines zerstörenden Erdbebens, bald eines neuen Propheten, bald eines Attila, bald des Balken und bald des Storchen, den sich die Frösche erbeten haben.

Ein solches Werkzeug des Himmels war der Meister Georg, welcher vor einigen Jahrhunderten Aufseher in dem grofsen Hospital der Unheilbaren gewesen ist. Sein Porträt hat Hogarth in dem Leben der Liederlichen neben die schöne Hanfklopferin gestellt. Wer ihn leibhaftig sehen will, mag ihn dort aufsuchen.

Heutzutage heifst ein jeder Aufseher über die Irren in jenem Hospital Masto Giorgio, so wie jeder Kaiser Cæsar heifst, nach dem ersten, der sich als solcher berühmt gemacht hat. Ob jener sein Handwerk viel besser ver-

standen hat, als seine Nachfolger, das wissen wir gerade nicht bestimmt anzugeben; doch schliessen wir es aus dem frommen Seufzer des neapolitanischen Dichters, Giambattista Valentino, welcher in seiner Contrefey von Neapel *) diesen Mann, als den Heiland seiner Vaterstadt, in folgenden Versen zurükwünscht:

O mein gelehrter, weiser Meister Georg,
Der du so viele Köpfe schon gehändigt,
Rührst du, um uns zu helfen, nicht die Hand,
So sind wir samt und sonders all verlohren.
Es sizt kein Haupt auf seiner Stelle mehr:
In keinem Kopfe reget sich Verstand:
O rühre deinen Gehsenzimmer schnell,
Und helfe, dafs wir alle nicht verderben!
O weke jeden auf aus seinem Schlafe,
Und lehr' ihn einsehn, wo der Fehler ist:
Scheuch jede Flieg' ihm von der Nase weg:
Lafs in den sauren Apfel alle beissen!
Treib aus den Rauch aus ihren Köpfen.

*) *Napole scontrafatto*, Nap. 1666.

Und schmerzt sie auch das Hintertheil,
Nur mache schnell, du kannst's allein:
Denn thust du's nicht, kann nur der Hen-
ker helfen!

CV. Signor Sposeto.

Es ist alles darauf zu wetten, dafs unter drei neapolitanischen Lazzaroni gewifs jedesmal Einer Sposeto heifst. Man darf daraus aber nicht schliessen, dafs sie alle von Einem Stamm seien; im Gegentheil zeigt dieses Wort an, dafs man nicht weifs, aus welchem Stamme sie sind.

Die meisten Glieder dieser Volksklasse bestehen aus Findelkindern (esposti). Alle Findelkinder aber, welche in das Hospital della Nunziata aufgenommen werden, erhalten den Nahmen Sposeto, welcher ihr Stammnahme bleibt.

Jegliches Geschlecht also, das diesen Nahmen führt, verliert sich in Dunkelheit, nicht des Alterthums, wie die ersten Häuser von Europa, sondern in die Dunkelheit einer Nacht, wo eine verlegene Mutter mit ihrem Kinde den Muttersahmen auf die Rolle des

Hospitals gelegt, und sich leise wieder davon geschlichen hat, um den andern Morgen Jedermann zu sagen, dafs sie noch eine Jungfrau sei.

Das Haus Sposeto ist also ein sehr grofsee Haus, besizt gewöhnlich weder Fideikommisse, noch Titel, noch Orden; aber seine Glieder sind mit aller möglichen Anlage zur cynischen Filosofie gebohren.

CVI. Signor Lello.

O wie viele Tugenden und Thorheiten ruhen in dem Grabe der Vergessenheit! Aber das Andenken an die letztern lebt doch länger, als das an die erstern. Es schmeichelt der Eigenliebe der Menschen zu sehr, Andrer Thorheiten zu erzählen: und darum ist die Medisance auch ein so gewöhnlicher Fehler.

Vergnügungen des Herrn Lello (spassi de lo Sr Lello) heissen in Neapel recht närrische und bizarre Neigungen und Vergnügungen. Der Nahme Lello ist der verlorbene Lelio. Wer dieser Herr Lelius gewesen ist, hat die Geschichte vergessen. Sie erzählt nur noch von ihm, er sei gewöhnlich, um sich zu erfrischen, in der Mittagshize am Posilipo spazieren gegangen, habe wohl auch zuweilen eine Barke genommen, und selbst gerudert, bis er beinahe den Athem verlohren. Das war also die Lebensart des

Monsieur de Vendome, welcher seine Kühlung auch in der Mittagshize suchte, als ob der Hundsstern, wegen seiner weiten Entfernung von der Sonne, auf ihn Einfluss hätte.

CVII. Santissima Annunziata.

En quo impellimur omnes?
Spes autem certa manet.

sagt eine Grabschrift dieser Kirche. Wenn wir irgendwo Ernst und Wahrheit hören sollten, so müfste das aus Gräbern sein. Dieses hier mahnt an das lezte Ziel aller menschlichen Dinge, und tröstet mit der unentbehrlichsten Hofnung, welche standhaft aus einem Leben hinausbegleitet, das von allen ihren falschen Schwestern verlassen wurde.

Hier war einst das Grabmahl der Königin Johanna II von Neapel. Es ist nicht mehr. Eine Feuersbrunst hat es mit allen seinen goldenen Lügen zerstört.

Wir wollen darum doch einige Augenblike verweilen. Das Andenken an eine Königin lohnt es schon, wenn wir auch darüber die vier Tugenden des Sanmartino vergessen sollten. Sie sind ja ohnedies nur von Gyps,

also sehr gebrechlich, wie die Tugend der Frauen, von der Königin an bis zur ärmsten Bauersfrau im Staate.

Johanna II ist bei den Geschichtschreibern der Nazion in so übelm Rufe, als Johanna I. Die Volkssagen behandeln sie noch strenger, und wenn man ihnen glauben darf, so hat die neue Zeit in diesen beiden Fürstinnen die Messaline des Alterthums wiedergebohren.

Es ist unläugbar, dafs sich die Vorwürfe der Zeitgenossen beider Frauen in diesen Volkssagen vermischt haben. Und dennoch hat man Johanna I beinahe eine Heilige genannt, wenn gleich verschiedene Geschichtschreiber ganz andrer Meinung sind. Auch die heilige Brigida bewiefs ihr grofse Achtung, als sie in Neapel war — also eine Frau, und eine Heilige überdies, dürfte doch Glauben verdienen, wenn sie Zeugnifs ablegt von einer ihres Geschlechts.

Offenbar gewinnt dieses Zeugnifs alle mög-

liche Kraft, wenn es von einem Mann von ganz entgegengesetztem Karakter bestätigt wird. Boccaccio wird wohl Niemand im Verdacht haben, dafs er es mit den Heiligen gehalten habe; und dennoch kann er nicht genug Worte finden, die mancherlei Verdienste und Tugenden Johanna's zu preisen.

Ihm zufolge hat sie ihr Königreich völlig von Räubern und Dieben gesäubert, und durch ihr sittsames Benehmen die Sittenlosigkeit ihres Volks gebessert: war sie weise, klug, menschlich, leutselig, mitleidig, sanft, über die Massen schön und anmuthig, kurz eine wahre Zierde Italiens, und eine Fürstin, welche bei keiner andern Nation ihres Gleichen finden dürfte.

Das rühmt ihr Boccaccio nach, und Ranconne, welcher ihre Ehre zu retten suchte, kann es weder ihm noch Petrarca verzeihen,

dafs sie keine Bücher zum Lobe dieser Königin geschrieben haben; um so mehr, da ersterer doch der Geliebte ihrer Schwester Maria, Gemahlin des Grafen Robert von Artois, gewesen, und lezterer seine vortreflichen Gedichte an Laura lieber einer Fürstin zu Ehren hätte dichten dürfen, welche hundertmal schöner war, als die hochgepriesene Laura.

Dies sind beinahe wörtlich Brantome's Ausdrüke. Aber man sieht, wie albern der feine Hofmann hier erscheint; und nie ist die Ehre von zwo Königinnen schlechter gerettet worden, als durch ihn, der diesem Geschäfte wirklich mehr Zeit gewidmet zu haben scheint, als er sonst wohl seinen Schriften aufzuopfern pflegte.

Wenn man so viel Zeugnisse gegen Volkssagen, die sich ohnedies beim ersten Anblik übertrieben zeigen, und gegen die Stellen

einiger Geschichtschreiber anführen kann, welche das Unglük ihres Vaterlandes immer am liebsten in dem Benehmen ihrer Fürsten finden, so sollte man doch glauben dürfen, dafs der ersten Johanna Unrecht geschehen sei.

Man mufs an Gräbern vorsichtig sein, will man über ihre Todten richten. Wenn man Brantome daher völlig als Zeugen ausschliefst, so hat man nur gethan, was seine Schriften selbst zu verlangen schienen. Es war diesem galanten Franzosen nicht um Wahrheit zu thun; und sobald eine Frau schön war, so hatte sie ihn zuverläfsig auf ihrer Seite. Beweis genug hievon ist sein Enthusiasmus, mit welchem er von Margaretha von Valois spricht, über die die Geschichte länger zu bestimmt entschieden hat. Aber welchen Glauben verdient ein Schriftsteller, der den Vorwurf, den man Johanna II machte, dafs sie so viele Liebhaber gehabt habe, dadurch beantwortet,

dafs er sagt: dies sei einer der geringsten Vorwürfe, den man einer schönen Fürstin machen könne? Wahrlich, führt man ihn als Zeugen an, so kann er nach einer solchen Aeusserung nur zur Bestätigung dessen gelten, was er selbst widerlegen will.

Die Geschichte dieser beiden Fürstinnen trift in manchen Punkten so zusammen, dafs man über beide gerichtet hat, wenn es nur erst mit der Einen geschehen ist. Am härtesten wurde die erste angeklagt; aber am wichtigsten sind auch die Zeugnisse für sie. Es sind ehrenwerthe Leute, welche sie eben so hoch erheben, als andre sie verdammen; aber es würde zu weitläuftig sein, jeden Zeugen zu prüfen, und uns kann genügen, zu bemerken, dafs, neben der heiligen Brigida, ihre Freunde gröstentheils Leute sind, welche, wenn auch nicht selbst Heilige, doch wenigstens alle Ursache hatten, Niemand sinken

zu lassen, den diese einmal in Schutz genommen hatten.

Johanna I hatte sich nehmlich zur Zeit des grofsen Schisma's für den Pabst Clemens erklärt, und sogar die Grafschaft Avignon an den römischen Stuhl abgetreten. Damit ist die Gunst der einen mächtigen Parthie leicht erklärt, und man konnte sich damals wohl Anderes noch erlauben, als Befriedigung ungestümer Sinnlichkeit, wenn man sich solche Verdienste um den irdischen Richter über Gutes und Böses gemacht hatte.

Geringer sind die gegründeten Vorwürfe, die auf dem Andenken Johanna's II lasten. Aber in ihr haben die Volkssagen alle Verirrungen der ersten vereinigt, was sich aus dem gleichlautenden Nahmen einiger Aehnlichkeit ihrer Schiksale und Schwachheiten erklären läfst. Auch sie gehorchte der wilden Lebenslust eines äusserst frivolen Zeitalters zu gefäl

lig, erwekte aber doch nicht den Argwohn so blutiger Verbrechen, wie Johanna I, welche darum von einer, in England gegen Maria Stuart erschienenen Schrift mit dieser, vielleicht mehr unglüklichen als lasterhaften Frau verglichen wird. Wäre Brantome nicht in allem, was er von diesen beiden Königinnen von Neapel sagt, ein zu verdächtiger Zeuge, so würde eine Stelle bei ihm Johanna's II Ehre bald gerettet haben. „Sie war in ihrem Leben," schreibt er, „eine sehr ehrbare Prinzessin, von grofsem Geiste, die viel wufste, und viel werth war, und mit der ihr ganzes Königreich höchst zufrieden lebte." Was ihr auf jeden Fall den Vorzug vor der ersten Johanna giebt, ist die geringere Weitläuftigkeit und Sophisterei seiner Apologie. Ihre Zeit war der seinigen näher; darum mufsten, im Fall der Schuldbarkeit, die Vorwürfe gegen sie heftiger, ihre Vertheidigung dringender und schwerer sein; darf sie aber, so wie

sie ist, als überflüssig erscheinend, nur zu ihrem Vortheil sprechen.

Brantome erzählt noch von einer Johanna, Gräfin von Bourgogne und Artois, und Königin von Frankreich und Navarra, welche 1329 zu Paris gestorben ist, Volkssagen seiner Zeit, die den neapolitanischen über die Königin Johanna II völlig ähnlich sind. Sie wohnte in dem alten Hotel de Nesles an der Seine, lauerte auf die vorübergehenden Männer; liefs die, so ihr gefielen, heraufrufen, und, nachdem sie ihre wilde Lust gesättigt hatte, von einem hohen Thurm in den Fluß hinabstürzen. Eine ganz gleichlautende Sage habe ich an einem andern Ort dieser Gemählde berührt. Dürfte sich in allen diesen Uebertreibungen die Tradizionen nicht vermischt, und aus drei schwachen, sinnlichen Königinnen gleichen Nahmens Eine Einzige gebildet haben, der man alle Fehler zusammen, mit einer reichlichen Zugabe von Uebertreibungen, aufgebürdet hat?

Es ist eines der schönsten Geschäfte der Geschichte, das Andenken von verkannten Menschen zu retten. Es ist so hart, während seines Lebens Unrecht zu leiden; aber es ist fürchterlich, wenn sich in der ganzen Zukunft kein Retter für die Unschuld erhebt. Um wie viel nüzlicher würde es sein, wenn gelehrte Gesellschaften, statt das Lob längst gepriesener Menschen immer wieder als Gegenstand des Wetteifers zu erneuen, jeden Historiker sein Meisterstük mit der Rechtfertigung eines Verkannten machen liessen? — Möchte auch die Wahrheit zuweilen in die Künste der Beredsamkeit gefangen werden, so würde man doch wenigstens neue Beispiele im Guten erhalten; und wenn auch das Laster Warnendes und Abschrekendes genug hat, so hat die Tugend doch immer mehr Reiz und Aufmunterung zur Nachahmung; und wahrlich, ich sehe gar nicht ein, zu was uns die grofsen Geschichtsbücher nüzen sol-

len, wenn sie nicht die hohe Begeisterung der Tugend und uneigennüzziger Wirksamkeit entflammen!

CVIII. Abbate Tata.

Empedocles verliefs die schönen Thäler und Hügel Siciliens, und baute sich auf der Spize des Aetna, nahe bei der Krateröfnung, sein Haus. Nur die grofsen Schauspiele der Natur hielten ihn für die zahllosen Entbehrungen schadlos, die er sich auflegen mufste. Er war allein: seine Gesellschaft die Winde, die Nebel und die Gewitter. Seine Gespräche hielt er mit der Natur, die in der Einsamkeit ihrer Werkstätten vertraulich zu dem Menschen spricht. Ihr Buch war es, in welchem er las, vom Morgen bis an den Abend. So oft die Sonne aus dem Meere aufstieg, und die Welt aus dem Dunkel enthob, gieng auch in seiner Seele ein neues Licht auf. Solcher stiller Verkehr mit den Geistern der Natur ist nur für wenige Gemüther; die übrigen können die Wonne des einsamen Beobachters nicht begreifen. Seine Zurükgezogenheit gilt für Stolz

und Verachtung der Menschen. Es war kein Wunder, wenn das Mährchen erfunden wurde, er habe sich in den Krater gestürzt, um glauben zu machen, dafs er in den Himmel gehoben worden sei. Wen solche Eitelkeit quält, der bleibt unter den Menschen. Der grofse, einfache, stille Gang der Natur ist die Schule, worin der Hochmuth der Sterblichen am besten gedehmüthigt wird.

Das Andenken an Empedocles war mir lebhaft, als ich auf der Stelle stand, wo er gewandelt hat. Es näherte sich mir wieder, da ich den ehrwürdigen Abbate Tata besuchte, dessen langes Leben der Tugend und der Beobachtung der Natur gewidmet war, wie sie sich im Vesuv und den vulkanischen Umgebungen Neapels zeigt. Er wohnt oben am Berge unter dem St. Martinskloster. Vor seinen Fenstern steht ein dunkler Citronenwald, dessen frische Düfte den Greis umfliessen. Da safs der gute alte Siebenziger unter seinen

Büchern, und las und lernte, als ob er für ein andres Leben noch zu lernen hätte. Bald werden sich dir ja die Räthsel lösen, redlicher Alter! Wirf deine Bücher weg! In deinem Herzen steht mehr, als sie dir alle sagen können!

Zwei und sechszigmal, erzählte er mir, war er auf dem Vesuv gewesen. Eine lange Reihe von Beobachtungen, die er grösstentheils bekannt gemacht hat, sind die Resultate seiner Wanderungen. Immer war es seine Absicht, die Natur einmal auf ihren Operazionen selbst zu ergreifen; und dreimal glükte es ihm, im entscheidenden Moment gegenwärtig zu sein. Aber diese dreimal, sagte er — und sein trübes Auge erhellte ein jugendliches Feuer — diese dreimal habe ich mehr gelernt, als in allen Büchern steht, welche über die Natur geschrieben sind.

Das Geschäft der Natur geht im Stillen seinen Gang. Kein Menschenauge dringt in ihre

Werkstätten. Nur das fertige Werk, wenn es hervorspringt, um durch Zerstörungen künftigen Segen zu bilden, oder wenn es in Strömen von Luft und befruchtenden Gewässern um die Erde fließt, oder in Blizen zum Himmel zukt — das können wir sehen. Viel mehr, guter Tata, hast du auch nicht gesehen, da du in den feurigen Abgrund bliktest. Aber als es die Seele mit Staunen und Anbetung ergrief, ist es da nicht heller in dir geworden, wurde dein Glaube, deine Hoffnung nicht mächtiger? O du hattest viel gelernt, als du stillschweigend das zwei und sechszigste Mal den Berg niederstiegst, den dein wankender Fuß nicht mehr ersteigen kann. Du hast gelernt, ruhig hinabzuwandeln in das nahe Grab; denn du weißt, daß die Natur nur zerstört, um desto schöner wieder zu gebähren.

Nur wenige sind die Bedürfnisse des freundlichen Greises. Was er hat, schenkt er

Andern, welche weniger besizen als er. Mit dem frömmsten Enthusiasmus kann er noch jezt ergreifen, was ihm gut und heilsam für die Menschheit scheint. So war er, wie alle braven Neapolitaner, ein warmer Anhänger der Revoluzion. Damals schrieb er einen Katechismus für das Volk, das so undankbar die Männer belohnte, welche es glüklich machen wollten. Tata'n berührte kein Verfolger. Er war zu geliebt, zu geachtet um seines guten Willens, als dafs ihn Jemand anzutasten gewagt hätte. Des Verlusts seiner Pension, die er von Hofe gehabt hatte, tröstete er sich nur darum schwerer, weil er nun weniger Gutes zu thun im Stande war, als zuvor.

CIX. Gianbattista della Porta.

Ich besuchte einst mit mehreren Freunden Porta's Grab. Zufälliger Weise befand sich unter ihnen ein Schüler von Gall. Ein anderer von der Gesellschaft hatte Lavatern genau gekannt, und später, während seines Aufenthalts in Paris, den Arzt Moreau de la Sarthe öfters gesprochen. Die Erinnerung an Porta brachte das Gespräch auf die Versuche der genannten Männer, den innern Menschen an seinem Aeussern zu erkennen. Wir redeten lange und viel über diese Kunst. Ein alter Sicilianer, welcher mit uns war, hörte stille zu: er sprach erst, nachdem wir alle unsre Meinung gesagt, und ihn ausdrücklich um die seinige gebeten hatten.

Es wäre allerdings eine grofse Bequemlichkeit, fieng er an, wenn die Menschen samt und sonders Fensterchen auf der Brust trügen, wie es der französische Diplomate einst

gewünscht hat; und hätten sie auch nur Gläser, durch welche man zwar von Innen heraus, aber nicht von Aussen hinein sehen könnte. Wenn es hinter diesen recht lebhaft aufloderte in Liebe und Hafs, oder still glühte in reiner Herzensgüte, Wohlwollen und Freundschaft, so könnte es kein Glas geben, das uns den Schimmer ganz verbärge, und oft würde von demselben der grause Widerschein des innern Brandes, oder der sanfte Purpur leuchten, mit welchem die untergehende Sonne die Scheiben der fernen Villen bemahlt.

Mehr oder minder neugierig, wir wünschen doch alle in das Herz des Nächsten zu bliken, und der geheimnifsvolle Spiegel, in welchem man die Gedanken jedes Andern lesen kann, und den die Chemiker vergangener Zeiten vergebens gesucht haben, würde offenbar das gesuchteste Geräthe sein, wenn ihn Jemand zu verfertigen verstände. Aber

was hülfe er uns? Wäre er nicht eine glühende Kohle, die ein feindseliger Genius in unsre Hand gelegt hat, ohne dafs wir sie mehr wegschütteln können?

Oft hat es Mutter Natur mit ihrer Kurzsichtigkeit besser gemeint, als wenn sie freigebiger gegen uns gewesen wäre. Zween Wünsche giebt es, welche oft die Brust der Menschen bewegen, die selten erfüllt werden: aber wenn dies geschähe, alle Ruhe und allen Frieden zerstören würden. Dies sind die Wünsche, in die Zukunft und in das Herz unsrer Nebenmenschen zu blikken. Danken wir dem Schikksal, dafs keiner von beiden erhört wurde.

Das menschliche Gemüth kann man einem Glasgusse vergleichen, der immer im Feuer ist. Es treibt mannigfaltige, vielfarbigte Blasen auf, und spielt in wilden und freundlichen Formen. Aus derselben Materie, die zum reinen, aufrichtigen Spiegel wird, bildet sich ein Pulver, das unsre Eingeweide zerstört:

und was unter der arglosen Hand zum unschuldigen, erfreulichen Geräthe wird, kann sich zum gefährlichen Dolche schärfen. Und wenn die Masse auch ruhig glüht im Ofen, so wirft sie brausende Blasen auf, welche zwar im Augenblik wieder vergehen, aber dennoch einmal da gewesen sind.

Wer kann auftreten, die Hand auf die Brust legen, zum Himmel aufschauen, und sagen: unter dieser Hand ist nie ein Gedanke gedacht worden, den ich nicht im Beichtstuhl sagen dürfte? Auch das beste Gemüth denkt zuweilen, was ein teuflisches ausführt, und es gibt Niemand, der nie vor sich selbst erschroken ist. Liebe deinen Vater, deine Mutter, deine Schwester so zärtlich, als man lieben kann, hast du nie Augenblike gehabt, in welchen dein Geist dieser Liebe gespottet? Und wenn in deinem Herzen die feurigste Liebe für die Geliebte glühte, gab es nie einen Moment, wo du über deine Liebe lach-

ten? Sei der wärmste Freund, der heisseste Liebhaber, der zärtlichste Sohn und Gatte — es gibt Sekunden, Minuten und Stunden, in welchen du dich losreissest von dem Heiligsten, und feindselig allein dastehst, wie der Geist der Zerstörung über den glänzenden Zinnen einer glüklichen Stadt, die den nächsten Augenblik, da er noch verweilt, in Trümmer zusammenstürzt.

Wünschet ihr im Ernste, Andre in solchen Augenbliken des gesunkensten Menschenwerthes zu belauschen? Nein, ich gewiß nicht, und sollten auch alle Andre mir in die Brust sehen können. Ich will es nicht, will mir die Freude an den Menschen nicht selbst verderben; will glauben, daß sie mir lachen mit freundlichem Wohlwollen, wenn es auch nur der Nachhall des innern Hohn- und Spottgelächters ist.

Alles das weiß Jeder, der nur selten sich und Andre beobachtet hat. Er weiß, wie

manche ungeheure That solch einem Unglüks-Moment gefolgt ist; wie der Dolch, den einer in der Hand hielt, nur dem Befehl eines einzigen schwarzen Gedankens gehorcht hat, und ein gutes Gemüth oft durch ein unglükliches Schiksal zum Verbrechen hingerissen wurde. Aber wenn der Mordgedanke dir aufstieg, und im Augenblik wieder, wie eine Seifenblase, zerplazt ist, soll er Dauer gewinnen durch ein fremdes Auge? Erscheinst du in diesem nicht schon ein Verbrecher, und wendet es sich nicht mit Entsezen weg, ehe es den guten Gedanken, welcher dem bösen folgte, erkennt hat? Du hältst die Geliebte, die keiner Untreue an dir fähig ist, an der Hand; aber kühner und leichtsinniger ist der Gedanke, als die That; ist sie nicht ewig für dich verlohren, wenn du ihn Einmal von Untreue sprechen gehört hast?

Die mancherlei Versuche, welche der chemische Aberglauben angestellt hat, die vielen,

die von Porta, Lavater, Gall und Moreau gemacht wurden, zielten auf nichts anders, als den Brand in die ruhigen Städte der Menschen zu werfen, und Männer der Art würden die Acht der ganzen Menschheit verdienen, wenn sie je das Geheimnifs ausforschten. Glüklicher Weise ist keine Hofnung, dafs es ihnen gelinge, und es ist westlich, dafs sie, gleich den, nur unglüklichern Werbern der Atalanta, auf dem Wege nach dem verfehlten Ziele andre Schäze finden, als sie suchten, wie jener Chemiker vergangener Zeiten, der statt der Universalmedicin ein heilsames Augenwasser entdekte, oder jener Astrologe, welcher die Schiksale der Menschen in den Sternen erforschen wollte, und den Zusammenhang des Planetensystems fand.

Der französische Arzt Moreau de la Sarthe ist, nach dem, was unser Freund erzählt, einer von diesen Männern, die das Geheimnifs der menschlichen Brust ergründen wollen

Ihm ist die Stimme nicht nur der Ausdruk der augenbliklichen, sondern der fortdaurenden, allgemeinen Stimmung der Seele. Da mag sich wahrlich Jeder vor ihm hüten; denn wie viel Schönes man ihm sagt, so wird er doch im Augenblik erkennen, was daran ist. Glüklicher Weise ist jede Sprache zu arm, und reicht selbst keine Tonbezeichnung der Musik hin, um den Tonreichthum der Natur zu bezeichnen, und die feinen Nüancen anderst, als denen verständlich zu machen, welche auf eigenem Wege schon zu ähnlichen Resultaten gekommen sind. Aber Herr Moreau kommt vielleicht, wie die genannten Alchymisten, in den Fall, daß wenigstens seine Bemerkungen über den Klang der menschlichen Stimme im Krankheitszustande der Welt von wesentlichem Nuzen sein werden. Wenn es ihm aber nicht gelingt, wie zu hoffen und zu wünschen ist, ein Gedanken-Klavier zu erfinden, und die Worte im Bauch,

wie die Tahitier die Gedanken nennen, auf Noten zu sezen, dafs man etwa die Gedanken einer Schönen während eines Balls auf der Violine abspielen kann, so werden sich wenigstens die Freunde der Musik über diesen Verlust leicht trösten, da eine solche Musik je treuer sie darstellte, in den meisten Fällen um so widriger klingen dürfte.

Alle lachten über diesen Schlufs der Rede unsers Alten zusammen, und so oft auch von Porta wieder die Rede war, wurde doch selten mehr seiner physiognomischen Versuche Erwähnung gethan.

CX. Luca Giordano.

In einer Kapelle von S. Maria la Nuova sind zwei Kinder gemahlt, welche durch einen gewissen, ihnen ganz eigenen Reiz von Kindlichkeit das Auge fesseln, wenn es auch gleich keine Meisterhand in ihnen erkennt.

Sie sind eine der seltensten Wirkungen des Genius, welcher sich durch den Mund eines Unmündigen ausgesprochen hat. Luca Giordano mahlte sie in seinem achten Jahre, ohne je mahlen gelernt zu haben, in einer so kurzen Zeit, dafs er die ältesten Meister beschämte. Man denke sich den feurigen Knaben unter den härtigen Alten, wie ihnen der Pinsel aus der Hand sinkt, da sie das Kind machen sehen, was sie nie zu vollbringen vermocht hätten.

Luca fa presto *), heifst ihn der Kunstpöbel; die bessern seiner Zeit nannten ihn

*) Lucas, mach schnell.

den Wunderbaren (il prodigioso). Denn wenn er sich gleich nicht zur höchsten Höhe der Kunst geschwungen, zu der ihm die Natur Kraft und Bestimmung gegeben hat, so ist doch die Wirksamkeit dieses Mannes einem Wunder ähnlich, das sich begreifen läßt, welches aber Niemand nachahmt.

Die grosse Leichtigkeit, womit ihm alles gelang, machte ihm die Kunst zum Spiel. Das Zeitalter, in welchem er lebte, war vom wahren Geschmak abgewichen, und vom Schönen, Grosen, Edlen und Wahren in der Kunst zum Abentheuerlichen und Künstlichen übergegangen. Man hatte schon angefangen, in den verschiedenen Manieren Schönes zu finden, da doch nur Eine die wahre sein kann, und fand es bewundernswürdig, wenn Lucas, als ein neuer Proteus, sich in den Styl jedes Zeitalters und jedes Künstlers hineinschwang, und heute ein Gemählde, das für einen Albert Dürer verkauft wurde, verfer-

tigte, und morgen ein andres, was Jeglicher für einen Bassano nahm.

Die Kunstliebhaber der Zeit fanden seinen Vorzug in seiner Eile und Leichtigkeit, sich in jede Manier zu finden. König Karln II, von Spanien, zu Lieb, mahlte er in Einer Nacht ein grofses Gemählde, welches für einen Bassano ausgegeben ward; während eines kurzen Besuchs von demselben Monarchen fieng er seinen Erzengel Michael an, und vollendete ihn. In Zeit von 24 Stunden ward das, wirklich vorzügliche Gemählde von S. Francesco Saverio von ihm gefertigt, um den Vicekönig, den er aufgebracht hatte, zu versöhnen. Selbst ohne Pinsel, mit den blofsen Fingern mahlte er einst vor dem Könige von Spanien ein Bild, und während ihn die Königin nach seiner Gattin fragte, stellte er ihr das Bild derselben lebendig vor die Augen. Sogar sein Meisterstük, der Triumph der Ju-

dith, im Kloster von S. Martino, stand in 15 Tagen vollendet da.

Es ist ein zweideutiges Lob, wenn das Karakteristische eines Künstlers in der Menge seiner Werke besteht. Aber Luca Giordano interessirt auch mehr als Mensch, wie als Künstler. Er hatte keine ächte Liebe zur Kunst: sie war in seinen Augen ein einträgliches Handwerk, und je mehr er verdiente, desto zufriedener war er mit sich. Er fügte sich nach jeder Laune des Liebhabers, und hatte Unverschämtheit genug, zu sagen: er habe drei Pinsel, die der Münze entsprächen, in welcher er bezahlt würde: einen von Gold, den zweiten von Silber, und den dritten von Kupfer.

Eilfertigkeit sieht man allen seinen Arbeiten an. Aber in keiner ist doch der Genius ganz stumm, der so gewaltig in ihm arbeitete. Eine Einbildungskraft ohne Schranken erkennt sich in allen: in den besten ein

tiefes Studium der Natur; in den besten ein Grad von Vortreflichkeit, welche ein gereinigter Geschmak und ein zärteres Kunstgewissen zur Vollendung gehoben hätte.

CXI. Andenken an Philipp Hackert.

Der römische Künstlerneid konnte sich oft recht warm ereifern, wenn auf Hackert die Rede kam. Er hatte das Unglük reich zu sein, Equipage zu halten, Tafel zu geben, gute Gesellschaft zu besuchen, und konnte damit zwar viele Freunde besizen, aber seine Kunstgenossen, die übrigens alles das auch gerne gehabt hätten, nicht mit sich aussöhnen.

So viel nur zur Belehrung für diejenigen, welche die Ungerechtigkeit mancher Menschen gegen ihn ohne genauere Prüfung nachsprechen könnten!

Hackert war als Mensch freilich merkwürdiger, wie als Künstler. Darum kann er doch als dieser sein grofses Verdienst haben, ohne welches er sich unmöglich gegen so viele Neider hätte erhalten können.

Ich habe ihn nicht mehr in Neapel, sondern in Florenz gekannt, wo er sein Alter

beschlossen hat. Jedermann liebte ihn da als guten Gesellschafter, und schäzte ihn als erfahrnen Weltmann. Meine meisten Bekanntschaften in dieser Stadt verdanke ich ihm, und so ist es wohl billig, wenn ich mich seiner oft mit Liebe und Erkenntlichkeit in Neapel erinnert habe.

Die Regierung hatte ihm da eine Wohnung in einem ihrer schönsten Paläste, dem von Francavilla, eingeräumt. In Rüksicht auf schöne Lage und herrliche Aussichten über den ganzen Meerbusen kommen ihm wenige Gebäude in Neapel gleich. Im Genusse der schönsten Natur, in der Beschäftigung mit der freundlichsten Kunst, im Umgang mit den Besten einer grosen Hauptstadt, und in völliger Unabhängigkeit von Nahrungssorgen — wer müsste da nicht glüklich sein?

Hackert ist es gewesen, so sehr, als ein Mensch es sein kann. Mit der klarsten Weltansicht vereinigte sich in ihm die glüklichste

Laune; neben allen Mitteln zum Genufs gehorchte er der aristippischen Mäfsigung; unter dem göttlichen Müssiggang einer fröhlichen Nazion blieb ihm die Arbeit lieb. — Ich glaube nicht, dafs das achtzehnte Jahrhundert viele Weisen der Art aufzuzählen vermag!

CXII. Strafse Toledo.

Die Neapolitaner nennen sie die schönste Strafse in Italien, weil sie selten eine andre, ausser den neapolitanischen, gesehen haben.

Sie ist etwa zwölfhundert Schritte lang, ziemlich breit, nicht gerade, und von Häusern verschiedener Gröfse und Bauart eingefafst; kann man solch eine Strafse schön nennen?

Aber merkwürdig ist sie, weil sich in ihr die neapolitanische Volksmenge aller Stände am lebhaftesten bewegt. Hier ist ein unaufhörliches Gedränge von glänzenden Wagen, schmuzigen Karren, niedlichen Herren und Damen, und lumpigen Bettlern. In den Erdgeschofsen der Häuser sind gröstentheils Buden angebracht, und diese meist mit efsbaren Waaren angefüllt. Aber neben einem solchen Magazin, das von Schinken, Würsten, Kapaunen u. dergl. strozt, liegt oft ein

nakter Greis an der Erde, und bittet um einen Gran gegen den Hungerstod.

Solche Kontraste sind überall in dieser Stadt, und müssen natürlich auf ihrem regsten Punkte am häufigsten sein. Und wie viel mehrere würde man doch entdeken, wenn man in das Geheimniß jeder Brust sehen könnte?

Jener Mann, der im stolzen Wagen dahin fährt, besizt so wenig, als dieser Bettler. Sein Gewerbe ist auch, von Andern zu erhalten, was er bedarf; aber die Art, wie er es verlangt und nimmt, ist verschieden. Jener bittet um Gottes willen: dieser entlehnt auf alte Titel, neue Hofnungen, auf einen Glanz, der nicht ihm gehört, und gibt den Schuldschein seinem Gläubiger mit einer Miene, mit welcher man Adelsbriefe verschenkt.

Es ist also ein großer Kontrast zwischen dem Wagen, und dem, welcher darin sizt: zwischen dessen gestiktem Rok und zerlumptem Herzen ein noch größerer, und zwischen

seiner Gegenwart und Zukunft der allergröste. Denn dieser Mann liegt in wenigen Wochen vielleicht auch halbnakt und bettelnd an der Strafse; oder er hängt in der freien Luft, weil ihn die Erde nicht mehr behalten, und der Himmel nicht annehmen wollte; oder er glänzt im Ueberflufse am Hofe, trägt sein Protekzionsgesicht in allem Ernst, und wird der Richter über diejenigen, welche sind, was er war, und selbst über die, welche besser sind, als er war, und gegenwärtig ist.

Viel mehr weifs ich eigentlich nicht von dieser Strafse zu sagen. Denn dafs sie der Vicekönig Peter von Toledo im Jahr 1540 eröfnen liefs, das gibt ihr wohl wenige Merkwürdigkeit. Er hat ja seinen Lohn dafür empfangen, indem er ihr seinen Nahmen gab; aber er war auch einer von denen, welche das viele Elend verschulden, das sich seit Jahrhunderten schon durch diese Strafse schleppt.

CXIII. San Martino.

Unter den hohen Häusern von Neapel erhebt sich ein gewaltiger Berg pyramidalisch empor. Bis an die Hälfte seiner Höhe stehen Paläste der Reichen und Hütten der Armen. Weiter hinauf sind stolze Landhäuser in freundlichen Gärten gebaut. An dem steilen, zikzak sich hinaufwendenden Wege liegen noch niedrige Wohnungen. Seine Spitze nimmt das Castel S. Erma ein. Unter diesem ruht das Karthäuserkloster von S. Martino.

Die Lage dieses Klosters ist vielleicht einzig in der Welt. Es steht gleichsam im Mittelpunkt zwischen Campanien und dem Golf mit seinen Umgebungen. Zu seinen Füßen dehnt sich die große Stadt vielarmig von des Berges Fuße weg, und enthüllt hier jeden ihrer Gärten, ihrer Höfe, Plätze und Straßen. Auf der einen Seite breitet sich die ganze fruchtbare Terra di Lavoro im reichsten Segen

aus; auf der andern liegen die Gegenden von Baja und Pozzuoli mit ihren Ruinen, und die wunderbaren Seen und Schwefelbäder, mit der ewigrauchenden Solfatara. Das Auge folgt den Schlangenwendungen des Seeufers, nachdem es die schönen Inseln von Ischia, Procida und Nisida verlassen, durch das Gewühl des Hafens bis zu den milden Ufern von Portici, wo der Vesuv sich erhebt. Von nichts aufgehalten, als den unzähligen Gegenständen einer leicht zu befriedigenden Wifsbegierde, folgt es den lieblichen Gestaden bis an die Gränze des Golfs, wo die Insel Capri, wie eine mächtige Festung, im Meere steht. Weiterhin findet es nur die schwellenden Segel, die aus dem Süden kommen, und verkündigt sie der Stadt durch ein, oben am Castel ausgestektes Zeichen.

In dieser Höhe steht das Kloster der schweigenden Mönche. Wo die Natur so laut und vernehmlich spricht, ist des Menschen Mund

geschlossen. Aber nicht Anbetung, nicht Anstaunen der herrlichen Natur da unten, hat die Zunge gelähmt; ein grausames Gesez hat das gethan.

Hier, oder nirgends ist die Glükseligkeit! rief ein Reisender aus, als ihn der stille Mönch auf das Belvedere des Klostergartens führte. Sein Auge glühte, sein Geist hob sich: hier, oder nirgends ist die Glükseligkeit! — „Ja," erwiederte der Mönch leise, „für die, welche nur zum Besuche hier sind."

Auch mir ist es immer schwer geworden, mich von der herrlichen Aussicht loszureissen. Das reine, blaue Himmelsgewölbe, mit dem Sonnenlicht an seiner Kuppel, spiegelt sich so klar in der blauen See. Das Auge durchdringt so leicht und so scharf die Räume, daſs das Entfernteste sich hier zu nähern scheint. Die Brust eilt die reinen Lüfte einzunehmen, so lange schon beengt durch die

Dünste der unreinlichen, menschenwimmelnden Stadt. Der Geist hebt sich höher, als der schwere Fuſs, und steigt und sinkt, und schwebt über diese Schönheiten weg, leicht wie der Pflaum, und glüklich, wie der Vogel in den heitern Lüften.

In alten Zeiten war hier, was hier sein sollte, ein Lustschloſs. Herzog Karl von Kalabrien vermochte seinen frommen Vater, König Robert, ein Kloster an seiner Stelle zu gründen. 1325 ward es angefangen, und das Bruderhaus wuchs bald durch die fortgesezte Freigebigkeit der Könige. Jezt ist es ein stolzer Palast voll Marmors, und voll von Gold und Gemählden; aber leer an Leben, an Geist und Glükseligkeit.

Solimena, Lanfranco, Arpino, Carlo Maratta, Ribera, Massimo und andre Mahler haben hier sich verewigt. Der ganze Schaz des Klosters strozt von dem erfinderischen Reichthum des Luca Giordano. Von Guido

Reni ist ein unvollendetes Gemählde hier: von Dürer und Rubens sieht man Zeichnungen. Schwach hat die Bildnerei in den Arbeiten des Giovanni da Nola, des ältern Bernini, des Lorenzo Vaccaro u. a. mit der Mahlerei gerungen. Fürchterlich wahr ist der Gekreuzigte des Michel Angelo, und die falsche Sage begünstigend: man habe dem Künstler einen Verbrecher gekreuzigt, um die Qualen des Erlösers an ihm zu studieren. Die Architektur ist von Cosimo und Fanaga.

Wer alles geniessen will, was die schönen Künste an Einem Orte vereinigen können, der komme am dritten Sonntag des Septembers hieher. Pergolesi's Stabat mater wird alsdann aufgeführt, und eine zahlreiche Procession zum Andenken des Erdbebens von 1738 gehalten.

CXIV. S. Maria della pietà de' Sangri.

Die Familie der Fürsten von Sangro hat diese Kirche erbaut. Wenn eines ihrer spätern Glieder sie daher zu einer Art von Pantheon für dieselbe machte, so hatte es wenigstens das Recht dazu; nur war es ganz in der Ordnung, dafs ein Geistlicher zuerst auf diesen Gedanken kam; und dies war der Patriarch von Alexandrien, Alexander von Sangro.

Von ihm an ist es zu einem Geseze in dieser Familie geworden, dem jedesmaligen Aeltesten derselben, nach dessen Tode, seine lebensgrofse Statue hier aufzustellen. Unglüklicher Weise nüzen dergleichen Bilder nur dann, wenn sie grofse Erinnerungen erweken, und reicht der blofse Gedanke an die hingeschiedenen Fürsten von Sangro nicht hin, aus ihren Nachkommen bessere Leute zu machen, als sie selbst waren.

Hier also entzündete sich wohl schwerlich der warme Eifer, mit welchem einer der lezten Zweige dieser Familie nach den verborgensten Geheimnissen der Kunst und Natur gestrebt hat. Die Zahl und Beschaffenheit der Erfindungen Raymond's von Sangro, Fürsten von S. Severo, ist so merkwürdig, dafs die Nachrichten über ihn beinahe den Wundermährchen gleichen, in welchen ein finsteres Zeitalter die ungewöhnliche Wirksamkeit seltener Männer der Nachwelt überliefert. Seine Zeitgenossen staunten wohl vielleicht über seine Erfindungen; aber der tiefe Geist ward nicht erkannt. Er zog sich, seiner unwissenden Mitbürger bald müde, in sich selbst zurük, und nahm die meisten seiner Entdekungen mit sich in's Grab.

Manche derselben scheinen eher Kuriositäten, als nüzlichen Arbeiten ähnlich. Es ist aber zu bedenken, wie weit man in das Geheimnifs der Natur eingedrungen sein mufs,

um eine Flüssigkeit zu verfertigen, welche an Gewicht, Farbe, Geschmak und allen übrigen Eigenschaften dem thierischen Blute gleich war; um eine Lampe zu erfinden, die er die ewige nannte, welche wirklich bei seinem Versuch drei Monate lang brannte, und deren Oel, nachdem sie durch einen Zufall erloschen war, nur eine Viertelsdrachme seines Gewichts verlohren hatte. Eben so seltsam war ein, von ihm zugerichtetes Holz, welches ausserordentlich lang brannte, und sich endlich völlig selbst aufzehrte, ohne eine Kohle oder Asche zurükzulassen.

Ein neuer taktischer Plan, den er aussann, gewann die Billigung Friedrichs des Grofsen und des Marschalls von Sachsen. Er erfand ein Tuch, welches der Nässe widerstand, und von seiner Zeit nicht nachgeahmt wurde; entdekte die verlohrne Kunst der Enkaustik und der Glasmahlerei, und wufste Marmor und harte Steine mit allen Farben zu durchdringen,

die er wollte. Er verfertigte Lasursteine, die jede chemische Prüfung aushielten, und war der erste, welcher kolorierte Kupfertafeln sogleich abdruken liefs. Eine Menge anderer Erfindungen folgten sich bei ihm überhaupt so schnell, dafs er selten Zeit behielt, sie durch gröfsere Anwendung zu verbreiten.

Ein einziger Mann der Art reicht oft hin, um über ein ganzes Land die höchste Fülle des Gewerbsreichthums heraufzuführen. Raymond von Sangro aber galt bei seinen Mitbürgern für einen der adelichen Müssiggänger, welche, statt ihre Zeit zu verschlafen, sie sich wenigstens durch chemische Kunststüke zu vertreiben suchen. Hätte er ihre Unterstüzung bei seinen Arbeiten nöthig gehabt, würde er sie freilich gezwungen haben, sein Verdienst anzuerkennen. So gieng er stille an ihnen vorüber, freute sich in seiner Werkstätte, und verzichtete auf die Achtung von Menschen, die er nicht achtete.

Jeder, dem in dieser Kirche ein Denkmahl errichtet ist, hat auch das Grab seiner Gattin neben sich. Auf demselben ist immer das Talent, oder die Tugend, welche sie am meisten übte, dargestellt; und wenn man diesen marmornen Zeugen glauben darf, so war die Familie Sangro jederzeit eine glükliche Familie. Die Selbstbeherrschung, die Aufrichtigkeit, die Schamhaftigkeit, die Mildthätigkeit u. s. w. sind wohl recht löbliche Eigenschaften, die Niemand, als die Kunst, in Verlegenheit sezen können. Ihr wird es schwer, sie bestimmt auszudrüken. Warum will man das aber auch? Alle diese Tugenden greifen ja in so viele andern ein, dafs sie sich auch im Leben nicht leicht allein hervorheben, und an Gräbern hat die Kunst alles geleistet, wenn sie nur dem Leben getreu geblieben ist.

Soll ich noch von den wunderbaren Statuen der Schamhaftigkeit und des Los-

machens vom Irrthum sprechen, welche sich in dieser Kirche befinden? Die erste scheint mit einem Schleier bedekt, der zwar dem Meissel des Künstlers, aber der Tugend, welche er darstellte, keine Ehre macht. Die zwote zeigt einen Menschen, der sich aus einem feinen Nez loszuwikeln strebt, das mit dem übrigen aus Einem Stük Marmor gearbeitet ist. Diese Arbeiten sind einzig in ihrer Art: aber sie zeigen, in Vergleich mit andern Werken Sanmartino's und Corradini's, dafs dem die Kunstschönheit ewig fern bleiben kann, der in der Künstlichkeit die Vollendung erreicht hat.

CXV. Kapelle des Täufers Johannes.

Johannes Pontanus, einer der erlauchtesten Männer des fünfzehnten Jahrhunderts, baute diese Kapelle, und ruht in derselben.

Es spricht uns hier ein merkwürdiger Mensch von grofsen Tugenden und Verdiensten um Erinnerung an. Ein Mann, der wegen vielseitigem und tiefem Wissen, neben schönster Bildung, unter die ersten seiner Zeit gehört; mit glänzendem Waffenruhm die höchsten Verdienste des Staatsmanns vereinigt; als einer der ersten und einflufsreichsten Diener von vier Königen, noch zärtlicher Gatte und guter Vater war — einen solchen Mann hat manches ganze Jahrhundert unter den Vielen, die es gebahr, nicht hervorgebracht.

Warum mufste so ein schönes Leben durch einen so häfslichen Fleken vergiftet werden, müssen auch die Besten einmal Zeugnifs able-

gen von dem Unbestand menschlicher Tugenden? Auf Pontanus lastet der gröste Vorwurf, welcher einen Menschen treffen kann. — Er heifst Undankbarkeit.

Vier Könige aus dem Hause Arragonien hatten ihn mit Wohlthaten und Auszeichnungen überhäuft. Als der gute Ferdinand II seine Krone an Karln VIII verlohren, war Pontanus niederträchtig genug, in Wort und That gegen seine Wohlthäter auszubrechen; niederträchtig genug, den öffentlichen Redner bei Karls VIII Krönung zum König von Neapel vorzustellen. Freilich versöhnte er diesen Flecken wieder durch die filosofische Ruhe, in welcher er sein Alter beschlofs, und durch das Gewicht so vieler anderen Tugenden und Verdienste. Aber ist er darum ausgelöscht?

Die Kapelle, in welcher wir stehen, wird durch eine Menge Denksprüche merkwürdig, die Pontanus auf die innern und äussern Mauren derselben setzen liefs, und welche als das

Resultat eines so wirkungsreichen Lebens alle Beherzigung verdienen. Ich will einige davon hersezen:

Die Verwegenheit ist nicht immer glüklich; die Klugheit nicht immer sicher.

Wer erlittenes Unrecht nicht vergifst, bedenkt nicht, dafs er ein Mensch ist.

Vergebens entgehst du dem Gesez, spricht dein Gewissen dich nicht frei.

Es ist nicht genug, dafs du allein ein rechtschaffener Mann bist; du mufst auch einen andern, dir ähnlichen, dem Vaterland erziehen.

Wie wahr und nüzlich besonders der lezte Spruch! Wir wollen mit seines Freundes Sannazar's Versen an ihn schliessen:

Salve, sancte senex, vatum quem vite parentem
Profecit terris Delius Ausoniis.

Non te lethæa carpent oblivia vipa,
Nec totum in cineres vertet avara dies.

Nec tibi plebeja ponetur in aggere bustum,
Niliacas debitus vincere Pyramidas.

Quid tibi victrices expectas, Umbria, palmas?
Manibus has patriæ retulit ille meæ.

CXVI. S. Paolo de' Padri Teatini.

Als der heilige Dionys sagte:

Un Saint vaut mieux, que tous les dieux païens!

hatte er wohl recht: denn sonst würden wir nicht so viele Kirchen sehen, welche auf dem Grund alter heidnischer Tempel gebaut sind.

Hier mufsten Castor und Pollux dem Apostel Paulus weichen. Dieser war aber gegen die zween edeln Brüder so artig, wenigstens einige Säulen stehen zu lassen, welche jezt ein ganz eigenes Portal für diese Kirche bilden.

Es ist gar nicht meine Absicht, meine Leser in alle Kirchen dieser Stadt zu führen, weil wir unsre Zeit besser anwenden können. Da sie aber einmal hier sind, so mögen sie immer den Gemählden des Solimena, des Vaccaro, Messimo und Aniello Falcone, und den Bildhauerarbeiten Fuga's und Andrea Fal-

eures einige Blike schenken. Ich werde indeß mit meinem Freund meine Andacht vor Castor und Pollux verrichten.

CXVII. Kirche von S. Lorenzo.

Das gothische Gebäude dieser Kirche, dem der architektonische Geschmak verschiedener Zeiten sehr verschieden nachgeholfen hat, wurde um's Jahr 1265 von Karl I von Anjou gebaut.

Man wird in einer Stadt, wie Neapel ist, der Kirchen bald müde, und freut sich, wenn man ihren Besuch durch andre, als blos artistische Betrachtungen sich interessant machen kann. Wir wollen daher nicht bei den Bildsäulen des Johann von Nola, den Gemählden des Fansaga, und den merkwürdigern von Petrarka's Freund, dem Mahler Simon von Cremona, stehen bleiben. Sei unser Besuch den Erinnerungen an einen der grösten Geister seiner Zeit gewidmet, dessen Hülle unter diesem einfachen Steine ruht.

Gianbattista della Porta liegt hier mit seiner Tochter Cinthia und ihren Söhnen. Er

war einer der berühmtesten Männer des sechszehnten Jahrhunderts, ein tiefer Denker, erfindender Geist, und ruhiger in seinen Systemen, als Giordano Bruno, Vanini und Campanella. Er stiftete die Akademie de' Segreti, welche mit der Cosentina des Bernardino Telesio, die erste in Europa war, und bald so viele Nachahmung gefunden hat.

In seiner Magia naturale eröfnete er seinem Zeitalter eine reiche Fundgrube neuer Gedanken, gab überraschende Ansichten, welche die Nachwelt verfolgt hat, und säte viele Keime aus, die nachher aufgegangen sind. Minder bekannt, aber schäzungswerth, sind seine Bücher de Villa: merkwürdig, wegen der Aehnlichkeit der Untersuchung mit den Spekulazionen unsrer Tage, sein Werk über die Aehnlichkeit der Thier- und Menschenköpfe. Im Fach der schönen Wissenschaften stellte er mehrere gute dramatische

Arbeiten auf. Viele schreiben ihm die Erfindung des Teleskops zu.

Glüklicher Porta, dem sein Zeitalter mehr Gerechtigkeit widerfahren liefs, als den oben genannten, unglüklichen Männern! Neben deinem Grabe stehen die stolzen Sarkophage mehrerer Fürsten, von denen sich wenig sagen läfst, als dafs sie gelebt haben. Gedankenvoll weilt der Wanderer bei dir, und geht leise vorüber an der Asche des Kreuzfahrers, der in seiner Grabschrift ihn um Ruhe bittet:

Quisquis es, hoc te sepultus rogat, sua ne moveas ne inquietes ossa, ut qui vivus nunquam quievit, saltim quiescat mortuus! *)

Ruhe aus, frommer Waller!

*) Wer du auch seist, Wanderer! der unter diesem Steine liegt, bittet dich, seine Gebeine nicht zu beunruhigen, dafs der, welcher im Leben keine Ruhe fand, sie wenigstens im Tode finde.

CXVII. Kirche von S. Chiara.

Auf diese, sehr prächtige Kirche hat man mit Recht das Wort angewendet, welches Apelles dem elenden Mahler sagte, der eine Helena im Frauengewande dargestellt hatte: „Du kannst sie nicht schön machen, und machst sie reich dafür.“

Im achtzehnten Jahrhundert verwendeten die Nonnen, welchen diese Kirche gehört, ungeheure Summen zu ihrer Verschönerung. Ehmals war sie ganz von Giotto, al fresco gemahlt gewesen: allein man übertünchte diese Gemählde zuerst mit weisser Farbe, um das Gebäude heller zu machen. Nachher vergoldete man sie, um sie zu verschönern, und eines ist so gut gelungen, wie das andre.

Sie enthält indeß immer noch Merkwürdigkeiten genug. Die schaulustigen Reisenden machen wir hauptsächlich auf die beiden gewundenen Säulen vor dem Hochaltar auf

merksam. Sie sind vielleicht das Seltenste, was die Architektur aus dem Alterthum aufbewahrt, und nach der Versicherung von Leuten, welche Glauben verdienen, weil sie selbst viel Glauben haben, aus dem Tempel des Salomo übrig.

Die ächten Freunde der Kunst verweisen wir auf eine antike marmorne Urne in der ersten Kapelle rechter Hand, und auf das sinnreiche Bild am Grabmahl des Herzogs Karl von Kalabrien, wodurch der Bildhauer Masucci die Verdienste desselben um die Ruhe des Königreichs verewigt hat. Damals war der Kampf zwischen den Starken und den Schwachen noch blutiger, als heutzutage, das Volk noch gedrükter vom Adel. Daſs Karl als Generalvikar des Reichs dem Uebel abhalf, beweisen das Lamm und der Wolf, welche beide aus der Schale trinken, die zu des Herzogs Füſsen steht.

Von Giotto ist nur noch eine heilige Jung-

frau übrig; und auch an ihr ist eine neuere Hand sichtbar. Die übrigen vielen Gemählde sind von Conca, Benito, Pantozzi, Majo, la Muta, Lanfranco, Sarnello und der Schwester Luisa Capomazza.

Unter den Grabmählern ist manches als Kunstwerk, sind mehrere durch die Personen, deren Andenken sie aufbewahren sollen, merkwürdig. In einem ruht König Robert von Anjou, der grosse Beschützer der Wissenschaften und Freund Petrarka's. Ueber dem Sarkophag liegt er in doppelter Kleidung, auf der einen Seite im königlichen Gewande, auf der andern im Minoritenkleide. Nicht weit davon ist sein Sohn Karl, Herzog von Kalabrien, begraben. Andere Monumente, welche wegen Mazzocchi's schöner lateinischer Inschriften Aufmerksamkeit verdienen, übergehen wir, um zu einem Grabmahl zu kommen, dessen hauptsächlichste Merkwürdigkeit darin besteht, dass es nicht mehr da

ist. Es sollte das Andenken des neapolitanischen Dichters Antonio Epicuro erhalten, und hatte folgende Inschrift:

Antonio Epicuro Musarum alumno
Bernardinus Rota
Primis in annis studiorum socio posuit
Moritur octuagenarius unico sepulto filio.
I nunc, et diu vivere miser cura.
MDLV.

Irgend ein eben so gelehrter Aufseher, als jener kunstverständige war, welcher die Gemählde des Giotto übertünchen liefs, nahm Aergernifs an dem Nahmen Epikur. Sei es, dafs er den hier Begrabenen für den griechischen Filosofen jenes Nahmens, oder wenigstens für ein Glied der so grob misverstandenen Sekte hielt; das Grabmahl wurde vertilgt. Aber Antonio's Nahme lebt darum doch noch in den Annalen der neapolitanischen Poesie.

CXIX. Die Katakomben.

Ein Geschlecht mächtiger Maulwürfe scheint die Sandsteinberge, auf welchen Neapel steht, durchwühlt zu haben. Wo man in dieser Stadt auftritt, da fühlt man es hohl. Grosse Grüfte, die man nicht mehr kennt, ziehen sich unter den größten Palästen hin; diese mögen wohl ruhen über der ungeheuren Gruft, in welcher die Naturrevolutionen dieser abentheuerlichen Gegend kochen. Vielleicht ist da ein grosses Grab bereitet, um dereinst zu verschlingen Gräber und Todte und Lebendige, und die ganze lebensvolle Stadt.

Es hätte uns bange sein dürfen, als wir mitten in den dunkeln Grüften waren, und Fakel und Licht uns verlöschten. In der Finsternis liefs uns der gnomenähnliche Führer stehen, und tappte fort, sein Licht wieder anzuzünden. Nur die Lebendigen können schaden, und man fürchtet sich doch eher

vor den Todten. Einige von unsrer Gesellschaft hatten recht sehr bange.

Wir sahen das Lämpchen in der Ferne erscheinen. Langsam schwebte es herauf den dunkeln Gang, und warf nur schwaches Licht auf die Gräber. Endlich war es bei uns, und wir setzten nun mit mehr Vorsicht unsern Gang fort.

Regelmäfsiger und weiter sind diese Katakomben, als die von Rom: aber an Regelmäfsigkeit und Ernst kommen sie denen von Syrakus weit nicht nahe. Hier sind es meist breite hohe Gänge, die sich neben einander hinziehen, und häufig in grofse Säle endigen. Die Gräber sind nicht tief und perspektivisch hinter einander gestellt; meist nur eins oder zwei. Die Gänge und Säle vergleichen sich einer leeren Büchersammlung. So waren die Särge über einander gestellt, die jezt vermodert sind. Nirgends aber sah ich noch so viele Knochen, wie hier. Der Führer über

leicht den Leichtgläubigen ohne große Kunst, daß es die Reste unglücklicher Fremden seien, welche hier erschlagen worden wären: und wo man unter Gräbern steht, nur die Luft der Grüfte einathmet, glaubt man leicht Alles, was vom Tode erzählt wird.

Manche der Kammern haben noch kleinere unter sich, welche Familiengrüfte gewesen sein mögen. Vielleicht, daß eine zu eng geworden ist, und daß man für die Gebeine, so man von den verwandten Gebeinen nicht trennen mochte, die nächste Wohnung gesucht hat.

Ueber der Abtheilung, in welche man hineintritt, ist noch eine zweite, ganz wie die unsere eingerichtet. Viele Gänge führten nach allen Richtungen in fernere Gewölbe. Man hat sie zugemauert, weil sich hier das schlechte Gesindel der Stadt aufzuhalten pflegte, und jeden Unfug ungestört verüben mochte. Der Führer versicherte, daß zu Lit

nach Apulien, Andre nach Pozzuoli und wohl gar nach Rom geführt haben. Aber die sonstigen Erklärungen, die er gibt, verschaffen seinen Aussagen keinen grosen Glauben. Gegenwärtig ist ihr Umfang nicht mehr sehr gros.

In einer Abtheilung ist ein langer Gang ganz mit Menschenknochen ausgefüllt. Noch erkennt man Stüke von Kleidern darunter; denn die Verwesung ist nicht ganz vollendet. Sie sollen die Ueberbleibsel einer Pest sein, welche einst in Neapel gewüthet hat.

In vielen der Grabnischen, die ehmals übertüncht waren, sind noch Spuren sehr alter Gemählde. Mehrere stellen christliche Legenden dar: in andern erkennen sich römische Costume und eine bessere Zeichnung. Ausser den antiken Gemählden der Städte am Fuse des Vesuvs und einiger wenigen, in Rom befindlichen, dürften diese wohl die ältesten sein.

Mit ganz eigenen Empfindungen kann der gute katholische Christ in diesen Grüften herumwandeln. Für ihn ist hier mancher Heilige gestorben. Selbst einen steinernen Stuhl zeigt man ihm, worauf der heilige Januarius öfters gesessen hat, und von dem der Führer ganz richtig bemerkt, dass er aus einer Zeit sei, wo der Luxus in den Stühlen noch nicht so weit getrieben war, als heutzutage. Unter Allem, was er sagte, glaubte ich ihm dies am liebsten.

Andre Eingänge in die Katakomben, welche wohl auch mit diesen zusammenhängen, gibt es in andern Gegenden der Stadt. Diese sollen aber die geräumigsten sein. Der Eingang von ihnen befindet sich in der Kirche S. Gennaro de' Poveri, deren Boden zum Theil mit Inschriften gepflastert ist, welche in den Gräbern gefunden wurden.

CXX. Villa reale.

In diesem Lande wäre es so leicht, die gefällige Natur für Anlagen öffentlicher Spaziergänge und Vergnügungsorte zu gewinnen. Man hat sich aber wenig Mühe gegeben, und Villa reale ist in Neapel der einzige Ort, welcher in einer solchen Absicht angelegt ist.

Es ist ein länglichtes Vierek, das auf der Landseite mit eisernen Gittern eingefaßt, sich neben der Chiajastraße am Meere hinzieht. Man hat von da die Aussicht auf den ganzen Golf, den Vesuv, das Posilipogebirge und einen grosen Theil der Stadt. Beim Haupteingang steht ein Wachhaus und ein Kaffee. Zwischen den Gängen sind schmale Geländer mit Buche umgeben. Auf beiden Seiten stehen Gerüste, an welchen man Reben hinaufgezogen hat, die keinen Schatten geben. Die Anlage wurde im Jahr 1779 angefangen,

und erhielt den stolzen Nahmen der Thuillerien, heifst aber allgemein die Ville reale.

Vor der Revoluzion erhielt dieser Platz durch die Art, wie man ihn benuzte, ganz eigene Reize. Zween Monate des Jahrs hindurch wurde er nach Sonnenuntergang beleuchtet. Eine schöne Musik von Blase-Instrumenten mischte sich in das sanfte Getöse der Wellen; eine Menge Tische mit verkäuflichen Dingen aller Art standen auf den Seiten. Die ganze schöne Welt fand sich hier ein, um die herrlichen Sommernächte dieses Landes auf die romantischte Weise zu geniessen.

Das ist nun nicht mehr. Die Geländer werden nicht mit Sorge unterhalten; keine Musik, keine Beleuchtung lokt das Volk hieher. Nur des Winters, an Sonntagen, sieht man oft eine mittelmäfsige Anzahl von Menschen.

Die gröste Merkwürdigkeit dieses Orts ist

die Gruppe des farnesischen Stiers, welche in der Mitte desselben auf einem, in einen Brunnen gestellten Piedestal ruht. Bekanntlich ist es eins der grösten Werke, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben sind, und noch nicht nach seinem wahren Werth erkannt.

Es ist wohl kein Zweifel, dafs es dasselbe Kunstwerk ist, von welchem Plinius (XXXVI. 4, 10.) sagt: Zethus et Amphion et Dirce, et Taurus vinculumque ex eodem lapide, Rhodo advecta, Opera Apollonii et Taurisci. Es stand in dem Hause des Asinius Pollio, wurde unter dessen Ruinen wahrscheinlich begraben, und befand sich, nachdem es wieder gefunden wurde, unter den Kunstschäzen des farnesischen Hauses, sehr schlecht und eng gestellt, zu Rom, bis es mit diesen nach Neapel wanderte.

Es stellt die Rache vor, welche die beiden Brüder Amphion und Zethus für ihre Mutter

Antiope an ihrer Nebenbuhlerin Dirce nehmen, (wie sie von Properz in der 15ten Elegie seines dritten Buchs beschrieben ist) und enthält mehr Figuren, als für die Darstellung dieser Begebenheit nöthig wären.

In dem Blok soll man den Berg Cithäron erkennen; und um dies zu erleichtern, hat der Künstler den unglüklichen Gedanken gehabt, ihn auf allen Seiten mit Basreliefs zu überladen, welche die ganze Naturgeschichte desselben enthalten. Auf seiner Spize stehen die beiden Brüder. Zwischen ihnen erhebt sich der Stier in mächtigem Widerstand gegen die Helden, welche ihm die Strike an die Hörner zu befestigen bemüht sind, woran Dirce gebunden werden soll. Unten vor dem Stier liegt das verzweifelnde Weib, im Aufzug einer Bacchantin.

An diesen Figuren hätte es dem Künstler genügen dürfen. Aber wir haben schon gesehen, welch unnöthige Mühe er sich gegeben

hat, um den Berg Cithäron recht deutlich zu machen; er schweift auch hier zum Ueberflusse aus.

Hinter dem Berge steht noch Antiope, die Mutter der Beiden, um Zeugin ihrer Rache zu sein. Von vorne her sieht man sie gar nicht. Dafür erblikt man aber noch einen Hirten, welcher mit Grausen erfüllt zu sein scheint, und von Einigen der Genius des Bergs, von Andern anders benannt worden ist.

Man sieht, dafs die Gruppe unglüklich komponiert ist, und von keiner Seite den Anblik aller Personen gestattet. Sehr imponierend sind die drei höchsten Figuren, welche die Spize der Pyramide bilden, und mit vieler Wahrheit dargestellt. Die übrigen alle könnten wegbleiben, weil sie nicht klar sind; Dirce allein ausgenommen.

Dieses Kunstwerk hat sehr durch die Zeit gelitten, und der Restaurazionen sind viele. Von Dirce ist der Kopf, die Arme und die

Brust bis zum Nabel modern. An den Beinen sind nur die Kümpfe und ein Bein antik. An dem Stier sind die Beine von neuer Hand. Ganz unverlezt aber ist die kleine, von Grazien bewegte Figur im Vordergrund.

Offenbar ist diese Arbeit nicht aus den schönsten Zeiten der Kunst, und manches daran der Restauration nicht ganz unwurdig. Man hat es, ehe man es aufstellte, geraspelt, um ihm ein neues Ansehen zu geben, und wird, wenn man es hier, unter freiem Himmel und der zehrenden Seeluft ausgesezt, stehen läfst, noch manchmal in den Fall kommen, es thun zu müssen, bis es ganz aufgerieben ist.

CXXI. Grotte von Posilipo.

Die Menschen haben so wenig Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte, dafs das Grofse in ihren Augen bald zum Wunderbaren wird, die ungewöhnliche That nur durch den Einfluss übermenschlicher Kräfte verrichtet werden kann. Diese Grotte, welche in einer, eine Drittelsmeile lang mitten durch einen hohen Berg gehenden Strafse besteht, ist, nach der Tradition, von Virgil durch einen Zauberschlag gemacht worden. Wem es an diesem Wunder nicht genügt, der kann noch den Juden Benjamin von Tudela *) nachschlagen, und bei ihm mit aller Ernsthaftigkeit erzählt finden, dafs sie ein Werk des Romulus sei, welcher sich hier vor dem feindlichen Einfall sichern wollte, womit ihn Königs Davids Armee, unter Joabs Anführung, bedrohte. — Es ist doch gewifs, dafs es kei-

*) *Itinerar. hierosol.*

nen Unsinn gibt, welcher nicht schon von Gelehrten behauptet wurde!

Ein grofses Werk ist diese Grotte, und bewundernswürdig der menschliche Fleifs, welcher es ausführte. Sie ist sehr alt, denn Seneka beschreibt sie schon; hat aber in neuern Zeiten viel mehr Höhe und Breite, eine Oefnung von oben und eine Kapelle in ihrer Mitte erhalten.

Es ist ein eigener Anblik, Nachts an der einen Oefnung zu stehen, während an der andern eine Fakel erscheint. Aber es wird ein grofses, herrliches Schauspiel, wenn die Sonne in ihrem Jahrslauf einmal bei ihrem Untergang gerade vor die westliche Oefnung zu stehen kommt. Die Grotte wird dann zum ungeheuren Teleskop, durch welches man in den Feuerhimmel blikt, hinter welchem der Himmel Gottes und seiner Seligen ruht.

Ich habe das gesehen, und es war mir

wie Benvenuto Cellini, da er voll des wunderbaren Gesichts, so er im Gefängnifs gesehen, ausrief: gebt mir Wachs oder Papier, dafs ich die Herrlichkeit Gottes ausdrüken kann, die ich erblikt habe!

O welche Pracht und Schönheit hat die Natur auf diesen Erdflek ausgeschüttet! Was die geschäfüge Fantasie nur träumen kann, ist hier wahr, und die Wirklichkeit der Dichtung so ähnlich, dafs man beide oft kaum zu unterscheiden vermag.

CXXII. Virgils Grab.

Das ganze Posilipogebirge war im Alterthum mit reizenden Villen umkränzt, und Virgil, Cicero, Marius, Pompejus, Pollio und Lukullus freuten sich hier der herrlichen Natur und des freundlichen Lebens. Heutzutage ist der Berg mit Kirchen und Klöstern bedekt. — Alte und neue Zeit!

Ende der Klagen *) nannten die Alten diese schöne Gegend. Ende der Klagen — hier ist Virgils Grab! Aber wir wollen hier nicht betrachten, wie in Gräbern sich alle Klage endigt. Noch jammert Dido um den untreuen Aeneas: ihr Holzstoß ist hoch aufgelodert zum ungerechten Himmel, aber wir weinen noch mit ihr. Der Besuch von Virgils Grab soll ein froher Gang sein. Die Sänger singen, daß wir uns freuen. Virgil

*) τὰ τῆς κακοῦς τῆς λύπης.

stirbt nie; er hat uns das Beste, was er hatte, zurükgelassen.

An dem steilen Berg, wo tief unten die Strafse sich in die berühmte Grotte von Posilipo verbirgt, liegt das kleine Gewölbe, in welchem Virgils Asche aufbewahrt wurde. Oben spielen Tänden und Ulmen mit den fröhlichen Winden; Rebenstöke prängen in herrlicher Fülle umher; Feigenbäume schütteln ihre süssen Früchte über das Heiligthum; ein Lorbeerbaum krönt seine Kuppel, und Alles sagt dir, dafs hier ein Mann schlummere, dem die Natur treu und hold war.

Horaz sagt einmal von ihm und Varus, beide seien die reinsten, kindlichsten Gemüther gewesen; und wenn der lebensfrohe Mann das sagte, so hörten ihn August und Mäcenas, so dürfen wir es glauben, wenn es uns auch seine Werke nicht selbst verriethen. Seine Asche ist nicht mehr hier *). Wohin

*) In einer der ältesten Beschreibungen von

die Urne gebracht wurde, ist allen Nachforschungen entgangen. Theuer und verehrt war sie zu allen Zeiten. Virgils Nahme ist alle Jahrhunderte hindurch bei den Bewohnern

Neapel (Descrizione dei luoghi pin sacri della città di Napoli ec. da Pietro de Stefano, napolitano. Nap. 1560. 4.) ist S. 85. von Virgils Grab die Rede, und heißt es von dem, heutzutage sogenannten Gewölbe: Dentro la qual vi era una urna di marmo con le ceneri di Virgilio, nella quale vi erano scolpiti la sotto scritti versi, ch' esso compose predicendo quello havea a succedere, come dopo advenne. Jo ho visto l'urna, e li versi scolpiti, ma non le ceneri: li versi son questi:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope: cecini pascua, rura, duces.

Ziemlich spät also ist die Urne weggekommen. Die Verse stehen noch da. Daß erstere so lange verschont blieb, erklärt das Lokale leicht: indem der Zugang sehr schwer ist, und vielleicht lange ganz überschüttet und verwachsen war.

dieser Gegend ein lieber Nahme geblieben. Nur hat sich um die reine Verehrung eine Kruste der Zeit angesezt, und der redliche Sänger ist dem neapolitanischen Pöbel ein weiser, wohlthätiger Zauberer geworden.

Wer Virgil'n mit aller Liebe und tiefem Gefühl ein Grabmahl errichten wollte, würde es hier thun. Und dennoch hat es Gelehrte gegeben, welche unter den tauben Nüssen, die sie aufknakten, auch diese mischten, und zu beweisen suchten, Virgils Grab sei auf der entgegengesezten Seite der Stadt am Vesuv gewesen. Wäre es Cluver'n mit seinen Beweisen so gut gelungen, als es ihm nicht gelang, ich würde dennoch sagen: hier ist Virgils Grab, und sonst nirgends! und ihm noch dazu wünschen, was la Motte le Vayer einst einigen Gelehrten gewünscht hat: Dieu vous fasse la grace, de dévenir moins savant!

CXXIII. Virgils Schule.

An einem schönen Abend bestieg ich im Hafen von Neapel eine kleine Barke, ohne gerade bestimmt entschlossen zu sein, wohin ich wollte. Zween Ruderer leiteten sie; wir waren ausser dem Hafen, ehe ich mich noch entschieden hatte.

Rudert nach der Schule des Virgils, antwortete ich endlich auf ihre Fragen. Es war ihnen selbst lieb. Munter plätscherten die Ruder; die Gebirge, welche den Golf umschliessen, lagen im Rosenlicht des Abends da; unzählige Barken flogen zum Fischfang hinaus; mehrere Segel an des Horizonts Linie waren sichtbar, alle purpurn von der untergehenden Sonne.

Die grosse, lärmvolle Stadt schwebte neben mir hin, meine Barke schien stille zu stehen. Es gibt Augenblike, wo auch die gewöhnlichsten Erscheinungen ungewöhnliche Empfindungen und Gedanken wekken.

Wir kamen an bei der Schule des Virgils. Es war eine etwas gröfsere Grotte, in welcher man der Menschen Hände erkannte. Die sich weiser dünken, nennen sie einen Tempel der Venus, und gerne mag man glauben, dafs die Göttin der Schönheit bei ihrem ersten Tritt ans Land, den Fufs, unter welchem Rosen und damals noch Lilien aufsprofsten, in ihren Tempel sezte.

Virgils Schule nennt sie der gemeine Mann. Wir fanden einen alten Fischer drin sizen, der gerade an einem Neze knüpfte.

Er grüfste mich freundlich, und arbeitete fort. Ich gieng umher, und sah still hinaus auf die See. Sie müssen sich von diesem Alten erzählen lassen, sagte mir der jüngere von meinen Ruderern ins Ohr, er ist reich an wunderbaren Geschichten.

Ihr seid wohl oft hier, Alter, fieng ich an.

Oft und gerne, erwiederte er mir. Mein Vater hat da immer seine Neze geknüpft, sein

Vater hat es ihm hier gelehrt, und dieser wurde auch da von seinem Ahn unterrichtet. Hier neben an ist unsre Grotte, wo wir die Fische aufbewahren, die wir nicht verkaufen können, und das kleine Häuschen da unten, beim Palast der Königin Johanna, ist meine Wohnung. Wer weiss, ob Virgil nicht selbst hier zuweilen mit dem Prinzen Marcellus Netze geknüpft hat? Er pflegte gerne zu fischen, und verstand es, Netze zu verfertigen, welche nie einen Fehlzug thaten.

Wenn wir doch auch solche Netze hätten, sagte einer der Fischer leise.

Ihr möchtet wohl manchmal von Virgil wissen, sagte ich ihm.

Wenigstens pflegt ich viel davon zu erzählen, antwortete er. Man hört mir gerne zu. Ich bin ein alter Mann. Sie sind weit her gereist, haben viel gesehen, aber Sie können vielleicht doch Manches von mir lernen.

Das Alter ist immer lehrreich, die Jugend

lehrbedürftig, erwiederte ich. Ich habe die Bücher gelesen, die Virgil geschrieben hat; ich habe ihn darum sehr lieb gewonnen; ich gehe oft nach seinem Grabe, um mich da seiner recht lebhaft zu erinnern.

Sezen Sie sich dort auf jenes Mäuerchen, fuhr er fort. Da pflegte Virgil gerne zu sizen. Da hat man ihn oft mit dem Buche in der Hand liegen gesehen. Er war ein schöner, blühender Mann. Die Jugend hatte er sich erhalten durch Zauberkünste. Diese Mauren alle waren mit Kreisen und Linien bemahlt. Hier stand er dann mit dem Prinzen Marcellus, und lehrte ihn die Geheimnisse der Geisterwelt. Oft, beim schrecklichsten Sturme, wenn sich kein Fischer hinauswagte, kam er auf einem Boote angefahren. Kein Ruderer fürchtete sich, sobald er im Kahn war: und wenn es am schrecklichsten draussen tobte, war er am liebsten hier. Oftmals sass er oben auf dem Berge, und sah hinaus in den Golf.

Mancherlei hat er da geschrieben. Wohl mögen es Prophezeiungen gewesen sein: denn es war kein Sturm, den er nicht verkündigte. Da besuchte er dann die Gärtner und Feldarbeiter der Gegend, gab ihnen manchen nüzlichen Rath, und belehrte sie, unter welchem Zeichen das Saamenkorn am besten gedeiht. Oft wendete er auch Sturm und Gewitter, wenn es eben herabsteigen wollte vom Vesuv, durch einen kräftigen Spruch ab, und ganze Nächte sah man ihn hinschauen nach dem Berg, wenn es eben um seinen Scheitel blizte, wahrscheinlich im stillen Gespräche mit den Geistern desselben. Lange war man mit dem Gedanken umgegangen, eine Strasse von Neapel über den Posilipo zu führen. Da half er plözlich. In Einer Nacht war der Weg durch die Felsgrotte von seinen Geistern vollendet.

Man kann denken, wie mich diese Erzählung des Alten in Verwunderung sezte. Aber

lachen konnte ich nicht über den frommen Glauben, der den höhern Verstand und das mächtigere Wissen nur durch Wunder begreiflich finden kann.

So half er ein andersmal, fuhr der Alte fort, den Neapolitanern auf eine verwunderungswürdige Weise. Die Mücken hatten sich so stark vermehrt in der Gegend, als in Egypten zu Mosis Zeiten. Da verfertigte er eine grosse goldene Fliege, welche sich auf seinen Befehl in die Luft erhob, und alle die beschwerlichen Gäste verjagte. So waren einmal alle Quellen und Brunnen im ganzen Königreich durch zahllose Blutigel, die darin entstanden, gefährlich geworden. Durch einen grosen Blutigel, den er aus Gold bildete und in einen Brunnen warf, half er auch diesem Uebel ab.

Der Alte hätte noch lange fortgefahren, aber es wurde ganz dunkel in der Grotte. Ich dankte ihm für seine Erzählung und fuhr zurük.

Die Ruder bewegten die See, daß sie in tausendfältigem Flimmern erglänzte. Des Alten treuherzige Erzählung hatte mich nachdenkend gemacht. Sie rückte mir Virgils schönes Leben an diesen Gestaden vor die Augen des Geistes. Unwillkührlich führte sie mich immer wieder in die Grotte zurück. Welch eine schönere Lage könnte es geben für eine Schule, als diese? Fern von dem Lärmen der geräuschvollen Stadt, liegt sie am Ufer verborgen. Ueber ihr auf dem Berge schattet ein reizendes Gebüsche; vor ihr wiegt sich die blaue See im weiten Golfe. Das Auge des Schülers, so es hinausgleitet über das Buch, weilt die prächtige Häuserreihe von Neapel und den rauchenden Vesuv; da schweift es herab über die Gebirge, um auf die Insel Capri hinüber zu hüpfen. Nichts zu sagen von den Schiffen, die da gehen und kommen, an welche sich so manche wichtige Betrachtung über das Menschenleben anknüpfen läßt.

Sonderbar ist es, wie sich das Andenken Virgils in dem Munde der Bewohner dieser Gegend erhalten. Wie jede Sage, wenn sie Jahrhunderte fort von Munde zu Munde geht, in den Geist derselben gleichsam eingeraucht wird, so hat auch diese das Gepräge des Wunderbaren erhalten. Ich fand sie selbst durch die ältesten Kronikenschreiber des Landes bestätigt *). Virgil war in der Meinung des Neapolitaners ein grofser Zauberer, und gilt auch noch heutzutage bei dem gemeinen

*) In der sogenannten Cronica di Partenope, welche wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert von einem neapolitanischen Juristen Bartolomeo Caraczolo, genannt Carafa — wie es in einer Abschrift derselben heifst — in der Mundart des Landes verfertigt worden ist. Sie heifst öfters auch die Kronik von Giovanni Villani, weil der Verfasser derselben Vieles aus dem florentinischen Geschichtschreiber dieses Nahmens abgeschrieben hat.

Mann für solchen. Ich meine es auch; aber ich verstehe mich anders, als der Schiffer, den ich in der Grotte sein Neze knüpfend fand.

CXXIV. Palast der Königin Johanna.

Wenn man am Meeresufer von Neapel, da wo sich der Weg scheidet, und der eine nach der nahen Grotte von Posilipo, der andre nach der Kirche di S. Maria del Parto führt, wo Sannazars Asche ruht, auf diesem fortwandelt, so hat man im Anfang eine schöne, breite Strafse, auf welcher die Neapolitaner sich Abends in ihren Wagen hin- und herbewegen. Sie wird immer enger, je mehr man sich der sogenannten Grotta piccola nähert, die nichts anders, als ein Gewölbe ist, durch welches sich der Weg unter einem Gebäude durchzieht. Er eröfnet sich dann in eine, etwas weitere, sandigte Ufergegend, welche das gewöhnliche Ziel der Spazierenfahrenden ausmacht.

Sehr schön ist dieser Spaziergang. Man hat auf der einen Seite den ganzen Golf von Neapel vor sich liegen; auf der andern hebt

sich die steile Bergwand des Posilipogebirges in die Höhe, oben mit Bäumen bekränzt, und unter sich hänfige Landhäuser bergend.

Von der genannten Ufergegend aus verengt sich der Weg an den Felsen so lange, bis er ganz aufzuhören scheint. Das Element hat sich da gewaltthätig an das Gebirge angedrungen, und über große, herabgestürzte Felsblöcke sucht sich, bei ruhigen See, der Wanderer jetzt seinen Pfad, da die letzten Stürme den engen Steg, der über sie weg führte, hinweggeschwemmt haben.

Eine kleine Landenge nimmt den schmalen Pfad auf. Da liegen die Trümmer vom Palaste der Königin Johanna.

Das Gebäude ist nicht im größten Styl gebaut, macht aber in seinem jetzigen Zustand doch einen wunderbaren Effekt. Drei Stockwerke hoch, mit seinen vielen Fenstern und Thoren, oben mit Zinne und Gebüsch überkleidet, und auf der einen Seite sich an den

Felsenberg von Posilipo anlehnend, auf der andern gerade ins Meer hineingestellt, bildet es eine Ruine, wie ich noch wenige gesehen habe.

Ein gröfserer Styl herrscht in der innern Einrichtung, und begünstigt die, übrigens ganz ungegründete Volkssage, dafs das Gebäude von der Königin Johanna II gebaut und bewohnt worden sei. Treppen und Gänge sind breit und hoch, die Zimmer ausserordentlich geräumig, und beinahe lauter grofse Säle. Der Architekt Cosimo, der es, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, für eine Fürstin aus dem Hause Carafa anfieng, aber nicht endigte, scheint die Anlage mit zartem Sinne für die herrlichen Aussichten entworfen zu haben, die sie beherrschen sollte. Die verschiedenen offenen Hallen auf der Seeseite fassen den Meerbusen von Neapel immer in verschiedenen Augenpunkten auf, und eine, in der Eke des Gebäudes, gegen Pozzuoli

angebrachte, scheint blos dem ruhigen Genusse der Natur geweiht zu sein. Nur das Vorgebirge von Massa, mit der fernen Insel Capri und den sanften Meereslinien bis an die Spize des Vorgebirges von Posilipo, wo es sich in lauter pittoresken Landzungen und Gebirgswohnungen gegen den Palast herzieht, sind hier dem Auge beinahe in einem Zirkelkreise sichtbar, den ich nur einem Spiegel mit einfacher, aber geschmakvoller Einfassung vergleichen möchte.

Die hohen, leeren Hallen machen, so wie man den Blik von der lieblichen Natur wegwendet, einen sehr ernsten Eindruk auf die Seele. Gerne glaubt man der Sage von der Königin, welche hier gewohnt, und hier für die wilden Leidenschaften ihres wollustathmenden Herzens gelebt habe. Jene Stimme der Vorzeit, welche sich vielleicht nur im Plaze geirrt hat, ist zu romanhaften Mährchen ausgebildet, und man zeigt noch dem

Platz, wo die Jünglinge ins Meer gestürzt wurden, wenn die Uebersättigung sie dem grausamen Weibe zur Last gemacht hatte. Grofse Kontraste sind dem Abentheuerlichen am allergünstigsten, und man wird eigen überrascht, wenn man die Höhe des Gebäudes erreicht zu haben glaubt, und mit einemmal in einen angenehmen Zitronenhain tritt, welcher sich auf den alten Gewölben angesiedelt hat. An vielen Orten sind diese zusammengestürzt, und man mufs mit Behutsamkeit herumwandeln, um nicht in heimliche Oefnungen zu stürzen.

Dieser hängende Garten zieht sich bis an die steile Felswand des Berges. Eine sehr jähe Treppe von etlichen fünfzig hohen Stufen hebt sich an derselben hinauf, und ich rathe Jedem, die Mühe nicht zu scheuen, um sie zu ersteigen. Reich wird sein Lohn sein, wenn er oben ist: denn von hier eröfnet sich ihm eine Aussicht, wie ich sie nur der schön-

sen, die ich kenne, von dem Theater von Taormina herab, vergleichen möchte. Gerade vor dem Blike liegt unten die schöne Ruine mit ihren vielen Hallen, welche zum Theil dunkel, zum Theil ganz offen, den blauen Meeresspiegel sehen lassen. Ihre Umrisse sind mit Gebüsch und Blumen bekränzt; ihre Mauren schliessen den Zitronenhain in die Arme. Rechts hinunter zieht sich das Gebirge von Posilipo, bis es sich gegen Neapel zu allmählig erhöht, und mit dem Castel von S. Elmo furchtbar auf die Stadt herabblikt, die sich an seinem Fuße hinwendet. Das Castel del Uovo dehnt sich auf der schmalen Landzunge hinaus in die See, und läßt den Hafen nur in den Schiffswimpeln ahnen, welche hinter den Gebäuden hervorragen. Aber das blaue Gewässer wogt von da bis an die Küsten von Portici, an welchen das schwimmende Auge landet, und den Vesuv hinaufsteigt, der es in der Entfernung über seine

Gebirgskinder wegträgt, bis sie am Vorgebirge von Massa sich ins Meer senken, aber in dem Felseneiland von Capri bald wieder auftauchen. Von da hat es lange Zeit keinen Punkt mehr, wenn es nicht auf den schwellenden Segeln eines nahenden Schiffes ausruht, und bequemer so sich gegen die Spize des Posilipo heranzieht, an welcher sich die Schule des Virgilius und zahllose Grotten und Landhäuser befinden, zu denen meist kein andrer Weg führt, ausser über das wogende Element. Mit dem Wunsche hebt sich das Auge auf den lieblichen Hügel, wandert mit ihm von Ruine zu Ruine, von Garten zu Garten, und kommt erfreut wieder bei den indianischen Feigen an, wo man sich niedersezen muſs, um eines der schönsten Landschaftsgemählde dieser überglüklichen Natur zu geniessen.

Wer Einmal hier gewesen ist, der kehrt wieder. Er wird die Verschiedenheit der

Tage- und Jahreszeiten zu benutzen wissen, und wenn er mit Grauen geniessen will, einmal bei Mondschein herkommen, um ein Nachtstük zu schauen, wie kein Mahler es mahlen kann.

CXXV. Campo santo.

Heiliges Feld! Hier ruhen die Todten. So nennt der Italiener mit lobenswürdiger Verehrung aller derer, welche heimgegangen sind, den Ort, wo alle Leiden, alle Freuden und alle Hofnungen begraben werden — nur Eine nicht, welche die schönen deutschen Ausdrüke Gottesaker, Todtengarten, andeuten, die Hofnung einer ewigen Fortdauer der menschlichen Seele, weil hier für die künftige Welt gesät wird.

Man begräbt in Neapel die meisten Todten in die Kirchen, indem der Aberglaube einen Trost darin findet, da zu ruhen, wo die Lebenden unaufhörlich für die Todten beten. Für die vielen Sterbenden des grofsen Hospitals der Unheilbaren wurde aber im Jahr 1762 ein eigener Gottesaker ausserhalb der Stadt, im Borgo di S. Antonio Abbate, angelegt, welcher in grofsen Sterbezeiten auch

für die übrigen Bewohner der Stadt genützt wird.

Mehrere Cypressenalleen führen auf einen etwas erhöhten Platz nach einer Kirche, neben welcher sich der Eingang in den Gottesaker öfnet. Dieser ist ein volliges Viereck, das mit einer Mauer umgeben ist. Hier befinden sich 7661 ausgemauerte Gruben, deren jede mit einem genau passenden Steine verschlossen ist. Jeden Tag steht eine andre offen, um die Opfer derselben aufzunehmen; und dafs ja keiner dieser Schlunde gegen den andern zu kurz komme, ist auch für die Schaltjahre gesorgt.

Es war an einem schönen Abend, als ich einst auf der Mauer dieses Gottesakers sas. Die Sonne warf eben ihre letzten Blike auf die schöne Fede. Ein Cypressenhain lag auf den Fernen; ein milder Purpurbogen glänzte im Westen über das mieenische Vorgebirge. Die Cypressen hoben sich in dieser Entfernung; die

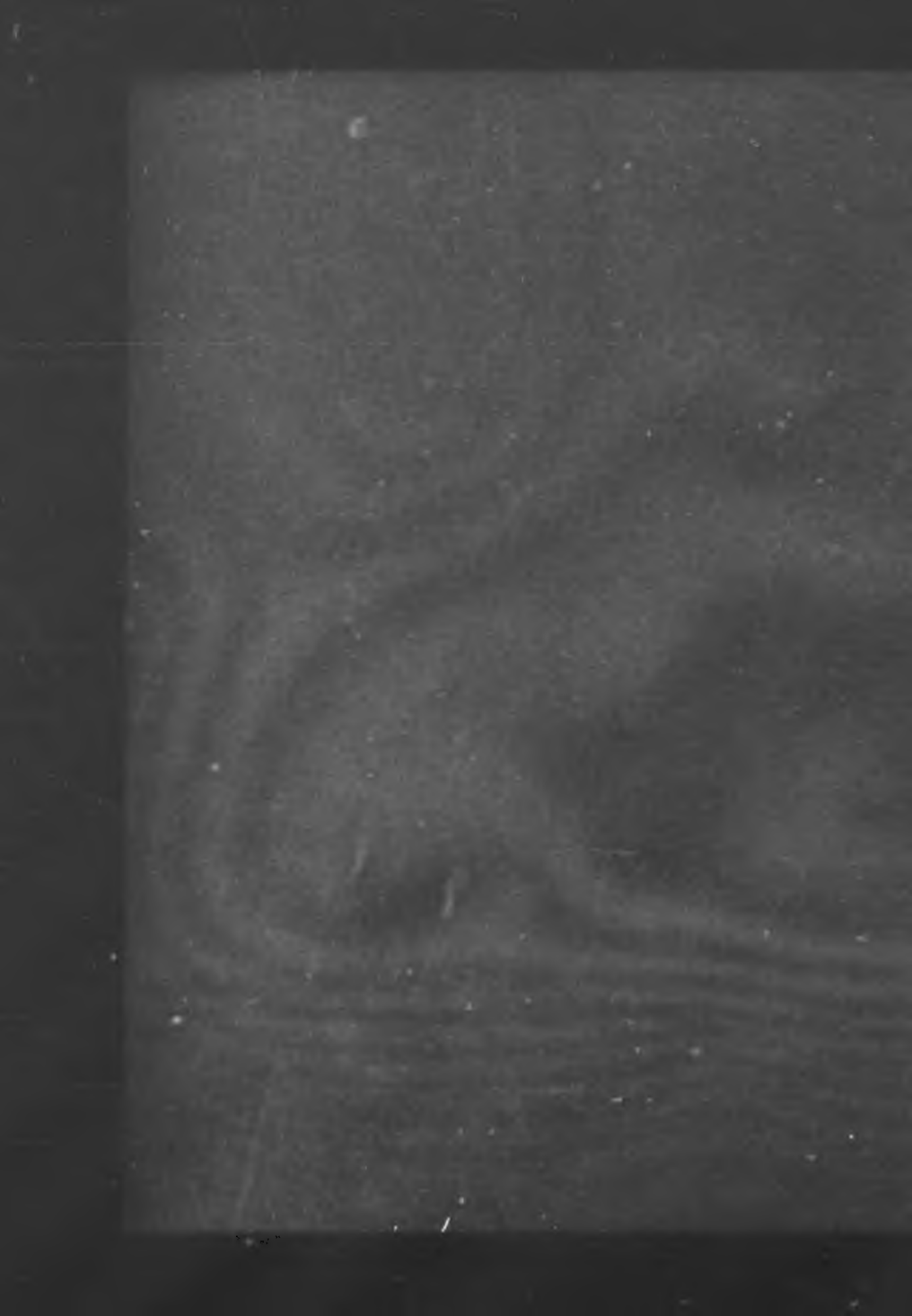
weissen Mauren des Gottesakers schimmerten in hoher Beleuchtung — es war mir, als ob der Vorabend eines grosseen Morgens wäre für die, welche hier ruhten. Die Augen meines Freundes glänzten in Rührung; stille drükten wir uns die Hände — die Natur sprach laut, aber mit sanfter Stimme zu uns: Nicht dasselbe Grab wird euch vereinigen; aber ihr werdet euch wiederfinden!

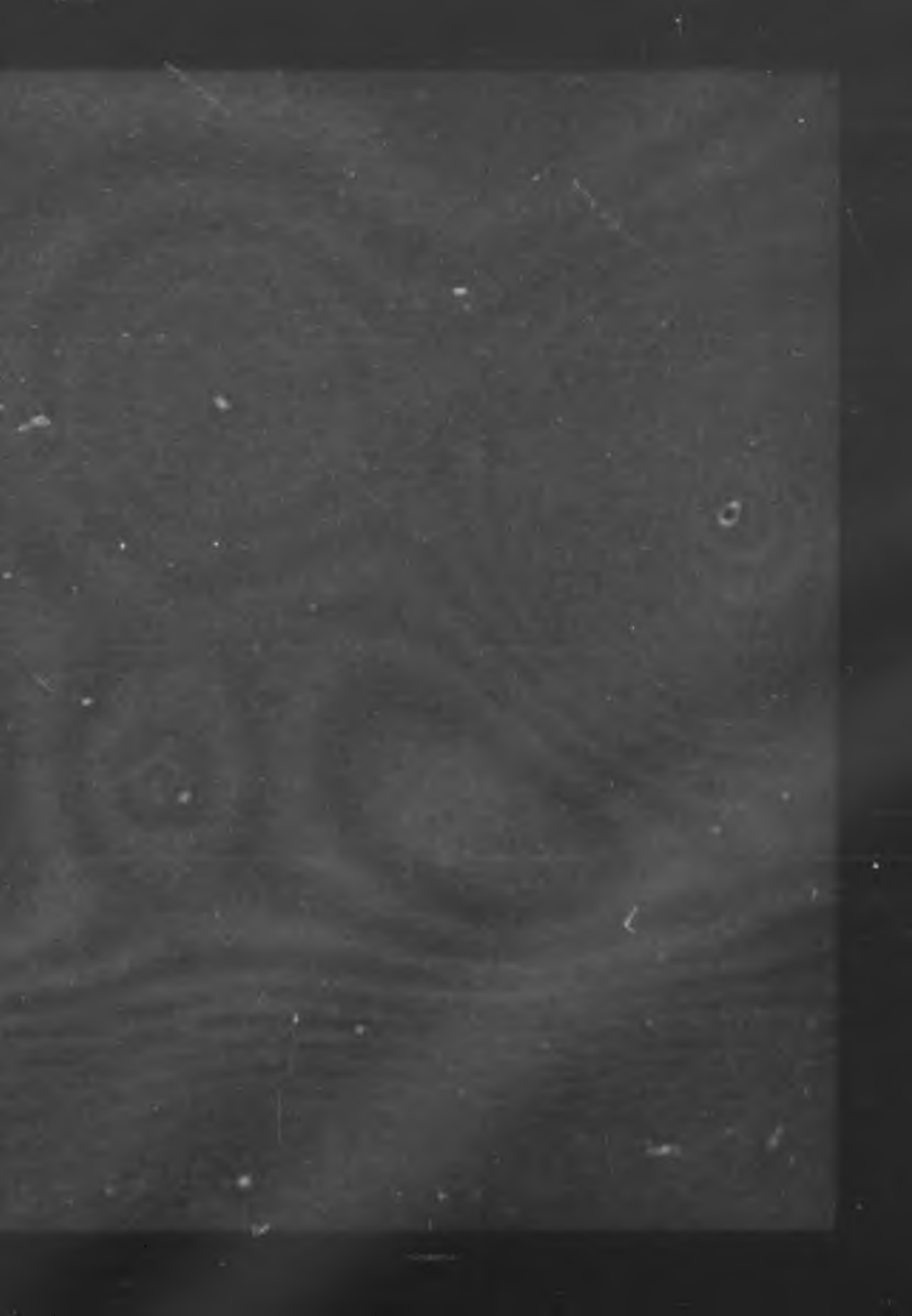
INHALT

		Seite.
103.	*Der Fater Rocco*	1
104.	*Meister George*	20
105.	*Signor Speciale*	21
106.	*Signor Lelio*	25
107.	*Sentissima Annunziata*	27
108.	*Abbate Tata*	28
109	*Giambatista della Porta*	43
110.	*Luca Giordano*	51
111.	*Andenken an Philipp Hackert*	57
112.	*Strada Toledo*	60
113.	*San Martino*	61
114.	*S. Maria della pietà de' Sangri*	68
115.	*Kapelle des Thesaurs Januarius*	71
116.	*S. Paolo de' Padri Teatini*	78

Seite.

117. *Kirche von S. Lorenzo* . . . 85
118. *Kirche von S. Chiara* . . . 87
119. *Die Katakomben* 87
120. *Villa reale* 92
121. *Grotte von Pausilipo* 98
122. *Virgils Grab* 101
123. *Virgils Schule* 105
124. *Palast der Königin Johanna* . . 114
125. *Campo santo* 127





Briefe

aus

Italien

während

der Jahre

1801, 1802, 1803, 1804, 1805,

mit

mancherlei Beilagen.

Erster Band.

Von

P. J. Rameaux,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gessner. 1809.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Meinem Freunde

JOHANN FRIEDRICH

VON TSCHARNER.

Livorno, den 14. December 1801.

Die schwerste Aufgabe, liebenswürdige Freundin, ist, über Ihr Geschlecht zu schreiben. Schach Baham hat wohl recht, wenn er meint, dafs die Weiber sonderbare Ideen haben, und dafs es schwer sei, sie zu errathen. Dies verlangen Sie nun freilich auch nicht gerade von mir: aber ich soll Ihnen doch die Italienerinnen so schildern, wie sie sich von den Frauen anderer Nazionen unterscheidend darstellen. Glauben Sie, dafs das so leicht sei? Und trauen Sie mir vielleicht nicht zu viel Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit zu, wenn Sie die reine Wahrheit von mir erwarten? Ist nicht der doppelte Fall denkbar, dafs Sie

mich gegen die Italienerinnen, oder diese gegen meine schönen Landsmänninnen ungerecht gefunden haben?

Der Ruf der italienischen Schönheit ist gegründet. Es wäre ein verdächtiges Kompliment gegen Sie, wenn ich anders sprechen wollte. Jedermann weifs, dafs an schöner Form des Gesichts, des Busens und der Schultern die Römerinnen einzig sind. Der schöne Teint der Genueserinnen und Mailänderinnen, die feurigen Augen besonders der Venezianerinnen, die blendendweissen Zähne der meisten Frauen in Italien sind bekannte Vorzüge. Aber glauben Sie darum nicht, dafs diese Vorzüge allen eigen sind. Die hohe Schönheit, meine Freundin, ist überall selten, und wird da, wo sie sich findet, nicht immer erkannt. Die Männer gehen nicht darauf aus, Schönheit zu finden: sie suchen, was ihnen gefalle, und dazu braucht es bei den Bessern mehr Vorzüge des Geistes und Gemüths, als

blendende Schönheit, und bei den Schlechtern nur sehr wenig von dieser.

Der Karakter weiblicher italienischer Schönheit besteht, glaube ich, weniger darin, dafs sie rührt, als dafs sie reizt. Ausser dem starken Ausdruk heftiger Leidenschaften, welcher den Italienerinnen im Auge wohnt, ist es hauptsächlich eine gewisse Art sich zu benehmen, welche ihnen viel von ihrer Liebenswürdigkeit raubt. Sonderbarer Weise pafst die vortrefliche Schilderung, welche St. Preux seiner Julie von den Pariserinnen macht, grösstentheils auf die Frauen Italiens. Wenn er von jenen sagt, sie beleben ihre Mienen und Gespräche durch eine edle Unverschämtheit, und es gebe keinen sittsamen Mann, (honnête homme) dem ihr fester Blik nicht die Augen niederschlagen mache, so gilt dies ganz von diesen. Eben so ist es bei dem maintien soldatesque, dem ton grénadier der Fall, der einen Fremden noth-

wendig verlegen machen musse. Der Ausdruck, mit welchem sie sprechen, ist wirklich das, womit er weiterhin den ton grénadier erklart; es ist ein accent dur, aigre, interrogatif, impérieux, moqueur et plus fort que celui d'un homme.

Oftmals hat es mir geschienen, als ob das Stimmorgan der Italienerinnen um einige Töne tiefer gestimmt wäre, als das der Deutschen und Engländerinnen, und es ist mir nicht ganz leicht geworden, dieses männliche Wesen an sonst sehr liebenswürdigen Frauen zu ertragen. Der Grund davon ist übrigens ganz derselbe, wie ihn Rousseau von den Pariserinnen angibt. Ausser der natürlichen Lebhaftigkeit der Nazion, ist es die starke Vermischung beider Geschlechter, in welcher eins des andern Manieren annimmt. Die Weiber wollen blos mit Männern leben; nur in ihrer Gesellschaft befinden sie sich wohl, und man sieht nirgends in Italien die vertrau-

lichen Frauenzirkel, in welchen die Haushaltungsgeschäfte den Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung ausmachen. Was hätten sich auch die Frauen in diesem Lande zu sagen? Um ihr Hauswesen, ihre Kinder-Erziehung bekümmern sie sich nichts. Die, für sie wichtigsten Angelegenheiten, ihre Verhältnisse zu den Männern, theilen sie sich natürlich nicht mit. Es ist wie zu St. Preux Zeit in Paris. Eine Frau ist von einem ganzen Kreis von Männern umgeben, und die Unterhaltung äusserst lustig; plözlich tritt ein weiblicher Besuch ein, da wird es stille, der Ton der Vertraulichkeit hört auf, und der der Ceremonie und die ängstlichste Aufmerksamkeit auf sich selbst nimmt seine Stelle.

Ueberhaupt hat sich ein Deutscher erst an Manches zu gewöhnen, ehe er die Italienerinnen ganz liebenswürdig finden kann. Die unbändige Freiheit des Gespräches, und das in unsern Augen schamlose Nennen von übri-

gens natürlichen Dingen, erregt im Anfang Widerwillen, und zerstört auch späterhin oft die ganze Wirkung anderer, seltener Reize. Wenn dieses selbst in öffentlichen Gesellschaften der Fall ist, so findet es natürlich in dem engern Kreise auf eine noch unanständigere Weise Statt. Worüber sich schon Boccaccio in seinem Dekamerone beklagt, dafs sich die Frauen vor männlichen Bedienten selbst so wenig Zwang anthun, gilt heutzutage noch so gut von den italienischen, als von den russischen Damen, (nach den geheimen Nachrichten über Rufsland) wenn ihnen gleich seine Entschuldigung nicht mehr zu Statten kommt *). Neben diesen Mängeln aber

*) Boccaccio leitet es von der fürchterlichen Pest her, welche im Jahr 1348 in Florenz herrschte, und wo jeder Kranke froh war, wenn er eine Person zur Bedienung hatte, von welchem Geschlecht sie auch immer sein mochte. Und gewifs ist es, dafs in solchen Zeiten allgemeiner

interessiren sie doch wieder durch ihre Disinvoltura, und durch ihr unbefangenes, unaffektirtes Wesen. Nur hie und da findet man eine, welche die Gelehrte spielen will; aber das sind meist schon abgeblühte und selten schöne Damen. Die übrigen nehmen des Lebenslast leicht auf, treiben sich fort nach der Laune des Augenbliks, und benehmen sich, als ob das ganze Leben nur Ein Moment wäre.

Bei diesem freien Wesen vergifst ihr Körper doch selten die Haltung von Würde, und oft von Majestät, wodurch sie sich gewifs vor allen übrigen Europäerinnen auszeichnen. Man sieht, dafs sie es gewohnt sind, immer die ersten zu sein, weil sie blos unter Männern leben, und auch das Mädchen der niedrigsten Stande nimmt mit den kostbaren

Noth viele Rüksichten aufhören, die man sonst genommen hätte: denn das Unglük macht alle Menschen gleich.

Kleidern, die man ihm anzieht, das äusserliche Benehmen des Standes an, in den es so eben erhoben worden ist. Der Schönheit wird diese Rolle am leichtesten, weil kein Vorzug seiner selbst so bewufst ist, als dieser, und es kein Land gibt, wo ihm tiefer gehuldigt würde, als in Italien.

Jene Würde müssen sie aber auf eine andere Weise bezahlen. Es fehlt ihnen häufig an Grazie im Gang und in der Haltung, und beinahe immer in den Bewegungen des Tanzes. Hier ist ihnen schon ein anderer, ganz gewöhnlicher Mangel, ihre grofsen Füfse, hinderlich. Selten habe ich eine Italienerin schön tanzen gesehen, und am seltensten, je weiter ich nach Süden kam. Sie verwenden freilich auch nicht so viele Zeit auf die Erlernung dieser Kunst, wie in nördlichen Ländern; auch sind die Gelegenheiten, sie auszuüben, weit seltener.

Ihr Anzug, welcher natürlich, sobald sie

sich puzen, den Wechseln der französischen Mode folgt, wozu zwei Modejournäle, eins in Mailand, und ein anderes zu Florenz, den Ton angeben, hat mir immer am besten gefallen, sobald er nazional war. Dies ist unter den höhern Ständen noch allein bei der schwarzen Farbe der Fall, in welcher sie des Vormittags gewöhnlich ausgehen. Kommt ein schwarzer oder weisser Schleier dazu, so sind sie wirklich so gefährlich, als sie von manchen Reisebeschreibern geschildert worden sind.

Selten gewinnt eine Mode, welche die Natur entstellt, festen Fuſs bei ihnen. Haarpuder und Perüken sieht man nicht leicht.

Sie kennen ihren Vorzug, und wissen, wie gefährlich ein rabenschwarzes Haar für ein Männerauge ist. Ihr reicher Haarwuchs macht den Zusaz der Kunst unnöthig, und ihre Art, es zu tragen, ist dem Wechsel der Mode weniger unterworfen, als jeder andere Theil ihres Anzugs.

Selten aber findet sich in den südlichern Gegenden Italiens das blühende Roth von Gesundheit, welches im Norden ein so gewöhnlicher Vorzug ist. Dennoch legen die jüngern Frauen nicht leicht Roth auf, so stark es auch von den ältern gebraucht wird, und so sehr dadurch immer die schwarzen Augbraunen und Augen gehoben werden.

Uebrigens sind die Blondinen nicht so selten in diesem Lande, als man glaubt. Vielmehr findet sich der entschiedenste Karakter derselben häufiger, als in Norden. Für die Italiener ist das der höchste Grad von Schönheit, wenn uns Ultramontanen schon ihre Haare etwas roth dünken. Aber Brünetten mit sapphirblauen Augen, welche wohl die die Vollendung weiblicher Schönheit sein dürften, trift man am allerseltensten in diesem Lande.

Sehen Sie hier, meine Freundin, was ich Ihnen über das Aeusserliche der Italienerinnen

zu sagen weifs. Natürlich gilt das nur von den hohern Ständen, und leidet bei den niedrigen mehrere, doch nicht zu bedeutende Ausnahmen. Das Verhältnifs zum männlichen Geschlecht bestimmt, wie immer, das Meiste, und von dem Umfang ihrer Pflichten hängt auch in dem, blos äusserlichen Benehmen des Weibes sehr viel ab.

In den höhern Ständen wird den Frauen ihre Pflicht sehr leicht. Sie sind da weder Mütter noch Gattinnen, und haben weder Sorge für die Kinder noch für das Hauswesen. Sie säugen nicht, und zu Luzians schönem Bild einer vollkommenen Ehefrau möchten sich wohl wenige Originale in Italien finden, „Weiber, welche ihrem Manne hold und „treu, Mütter schöner und gutgearteter Kin„der, verständige Hauswirthinnen, Spinne„rinnen, Würkerinnen, Stikerinnen sind, die, „wie Homers göttliche Penelope, lieber in „ihrem Gynäkeum unter ihren Töchtern und

„Mägden sizen, als schaalen Ergözlichkeiten „nachlaufen, oder ihre Zeit in zweklosen „Gesellschaften mit Plaudern, Verläumden „und Müssiggang tödten, kurz, welche mehr „sind als scheinen wollen, und in einem engen „Kreise von Wirksamkeit nur desto mehr „Gutes stiften;" solche Weiber, meine Freundin, sind überall selten, am seltensten aber unter den höhern Ständen Italiens. In den mittlern sogar liegt auch die ganze Last der Haushaltung meist auf dem Manne, der gewöhnlich den Einkauf für die Küche besorgt. In den niedrigsten Ständen vollends, die Landleute ausgenommen, hat er die meisten Pflichten auf sich. Sogar unter dem Gesinde sind die weiblichen Glieder Signore. Auf den männlichen Bedienten liegt die beschwerlichste Last des Dienstes, das Kehren im Hause, das Bettmachen, Kochen, Reinigen und dergleichen. Das Amt der Cameriera (des Kammermädchens) ist unbedeutend. Sie

figurirt blos, ist die Vertraute der französischen Bühne, und die Unterhändlerin in Liebessachen.

Sie sehen, dafs Italien das Paradies der Frauen ist. Der Schönen ja, und der Verheiratheten. Aber die Arme, der der erste Vorzug mangelt, ist sehr unglüklich. Die Anhänglichkeit an ihren Gatten nimmt jedermann für den Mangel eines Anbeters, und die Nothwendigkeit, sich an ihn anzuschliessen, wird zum Gelächter der Gesellschaft. Aber selten wird sich der Mann zu dieser Gefälligkeit hergeben. Sie ist genöthigt, mit irgend einem alten Geistlichen oder Militär vor lieb zu nehmen, um die öffentlichen Orte zu besuchen, auf welchen kein Frauenzimmer ohne Begleitung eines Mannes erscheinen kann.

Am übelsten sind die Unverheiratheten daran. Sie werden mit der grösten Wachsamkeit gehütet, und mit Strenge von allen Gelegen-

heiten ausgeschlossen, wo sie in Gefahr kommen könnten. Keine Gesellschaft, kein Tanzfest, nichts ist für sie da. Nur zuweilen dürfen sie das Theater besuchen; aber auch das nur höchst selten. Ihre ganze Kenntnifs der Welt müssen sie auf dem Wege zur Kirche finden, in welche sie oft, aber immer unter guter Bedekung geschikt werden.

Diese ihre Lage ist am beschwerlichsten, wenn die Mutter noch Ansprüche auf Jugend macht. Alsdann ist das elterliche Haus ein Kloster für sie, in welchem sie nichts als weibliche Gesellschaft sehen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese Mädchen dem ersten Jüngling, der sich Zugang zu ihren Augen zu verschaffen weifs, ihr Herz und alles aufopfern; oder wenn sie dem ersten Werber, der erscheint, die Hand bieten. Sei er noch so häfslich, noch so alt; sie nehmen seine Hand an, um durch sie in Freiheit zu kommen.

Livorno, den 20. Februar 1802.

Nach der lebendigen Beschreibung des römischen Karnevals durch den Herrn von Göthe muthen Sie mir, mein Freund, beinahe zu viel zu, wenn Sie in meinen Briefen noch etwas über diese festlichen Tage erwarten. Der Karneval der geistreichen Romer scheint die Beschreibung desselben in andern Städten Italiens überflüssig zu machen. Wenn Sie dieses Fest daher als einen mahlerischen Gegenstand betrachten, wo es darauf ankommt, die schönsten Seiten herauszuheben, und die minder gefälligen ins Dunkel zu stellen, so lege ich die Feder nieder. Sind Sie es aber zufrieden, dafs ich Ihnen einige Züge kopire, welche ein einzelnes Volk, oder mehrere zugar, in diesen Ausbrüchen der zügellosen Freude karakterisiren, so möchte ich Livorno zum Schauplaz meiner Darstellung wählen.

An diesem Ort, dem Sammel- und Wohn-

plaz von Leuten so vieler Nazionen, gewinnt die Ansicht des Karnevals eine ganz eigene Gestalt. Er giebt sich vielleicht nicht so rein italienisch, wie in Neapel, Rom u. s. w. dürfte aber eben darum für den Beobachter leicht merkwürdiger sein, indem sich hier der Geist mehrerer Nazionen in den Ergiessungen der Freude und Thorheit ausprägt. Ueberdies bringt die Menge wohlhabender Leute, die in ganz Toskana verschriene Jovialität der Livorneser, und auch der glükliche Zustand der niedrigsten Volksklassen derselben, welche so viel Geld verdienen, als sie nur wollen, in diese frohen Tage ein üppiges Leben, dessen weder der sparsame Florentiner, noch der ernste Romer fähig sind, mögen sie sich auch zur ausgelassensten Tollheit hinaufschrauben. Der Ausdruk der Freude ist bei Volkern und Individuen ganz der nämliche, und richtet sich nach ihrem Temperament. Der ernste, verschlossene

Karakter wird im höchsten Freudenausbruch einem Berauschten ähnlich sein; der harmlos lustige, einem sorglos unbefangenen Menschen, der nur einige Züge über das Gewöhnliche aus dem Pokale getrunken hat.

Was den Karneval in Livorno besonders eigen macht, ist der grofse Antheil, den auch die niedrigsten im Volke daran nehmen können, und wirklich nehmen. Ich habe im Vorbeigehn bemerkt, wie gut sich der gemeine Mann hier steht, ob er gleich nichts besizt. Er findet immer etwas zu arbeiten; die Arbeit wird ihm reichlich bezahlt; das sorget nicht für den morgenden Tag, ist seine Lebensregel; und so wie er am Sonn- oder Festtag auf dem Markte den fettesten Kapaunen selbst dem ersten Kaufmann steigert, so entblodet er sich nicht, an den Korsotagen eine Miethkutsche zu nehmen, und eben so vergnügt in die Reihe zu fahren. Ich erzähle Ihnen ein andres Mal mehr Merkwürdiges von

diesen Leuten; lassen Sie mich hier noch etwas von einer andern Menschenklasse sagen.

Die Hauptspieler in dieser Komödie sind grofsentheils die Fremden. Unter diesen will ich Ihnen nur die Matrosen der fremden Schiffe bezeichnen, um zum Voraus Ihre Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Wenn der Seemann auf dem Elemente ohne Balken herumgeschwommen ist, schwindelt er, so wie er den Grund betritt, und Sie glauben nicht, welche lustigen Auftritte man oft hier mit diesen Leuten erlebt: dafs sie an einem Feste, dessen gröbste Seiten sie nur verstehen, den lebhaftesten Antheil nehmen, können Sie sich denken. Glüklicher Weise fällt der Karneval gerade in die Zeit, wo sich die meisten fremden Schiffe hier befinden; und auch die Befehlshaber der, im mittelländischen Meere kreuzenden, Kriegsschiffe wissen ihre Mafsregeln immer so gut zu nehmen, dafs auch ihre Mannschaft gewöhnlich den Karneval

in einem italienischen Hafen, und am häufigsten in Livorno, mitgenieſst.

Später, als im übrigen Italien, beginnt der Karneval in dieser Stadt. Der 27te Januar ist ein allgemeiner Bufstag für die Bewohner Livorno's, welchen man mit Fasten und Beten begeht. Da wird die Erinnerung an den 27ten Januar 1742 erneuert, welcher durch ein heftiges Erdbeben die Faschingsfreuden fürchterlich störte. In ihrer Angst versprachen sie dem Himmel, vor diesem Tage nicht wieder lustig zu sein, wenn er sie nach demselben nicht stören wollte, und bis jezt hat er es auch getreulich gehalten. Manche, die den Anfang des Karnevals daher nicht erwarten, und gegen den Himmel doch nicht wortbrüchig werden wollen, gehen nach Pisa und andern Oertern, welche keine so beschwerlichen Verträge gemacht haben.

Die ersten Tage dieser festlichen Zeit unterscheiden sich von andern sehr wenig. Nur

die gesellschaftliche Unterhaltung richtet sich häufiger auf diesen Punkt. Man verabredet wohl auch schon Parthien zusammen, macht Anstalten zu Masken u. s. w. Im Theater ist den leztern bereits der Eintritt erlaubt; allein nur wenige machen davon Gebrauch, ausser an den grofsen Tanzfesten, Veglioni genannt, welche dort gehalten werden, und wo sich besonders diejenigen vermummt einfinden, welche sich in guter Gesellschaft ohne Larve zu zeigen scheuen.

Diese Theatertanzfeste haben in Livorno etwas ganz Eigenes. Ausser der grofsen Menge von Leuten aus allen vier Welttheilen, die sich hier, ohne Ruksicht auf den Unterschied der Menschenracen, in fröhlichen Tänzen mit und um einander herum drehen; ausser der vollständigen, schönen Beleuchtung des Theaters und aller Logen; ausser dem Geiste der allgemeinen Gleichheit aller Stände, sind besonders die vielen Menschentrachten, welche

man natürlich, und als Maske findet, bemerkenswerth. Jeder zeigt sich in Livorno in seiner Nazionaltracht, und die vielen reichen Kaufleute aus dem Osten und Süden treten bei solchen Gelegenheiten im höchsten Glanze ihres vaterländischen Kostüms auf. Auch die jüdischen Weiber dieser Länder lassen sich sehen, und man hat die merkwürdige Gelegenheit, den Kleidergeschmak vom prächtig steifen Goldstoff der Egypterin, und dem geschmaklos erkünstelt ungenirten Anzuge der Engländerin, bis zu dem reizenden koischen Gewande der Italienerin und Französin hinauf zu verfolgen. Wie merkwürdig es sei, hier die Nazionalphysiognomien zu studiren, können Sie sich vorstellen, wenn Sie den fröhlichsten Tanz sich denken, in welchem bald jede studirte Gesichtsfalte in ihre natürliche Bequemlichkeit zuruk sinkt.

Nichts geht über das freudige Erstaunen eines Orientalen, der zum erstenmal in ein

solches Fest eintritt. Er, der vielleicht nie ein anderes Weib gesehen hat, als seine Mutter und Schwestern und seine eigenen Weiber, steht nun mit einemmal in der Mitte einiger hundert Weiber, welche alle sehr frei gekleidet, grostentheils reizend, und nicht selten wirklich schön sind. Welche gierige Blike schiefst er unter seinen dunkeln Augbraunen hervor auf die Schäze, die er nie zu sehen gewohnt ist, ohne sie auch geniessen zu können! Was mufs er von uns Europäern denken, wenn er uns so sorglich um ein Geschlecht bemuht sieht, das, in seiner Vorstellung, nur Wesen einer zweiten Klasse, nur Mittel und keine Zweke umfafst? Welche Erzählungen mag er bei seiner Heimkunft von dem Leben der Occidentalen machen? Wird man es nicht für Mährchen halten, wenn er die Wahrheit erzählt? — Wäre er nicht zu ernst, er würde den Kopf schütteln; und wäre er nicht zu gierig, so

möchte er seinem Vaterland wohl die nehmlichen Sitten wünschen.

Es wird abwechselnd bald deutsch, bald englisch, bald französisch, bald die allbeliebte Monferina getanzt. Jeder versucht es in den fremden Tänzen, und man hat häufig genug den Spafs, einen Engländer mit den flüchtigen Bewegungen der französischen Musik, oder mit den Schwindeln des deutschen Walzers ringen zu sehen. Haufig erheben sich Partheien gegen diesen oder jenen Tanz, die, höflich genug, blos durch lautes Klatschen der Musik zu schweigen gebieten.

Die jezige Sitte gebietet dem Tänzer, jede Foderung um seine Tänzerin zu gewähren. Diese nun, wenn sie schön ist, und gut tanzt, kann keinen Ort finden, wo ihren Vorzügen mehr gehuldigt würde. Auf sie lauern immer Schaaren von Männern, welche, so wie sie die Runde gemacht hat, sich um sie streiten. Oft will sich der Glükliche nicht

trennen; er kapitulirt mit dem Fodernden, und alles läuft, troz der so sehr verschrienen Hize und Eifersucht der Italiener, ohne Blutvergiessen und sogar ohne heftigen Wortwechsel ab. Aber die Damen, welche doch in diesem Lande Koniginnen sind, haben bei diesem Streite keine Stimme.

Nach Zwolf verbreiten sich auf einmal ganz eigene Gerüche im Hause. Die magere Zeit des Freitags und Sonnabends hat mit dieser Stunde geendigt, und das Reich der fetten Kühe beginnt nun. Der religiose Fastenzwang ist den Livornesen ausserordentlich beschwerlich, und die erste Stunde, in welcher derselbe aufhört, wird, wo möglich, durch reichlichen Genufs der Freiheit gefeiert. Die Menge vermindert sich im Parterre, und Freunde und Bekannte suchen sich zusammen. Es sind die Kapaunen, die Rostbeefs, die Schnepfen, welche sie riechen. In jeder Loge wird zu Nacht gegessen, und die Wir-

hin thut das Möglichste, damit es den Gä-
ten ja an nichts fehle. So viele Personen,
ls nur immer Plaz haben, sizen in dem en-
en Raum einer Loge beisammen; ja noch
ehr, als Plaz haben, finden sich nach und
ach ein. Je enger man beisammen sizt,
esto vergnügter ist man auch; und es läst
ich keine lustigere Gesellschaft denken, als
ine solche, bei einem trauten Souper ver-
ammelte. Unglaublich schnell geht einem
ie Zeit unter diesen Freuden der Tafel, der
esellschaft und der Musik hin. Selbst der
rnst des levantinischen Juden erheitert sich
ier in ein Lächeln, das dem langen Bart
icht zum besten steht. Wer keine Loge,
der keine gastfreien Bekannten hat, kann
s diese Zeit über kaum aushalten. Tanz,
lerumlaufen und die späte Zeit erweken ihm
inen Appetit, welcher durch den, im gan-
en Theater verbreiteten Geruch der Speisen
um quälendsten Hunger wird. Wer sich

nicht mit den, aussen zum Verkauf stehenden Austern helfen will, der muſs zu einem Restaurateur gehen, oder Hunger leiden.

Stellen Sie sich ja nicht vor, daſs solche Nachtessen blos von den ersten Leuten der Stadt gegeben werden. Nein, jeder Bürger, der nur ein wenig mitmacht, will den Karneval über einmal in dem Theater speisen, und, mag es ihm auch kosten was es will, er scheut die Ausgabe nicht. Der Preis einer von den bessern Logen ist an solchen Abenden gewöhnlich zwischen sechs und zehn Dukaten, und viele, die Jahr aus, Jahr ein das Theater besuchen, enthalten sich jezt ihrer Gewohnheit manchmal, um diesen Nuzen aus ihren Logen zu ziehen. In jeder Handelsstadt gibt es solche Leute, — und glauben Sie nur gar nicht, daſs jemand hierin etwas Erniedrigendes finde. Nein! So sehr alle aufgelegt sind, an einem Abend den Erwerb von Wochen durchzubringen, so bil-

lig finden sie es auch, dafs ein Andrer sich die Thorheiten seiner Mitbürger zu Nuzen macht.

Während dieser Zeit ist das Theater ziemlich leer, sind der Tanzenden weniger geworden. Allein etwa zwei Stunden nach Mitternacht füllt sich auf einmal der ganze Saal wieder an. Das Gedräng ist jezt meist so grofs, dafs man nur mit Mühe durchgehen kann, und nicht selten von dem Haufen fortgeschoben wird. Die meisten Masken haben sich der beschwerlichen Larven entladen, und man sucht manche derselben neugierig auf, um zu erfahren, ob das Gesicht zu der übrigen Wohlgestalt des Körpers stimme. Manche naht sich jezt, die einen vorher unerkannt geneckt hatte. Nicht selten trift sie die unangenehme Ueberraschung, auf einem schönen Hals und bei reizvollem Wuchse, wo die Phantasie schon aus der Klaue den Löwen gebildet hatte, ein abschrekendes Gesicht zu

finden. Mancher, den man als Arlekino oder Policinello, oder sonst in einer gemeinen Maske vernachlafsiget hat, erhält nun sein Recht. Der Geist der Fröhlichkeit ist überhaupt lauter und allgemeiner geworden. Denn wessen Munterkeit würde nicht durch die Freuden der Tafel und des Bechers, und die Scherze seiner Tischgesellschaft um einige Grade über das Gewöhnliche hinauf gespannt?

Solcher Tanzfeste im Theater sind in Livorno während des Karnevals jede Woche eins oder mehrere. Sie unterscheiden sich von einander durch nichts, als die zufällige Verminderung oder Vergrösserung der Menschenzahl. Im Ganzen ist das Vorlezte immer das besuchteste.

Bis in die lezte Woche des Karnevals mufs ich auf einmal mit Ihnen vorrüken; denn bis dahin geschieht wenig Merkwürdiges. Es scheint sogar gegen den guten Ton zu sein, sich früher zu maskiren; und ob es gleich

des Abends nicht an Masken fehlt, so sind es nur die Leute der niedern Volksklassen, welche nicht warten können. Indefs hat doch jeder, dem der Einfall kommt, sich zu verkleiden, immer ein grofses Gefolge hinter sich her, und dem Italiener ist die theilnehmende Freude, selbst beim Anblik der erbärmlichsten Maske, deutlich im Gesicht ausgedrukt. Denn sie erinnert ihn an dieses Abenteuer, oder jenen Spafs, wenigstens an die frohe Zeit, welche nun vor der Thüre ist, und wo auch er sich auf seine eigene Art lustig zu machen gedenkt. Der gemeine Mann ist es hauptsächlich, der in diesen Tagen sich vergnügt, und die breitschultrigen, nervösen Lastträger (facchini), von denen es in dieser Stadt wimmelt, finden besonders viel Freude an Weibermasken. Es ist das Abgeschmakteste, was man sehen kann, wenn ein solcher diker, oft schon bejahrter Kerl mit geschminktem Gesicht und einer Pfeife

im Munde — denn die darf nie fehlen — in langen Röken und einer Perüke von Papier, aber nach der neuesten Mode der Damen aufgesezt, einherzieht, und die Frauen seiner Herren lächerlich macht. Einen sah ich sogar einmal ganz nakt durch die Strafsen gehn. Er war eine Herkulesform, und hatte sich den ganzen Körper mit schwarzer Thonerde bemahlt. Mit Fesseln am Fusse, und an denselben von einigen Türkenmasken geführt, galt er nun auch für eine Maske, und entgieng der Polizei, welche ein solches Skandál nur hier duldet, wo sie die laxeste ist, die es geben kann. Spässe dieser Art von Masken sind natürlich nicht die feinsten, und wenn sie satyrisiren wollen, so geschieht es auf eine so schmuzige Weise, dafs man erstaunt, wie der Unfug — auch alle Maskenfreiheit zugestanden — geduldet wird. Und doch sehen Sie niemand die Nase rümpfen, kein Frauenzimmer das schon halb geofnete

Fenster wieder zuschlagen, wenn ihr eine solche Gestalt ins Auge fällt.

Der Giovedi grasso, der fette, der lezte Donnerstag im Karneval, mochte wohl der höchste Punkt seiner Freuden sein. Dies ist der erste Korsotag, und mit ihm beginnt, so zu sagen, der Karneval des Karnevals. Schon gegen drei Uhr Nachmittags wird man durch den Lärm, der nun auf den Strassen anfängt, vom Tische aufgejagt. Haufen von Policinellen, Arlekinen und sogenannten Teufeln durchschwärmen mit wildem Jubel die Stadt. Die vielen Kutschen und Wagen aller Art eilen so schnell als möglich an die Häuser, wo sie ihre Ladung einnehmen, oder in die grofse Strasse, wo der Korso gehalten wird, und sie Liebhaber genug zu ihren Fuhrwerken finden.

Diese Strafse ist vielleicht eine der schönsten, welche man zu einem solchen Zweke finden kann. Ungefähr 1000 Schritte lang,

sehr breit, und regelmäfsig gerade gezogen, durchschneidet sie die Stadt und den grofsen Plaz gerade in der Mitte, und endigt an den beiden Thoren. Auf der einen Seite derselben geht der Zug gerade hinunter, und beugt beim Heraufsfahren auf den grofsen Plaz hinein, wodurch sehr viel Raum gewonnen wird. Eine Kompagnie Soldaten ist durch die Strafse vertheilt, und hält den Zug in Ordnung. Auf beiden Seiten und in der Mitte des Zuges ist zwar ein grofser Raum, doch für das volkreiche Livorno zu wenig, übrig. Allein ohne Gefahr darf man sich in das dichteste Gedräng mischen, weil hier kein lächerlich pompöser Senator, kein fremder Gesandter, Niemand das Recht hat, ausser der Reihe zu fahren.

Dieser Korso möchte sich nur wenig von dem in Rom und andern Städten Italiens unterscheiden. Das vorzüglichste daran besteht, wie dort, in dem Werfen mit kleinen Kon-

fekten, welche in dem verschwenderischen Livorno aus Zuker, und nicht, wie anderwärts, aus Gyps oder wohl gar Bohnen und Erbsen bestehen. Was das Merkwürdigste daran sein dürfte, ist: dafs sich hier alle Stände in dieser Feierlichkeit vermischen. Glauben Sie gar nicht, dafs blos die Kaufleute und die Ersten der Stadt an dieser Freude Theil nehmen. Der Aermste eben so gut, als der Begütertere, miethet sich seine Karosse, sezt sich mit oder ohne Maske, aber mit einem Korb von Konfekten hinein, und fährt in den Korso. Die schönste Equipage sieht sich von der erbärmlichsten Miethkutsche angefallen, und der Geist der Gleichheit, welcher in diesen Tagen herrscht, läfst es dem Stolz und dem Unwillen nicht zu, nur eine saure Mine zu machen. Wer sich nur die geringste Empfindlichkeit merken lassen wollte, würde sich einem allgemeinen Angriff aussezen. Manchen Kärner sah ich auf seinem

elenden Mistfahrwerk in die Reihen fahren, und niemand ärgerte sich darüber, da er es doch wenigstens mit frischen Zweigen besteckt hatte. Manche dieser Karren sind so stark mit grünenden Aesten bepflanzt, daſs sie, Birnam's Walde ähnlich, kaum das liebende Paar erkennen lassen, welches in seinen Schatten sizt. Die Allermeisten sind maskirt; allein in keiner Maske ist der Stand zu erkennen. Es giebt hier viele Kleidervermiether; bei denen man sich um den nehmlichen Preis zum Grosssultan oder zum Arlekino herauspuzen kann. Die leztere Maske, so wie die des Policinello, obgleich die allergemeinsten, werden doch am liebsten gewählt, weil sie der Laune am wenigsten gebieten, und die ausgelassenste Narrheit entschuldigen. Das ernsthafteste Gesicht verzieht sich zu einem gutmüthigen Lächeln, wenn ein Policinello mit seiner Peitsche, an deren Leine eine luftgefüllte Blase befestigt ist, einem

Tüchtig, dafs es laut schallt, auf den Rüken paukt. Nichts kann Sie vor ihm schüzen, und weder das graue Haar noch das ehrwürdige Priestergewand ist vor ihm sicher. Sie müssen sich's gefallen lassen, bis er einen andern Rüken gefunden hat, welcher ihn eben so sehr anzieht, als es der Ihrige gethan hat.

Auch Reiter mischen sich in die Haufen. Nicht selten sind es prächtige Maskenzüge, durch die man sich wirklich über die Kostüms anderer Völker belehren kann. So sah ich eine Gesellschaft von französischen Offizieren, deren gröfster Theil im Orient gewesen war, einen grofsen Zug zu Pferde halten. Sie stellten eine Spazierfahrt des Grofssultans vor, und sein Gefolge bestand aus Truppen aller verschiedenen Uniformen, welche sich in seinen Armeen befinden. Ein andermal sind es Züge von Dichtern, die, statt auf dem Pegasus, auf Eseln zu reiten die Ehrlichkeit

haben. Häufig sind es bekannte Personen der Stadt, besonders der Judenschaft, welche nach dem Leben kopirt erscheinen. Im Ganzen mufs man gestehen, betragen sie sich alle den Karakteren ihrer Masken gemäfs. Unter einer so ganz gemischten Gesellschaft, und bei der so weit gehenden Freiheit des Festes, läfst sich nicht erwarten, dafs die Linie des Spasses immer so ganz genau beobachtet würde. Obgleich ein Gesez dagegen vorhanden ist, so versehen sich doch manche mit so grofsen Konfekten, dafs sie Ihnen Beulen damit werfen können. Auf einem Wagen stand eine Gesellschaft solcher Genossen, die sich mit verschiedenen Sorten von Munition versehen hatten, worunter die gefährlichste in grofsen, mit Puder gefüllten Beuteln bestand. Es war ein schöner Tag, die Elegants der Stadt hatten sich köstlich herausgepuzt, manche waren schwarz erschienen. Diese, und jeder, welcher sich ihnen

in einem dunkeln Kleide näherte, erhielt eine Ladung, und die Wirkung war ungefähr die nehmliche, welche Vaillants mit Wasser geladene Flinte auf die armen afrikanischen Vögel hervorbrachte. Ob man sich gleich über diesen Mifsbrauch der Karnevalsfreiheit ärgerte, so konnte man sich doch nicht enthalten, über den Schreken der feinen Herren zu lachen, welche mit Einemmal ihre sämtlichen Schönheitswaffen zerstört, und sich gezwungen sahen, entweder nicht comme il faut erblikt zu werden, oder nach Hause zu gehen. Viele verschworen sich gegen sie zusammen, und die Unverschämten wurden nun mit ganzen und halben Zitronen, und mit Eiern, um häfsliche Fleke zu machen, so derb angegriffen, dafs sie nichts anders zu thun wufsten, als sich alle mit dem Rüken auswärts zu stellen, und auf dem unempfindlichsten Theil die Strafe für ihre Bosheit zu empfangen.

Alle Comptoirs sind diesen Abend geschlossen, jedermann ist am Fenster, oder auf den Strassen. Wer ein ernsthaftes Gesicht machen wollte, dem würde unter die Nase gelacht werden. Entweder man muſs mittoben, oder zu Hause bleiben.

Es ist sonderbar, wie die Freude so ansteckend ist. Wär es die Traurigkeit eben so sehr, man würde den Weinenden wie einen Pestkranken fliehen. Ich kenne viele, die, den Karneval blos aus Büchern kennend, mit Achselzuken hingegangen sind, um einst wenigstens sagen zu können, sie hätten die Thorheit mit angesehen. Haben sie sich aber einmal unter die Haufen gemischt, so konnen sie der Lokung zu dieser Lustbarkeit so wenig widerstehen, dafs sie vielleicht die Ausgelassensten sind. Ich darf es Ihnen wohl gestehen, dafs es mir gerade so ergangen ist. Ein Fremder sagte mir neulich: der Karneval ist doch nichts anders, als ein Divertis-

ment für Kinder. Ich mufste ihm das ein-
stel., allein die Worte der Maria Stuart
nzusezen:

Lafs mich ein Kind sein, und sei es mit
mir.

ber es läfst sich wirklich auch viel in die-
n kindischen Spielen entdeken, wenn man
ch gerade nicht an das Aeussere derselben
ält. Bedeutung und Sinn liegt in Allem,
nd jedes Spiel, jede Posse ist mir darum
erkwürdig, auch wenn ich sie nur als
llegorie betrachte, und als solche mir sie
eute. Ich liebe diese Art zu sehen, und
Manches, was mir sonst Ekel erregt hätte,
urde mir so interessant. In Spielen und
ossen prägt sich ohnedies der Karakter des
inzelnen, so wie der Nazion, am deutlich-
ten aus. Jede Verstellung, welche sonst die
erhältnisse nöthig gemacht hatten, hebt die
reiheit und Unbekanntheit der Maske auf.
bgleich verkleidet, stellen sie sich alle weit

natürlicher dar, als in den puris naturalibus der bürgerlichen Verhältnisse.

Die Karnevalsspiele sind nichts anders, als Sinnbilder, ohne Absicht vielleicht entstanden, und durch Zufall ausgebildet. Der Hang zu Bildern ist der Menschheit angebohren, und in der ersten Kindheit derselben findet man ja jene ernste, gedankenvolle Muse am häufigsten. Jeder Tanz, jedes Spiel ist eine Allegorie, welche auf den Karakter des Erfinders, so wie des Tanzenden und Spielenden, sicher schliessen läfst.

Darum freut mich die Karnevalsfeier mehr, als jede andre. Sie ist mir bedeutend geworden, selbst durch das was ich hineinlegte, und was vielleicht nicht darin ist. Ich sahe Sinn in diesen Bildern der Narrheit, und wo Vergnügungen Sinn haben, da darf man auch sicher auf den Geist des Volkes schliessen; denn in diesem reichen Stoffe prägt er sich am leichtesten und am deutlichsten aus. Man

sagt sonst, zu Narrenrollen auf dem Theater gehöre am meisten Verstand und Talent, und einem Volk, das sie gut zu spielen weifs, fehlt es gewifs nicht daran. Ich freue mich, Ihnen in einem meiner folgenden Briefe meine Gedanken über den Zusammenhang der Karnevalsspiele mit dem allgemeinen Hang der italienischen Nation zur Satyre, vorzulegen. Für jezt begleiten Sie mich noch einmal in den Korso zurük, wo sich indefs das Gedränge immer mehr vergröfsert, die Kämpfe stärker erhizt haben.

Ich habe Sie schon zu Anfang meines Briefs auf die Matrosen der fremden Schiffe aufmerksam gemacht. Dafs diese auch hier sich einfinden, kann man sich vorstellen, wenn man nur ein wenig vom Karaktar dieser Art von Leuten weifs. Die meisten derselben nehmen sich eine Larve vor's Gesicht, und Sie dürfen darauf wetten, dafs dieses immer eine der allerscheufslichsten ist, die sie nur

auftreiben können. Der rohe Mensch bewundert die Schöpfungskraft der Natur am lebhaftesten in der Mifsgeburt, und auch hier findet sich kaum ein Larvengesicht, das ihm abscheulich genug verzogen wäre. Ohne weitere Maske sezen sie sich zu Haufen in die Miethkarossen, oder durchlaufen in Schwärmen das Gedränge. So weit ihre Munition reicht, werfen sie jedem mit vollen Händen in's Gesicht, und ist diese zu Ende, so halten sie die Hüte bettelnd gegen die Fenster empor, und flehen, immer in ihrer Muttersprache, dafs man sie füllen solle. Selten läfst sich ein Haufen von ihnen sehen, bei welchem sich nicht eine volle Rumbouteille befände, und sie trinken von den Strassen hinauf den Frauenzimmern, die in den Fenstern liegen, Toasts zu. Ueberhaupt habe ich selten einen englischen Matrosen gesehen, der nicht betrunken war. Im Ganzen sind sie doch nicht so toll, als man erwarten sollte,

denn die, doch meist bedeutenden, Possen der Arlekine und Policinelle erreichen sie nicht. —

Die öffentlichen Weiber lassen sich in diesen Tagen alle maskirt sehen. Meist sind sie als Bauermädchen gekleidet, mit Körbchen voll Blumen und Konfituren versehen, von welchen sie ihren Bekannten mittheilen. Dieses Glük haben nun die Matrosen alle, und es ist ein Spafs, die Freude und die Linkheit eines solchen Seemanns zu bemerken, wenn dies geschieht.

Ich könnte Ihnen nun hier noch diese und jene Maske zeigen, die ich im Korso erblike. Allein ich verspare dies auf einen der folgenden Tage, wo das Gedränge in der grossen Strafse nicht so beschwerlich sein wird. Begleiten Sie mich lieber in das Theater, welches heut ganz besonders glänzend ist.

Es sind nehmlich diesen Abend alle Logen im Theater erleuchtet, und alle, so wie das

Parterre, gedrängt voll von Menschen. Die Oper ist heute nur Nebensache, und es zeigt sich nie auffallender, als jezt, dafs das Theater in Italien mehr als der allgemeine Berührungspunkt der Gesellschaft anzusehen ist, wie ich Ihnen in der Folge meiner Briefe weitläufiger beweisen werde. Vor dem Lärm der Zuschauer ist kaum ein Instrument hörbar, und selbst die Buffonerien des geliebten Naldi — vielleicht des ersten Buffo Italiens, der im lezten Karneval in Livorno sang — sind kaum vermögend, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Mit dem Rüken gegen die Scene sind die meisten den Logen zugewandt, wo der kleine Krieg des Korso noch lebhaft fortgesezt wird. Der Abend hat denselben in der grofsen Strafse nur unterbrochen, und manche, die in der Hize des Gefechts eine artige Bekanntschaft gemacht, benuzen sie nun hier, wie sie sie angefangen haben. Freunde und Bekannte

machen einander durch einen Regen von Geschüz gegenseitig auf sich aufmerksam, und begrüfsen und unterhalten sich fechtend. Einer lehnt sich gegen den Andern zu, als ob er ihm etwas sagen wollte, und wenn der Andre das Ohr auch hinneigt, so hat er auch gleich die Hand gefüllt, um List gegen List zu vergelten. In das Parterre hinab wirft man nach seinen Bekannten, um ihnen einen Grufs oder Gegenschufs zu erpressen. Manche Dame hat ungeduldig diese Zeit erwartet, um einem furchtsamen, sich blos mit Augenerklärungen begnügenden Liebhaber diesen deutlichen Beweis ihrer Aufmerksamkeit auf ihn zu geben, und ihn durch die leichten Gefechte des Scherzes an die ersehnten der Liebe zu erinnern. Die Konfekte regnen aus den Logen herunter von den Kämpfen, die oben gehalten werden, und prasseln ihnen, wie Hagel, auf den Hut. Der Boden ist bald ganz weifs übersät, und — wer auch den

allergeringsten Antheil nimmt — wird des Abends, wenn er sich entkleidet, durch die Konfekte, die ihm aus den geöfneten Kleidern fallen, noch an diese Scherze erinnert.

Am meisten haben die Schauspieler auszustehen. Je beliebter einer ist, desto grausamer wird er behandelt, und viele machen sich den unartigen Spaſs, dem Sänger gerade in den Mund, oder den Weibern auf andre Theile des Körpers zu zielen. Naldi erschien daher auch mit Brillen, und als diese nichts helfen wollten, sogar mit einem Flor vor dem Gesichte. Ganze Sake von Konfekten, mehrere Pfunde schwer, wurden ihm unter die Füſse geworfen, und er war — so zu sagen — immer überregnet. Auch die Tänzer muſsten sich das gefallen lassen, und manche hatten Gelegenheit, ihre Gewandtheit in den flüchtigsten Bewegungen zu zeigen, wenn sie dem auswichen, was schon da war, oder was sie eben kommen sahen.

Sie wissen, dafs es in Italien überall Sitte ist, in den Logen Besuche zu machen. Im Karneval braucht man einander nicht zu kennen, um dies zu thun, und der Neugierige nimmt sich in diesen Tagen eine Maske, blos um die Bequemlichkeit zu haben, überall hinzugehen, und die gefeiertsten Schönheiten von Angesicht zu Angesicht zu betrachten und zu prüfen. Den Masken wird immer gleich der Siz neben den Damen eingeräumt, und die Freiheit des Tages entschuldigt manche Kekheit, welche sonst nie verziehen würde. Durch Anspielungen auf Persönlichkeiten, auf geheime Geschichten u. s. w. wird eine Maske oft sehr räthselhaft, und darum auch desto wichtiger. Man beugt sich nahe gegen sie hin, um ihr ins Auge zu sehen, und sie hat dafur den Vortheil, nur auf einige Zoll Entfernung sich in den schönsten Augen zu spiegeln. Man wendet allen Wiz an, sie auszufragen, ihr gut zu antworten, und wenn man

sie zu kennen glaubt, sie durch gleiche Anspielungen auf ihr geheimstes Leben — das sie vor der ganzen Welt verborgen zu haben glaubt — selbst unter der Larve in Verlegenheit zu bringen. Auch der Verliebte benuzt diese Stunden, sich ungescheut seinem Idole zu nähern, ihr in Räthseln sich deutlich zu machen, und in verblümten Antworten zur Hofnung oder zum kühnen Angriff ermuntert zu werden. Mag ein Mann auch noch so eifersüchtig sein, in diesen Tagen nüzen ihm seine hundert Augen nichts, und es ist alles darauf zu wetten, dafs er betrogen wird.

Auch dem Hafs, dem Neid und der Bosheit kommt die Freiheit des Festes zu statten. Jeder darf sich darauf gefafst machen, dafs ihn der Feind zu finden wisse, und es müfste der Bosheit ganz an Verstand fehlen, wenn sie jezt nicht bitter zu kränken vermöchte. Die Schönsten sind diesen Angriffen am meisten ausgesezt. Eine Nebenbuhlerin, eine Neiderin,

ein verschmähter Liebhaber, sind unter der Maske gefährlich, und man erzählte mir auch von einem allzuneugierigen Gatten, der in der Verkleidung die Treue seines Weibes selbst auf die Probe sezte, und sie zu leicht fand.

Das Theater hat diesmal früher als gewöhnlich angefangen, und endet daher auch schon um zehn Uhr. Jedermann eilt nach Hause, um sich bis zwölf Uhr — wo die magere Zeit beginnt — mit dem Fette des fetten Donnerstags gütlich zu thun. Die Fröhlichkeit der Scenen des Tages wird bei diesem Nachtessen zur lauten Lustigkeit, und es verbreitet sich ein allgemeines Lachen, wenn der Schlag Zwölf den Mund, der bereits darnach geöfnet war, einem fetten Stüke Kapaun wieder verschliefst. Bei der grofsen Vorliebe der Livorneser für das Fettessen mufs man sich billig wundern, dafs sie doch so wenig gegen das Gebot der Kirche sündigen.

Der nächste Samstag erlaubt die Faschingsfreuden wieder, welche der traurige Freitag und Sonnabend verboten hatten. Der Korso ist vielleicht diesmal nicht so zahlreich, die Menge der Masken auf den Strafsen aber desto grofser. Ein grofser Theil darunter sind die Mägde, welche diesen Tag am besten geniessen. Meist in mousselinenen oder auch rosenfarbenen seidenen Kleidern, haben sie eine Schachtel mit Puder und Quaste unter dem Arm, und jeder ihrer Bekannten, und wer ihnen gefällt, wird tüchtig eingepudert. Gerathen Sie unter einen Schwarm solcher weiblichen Friseurs, so hilft all Ihr Widerstand nichts. Sie müssen halten und sich pudern lassen, bis ein andrer Vorübergehender Sie mit gleichem Schaden befreit.

Wirklich karakteristisch für Livorno scheint die Fischermaske zu sein, welche man so häufig sieht. Sie ist vielleicht eine der ältesten, denn sie erbt sich unter den Fischern

fort, und wird nicht leicht von jemand gebraucht, als von diesen Leuten. Ein kurzer, brauner, zottichter Kittel mit einer spizigen Kapuze, und eine Angelruthe, an deren Leine Bakwerke herunterhängen, sind die einzigen Erfordernisse dazu. Die Angelruthe wird von der Maske etwas vorwärts gesenkt in der Höhe getragen, so dafs die Leine mit dem Gebakenen den Jungen, die einen solchen Fischer schaarenweise begleiten, gerade über dem Kopfe hängt. Sie können sich keinen unschuldigern Spafs denken, als diesen, wenn die Jungen mit dem Munde in die Höhe schnappen, und den Köder zu erhaschen suchen. Würde die Leine auch nicht jedesmal emporgezogen, wenn ein Fisch sich naht, so verhindert schon in der Menge derselben einer den andern, seinen Sprung zwekmäfsig zu machen. Und gelingt es einem einmal doch, so ist das Gelächter unermefslich, wie das der Homerischen Götter. Solchen Fischen

mag wohl der heilige Antonius gepredigt haben.

Eine andre, dieser verwandte Maske, welche man nicht selten in Livorno sieht, ist die eines Meergottes. Es ist meist ein grofser, ganz mit Moos oder Meergras überzogener Kerl, der noch ausserdem in ein weites Gewand von Fischernezen gekleidet ist. Mit einem gewaltigen Dreizak, häufiger noch mit einer Nezruthe, läuft er durch die Strafse, und ich habe manchen gesehen, der selbst den frommen Aeneas durch ein donnerndes quos ego ins Bokshorn hätte jagen können.

Von heute an wird nun jeden Tag Korso gehalten, bis der Fasching sich endet. Am Montag ist er am unbedeutendsten, weil der grofse Posttag die meisten abhält, daran Theil zu nehmen. Indefs schwärmen doch genug Masken in den Strafsen und Häusern herum, und auch der Kaufmann ist nicht sicher, an seinem Pulte, mitten unter den

ingendsten Geschäften, von ihnen gestört werden. Masken besuchen einander, trei- n und vervielfältigen den Spafs so viel als öglich, und manche hat Eile genug, ge- isse Verhältnisse ins Reine zu bringen, welche ur die Verborgenheit gebohren hat, und ach blos sie erhalten kann.

Ausser dem grofsen Lärm, dem gänzlichen illstand jeder ernsten Beschäftigung, dem länzenden Korso, und dem lärmenden Thea- r, zeichnet sich der lezte Karnevalstag durch ie grofsen Nachtessen aus, welche das Ende esselben ausmachen. Man hat den Mailän- ern sonst vorgeworfen, sie könnten nicht röhlich sein, ausser bei vollen Schüsseln und Gläsern, und mit gleichem Rechte könnte nan dieses auch den Bewohnern Livorno's achsagen. Wenn diese daher recht munter ein wollen, so müssen sie

Sizen in langen Reihn, und voll vor Jedem die Tische

Stehn mit Brod und Fleisch, und lieblichen Weins in den Krügen.

Sie versäumen daher selten eine Gelegenheit sich diesen Genufs zu verschaffen, und solche Mahlzeiten sind an gewissen Tagen eben so zur Gewohnheit geworden, als der Osterfladen manchen deutschen Familien. Das heutige Souper wird durch den Nachklang der Faschingsfreuden besonders munter. Alle Scherze werden nun wiederholt, alle Masken noch einmal durchgegangen, die geheimen Anekdoten aufgesammelt, um sie gelegenheitlich zu verbreiten. Die während der vergangenen Tage gemachten Bekanntschaften werden jezt gestempelt, und jede Familie ist gewifs, einen neuen Hausfreund diesen Abend bei sich zu sehen. Niemand denkt noch der traurigen Fastentage, die da kommen sollen, ausser der Wirthin, die ihre Gäste zum Essen ermuntert, auf dafs die zwölfte Stunde ja keinen fetten Broken mehr finde. Eine solche

mahnung bringt jedesmal eine Pause von
igen Minuten hervor, in denen man nur
e Kauenden hört, aber sogleich wird es
eder, laut, und über den neuen Scherzen
das wohlgemeinte, allgemein gebilligte
rbot wieder vergessen.

Aber mit Einemmale

Von dem Dome
Schwer und bang
Tont die Gloke,

e an Ertödtung des Fleisches, an das ernste:
lles mufs zu Staub und Asche werden! erin-
rt.

Nicht religiöse Gedanken, aber die unan-
enehme Betrachtung, dafs die Freude nun
n Ende habe, die vierzig traurigen Tage
eginnen, bringen eine ernste Stimmung her-
or, welche für den unbefangnen Zuschauer
n höchsten Grade lustig ist. Sie sizen eine
eit lang stille da. Einer sieht den Andern
ndlich an, sie lachen noch einmal alle über

den gegenseitigen Ernst, und wünschen einander gute Nacht.

Man geht stille und leer zu Bette: aber das noch fortdauernde Läuten der Gloken, die Bettler, welche auf den Strafsen herumrufen und den guten Christen rathen, doch ja alle noch übrigen fetten Broken von sich zu werfen — verursachen eine so unangenehme Störung des Schlafs, dafs sich der ermüdete Geist nicht einmal durch die Rükerinnerung an die vergangenen Freuden mehr erquiken kann.

Und so sind die frohen Tage nun auf einmal zu Ende, und ich wäre wohl in Versuchung auch mit einer Fastenpredigt zu schliessen. Da ich mir aber vorgenommen habe, Ihnen in meinem nächsten Brief zu zeigen, dafs auch die Fastenzeit in diesem Lande der Freude ihre Freuden hat, so lassen Sie mich hier schliessen u. s. w.

Livorno, den 30. April 1802.

Ecclesia non sitit sanguinem.

Mein voriger Brief enthielt das Versprechen, Ihnen mit nächstem etwas über die Fasten zu sagen. Ich thue es jetzt um so lieber, da diese Zeit eben vorübergegangen ist, und die Bilder derselben mir noch ganz frisch im Gedächtniſs stehen. Fürchten Sie nicht, daſs es mir für diesen Brief an unterhaltendem Stoff fehlen werde; denn in diesem Lande sind Religion, Lebensgenuſs und Spiele so fein verbunden, daſs man kaum eins ohne das andre geniessen kann; und sogar die ernstesten Pflichten der ersten haben durch die leztern eine so freundliche Seite gewonnen, daſs man sich gar nicht wundern darf, wenn selbst die Aufgeklärtesten sich nicht von der Beobachtung derselben lossagen.

Diese vierzig Tage sind, wie Sie wissen, durch den Geist der ursprünglichen Einrichtung, der Abgezogenheit, Traurigkeit und Busung bestimmt. Die Zahl Vierzig spielt überhaupt in den Religionsurkunden eine bedeutende Rolle, und wenn die Sündfluth, die den Niniviten zur Sinnesänderung gegebene Frist, die Fastenzeit des Moses auf Sinai, oder des Propheten Elias, vierzig Tage, und die Irreise der Israeliten in der Wüste sogar vierzig Jahre dauerte, so glaubte die Kirche nur wenig zu thun, wenn sie ihren Gliedern nicht länger zu fasten befahl, als es sich jene heiligen Männer selbst gefallen liessen. Gregor der Grofse that daher sehr gelehrt, von sechs und dreifsig Tagen, wie es vor ihm war, die Fastenzeit auf die runde Zahl von vierzig zu setzen, welche derselben auch noch heutzutage in der italienischen Sprache den Nahmen Quaresima gegeben hat.

Einen grofsen Kontrast mufsten die Fa-

schings- und Fastentage gegen einander machen, wenn man nicht so gut dafür gesorgt hätte, dies zu verhüten. Mehrere Wochen der ausgelassensten Freuden und Vergnügungen, sich an vierzig Tage der Stille, Abgezogenheit und Kasteiung unmittelbar anschliessend, dürften in der Seele des guten Christen eine sonderbare Verwirrung hervorbringen. Wenn ihm die Religion erst die ausschweifendsten Ergüsse erlaubt, und die Gränzen der Mafsigkeit so nachläfsig vorgezeichnet hat, so mufste das, den Zeiten der Freiheit folgende Nachdenken über seinen Gemüthszustand, nichts als quälende Zweifel über die Erfüllung seiner Pflichten hervorbringen, wenn ihm eine Religion auch nicht beschwerlich däuchte, welche, wie eine launische Göttin, bald Freude bald Trauer ausspendet.

Aber von alle dem ist nichts erfolgt. Lassen wir es noch dahin gestellt sein, ob es die Religion selber, oder der heitere, witzige

Geist der Nazion ist, welche der Fastenzeit ihre so ganz eigene Richtung gegeben hat. Hören Sie mir zu, was ich bemerkt habe.

Der, dem Karneval unmittelbar folgende erste Tag der Fasten ist vielleicht der traurigste unter allen. Bis tief in die Mitternacht hinein wurden die Schmausereien der fetten Zeit gedehnt, und die Frohlichkeit und der Gedanke an die magern Tage hat Manche in der leztern Nacht über die Gränzen der Mäfsigkeit hinwegstolpern lassen. Man begegnet an diesem Tag Vielen, welchen man die Ausschweifungen der vergangenen Nacht deutlich im Gesicht liest, und da der Aschermittwoch in Sak und Asche sich zu kleiden befiehlt, so ist es auch den Künsten der Toilette verboten, die Spuren der lezten Ausschweifungen zu verbergen. Wirklich ist dies vielleicht der einzige Tag im Jahr, der die Geheimnisse des Puztisches in den bleichen, wüsten Gesichtern ausplaudert, welche

einem heute begegnen. Die Religion treibt alles nach den Kirchen, um das Symbol dessen, was der Mensch war, ist und sein wird, zu empfangen. Manche, die sich gestern blühend gesehen haben, erbliken einander nun auch wirklich welk, und haben kaum den Muth, sich in die Augen zu schauen — so stark werden sie an die Hinfalligkeit ermahnt.

Die französischen Truppen nehmen sich unter der jezigen Regierung viele Freiheiten heraus, und sie wagten es schon zwei Jahre hinter einander, den heiligen Aschermittwochstag zu entweihen. In einem langen Zug, voraus mit ihrer Musik, durchzogen etliche und funfzig die Strafsen. Sie waren alle schwarz gekleidet, mit langen Flören behangt, und umringten den Sarg, in welchem ein ausgestopfter Popanz lag, der den abgeschiedenen Karneval vorstellte. Vor dem Sarg giengen Priester und Fakelträger einher,

und alle fullten die Zwischenräume, in welchen die Musik schwieg, mit Gesängen aus, die denen der Brüderschaften bei ähnlichen Begebenheiten nachgebildet waren. Den ganzen Zug führte ein Marschall an, mit seidenen Unterkleidern, einem Federhut und Stok und Degen, und machte, wieder ächt royalistisch, die Honneurs der Trauergesellschaft. Nachdem sie so, zum grofsen Aergernifs der guten Christen, die ganze Stadt durchzogen waren, sammelten sie sich auf den grofsen Plaz, machten ein Feuer an, und verbrannten den Karnevalspopanz unter traurigen Gesängen. Mancher Italiener sah höhnisch lächelnd zu, und erinnerte spottend an die Zeit, wo die nehmlichen Soldaten, auf der nehmlichen Stelle, noch lächerlichere politische Spiele um den Altar der Freiheit, aber mit ernsthafterem Gesichte, getrieben hatten, als heute. Dieser Spafs, obgleich ehmals, und wohl heutzuage noch, in allen Pro-

vinzialstädten Frankreichs getrieben, und so unschuldig er an sich ist, war doch die gröbste Verhöhnung der Gesetze des Landes, welche an diesem Tage alle Masken, und selbst während des Karnevals, jede derselben strenge verbieten, die nur die geringste Anspielung auf gottesdienstliche Gebräuche enthält.

Der erste Samstag der Fasten wird auf eine ganz eigene Weise gefeiert. Am Abend desselben wird noch in manchen Häusern zur Reminiszenz des Karnevals getanzt, und wenn dies auch nicht der Fall ist, so werden doch wenigstens die Freunde und Bekannten zur rottura della pentola eingeladen.

Dieses Gesellschaftsspiel ist eines von denen, die durch lebhaftes Gelächter, worin sie die Spielenden und die Zuschauenden erhalten, unter denselben eine unwiderstehlich muntere Laune verbreiten. Wenn sich die ganze Gesellschaft versammelt hat, so wird

sie in das Zimmer geführt, in welchem die Anstalten zur diesmaligen Unterhaltung gemacht sind. Diese bestehen in einem oder zweien, wo möglich etwas grofsen, irdenen Topfen, welche an der Deke des Zimmers aufgehängt sind. Sie sind gefullt — aber mit was? Das ists, worauf die Neugierde der ganzen Gesellschaft sich heftet. Man verbindet einem Gliede derselben die Augen, und führt es dann, um die Spur zu verlieren, einigemal im Kreise herum. Nun läfst man es frei, und es darf mit einem ihm in die Hand gegebenen Stok etwa drei Schläge in die Luft thun. Diese gelten den Töpfen. Allein es geschieht nicht selten, dafs eine oder mehrere Stunden lang so fortgespielt wird, und nach und nach die ganze Gesellschaft an die Reihe kommt, ohne dafs einer trift. Gelingt es endlich, so zerbricht der Topf, und schüttet sein Eingeweide über den Schlagenden aus. Dies besteht gewöhnlich

bei dem einen aus Konfekt, oder einem niedlichen Vogel, oder Blumensträussen, bei dem andern aber aus Wasser, oder Sand, oder gar nichts. Wer nun das Glük hat, den ersten, den Glükstopf, zu treffen, ist Sieger, und hat die Freude, die Gesellschaft mit seinem Gewinn zu beschenken; wer den zweiten trift, der wird tüchtig begossen, und mufs alsdann noch irgend eine Strafe, oder wohl gar die Zeche bezahlen. Die Aufmerksamksit der Gesellschaft ist beständig auf die Töpfe gerichtet. Die Erwartung, wenn der Stok erhoben wird, wenn er ihnen nahe ist, wenn er schlägt, wenn er trift, wenn er fehlt; die Scherze, womit man den Spieler irre zu leiten sucht; der Spott, womit die Taufe begleitet wird; die Freude, wenn er den Glükstopf gewinnt — alles dás macht diese Unterhaltung zu einer der lustigsten, die ich kenne.

Sie sehen, dafs dieses und andere Spiele der

Art nur für den Kreis häuslicher Freuden bestimmt sind. Auch dieser Spaſs hat seine mystische Bedeutung. Die Töpfe sind die Fleischtöpfe, welche hier mit gleichem Nuzen zerbrochen werden, wie man einen Verbrecher im Porträt an den Galgen hängt. Die vierzig Tage hindurch soll der Christ nicht einmal Fleisch essen können, wenn er auch schon wollte. Da man aber in neuern Zeiten diesen Zwang zu beschwerlich oder unnöthig gefunden, und die eigentlichen Fastentage nur auf einige wenige eingeschränkt hat, so ist diesem Spiel freilich sein ursprünglicher Zwek verloren gegangen, wenn es gleich dafür desto lustiger geworden ist. Wenn im Karneval die Bande der gesellschaftlichen Ordnung und der Zwang der Stände aufgelöst ist, so hat die Sitte dafür gesorgt, in der Fastenzeit die kleinen Familienverbindungen enger zusammen zu ziehen, und der Freude eine minder rauschende Richtung zu

geben. Sie werden in der Folge dies noch deutlicher sehen, wenn Sie hören, wie selbst der Gebrauch des Cicisbeats an gewissen Tagen aufhört, und der Ehemann völlig in die Rechte des Gatten eintritt.

In die Fasten fallen eine Menge von Feiertagen. Schon jeder gemeine Tag nähert sich diesen durch die stärkere Verpflichtung, die Kirchen zu besuchen; und da in Italien Kirchen eben so gut, als Theater, zu Berührungspunkten der Gesellschaft dienen, so ist der kirchliche Zwang eben nicht so beschwerlich, als man glauben sollte. Wenn man den Besuch der heiligen Oerter auch nicht als einen günstigen Vorwand des Müssiggangs betrachten will, so giebt er doch dem schönen Geschlecht das Recht, sich jeden Tag zu puzen, um nicht in unwürdigem Gewande vor dem Heiligsten zu erscheinen.

Der gute Ton gebietet den Frauen der vornehmern Stände hier des Vormittags die

Kirchen zuebesuchen. Die Geschäftigkeit der Männer befreit sie von der oft sehr beschwerlichen Begleitung des Cicisbeo, und manche mag diese Zeit zur Anspinnung neuer Verhältnisse benuzen. Man geht in die Kirche, steht, sezt sich, kniet, wo man will, und das bunte Gemische der Betenden, Singenden, Schlafenden, Kommenden, Gehenden, sezt über die Gefahr hinweg, dafs ein feuriges Augenspiel, ein verstohlener Händedruk, ein heimlich zugeschobenes Billet, beobachtet werden könnte. Und braucht man denn gerade in die Kirche zu gehen, wenn man unter diesem Vorwand das Haus verläfst? Kann die Religion nicht zum Dekmantel einer andern Göttin dienen, welche man in reinerem, höherem Sinn ihre Schwester nennen darf?

Die Zeit der Fasten hindurch wird in allen Kirchen gepredigt. Schon dieses ist ein seltenes, und darum neues Schauspiel. Da

weder Pflicht noch Herkommen einen nöthigen, vom Anfang bis zum Ende auszuharren, so geht man gern in die Kirche, um sich da Wahrheiten sagen zu lassen, von denen man sich eben nicht so sehr beschwert fühlt. Die ausdruksvolle Körpersprache eines italienischen Predigers, das Feuer, mit dem er gewöhnlich spricht, die starken, häufig übertriebenen Beschreibungen, welche er macht, die unterhaltenden, oft romanhaften Legenden, die er erzählt, versezen, die Weiber besonders, in eine angenehme Rührung und Wehmuth, welche ihnen eigentlich Wonnethränen entlokt.

An den Feiertagen erscheint die Religion wirklich als eine freundliche Göttin. Die Sitte hat die lieblichsten Bilder eines frühern, unschuldigern Menschenalters an sie angeknüpft, und die Feier der Kirche zu einem reizenden Spiel gemacht. Die sogenannte mezza Quaresima, der mittelste unter

den vierzig Tagen, hat besonders für den Pöbel und für die Kinder viel Belustigendes. Mit Leitern, die sie einander auf den Rüken mahlen, oder von Papier ausschnizeln, treiben sie den deutschen Aprilspässen ähnliche Scherze, und der St. Josephstag wird besonders munter durch den festlichen Puz, in welchem jede Strafse, jedes Haus erscheint. Ueberall sind Heiligenbilder aufgehängt, auf den Strafsen selbst kleine Altäre errichtet, auf welchen den Heiligen zu Ehren, wenn schon keine Hekatomben, doch bescheidne Blumensträusse duften. Ueberall sizen sogenannte povere vergognose, Weiber, die sich des Bettelns schämen, und um nicht erkannt zu werden, sich in weisse Bettlaken einhüllen. Solcher vornehmen Bettlerinnen findet man in den Hauptstrafsen ganze Reihen, welche in der Entfernung an die in Steine verwandelten Seriphiden erinnern. Man glaubt am heutigen Tage gröfseres Recht zum Betteln

zu haben, als sonst, und Kinder, die sich sonst nie dazu brauchen lassen, nehmen ein Tellerchen mit einem Blumenstrauſs in die Hand, und umringen einen mit einem: mi dia un quatrino per San Giuseppe (geben Sie mir doch einen Pfenning um des heiligen Josephs willen), nicht per l'amor di Dio (um Gottes willen), in dessen Namen sie sich doch zu betteln schämen würden. Wie der heilige Joseph zum Ruhm eines so groſsen Blumisten gekommen ist, mag er wohl eben so wenig wissen, als ich: aber es duften ihm heute die schönsten Kinder des Frühlings zu Ehren. Vor den Garküchen (osterie), deren man in den italienischen Städten so viele findet, stehen groſse Tische mit reinlichen Tischtüchern, auf denen das Wohlschmekendste, was der Wirth nur zu bereiten versteht, in hübscher Ordnung aufgestellt ist. Zwischen den dampfenden Schüsseln sieht man Blumenkränze, und

die Tulpen, Veilchen und Hiazinthen loken zuerst das Auge, ehe die Nase unwiderstehlich von den duftenden Braten gefesselt wird. Der gemeine Mann mufs an diesem Tage fritelle (eine Art gebakener Aepfel) essen, oder er glaubt, seine Pflicht nicht gegen den heiligen Joseph erfullt zu haben. — Am muntersten wird die Fastenzeit, wie die des Karnevals, gegen ihr Ende zu. Die Religionspflichten werden häufiger und dringender, und wie man dort die Freude nachholt, so thut man es jezt mit der Bufse. Am grünen Donnerstag und Charfreitag mufs ein guter Christ, wenn er comme il faut sein will, schwarz erscheinen, und wenigstens sieben Kirchen besuchen.

Sie sehen, auch diese Religion spielt mit heiligen Zahlen. 40, 7, 3 kommen nicht selten in derselben vor, und ich weifs, dafs manche im Lotto auf diese Zahlen sezen, um mit der heiligen Terne zu gewinnen. Dafs

einem niemand, den man über die Bedeutung der siebenten Zahl fragt, befriedigende und übereinstimmende Antwort zu geben weifs, könnte wohl ein Zeichen ihres Ursprungs aus dem griechischen Alterthum sein, von welchem überhaupt noch so mancher Nachklang gehört wird.

Diese Tage nennt man il Carnovaletto (den kleinen Karneval), auch il Carnovale delle Donne (den Karneval der Weiber), und dies aus keinem andern Grunde, als weil auch an ihnen eine Art von geistlicher Mummerei vorgeht, die vielleicht eben so lustig ist, als die des Faschings. Um sieben Kirchen zu besuchen, welche oft weit von einander entlegen sind, in jeder eine Viertelstunde oder auch mehr zu verweilen, sind zween Tage kaum hinreichend, und die kirchlichen Zeremonien dauren daher bis tief in die Nacht. Alles ist auf den Strafsen, und das Gedränge oft so grofs, dafs man kaum

geben kann. Die Mädchen, welche an diesen Tagen zum Vorschein kommen, überhaupt die Menge gut gekleideter Leute, und der seltene Vortheil, beinahe die ganze Volksmenge eines Orts mustern zu können, loken auch die, welche nicht die Religion treibt, auf die Strafsen. Jene Reisenden, die bei einer nur flüchtigen Durchfahrt durch eine grofse Stadt sogleich über die Schönheit oder Häfslichkeit ihrer Bewohner urtheilen, sollten sich jezt unter die Kirchenthüren stellen, um zu einem gründlichen Ausspruch berechtigt zu sein.

Was diese Tage besonders lustig macht, ist die streng beobachtete Sitte, dafs der Cavaliere servente (den man sonst Cicisbeo nannte) heute den Arm seiner Dame ihrem Gatten überlassen mufs. Die Eheleute kommen sich in diesem Aufzuge selbst so drollig vor, dafs sie jedermann, der ihnen begegnet, anlachen, als ob sie ihn fragen wollten: sieht

das nicht närrisch aus? Und es sezt unter Bekannten unzählige Späße, wenn sie einander, so sonderbar zusammengestellt, sichtbar werden. Der Cicisbeo geht jezt allein, und hat die seltene Freude, auch die übrigen Töchter des Landes mustern zu können, woran ihn bisher die sklavische Aufmerksamkeit auf seine Gebieterin verhindert hat.

In diesen Tagen ersezen die Kirchen die Stelle des geschlossenen Theaters. Jede puzt sich auf ihre eigene Weise heraus, und wenn die eine durch prächtige, geschmakvolle Verzierung der andern den Vorzug streitig macht, so siegt diese durch einen schönen Gesang, oder eine anziehende Zeremonie. Das Fusswaschen und andre dergleichen Spielereien loken die Leute an, und ich kann Sie versichern, dafs man nach so etwas wie nach Taschenspielereien und englischen Reuterkünsten läuft. Symbolische Vorstellungen der Art haben bei dem grofsen Haufen, für den sie

doch zunächst bestimmt sind, alle Bedeutung und Salbung verloren, und er besucht die Kirche, um etwas Schönes und Seltenes zu sehen, und nachher mit den Seinen davon plaudern zu können.

Es kommt einem Fremden, der gar nichts von diesen Religionsgebräuchen weifs, höchst sonderbar vor, wenn er in diesen Tagen jedermann, Männer und Frauen, Vornehme und Geringe, Alte und Junge, an kleinen Haselnufs-Stäben einhergehen sieht. Schon einige Wochen vorher werden ganze Karren voll solcher Stöke in die Stadt gebracht. Sie sind auf verschiedene Weise und meist wie Jakobs seine geschält, mit dem er das bekannte Wunder an seinen Schafen bewirkt hat. Solche Wunder geschehen nun heutzutage, wo es auch nicht so sehr auf die Farbe der Schafe ankommt, nicht mehr; aber diese Stöke haben doch andre wunderbare Kräfte, welche vielleicht denen des frommen Erzvaters

gefehlt haben. Sie werden gewöhnlich des Abends in den Kirchen ausgetheilt, und man klopft mit denselben einigemal auf die Erde, um, wie der gemeine Mann sagt, den Satan oder Judas auszutreiben, nach andern, die Finsternifs zu verjagen, oder durch diese symbolische Handlung die Sünden in die Flucht zu schlagen, oder an die Geisselung Christi zu erinnern. Alles liegt auf den Knien, alle Lichter brennen, und ein einfacher Gesang ertönt, der, nur durch das Summen der ihn begleitenden dumpfen Stimmen der Andächtigen schwach unterstüzt, wirklich einen grofsen Eindruk macht. Die Lichter werden nach und nach ausgelöscht, man theilt die geweihten Stöke aus, und endlich erlischt auch die lezte Lampe, dafs starke Dämmerung herrscht. Nun beginnt der heilige Kampf; und da kein Feind sich zeigt, so hat die Kirche bald den Sieg davon getragen.

Alles dieses geht Abends vor. Die schöne Jahrszeit, das Gedränge, das heilige Getümmel, der nervenreizende Weihrauchduft, die Hize, die verrätherische Dämmerung in den Kirchen, und wenn Sie Voltaire'n glauben wollen, die erhizende Beschaffenheit der Fastenspeisen selbst — alles dieses sind eben so viele Gefahren für die Tugend und Reinheit der Gesinnungen. Ich will nichts davon sagen, wie leicht sich die Andacht in Sinnengefühle verirrt; aber diese Kirchenbesuche haben Folgen, die ich Ihnen nicht einmal nennen mag. Man sieht dieses auch wohl ein, und mehrere Brüderschaften sind so vernünftig, ihre Kirche nur Einem Geschlechte zugleich zu öfnen.

Ein guter Christ bewahrt jene Stöke wohl auf. Der Kampf gegen die unsichtbaren Mächte, welchen sie ausgehalten, und die Weihe, die sie empfangen haben, macht sie auch sonst noch stark gegen andre Feinde.

Man klopft z. B. die Röke damit aus, und ist sicher die Motten zu verjagen und kein Loch hinein zu machen. Auch die Schläge, welche ein Vater seinem Sohn damit giebt, haben eine fruchtbarere Wirkung, und treiben unwiderstehlich zur Besserung, ungeachtet sie nicht so sehr schmerzen, wie profane Stöke.

Diese grofse Bewegung aller Bewohner der Stadt gegen die Kirchen ist eine goldene Zeit für die Bettler. Alle rottiren sich in diesen Tagen in die Städte, und kampiren in den Strafsen in den sonderbarsten Gruppen und den verschiedensten Stellungen, die sie ein körperliches Gebrechen nur immer zu nehmen zwingt, oder ihnen ihre List angegeben hat. Auf neue Formeln, das Mitleid des Nächsten zu rühren, haben sie sich besonnen, und mancher, der eine ganze Predigt oder einige Verse auswendig gelernt hat, wohl gar selbst improvisirt, versammelt ein

aufmerksames Publikum um sich, und wuchert nicht unglüklich mit seiner Beredsamkeit. Ein andrer konnte durch den, einen ganzen Vormittag wiederholten Zuruf: oh, che bell' orazione, che vi voglio fare! (o welche schöne Rede will ich euch halten!) niemand zum Stehen bringen, ausser etwa ein altes Mütterchen, dessen schlaffes Trommelfell durch die fürchterliche Stimme des Kerls getroffen wurde. Er versprach aber seine Rede in einem fort, und begann sie niemals.

Auch die angesehenen Bürger der Stadt stellen sich in diesen Tagen an die Kirchen, und betteln Beisteuern, die zu verschiedenen, oft guten Zweken verwendet werden. Einem solchen Mann kann man aber weder ein Almosen abschlagen, noch ihn mit einer Kleinigkeit abfertigen. Die Kirche, welche an vielen Orten schöne junge Mädchen zu diesem Dienste braucht, hat es auch hier nicht

übel eingerichtet, und das Mitleid gegen die Armen noch durch andere Mittel zu rühren gewufst, als blos durch die unwirksamen, welche die christliche Moral anwendet.

Am Ostertage geht endlich die Freude wieder an. Der Erlöser mufste schon am Sonnabend aufstehen, damit dieser Tag doch ja durch keine traurige Erinnerung gestört würde; denn dies ist ein grofser Schmausetag, der aber auch wieder sein Unterscheidendes hat. Jede Familie ifst heute allein; niemand nimmt Gäste und Einladungen an, und jeder mufs am eigenen Heerd das Osterlamm verzehren, welches heute auf keinem Tische fehlen darf. So köstlich die Fastenspeisen auch immer waren, so schmeken diese profanen Bissen doch wieder ganz vortreflich, und es ist eine freundliche Ahnung der Dinge, die da kommen sollen, am Vorabende die Strafsen und Pläze zu besuchen, wo die Buden und Tische mit verkäuflichem Mundvor-

rath stehen. Sie sind auf die lokendste Weise herausgepuzt, und Kunst und Natur müssen alles dazu beitragen, um auch dem schmuzigsten Käse- oder Fischladen eine erfreuliche Ansicht zu leihen. Schinken und Würste sind mit Lorbeern bekränzt; unter keuschen Myrthen lachen vollwangigte Parmesankäse hervor, und Salme und Lachse werden noch durch Blumen und üppige Kräuter vergöttert. Bilder aller Art, mit Lichtern in der Hand, stehen unter den Proviantvorräthen, und ich werde es nie vergessen, wie drollig ich mit Freund B... einen Muselmann fand, welcher, mit einer Wachskerze in der Hand, über Kapaunen und Schnepfen hingaloppirte.

Man wünscht sich glükliche und vergnügte Feiertage, und Freunde und Bekannte gehen, von einander die Sportellina (das Körbchen) zu fordern. Dieses besteht in einem Kuchen von eigener Form, in welchem ein Ei mit der Schale hineingebaken ist. Damit

beschenkt man heute einander. Die Sitte ist an sich schon lustig; aber sie wird es noch weit mehr durch die zweideutigen Scherze, zu denen das Herkommen und die einmal angenommene Aehnlichkeit der Sportellina mit dem, was nach Pythagoras den Bohnen gleichen soll, Anlafs geben. So gewissenhaft, wie der gute alte Filosof, ist man aber gar nicht, und läfst sich die Sportellina nur um so besser schmeken, je einleuchtender man diese Aehnlichkeit findet.

So wie der frohe Karneval in den traurigen Aschermittwoch endet, so schliefst sich die Fastenzeit an den heitern Ostertag. Ausser dem schönen Himmel und der milden Jahrszeit, werden die fröhlichen Feste noch durch den Stempel der Kirche zu Tagen des lauten Lebensgenusses bestimmt. Das geschlossene Theater öfnet sich wieder, und wie man zu seinen gewohnten Beschäftigungen zurükkehrt, so findet man auch die gewohnten

Erholungen wieder. Meine künftigen Briefe über den Zustand der Religion werden Ihnen noch mehr über kirchliche Gebräuche, und besonders über den Einfluſs derselben auf die sittlichen Verhältnisse der Nazion sagen. Für jezt leben Sie wohl!

Livorno, den 15. Juni 1802.

Sie wissen wohl schon, mein Freund, dafs das Improvisiren in Italien zu einer Art von Gewerbe geworden ist, das seinen Mann leidlich nährt. Wer es in dieser Kunst zu einiger Fertigkeit gebracht hat, und sich des Erwerbs nicht zu schämen Ursache hat, reist im Lande umher, und läfst sich in vornehmen Privatzirkeln und auf dem Theater hören.

Dieser Tage hatte ich das Glük, einer solchen Szene beizuwohnen. Der Rhapsode war ein Venezianer, Namens Luigi Roselli, und noch sehr jung. Er wird für einen der besten der gegenwärtigen Improvisatoren Italiens gehalten. Durch eine sehr viel versprechende Ankündigung hatte er das Publikum in das Theater eingeladen. Ich gieng auch hin.

Erst liefs er, nach Art der Virtuosen, lange Zeit auf sich harren. Erwartungsvoll safsen die Zuhörer vor dem geschlossenen Vorhang, vor welchem nur ein roth überzogener Tisch stand, auf dem zwei Lichter brannten. Endlich erschien eine lange hagere Figur in schwarzer Kleidung. Sehr gravitätisch stellte sie sich, und machte ihre Verbeugung. Dann nahm sie den Stuhl, sezte ihn bald auf diese, bald auf jene Seite des Tisches, bis er endlich auf dem Plaz stand, wo die Pythia ungefähr ihren Dreifufs hingestellt haben würde, wenn sie eine recht schwere Orakelfrage hätte lösen sollen.

Nun sizt er, schneuzt sich, wischt sich ab, macht an der Halskrause, und schaut in die Höhe nach den Logen umher, als ob er in einer derselben seine Muse suchte. Dann nimmt er die auf dem Tisch liegenden Papiere, worauf die Thema's zum Gesang geschrieben, und welche vorher von Einzelnen

aus der Gesellschaft eingereicht worden sind. Er liest sie alle ab; es sind ihre zehn bis zwölf, und verspricht eines um das andre abzuthun.

Die Musik fängt an. Wieder das nehmliche Umherschauen, das wilde Zupfen an der Weste, dithyrambisches Räuspern, und endlich völlige Ruhe. Er beginnt. Noch sizt er auf seinem Stuhl. Mit Ruhe hatte er angefangen. So wie er ins Feuer kommt, erhebt er sich mit Ungestüm.

Und ein Gedräng der Worte wie stöbernde Winterflocken strömt ihm vom Munde. Sein Händespiel wird heftiger, seine Miene bald selbstgefällig, bald wild. Am Ende sinkt er, wie erschöpft, auf den Stuhl zurük, beginnt aber schnell wieder ein neues Thema.

Seine Stimme war nicht unangenehm, und sein Gesang von einer Violin begleitet. Vorher hatte das ganze Orchester die Melodie gespielt. Sein fast unaufhörliches Lächeln

war nicht gefällig, sein Händespiel arm und unbedeutend. Im Ganzen zeigte er wenig dichterisches Talent; denn seine Thema's waren die alltäglichsten, und von ihm nichts weniger, als von einer neuen Seite aufgefaſst: überflüssige Wiederholungen, die Reime zu füllen, und sogar wenig Sprachreichthum. Ein Niesen, ein Husten, ein Augenglas von einem im Parterre führte ihn häufig zu einer Abschweifung, die er aber nie durch eine komische Wendung mit seinem Gegenstand in Verbindung brachte. Der Gang der Erzählung war immer genau der der Geschichte. Kein kühner Hineinflug und sogleich hinreissende Mahlerei. Nur die beständige Progression der Begebenheit, und nie ein poetisch gemahltes Hinhalten derselben.

Venus und Mars im goldenen Neze, so wie die Frage: ob der Zufall, oder die Einbildungskraft der Mütter mehr Antheil an der Bildung des

Kindes hätten? — waren zwei Thema's, die vor einem grofsen Publikum mit Delikatesse behandelt sein wollten. Aber der Schleier, welchen er über die beiden Ertappten zog, war eben so durchsichtig, als Vulkan's Nez, und das Gelächter des Publikums eben so stark, als das unauslöschliche Lachen der unsterblichen Götter. Beim zweiten Gegenstand dekte er vollends die geheimsten Geheimnisse der Menschenentstehung ohne Rükhalt auf, und nannte Worte, welche man nur auf der Anatomie ohne Erröthen sagt. Das Thema wäre der feinern Satyre sehr willkommen gewesen, und statt die verschiedenen Erklärungsarten der Zeugung, wiewohl oberflächlich genug, anzugeben, wie er that, hätten ein paar tüchtige Peitschenhiebe des Spottes weit besser geklungen.

Cäsars Tod, Hero und Leander, die verlassene Dido — waren hundertmal gesungene Gesänge, denen er es doch nicht

an Plattheiten fehlen liefs. Die zu barbare Skansion seiner Verse und die häufig übelpassende Melodie verhinderten aber doch nicht, dafs man nicht gerne zugehört hätte. Solche Gedichte, welche im Lesen kaum genieſsbar sind, gewinnen, wie manche Schauspiele, durch die Aufführung, und erweken wirklich das Vergnügen, welches die guten zum Zwek haben.

Ein Sonett in rime obbligate über Mucius Skävola's Heldenthat gegen Porsenna, dessen Endreimen aus dem Gemeinsten bestanden, was der Livorneser Pöbel ersinnen kann, gerieth ihm nicht übel, ob er gleich dem Reim zu lieb den Skävola, statt mit einem Dolche, mit einem Stokfisch auf den Porsenna losgehn, und ihn seine Hand, statt sie über ein Kohlenbeken zu halten, in eine Schüssel voll brühend heisser Kreme tauchen liefs.

Dieser und andre sehr gerühmte Improvi-

satoren, welche ich in Italien gehört habe, vergröfserten meine Achtung für diese Kunst eben nicht sehr. Sie ist keine Poesie, sondern eine blofse Fertigkeit, eine Ausartung des Wahren und Schönen, wie sie in einem Zeitalter gewöhnlich ist, welches beide verlohren hat, audax negotium et impudens, wie es Cicero schon genannt hat.

Auch in Italien sind die Besten dieser Meinung. Es hat mich sehr gefreut, was der Graf Gozzi in seinen Memoires über diese Kunst gesagt hat. Er trieb sie selbst, hatte die gröfsten Meister gehört, und Sie werden mir es danken, wenn ich Ihnen seine Meinung hier abschreibe.

„Ich lernte ein Bischen auf der Guitarre klämpern," sagt er, „und sang in den Erholungsstunden, mit meinem Bruder wetteifernd, Reime aus dem Stegreif, mit alle der Kühnheit, welche zu einem Geschäft nöthig ist, das die Menge wie ein Wunder anstaunt."

„Ich widerstehe meinem Wunsche nicht, ein paar Worte über dieses Wunder zu plaudern. Meines Bedünkens beweisen diese Volkshaufen, welche mit offenem Munde um einen Improvisatore stehen, nichts anders, als dafs die Poesie, bei all der wenigen Achtung, die sie genieſst, denn doch die grofse Gewalt über Köpfe und Herzen ausübt, welche man ihr gewöhnlich abspricht."

„Man sagt, Cristoforo Altissimo, ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, habe sein grofses Gedicht in Oktaven aus dem Stegreif gemacht, und so, wie wir es in einer sehr seltenen Ausgabe besizen, sei es ihm nachgeschrieben worden."

„Ich habe dieses alte Gedicht gelesen; aber in einem Ozean von Oktaven fand ich nur wenige, welche des Namens Poesie würdig sind, ob es gleich wahrscheinlich ist, dafs er nachher noch daran gefeilt hat."

„Ich habe verschiedene der berühmtesten

Dichter und Dichterinnen dieser Gattung selbst gehört, und wohl bemerkt, dafs, wenn man die Fluth von Versen, die sie mit brennendem Gesicht zum Erstaunen ihrer Zuhörer von sich sprudeln, aufschriebe, sich niemand finden wurde, der die Geduld hätte, nur den zwanzigsten Theil davon zu lesen."

„Zuweilen sind die Improvisatoren gelehrte Leute, welche im Stand sind, über die tausend Fragen, die man ihnen vorlegt, gut zu sprechen. Würden sie das noch so vortrefflich in Prosa thun, es hörte ihnen keine Seele zu. Um eine grofse fanatische Menge um sich zu sammeln, müssen sie die Bilder und Gedanken, wie sie ihnen in den Kopf kommen, schnell und in schlechten Reimen, die oft nichts als ein sinnloses Wortgetön sind, von sich stofsen: denn die Menschen laufen dem Wunderbaren nach."

„Wollte ein Mahler die Unverschämtheit und den Betrug unter der Maske der Poesie

darstellen, so wüfst' ich ihm nichts besseres zu rathen, als einen Improvisatore mit aufgerissenen Augen, mit den Händen in der Luft fechtend, und von einer Menge umgeben, zu zeichnen, welche ihm mit staunenden Gesichtern zuhört."

„Aus blofser Höflichkeit werde ich mich daher vor den Lorbeerkränzen büken, welche man auf dem Kapitol dem Cavalier Perfetti *),

*) Er war von Siena gebürtig, und wurde 1725 auf dem Kapitol gekrönt. Die nehmliche Auszeichnung genofs die Maddalena Morelli von Pistoja, bekannt unter dem Arkadischen Namen Corilla, im Jahr 1776. Von dem ersten macht Goldoni in seinen Memoires (T. IV. S. 96.) grosses Wesen. Von den Gedichten der Corilla giebt es mehrere Ausgaben. Auch die der Sulgher Fantastiri zu Florenz, welche, so viel mir bekannt ist, noch lebt, sind in der genannten Stadt gedrukt worden. Den grofsten Ruf aber besizt gegenwärtig Gianni, dessen Werke gleichfalls im Publikum erschienen sind, und die Dichterin Landettini.

der Corilla und Andern aufgesezt hat. Aber von Herzen beuge ich mich vor dem Kranze eines Virgils, Petrarka's, Ariosto's und Tasso's."

„Die Herren Arkadier werden lachen, wenn ich einen Improvisatore aufühte, den ich gekannt, und unzählige Male gehort habe. Aber ich wurde eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich es nicht thäte, und nicht zugleich das Bekenntnifs ablegte, dafs er der Einzige ist, den ich Wunder wirken sah."

„Er spielte die Guitarre sehr gut, und sang in allen möglichen Silbenmafsen unserer Sprache, ohne die Worte, Clio, Plettro, Rusceletto, Zefiretto unaufhorlich zu bringen. Sein Gesang war mehr ein vertrauliches Gespräch, nicht laut, sondern sanft, reich an schonen Bildern, natürlichen, lebhaften und feinen Gedanken."

„Er improvisirte aber immer im venezianischen und paduanischen Dialekt — weitere

Ursache zum Lachen für die Herren Arkadier."

„Einst sang er in Gegenwart von zween Todfeinden über das: Liebet eure Feinde, und über den Tod eines seiner Freunde. Die ganze Versammlung löste sich in Thränen auf, und die zween Todfeinde versöhnten sich."

„An solchen Wirkungen erkenne ich den wahren Poeten. Den zähl' ich unter die, welche für die Unsterblichkeit dichten. Den krone ich auf meinem Kapitol."

„Der Herr Giovanni Sibilato, Bruder des berühmten paduanischen Professors dieses Namens, ist der Mann, von dem ich spreche."

Sie sehen, wie Gozzi diese Kunst ansieht, wenn er gleich am Ende durch seinen Freund Sibilato mit ihr versöhnt scheint. Und wirklich kann man ihr die Bewunderung als Fertigkeit nicht versagen. Manchmal lassen sich zu gleicher Zeit zween solche Dichter hören,

welche in Wechselgesängen einander zu übertreffen suchen. Zuweilen ruft während des Gesangs einer der Zuhörer ein Wort aus. Der Dichter läfst sich dadurch nicht unterbrechen; er fährt ruhig fort, mufs aber sein Gedicht mit dem genannten Worte endigen.

Lassen Sie mich noch einiges über das Dichterwesen in Italien überhaupt sagen. Es ist so weit mit der Poesie gekommen, dafs mehrere vorzügliche Schriftsteller die gänzliche Verbannung derselben gewünscht haben, weil in ihr der Bildungseifer der Jugend zu Grund gehe. Und sie haben wahrlich nicht unrecht; denn die Wuth Sonette und Rime obbligate zu verfertigen, ist so grofs, dafs keiner in diesem Lande leicht auf Bildung Anspruch macht, der nicht diese poetischen Spielereien zur Hauptangelegenheit seines Geistes erhoben hat.

Denken Sie: man zählt in Italien zum

wenigsten zweimalhunderttausend lebende Dichter. Die fünf und siebzigste Seele in Italien ist also eine Dichterseele: welch ein lustiges Leben, werden Sie sagen, muſs es in diesem Italien sein!

Trösten Sie sich indeſs. Das Publikum erfährt von diesen stillen Freuden wenig, so viel sich auch der arme Dichter auf seinen Ruhm einbildet. Es giebt da keine poetischen Findelhäuser, keine so gefälligen Almanache und Zeitschriften, in welchen diese Frühgeburten ausgesezt werden. Ist der Dichter wohlhabend, so widersteht er freilich selten der Versuchung, eine Sammlung seiner Gedichte auf eigene Kosten zu veranstalten, und er hat gewiſs ein paar Freunde, welche ihn in eigenen Lobgedichten mit Homer und Virgil vergleichen. Aber von diesem neuen Virgil wissen nur seine Vettern und Basen. Selten überschreitet sein Ruf die Markung der Vaterstadt, und auch in dieser lesen

ihn nur die, welche täglich bei ihm zu Mittag essen.

Die häufigsten Veranlassungen zum Druk von Gedichten sind Heirathen, Taufen und dergleichen. Da wird manchmal viel typographischer Luxus aufgewendet, und Bodoni's Presse hat schon mancher Ephemere dieser Gattung zur Ehre verholfen. Hören Sie darüber den launigen Zacchiroli in seinen Briefen an Albergati: „Ein andersmal geschieht es," sagt er, „dafs irgend ein unbekannter Thor ein eben so unbekanntes Gänschen zum Weibe nimmt; sogleich sagt ein Dritter in Versi sdruccioli, dafs dieser unbekannte Pinsel und seine eben so berühmte Hälfte die erlauchtesten Personen sind, welche die Welt seit Adam und Eva getragen hat. Er fügt hinzu, dafs ihre schönen Seelen sich auf dem dritten Sterne lieben gelernt, ob man sie gleich nicht mehr als ein- oder zweimal auf dieser Erde gesehen hat; und sein Epithala-

mium endigt damit, daſs er weissagt, wie aus dem liebenden Paar ein Haufen von Helden und Halbgöttern entspringen werde, über die das Weltall staunen müsse."

Ausser diesen, denn doch etwas seltenen Gelegenheiten zu glänzen, sind es sodann die Akademien, in welchen zur Trokenheit der litterarischen Untersuchung immer auch etwas poetisches Wasser gegeben wird. Oft machte mich die Wichtigkeit lachen, welche die Italiener auf dergleichen Possen legten, und mit der sie manchmal ein elendes Sonett zum Gegenstand des ernsthaftesten Gesprächs machten. Doch nie habe ich einen komischern Eindruk empfangen, als in einer Sizung der Arcadia zu Rom. Ein diker Prälat, dessen Gesicht von Fett und Gesundheit glänzte, und dessen Stimme vor lauter Korpulenz ganz heiser klang, deklamirte ein Sonett, welches mit den Worten anfieng:

Vedete, come l'amore m'ha consumato *) u. s. w.

Der Eindruk war auch ganz allgemein. Das lautschallende Gelächter verhinderte den verliebten Dichter einige Augenblike lang fortzufahren, und ich werde den vor Liebe abgezehrten Prälaten nie vergessen.

*) Seht, wie die Liebe mich abgezehrt hat.

Pisa, den 5. August 1802.

Kaum habe ich mich einige Stunden von Livorno entfernt, so mache ich schon Halt, um an dich zu schreiben. Das schöne Land, wo das *si* ertönt, wie Dante sagt, ist aber auch gar zu reizend; und wer aus den abwechslungslosen Gegenden von Livorno kömmt, der weilt gern in diesen lieblichen Thälern des Arno, und schaudert bei Ugolino's Fluch:

So komme bis zu deines Arno Kehlen
Capraja und Gorgona hergerükt,
Dafs du ersaufen mögst mit allen Seelen!

Weil ich dich nun schon einmal unwillkührlich an das Todtenreich erinnert habe, so folge mir lieber in die Propyläen desselben, welche die Pisaner zu einer Zeit, da sie gewifs nicht an das Sterben dachten, mit einer Verschwendung erbaut haben, die ihnen Ehre macht. Ich werde dir für heute nichts weiter

von dieser Stadt sagen, als was ich im Campo santo Bermerkenswerthes gefunden habe: aber bin ich einmal da heraus, so führe ich dich in die lieblichen Thäler des Serchio und am Fuſs der Apenninen bis dahin, wo wir das herrliche Meer begrüſsen. Sollte ich dir in Rüksicht auf die, im Campo santo befindlichen, alten Gemählde zu gelehrt vorkommen, so kann ich dir im Vertrauen wohl sagen, daſs ich manches, vielleicht das Beste, was ich dir darüber sage, meinem Reisegefährten und Freund, dem Mahler Dorſmeister *), zu verdanken habe.

Die meisten Reisenden betrachten die Freskogemählde im Campo santo in antiquarischer Hinsicht. Sie wurden von den ältesten Mei-

*) Er war ein gebohrner Ungar, dessen ganzes Leben eine seltsame Verkettung von Schiksalen war, und starb den 23. Mai 1806 zu Livorno, viel zu früh für die Kunst und für seine Freunde.

stern der italienischen Mahlerei und den Wiederherstellern aller neuern, wie die meisten wähnen, gemahlt, und man belustigt sich, die guten Alten mit ihren Schülern zu vergleichen, und zu bemerken, wie weit und wie schnell die leztern den erstern über die Köpfe weggesehen haben. Aber, wie immer, springt es auch hier bei unserer Untersuchung in die Augen, wie viel leichter es ist, auf halbgebahntem Wege zum Ziele zu gehen, als sich einen neuen zu bahnen. Nur durch solche Meister konnten solche Schüler gebildet werden, und wer die Raphaele und die Domenichino's genau kennt, erinnert sich mancher Reminiszenzen dieser Mahler aus dem Campo santo, die nur zu deutlich beweisen, wie sehr sie die, durch den Farbenglanz und die Grazien der Schüler zu bald in Vergessenheit gekommene Wahrheit dieser Zeichnungen zu benuzen wufsten. Manche schöne Figur, die man den genannten Mei-

stern zu hohem Ruhme angerechnet hat, steht vergessen und schmuklos hier, wo sie Niemand sucht, und Wenige zu finden wissen.

Die Hize war heute ausserordentlich beschwerlich. Wir wufsten nichts besseres zu thun, als uns den ganzen Vormittag in diese Todtenwohnung einschliessen zu lassen, wo wir doch einige Kühlung fanden. Wir hatten daher auch mehr Zeit zu beobachten und zu vergleichen, und giengen beide von Gemählde zu Gemählde, um aus jedem das Beste herauszusuchen. Wirklich waren wir sehr glüklich, und Freund Dorfmeister kopirte hier einige Figuren, die man bei aller Aufmerksamkeit für Raphaele, oder wegen den herrlichen Draperien fur Zeichnungen von dem in den Gewändern unübertreflichen Frate (Bartolomeo) nehmen konnte. Im Ganzen ist die von Benozo gemahlte Seite zuverläfsig die Beste unter allen, und das Vortreflichste, was uns aufstiefs, haben wir hier

gefunden. Die Gewänder sind in diesem, dem Eingange gerade gegenüber stehenden, Gange ganz vortrellich, und oft so leicht und fluchtig wie der Augenblik, hingezeichnet. Besonders befinden sich hier einige Weiber, die nur leicht bekleidet, durch die zart und durchsichtig hingeworfenen Falten so herrliche Formen zeigen, dafs man beim ersten Anblik auf die Vermuthung kommt, diese Kunstler müssen ihre Figuren erst nakt gezeichnet, und denn erst — wie es die Natur uns lehrt — bekleidet haben. Diese Vermuthung wurde uns zur volligen Gewifsheit, als wir einige beschädigte Theile der Mauer, wo sich die oberste Haut derselben abgelost hatte, näher untersuchten. Hier bemerkten wir die Figuren mit Kothel, und mit einer Kühnheit und Festigkeit aufgezeichnet, dafs viel darum zu geben wäre, wenn sich nur die Kartons erhalten hätten. Alle sind hier nakt und nur mit wenigen Strichen — wie

die gröfsten Meister zeichneten — entwerfen, und dann erst die Gewänder mit einigen Zügen angegeben. Diese feine Zeichnung und die schönen Gewänder lassen einen alle die übrigen Mängel vergessen, oder man widmet denselben wenigstens nicht die gehörige Aufmerksamkeit. Weil man aber doch einmal eher durch Darstellung der Fehler als der Tugenden zu nüzen glaubt, so will auch ich dir nicht verbergen, dafs diese Kompositionen die abentheuerlichsten von der Welt sind. Lästig überladen mit Figuren, verrathen sie eine völlige Unkenntnifs der Perspektive, und die entfernten Häuser und Berge stehen auf den Köpfen der Menschen, so wie die entfernten Figuren auf den Spizen der Gebäude. Es sind einige Landschaftansichten darin, die in Gemählden, wo Kartenkönige und Damen die Figuren sind, kaum pafsten, und in dem Fleifs, welcher doch darin sichtbar ist, die Anstrengung der guten Alten zeigen, in der

sie mit der Natur rangen. Sie wollten es mit ihren Farben, besonders mit ihrem lebhaften Grün zwingen, und wufsten nicht, dafs auch die todte Natur plastisch ist, und, wenn sie nicht mit allen ihren tausend optischen Täuschungen erhascht wird, jedesmal unter dem Pinsel entschlüpft.

Von Gruppirung, Haltung und Einheit kann hier nicht die Rede sein, wo die Kunst noch so sauer arbeitete. Die lextere besonders ist so sehr verfehlt, dafs man hier sich ungefähr die Gemählde der Alten denken kann, die eine ganze fortlaufende Handlung auf Einem Blatte darstellten. Auch sind die Karaktere ganz und gar nicht angegeben, und bei der lebhaftesten Handlung sehen die Köpfe einander kalt an. Mir fiel dabei das von Pausanias beschriebene delphische Gemählde des Polygnotus ein, welches in der Geschichte der griechischen Mahlerei eine ähnliche Periode bezeichnet haben mag, wie diese in der

der neuern. Jene Kälte im Ausdruk brachte uns auf die Vermuthung, dafs die meisten Köpfe Porträte sein müfsten, was auch nur zu gewifs ist. Die blonden Haare, welche sie alle haben, beweisen nichts gegen diesen Saz, da man in Freskomahlereien fast niemals reine schwarze Farbe gebraucht, und die braune durchgängig verblichen ist. Eben dieses ist dann auch der Grund, warum sich keine idealischen Köpfe, sondern viele ganz gmeine Gesichter hier befinden. Als Porträte sind manche unter denselben ganz vortreflich, und diese kommen beinahe den alten Freskoporträten gleich, welche man in den Höfen so mancher florentinischen Paläste bemerkt. Vertrauter mit den griechischen Gesichtsformen, wenigstens sie ahnend, war der Mahler einiger Parthien in dem Gange, wo man hereintritt. Denn dieser verräth wirklich einige Kenntnifs der Antiken, die dem sonst weit bessern Benozo gänzlich gefehlt

zu haben scheint. Dafür sind aber auch die Kompositionen auf dieser Seite das Abentheuerlichste, was nur in dem Gehirn einer fiebrischen Phantasie entspringen kann. Andere haben sich schon Mühe gegeben, die Quintessenz davon auszuheben. Ich glaube dir daher genug gesagt zu haben, wenn ich dich versichere, dafs hier aus Dante's Schöpfungen andre hervorgegangen sind, welche sich zu ihnen verhalten, wie dieser Altvater der italienischen Dichtkunst zu seinem anmuthsvollen Nachfolger Torquato Tasso.

In Rüksicht auf die Farben sind diese Mahlereien sehr merkwürdig. Troz ihres hohen Alters sind die rothen, blauen und grünen noch ausserordentlich lebhaft, was man in andern Freskogemählden gleicher Zeiten nicht bemerkt. Besonders ist das Grün daran noch sehr frisch, als ob es eben aufgetragen worden wäre — eine Erscheinung, welche mir mehrere Mahler, mit denen ich darüber

gesprochen habe, nicht zu erklären wufsten. Der Grünspan wird bekanntlich früh vom Kalk verzehrt, und die veronesische Erde, die man dafür gebraucht, ist bei weitem nicht so lebhaft. Entweder hatten diese Männer uns unbekannte Farben, was doch nicht wahrscheinlich ist, oder eine Komposizion derselben, die man verloren hat. Viele der Mahlereien sind mit Schwarz untergemahlt, und der kostbare Ultramarin ist mit einer Verschwendung darüber hergestrichen, welche den lebhaftesten Beweis von den Reichthümern Pisa's in ältern Zeiten abgiebt. Besonders ist dies bei Giotto's Gemählden der Fall, der sein Blau und Grün, wo es nur immer geschehen konnte, anbrachte; da hingegen Cimabue die rothe vorzog, welche die herrschende in den von ihm gemahlten Parthien ist.

So lange, mein Freund, unter den Todten! Vielleicht erzähle ich dir ein andermal mehr vom Campo santo, wenn ich es diesmal nicht

schon zu viel gethan habe. Aber hier drängen sich die Gedanken an die allgemeine Hinfälligkeit zu stark auf, wo Alles, selbst der nahe Untergang dieser schon verwitterten Gemählde, das Grab eines Algarotti und die vielen geleerten antiken Sarkophage, so laut an das Ende des Schönsten und Lieblichsten erinnert. Und doch schwebte um diesen Todesaker der nehmliche Geist, der sich in den Grabmalen der Alten zeigt, und welcher an die Schauer der Zerstörung, die heitern Bilder einer Meleagersjagd, oder die anmuthigste Mythe von Amor und Psyche knüpfte.

* * *

Am Abend machten wir noch einen Spaziergang nach den Bädern von Pisa. Der Weg ist der angenehmste, den man sich nur denken kann. Auf beiden Seiten abwechselnd mit Pappeln, Weiden, Oliven und Maulbeer-

bäumen umgeben, welche durch Guirlanden von Reben festlich zusammenhängen, zieht er sich in unzähligen Krümmungen über die Ebene hin. Links ist ein mit Wasser gefüllter Graben, und rechts fliessen hoch, aber ruhig, die Acque delle Gondole dir entgegen. Zu beiden Seiten eröfnet sich mit jedem neuen Aker eine neue Baumperspektive, welche in munterm Gehölz sich endet. Auf diesem kurzen Wege verdrängt eine schöne Aussicht die andre. Jeden Augenblik krümmt sich die Strafse, und zeigen sich die nehmlichen Gegenstände in einer andern Zusammenstellung. Manchmal giebt ein romantisches Bauerhaus, eine pittoreske Brüke, oder die ferne Ansicht der Wasserleitung von Pisa, der Landschaft ein neues Interesse, welches, plözlich wieder verschwindend, durch ein andres ersezt wird. Näher gegen die Bäder sind an den Ufern der Acque delle Gondole schöne Alleen und Rasensize ausgehauen, und nur an diesen und

den Felswänden, welche, beinahe senkrecht emporsteigend, die Aussicht einschliessen, bemerkt man die Nähe des Orts. Der Weg krümmt sich wieder, und nach und nach hebt sich aus dem Gebüsche ein Haus um das andre einladend empor.

Das Bad hat alle mögliche Bequemlichkeiten. In den Häusern hübsche Zimmer, gute Kaffee's und Billiards, und der Vortheil, seine Haushaltung selbst führen zu können, sind Vorzüge, welche man in Italien kaum erwarten sollte. Aber das Beste sind doch die Gegenden selbst. Die schönen Wege gegen Pisa und Lucca, die lieblichen Ufer der Acque delle Gondole, die benachbarten Berge, die freundlich schattirten Olivenwäldchen, und die grausen Felsparthien lassen einen nie um den Spaziergang verlegen. Jeden Tag kommen Besuche aus den Nachbarorten. Die Freiheit des Plazes, und die Gleichheit der Foderung der Gesundheit und des

Vergnügens laden zur erfreulichsten Geselligkeit ein. Wer seine Brust stärken will, ersteigt die Berge, genieſst die reine Gebirgsluft, und athmet die Wohlgerüche, welche von den tausend Blumen ausströmen. Hierzu noch die Nähe des stillen Pisa's mit seinen Kunstschäzen, des geräuschvollen Livorno's, der prächtigen Certosa, die merkwürdigen Berge mit ihren groſsen Aussichten — ich weiſs nicht was ein Gesunder, was ein Kranker an Leib und Seele mehr wünschen möchte, als, der erste, möglichste Verlängerung seines Aufenthalts, und der zweite, die Erlangung desjenigen Guts, ohne welches kein Erdenglük dem Menschen schmakhaft ist.

Ein andersmal, als ich hier war, bestieg ich den hohen Berg hinter den Bädern. Der Weg war sehr steil, und wurde durch die glühende Hize, welche aus den Felssteinen strömte, äusserst beschwerlich. Aber die herrlichen Gerüche, die aus den unzählichen

Blümchen und Gesträuchen dufteten, der Anblik ihrer vielfachen, so lebendigen Farben, und der Rükblik auf die nach und nach sich mehr und mehr unter dem Horizont erhebende Landschaft, hielt mich hinlänglich für alle Mühe schadlos. Als ich die Spize erstiegen hatte, lag ein grofser Theil von Toskana, wie eine Landkarte, vor meinem Auge.

Gerade am Fufs des Berges unter mir die freundlichen Bäder. Vor ihnen dehnten sich die regelmäfsigen, rings mit Bäumen und Gebüschen umzäunten Felder, welche sich einzeln zwar simmetrisch hinzeichneten, doch sich in vielen verschiedenen Linien näherten, und einander in unzähligen Winkeln begränzten. Mitten durch sie hin zog sich der klare Flufs delle Gondole mit seinen Alleen, und wurde schon in weiter Entfernung zwischen den Wäldern in weiterem regelloserem Bette sichtbar. Links wand sich der langsame Arno hinter dem Berge hervor; vor mir lag

Pisa, weiter hin Livorno, und an des Horizonts Gränze schlofs das Meer Himmel und Erde in seine Arme. Die vielfachsten Farben waren in diesem reichen Gemählde in einander geschmolzen, und es liefs sich keine Nüance des Grünen denken, welche nicht rein und klar hingegossen, oder sanft mit andern Farben gemischt war. Hie und da erhob sich aus dem Gebüsch ein niedriges Haus, schlängelte sich eine weisse Strafse, erschien eine graue Ruine auf den Bergen, oder ein geschwelltes Segel am fernen Horizont.

So safs ich oben verloren in dem Genufs dieser herrlichen Natur. Da läutete man in Pisa mit vielen Gloken. Ein munteres Windchen wehte von Deutschland her, und verlöschte die Töne in kaum hörbare Geisterharmonien.

Carara, den 6. August.

Gestern Abend kamen wir in Carara an, und stehen nun an der ersten Quelle so manches Schönen und Erhabenen. Allein um nicht aus der Ordnung zu kommen, will ich bei Pisa anfangen, und dir den Weg beschreiben, welchen wir bisher zu machen hatten.

Es geht von Pisa aus einige Zeit lang durch die schön bebauten Gefilde des Arno, zwischen zahllosen Perspektiven von Feldern und Bäumen hindurch. Die ersteren waren bereits abgeärndet, und hatten sich in das matte Gelb gehüllt, womit die Aerndte die Acker bekleidet; die Bäume und die Reben aber standen in vollem Segen des nahen Herbstes. Durch diese Ansicht erfreut, reisten wir bis an die Ufer des Serchio fort. Dieser Flufs, der des Winters und Frühjahrs, oft auch nur durch einen Wolkenbruch, zu einer

Univ. Bibl. München

gefährlichen Höhe anschwillt, floſs jezt niedrig und schmuzig durch sein weites Sandbett. Es ist hier keine Brüke über ihn geworfen; wir fuhren daher mitten durch ihn hindurch, und kamen glüklich auf der andern Seite in die Höhe. Das Bette dieses Flusses giebt wirklich eine pittoreske Ansicht, indem er auf beiden Seiten mit Gesträuch und zum Theil sehr hohen Bäumen umgeben ist, die sich in der Krümmung des Flusses amphitheatralisch zusammen schliessen, und hinter sich nichts, als die blauen Apenninen und den klaren Himmel zeigen. Weiter von seinen Ufern hinweg werden die Felder immer anmuthiger und besser gebaut, da sie hier den Zerstörungen desselben häufiger entgehn, und sich die Gebirge auch eilender entfernen. Mehreremale hat man auch die lieblichsten Aussichten auf die herrlich angebauten Felder der Republik Lucca. Aber romantischer wird die Gegend um Viareggio, einem kleinen

lukkesischen Dorfe, wo sich viele Landhäuser der reichen Lukkeser befinden. Es ist ausserdem von lauter Fischern bewohnt, weil die Nähe des Meers und die durch einen Kanal mit demselben unterhaltene Kommunikazion, die Bewohner von selbst auf dieses Handwerk leitet. Einige hier zerstreute alte Thürme, zwar halb verfallen, und in dem eigenen wirklich mahlerischen Styl der alten italienischen Burgen erbaut, geben unter den fruchtbaren Feldern, wo sie stehen, und in Verbindung mit dem wieder nähern Gebirge, das hier die Ansicht von Berghem's Bergen gewinnt, eine Menge schöner Ansichten, wo das Auge mit jedem Augenblik seinen Punkt verändert, und bei jeder Veränderung zu gewinnen sich freut. Allein von Viareggio aus bekommt das Land eine ganz andre Gestalt. Es ist hier niedrig gegen das Meer zu, das bei den heftigen Südwestwinden häufig in die Ebene hereinströmt, und den Segen

der Erde zerstört. Man sieht viele Sümpfe, auf denen ein braunes Fett schwimmt, welches schädliche Schwefeldünste ausathmet. Die Gegend ist traurig und öde, und man ist froh in die Wälder zu kommen, wo man denn doch eine freiere Natur, aber einen elenden Weg vor sich sieht. Doch verschont das nahe furchtbare Element auch die Bäume dieser Wälder nicht ganz. Fast alle krümmen sich gegen Nordost, als ob sie dem an den westlichen italienischen Küsten so grausam wüthenden Libeccio (Südwestwind) entfliehen wollten.

Gegen Pietra santa zu kleidet sich die Natur wieder in ihren lieblichsten Feierschmuk. Die Erde treibt hier ihre Gewächse so wollüstig in die Höhe, dafs man immer durch die angenehmsten Lustwäldchen, die blos für das Vergnügen angelegt sind, zu reisen wähnt. Die nehmlichen Elemente, welche nur einige Akerlängen entfernt, zum Schaden des Landes

gewirkt haben, sind hier minder thätig, aber desto segensreicher, und dem friedlichen Wanderer, dem auch in der todten Natur die lebendige erscheint, ein bedeutendes Bild von dem Grade der Wirksamkeit, in welchem man die Geisterwelt bearbeiten mufs. Die Bäume haben hier einen weit freiern und edlern Wuchs, als man ihn in den meisten Gegenden von Italien findet, und die Pappeln heben sich mit einer ihnen ganz eigenen Kühnheit in die Höhe. Sie wechseln mit den niedrigen bescheidenen Olivenbäumen ab, welche, einem einzig auf Gewinn sinnenden Geiste ähnlich, sich nicht frei und grofs erhebend, an der Erde kriechen, aber dennoch durch ihren blaulichten Schatten und den Gedanken an ihre Nüzlichkeit und Unentbehrlichkeit erfreuen. Ihnen ist auch aller mögliche Fleifs gewidmet, und sie sind häufig die einzigen Besizer des Bodens, in gehöriger Entfernung von einander gepflanzt, und ge-

nlich voll junger Aeste, da man die alten
gehauen hat. Durch diese beiden Mittel
d auch hier, wie in einigen Gegenden
kana's, der Oelbaum äusserst veredelt.
ht nur auf dem ebenen Lande findet man
en so nüzlichen Baum, auch um die Fel-
an dem Gebirge sind verwegene Mäuer-
n gewunden, welche einige Quadratschuhe
e und einen Olivenbaum enthalten. In
er so üppigen Vegetation wurde mir die
gemachte Bemerkung erst recht klar, dafs
Fruchtbäume neben den Pappeln, Eichen
andern unfruchtbaren des Geschlechts,
klein und elend erscheinen, da die lez-
, durch keine Abgaben an die Menschen
ukt, blos sich selbst formen, und nur
Auge, welches keinen Herbst berechnet,
uen.

uf der Mitte dieser Stazion beginnt die
nze der italienischen Republik. Mit dem
ritt in dieselbe hören die Oelbäume eine

Zeitlang auf, und machen den Kastanien Plaz. Diese Gegenden sind dem Winde stärker ausgesezt, als die eben zurükgelegten, und man findet diesen Baum von hier bis Genua immer an den Oertern, wo die zartesten Gewächse nicht gedeihen können. Indefs ist die Landschaft hier weit romantischer, und wird in der Gegend von Massa eigentlich pittoresk.

Dieses Städtchen hat eine äusserst schöne Lage, und ist halb an dem Berge emporgebaut, auf welchem ein altes Schlofs, liegt. Die Häuser, die so in der Höhe stehen, heben sich unter den dunkeln Olivenwäldchen, von denen sie umgeben sind, lieblich weifs und freundlich heraus, und gewinnen schon in der Entfernung für sich. Wirklich findet man sich auch nicht betrogen, und ich habe noch wenige so niedliche, so reinliche Städtchen gesehen, wie Massa. Es soll gegen 10 — 12,000 Menschen enthalten; ich zweifle aber sehr daran, da es nicht grofs und

äusserst stille darin ist. Die Häuser sind alle wohlgebaut, beweisen ziemlich viel Wohlstand, und die Strafsen sind breit, gut gepflastert und reinlich. Die Gegend umher ist vorzüglich gut angebaut, mit reizenden Landhäusern übersäet, von denen das dem schwedischen Grafen M . . . gehörige wirklich schenswerth sein soll. Wir hatten Briefe an ihn, und wurden sehr höflich von ihm empfangen. Da wir gleich abreisten, so lud er uns ein, auf unsrer Rükreise einige Tage bei ihm zuzubringen, was auch geschehen wird, wenn sich unser Reiseplan nicht verändert. Dieser, in der neuesten geheimen Geschichte Schwedens gewifs nicht unberühmte Mann wählte sich Massa zu einem Asyl, wo er in Unbekanntheit und Stille, und in einer, zwar nicht mehr so ausgebreiteten, aber wohl segensreichern Thätigkeit seine Tage verleben wird. Er hat sich hier viele Güter gekauft, die er im Geiste einer bessern Landwirth-

schaft anbauen läfst. Wirklich sollen sie sich auch in der kurzen Zeit schon vor allen ihren Nachbarn auszeichnen, und es ist zu hoffen, dafs in diese Gegenden durch ihn die neuern kameralistischen Verbesserungen eingeführt werden, von welchen man in Italien noch keine Sylbe weifs. Wenigstens hat er bereits da angefangen, wo es geschehen mufs, wenn man auf den gemeinen Mann wirken will. Er machte sich durch Popularität und Wohlthaten beliebt bei demselben, und der Cittadino M... ist in dem Munde aller Bauern in dieser Gegend ein gepriesener Name. Auf seine Kosten hat er einige Wege, für die hier freilich noch wenig geschehen war, ausbessern lassen. Andre eben so gemeinnüzige Unternehmungen sind von ihm zum Theil schon angefangen, zum Theil noch Plane, die er gewifs ausführen wird.

Man ist hier dem Gebirge ganz nahe, dessen unfruchtbare Marmorspizen sich kuhn

gegen den Himmel erheben. Auf vielen der Berge stehen alte Festungen, als traurige Denkmale des zanksüchtigen Geistes des Mittelalters, welche unschädlich herabwinken, und, halb in Trümmern, die Gegend verschönern. Wäre in den altitalienischen Burgen nicht ein gewisser edlerer Geist der Baukunst sichtbar, welcher, von den Römern geerbt, sich in den Zeiten der italienischen Geistesbarbarei zwar merklich genug verschlimmerte, dem ungeachtet aber nie alle Zeichen seiner Abstammung verlor — wäre dieser Geist nicht zu sichtbar, man könnte sich auf Augenblike täuschen, und in eine der burgenreichen Gegenden Deutschlands zurükversezt wähnen.

Von Massa hinweg führt die Strafse durch die schönsten lombardischen Gefilde. Olivenwäldchen wechseln mit Feldern, die mit Ulmen umgeben sind, wo sich der üppigste Rebstok emporwindet und in reizenden Guirlanden

mit seinem Nachbar verbindet. Der Boden ist zwar immer steinigt, aber fleissig gebaut und herrlich treibend. Die fröhlichen Bäume überschatten den Weg, und nur die schönen Perspektive, welche sich durch die Felder hinunter öfnen, erinnern, dafs man nicht in einem Lustwalde reist. Diese Vegetazion wird immer üppiger, je näher man dem Gebirge, und je weiter man von Lavenza aus an demselben emporkommt. Die vielen Quellen, welche hier von den Bergen herabrieseln, überraschen nicht weniger in einer italienischen Landschaft, und in den Sommermonaten, wo die Hize in diesem Lande die reissendsten Ströme zu langsam schleichenden Bächen austroknet.

Die Häuser, welche hier stehen, und namentlich die in Lavenza, sind in einem guten Styl erbaut, und fallen durch die vielen kostbaren Marmors auf, welche an sie verschwendet sind. Mancher deutsche Fürst hat an

seinem schönsten Palast nicht so viel theuren Stein angebracht, als das elendeste Bauernhaus dieser Gegend enthält. Die Gesimse aller Fenster und Thüren sind vom weissesten cararischen Marmor, und den Häusern selbst hat man eine blendendweisse Farbe gegeben, welche sie weithin schon sichtbar macht. Wir sahen diese Gegend in der Beleuchtung der untergehenden Sonne. Der rosenfarbne Schimmer, der sich über die Gebäude verbreitete, zeigte die ganze Gegend, und besonders die schneeweissen Marmorstreifen und Spizen an den nahen und fernen Bergen, in einer so idealischen Färbung, dafs wir uns durch einen Zauberschlag in das berüchtigte Eldorado versezt zu sein wähnten, wo der Rubin den gemeinsten Stein zum Häuserbau ausmacht.

Immer steiler wird nun der Weg gegen Carara zu, aber auch immer angenehmer die ihn umgebende Natur. Neben den hohen nakten Marmorfelsen erheben sich liebliche Hügel

mit Gärten, Landhäusern, Gebüschen, Wäldern und Wiesen. Mitten durch das Thal wendet sich ein Bach, der unzählige Quellen aufnimmt, welche von den Bergen herunterrieseln. Man hat das Städtchen selbst immer im Gesichte; nur wird manchmal durch eine hochstrebende Rebe die Ansicht desselben auf Augenblike geraubt. Aber bald steht es wieder freundlich und einladend da.

Die Lage von Carara erinnerte mich an die von Chamberi. So hoch auf dem Gebirge, rings von nakten, in abgeschnittene Spizen zulaufenden Felsen umgeben, in einem angenehmen, üppig gebauten Thälchen, hat es auch das noch mit der Hauptstadt von Savoyen gemein, dafs die Häuser in der Entfernung die nehmliche Ansicht haben, und auch durchgängig mit weissem Schiefer bedekt sind. Uebrigens darf man hier, troz der kostbaren Materialien, aus denen sie gebaut sind, weder eine edle Baukunst, noch

Regelmäfsigkeit in der Anlage der Strafsen suchen. Der Ort wurde immer von Leuten bewohnt, welche der sauersten Arbeit ihr Leben abgewinnen mufsten.

Marmor und Marmorarbeit ist das Einzige, womit sich die 2 — 3000 Einwohner von Carara nebst denen der umliegenden Gegend beschäftigen, und die wirklich auch die Stadt und das ganze Land umher in eine lebhafte Thätigkeit versezen. Beide enthalten keine andern Bewohner, als Marmorarbeiter und diejenigen Handwerker, welche für die Existenz der ersten nothwendig sind. Man wundert sich überall von der Niobe, dem Antinous und andern Meisterwerken der Alten sprechen zu hören, denn die Einwohner haben durch den beständigen Verkehr auch den Kunstjargon gelernt. In allen Strafsen liegen Marmorbloke, und eine der breitesten der Stadt ist während unsers Aufenthalts durch einen ungeheuren, für den Ritter Canova in Rom

bestimmten Marmorblok verrammelt. Dieser Blok enthält 560 Quadratpalmen, von denen jeder 12 Lire kostet, so dafs das Ganze auf 6720 Lire zu stehen kommt, was, nach der Versicherung der Carareser, sehr wenig ist, da die Masse vom blendendsten und reinsten Marmor gebrochen sein soll. Von hier aus wird es an das nahe Meerufer fortgewälzt, dort nach Civita Vecchia eingeschift, und vollends auf der Tiber nach Rom geschaft. Du kannst dir vorstellen, dafs die Transportkosten dem Ankaufspreis gleichkommen, wo nicht gar ihn übersteigen werden. Der grofse Künstler wird daraus die kolossale Gruppe eines Herkules arbeiten, wie er den Lykes vom Felsen schleudert. Die gröfsten Marmorblöke werden von zehn- bis zwölfjährigen Jungen mit aufgegossenem Sand und Wasser gesägt, und die leichtern Platten auf Mauleseln weiter geschaft. Alle Strafsen in und um die Stadt sind mit kleinen Stükchen Marmors

bedekt. Ueberall besteht der Staub aus diesem verpulverten Stein, und wohl mag es diesem Umstande zuzuschreiben sein, dafs die Bewohner der ganzen Stadt und Gegend so blafs, hager und gelb aussehn, und dafs Fremde, welche dahin kommen, und eine weissere blühendere Farbe haben, als wahre Wunder angestaunt werden. Und doch ist, wie man mich versichert hat, und es auch die Lage des Orts beweist, die Luft und das Wasser sehr gesund. Denn der Plaz liegt hoch, wird von den Seewinden gekühlt, und von den Bergen reichlich mit dem klarsten und frischesten Wasser versehen.

Die Kirche der Madonna delle Grazie ist blos von cararischem Marmor erbaut, und noch nicht vollendet. Die Architektur daran ist erbärmlich, und die verschiedenfarbigen Steine sind hier so bunt durch einander angebracht, als ob man es eigentlich darauf

angelegt hätte, den Tempel zu einer Marmor-Musterkarte zu machen.

Es ist eine Akademie der Bildhauerkunst hier, worin sich mehrere Gipsabgüsse von einigen der besten Antiken befinden. Ein Flaxman'sches Basrelief, das, wie ich glaube, einen Philoktet vorstellt, welcher den todtlichen Pfeil sich aus dem Fufse zieht, ist originell und erhaben gedichtet. Der Schmerz des Gesichtes ist herrlich ausgedrükt, aber schreklich gegeben in den Krämpfen der Brust, des Halses, und des linken knienden Fufses. Das Original davon befindet sich in Florenz. Uebrigens hängt dieses Basrelief, so wie mehrere der andern Antikenabgüsse, an einem elenden Ort, wo man zugleich Wäsche troknet. Alles liegt wild durch einander, ohne Ordnung und Reinlichkeit, und an dem vatikanischen Apoll hatte man einige alte Hemden zum Troknen aufgehängt. Ich will nicht hoffen, dafs man den Sonnengott dadurch

zum Gespötte machen wollte. Ist es aber hier nicht wahr geworden?

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulce.

Carara, den 7. August.

Heute, Morgens frühe waren wir in den Marmorbrüchen, aus welchen so manche herrliche Statue, mancher stolze Tempel, mancher prächtige Palast hervorgegangen ist. Unser Weg bis dahin war besonders durch die verschiedenen Style, wenn ich so sagen darf, in denen sich die Natur auf demselben darstellt, merkwürdig. Wenn ich es versuche, dir davon einen kurzen Abriſs zu liefern, so rechne ich dabei mehr auf deine Nachsicht, als auf die Aehnlichkeit meiner Zeichnung.

Man geht nach den Marmorbrüchen ziemlich steil in die Höhe, und wendet sich anfangs zwischen Felsen empor, auf und an welchen doch immer noch eine lebhafte Vegetazion sichtbar ist. Die Massen haben hier die angenehmen Mischungen von Stein- und

Baumparthien, und das Grün ist besonders üppig. Das Gemurmel der klaren sich herab arbeitenden Bäche erinnerte mich an manche liebliche Schweizeransicht, von den kleinern, wo man sich so vertraulich zu Hause fühlt. Bei jeder Wendung des Weges wird man durch eine neue pittoreske Ansicht überrascht; denn der Wasserreichthum, die vielgestalteten Felsen und die doch oft wieder üppige Vegetazion bilden hier eine Menge mahlerischer Wirkungen, welche durch eine mit Epheu überkleidete alte Brüke, eine Mühle, einen kleinen Wasserfall, oder eine zusammengestürzte Mauer zum vollendetsten Landschaftsgemählde erhoben werden. Besonders grofs ist der Reichthum des Wassers. Fast unter jedem Gestein, aus jeder Grotte rieselt ein Quellchen hervor, das dann mit den übrigen allen in einen Bach gesammelt wird, welcher mühsam, aber desto munterer murmelnd, seinen Weg durch die tausend Krümmungen

sucht, so die Steine ihn hier zu machen nöthigen.

Ehe man die Marmorbrüche noch erreicht, kömmt man an ein kleines Dorfchen, Torano, dessen Ansicht wirklich eigen ist, da es halb in Trümmern liegt, und diese mit den Häusern kühn auf die Felsen geklebt sind. Hier wohnen viele von den Arbeitern, die der Boden nicht zu ernähren vermöchte, wenn ihnen der Luxus nicht in ihren Nachbarbergen eine so unerschöpfliche Quelle des herbsten Lebensunterhalts eröfnet hätte.

Hier befinden sich auch mehrere Mühlen, wo der Marmor gesägt und geglättet wird. Ihr Mechanismus ist äusserst einfach, aber sehr zwekmäfsig. Diejenigen, in welchen der Marmor geglättet wird, gefielen mir sehr wohl. In einem Kreis zusammen werden die Marmorplatten so genau, als möglich, neben einander horizontal gepflastert. Auf diesem Kreise dreht sich durch Hülfe des Wassers

ein Reif, welcher durch seine Bewegung andre Marmorplatten, die auf den untern aufliegen, herumtreibt, und vermittelst des Sandes und des Wassers, das immer aufgegossen wird, die Steine ganz glatt an einander abreibt.

Weiter das Gebirge hinauf verliert sich die Vegetazion immer mehr, und statt der Wasserbäche werden nun die Marmorströme — das scheinen sie — sichtbar.

Dieser Stein wird nicht in einer grofsen Höhle gebrochen, sondern auf verschiedenen Stellen hat man die Marmoradern an den Bergen geofnet. Die Arbeiter stehen kühn oben an den steilen Felsenmassen, hauen die Steine aus dem Gröbsten, und rollen sie dann herunter. Diese Bahnen sind natürlich mit unzähligen Marmorsteinen übersäet, durch die sie wirklich in der Entfernung das Ansehn von Strömen erhalten. Aehnliche Steinströme sah ich auch in Savoyen, welche die

häufigen, von den Gebirgen sich losreissenden Felsenmassen bildeten.

Zwischen diesen Felsen nun, wo die Hize des Sommers fast unerträglich ist, stehen die Unglüklichen, denen das Schiksal, wie Händel es den Engländern einmal wünschte, Steine für Brod gab. Um drei bis vier Paoli täglich verrichten sie die sauerste Arbeit, welche man in den Zeiten der Römer, wo der freie, rechtliche Mann noch etwas galt, nur die zum Tode verurtheilten Verbrecher thun liefs. Hier behauen sie die Steine aus dem Gröbern, und laden sie dann auf unförmliche, aber feste, mit Ochsen bespannte Wagen. Bei jedem Druk, den sie dem Hebel geben, wenn sie die schweren Massen heben, rufen sie: izza, izza, oder in nome di Dio, del Figlio, del Spirito Santo, und sie klagen einem lachend, dafs ihnen das sauerste Loos gefallen sei. Nichts wird in diesen Gebirgen gehört, als die Seufzer der Unglük-

lichen, das bange Athmen einer angestrengten Brust, das Rollen eines Marmorbloks, oder die entfernten Donner einer gesprengten Mine. O wäre es uns gegenwärtig, wie manche Thräne, wie mancher blutige Schweifstropfen auf jenes Amor- oder Venusbild gefallen ist, das uns so lieblich anlächelt, wir würden uns wegwenden vom Schönsten, was die Kunst erfand, aber mit Empfindungen, welche sie am allerwenigsten zum Zwek hatte!

Die Hize wurde uns schon um sieben Uhr unerträglich. Wir verliefsen daher die Brüche bald wieder. Unten kamen wir an einem Berge vorbei, worin eine grofse Höhle ist, die zu sehen uns aber die Umstände nicht erlaubten.

* * *

Die Carareser sind ein sehr kräftiger Stamm von Menschen, ungeachtet ihr Aeusseres es

eben nicht sehr laut ankündigt. Ob sie schon ihr Marmorhandel viel mit Fremden in Berührung bringt, so hat sich doch bei ihnen, wie bei allen Gebirgsbewohnern, eine grofse Festigkeit des Karakters erhalten, welche sie in Verbindung mit der, allen diesen Küstenbewohnern eigenen Schlauheit, zu einer Zeit, wo ihr Land militärische Wichtigkeit gewinnt, sehr gefährlich macht. So traten sie im lezten Kriege vor einem im Angesichte von Carara stehenden Franziskanerkloster bewaffnet zusammen, und zwangen ein mehrere tausend Mann starkes Corps von Franzosen, den Befehl, das Kloster aufzuheben, zurükzunehmen. Mancher Franzose und mancher Kaiserliche, den sein Unglük einzeln oder in kleinen Haufen durch diese Berge führte, fand durch die Erbitterung dieser Leute, denen der Krieg und die gänzliche Erschlaffung des Handels allen Lebensunterhalt raubte, seinen Tod. Wirklich mufs auch das Elend

hier ganz fürchterlich gewesen sein. Die einzige Quelle, welche ihnen sonst Leben gab, verstopfte der stokende Handel. Geld befand sich nur in den Händen einiger Wenigen, die es schlau genug verbargen, um nicht darnach bei den häufigen Requisitionen taxirt zu werden. Der Aermere hingegen, welcher blos von dem in den Marmorbrüchen verdienten Lohn lebt — und solche sind die meisten Bewohner dieser Gegend — gerieth in so schreckliches Elend, dafs die Unglüklichen sich auf ihren Marmorn herumwälzten, und das Gras kauten, welches sparsam genug zwischen demselben hervorkeimt.

Die Abstammung der Bewohner dieser Gegend von den durch die Römer ehemals dahin geschikten Verbrechern läfst eben keine schönen Formen des Geistes und des Körpers erwarten. Wirklich hat auch das blos durch die Kunst lebende Carara noch keine andre, als höchst mittelmäfsige Künstler her-

vorgebracht, und in den Gesichtern dieser Leute kündigt sich nichts, als etwa ein Zug von Schlauheit an. Ueberhaupt werden die Köpfe dieser Leute blos durch die ganz allgemeine Magerkeit und Gelbheit derselben karakteristisch. Wir sahen nicht ein einziges Mädchen oder Weib, das nur mittelmäfsig hübsch gewesen wäre, und dieser Unterschied zwischen den so gesund blühenden Toskanerinnen und dieser gelben Gebirgsbewohnerinnen that uns wehe.

Ich habe dir schon gesagt, dafs die Bewohner des Städtchens selbst lauter Leute sind, welche von der Bearbeitung des Marmors leben. Darunter sind nun auch natürlich viele Bildhauer, die es in dieser Kunst mehr oder minder weit gebracht haben. Ich lernte unter denselben einige Schüler von Canova kennen, welche sich in bessern Umständen, wo sie nicht so sauer mit des Lebens Lasten kämpfen dürften, vielleicht über das

Mittelmäfsige erhoben hätten. So sind sie nun nichts als Handwerksleute, die blos nach Kopien arbeiten, und selbst keine Kompositionen wagen. Ihre Zeichnung ist häufig richtig; aber bei dem gröfsten Fleifse ist immer nur die Politur und das eigentlich Mechanische in ihren Werken vollendet. Sie arbeiten nicht selten für Bestellungen, welche ihnen römische Künster geben, nach deren Zeichnungen und Modellen sie sich richten müssen; am gewöhnlichsten aber für die geschmaklosesten Aufträge der Kaufleute, oder die bisarresten Launen der Käufer aller Stände. Das Schönste, was die Kunst je gedacht hat, wird hier zur Handelswaare erniedrigt, und du kannst den vatikanischen Apoll von dem Maafs des Originals an, durch alle Stufen der Gröfse herab, bis zum verjüngten Maafsstabe der liliput'schen Verhältnisse kaufen. Hier findest du Vasen in dem zartesten Geschmak der Antike und mit den schönsten

Basreliefs gearbeitet; aber der Künstler glaubt dir das Bewunderungswürdigste gezeigt zu haben, wenn er ein Licht in das Gefäfs stellt, und dir beweist, dafs es auch unter dem Scheffel leuchte. Der nehmliche Bildhauer, der an einer mediceischen Venus arbeitet, verschmäht es nicht, wenn er nichts Besseres thun kann, Dosen aus Alabaster zu schnizeln: denn er weifs, dafs man in unsern Tagen lieber mit alabasternen Kazen und Hunden spielt, als mit dem nemäischen Löwen, weil wir dem Besieger des leztern gerade so ähnlich sind, als unsre Komoden- und Ofenbilderchen den kühnen Arbeiten der alten Kunst.

Alle Bewohner von Carara klagen über die Abnahme ihres Gewerbs. Sie entdeken täglich neue Marmoradern, aber der Abnehmer ihrer Arbeiten werden täglich weniger. Und diese Abnahme mufs nicht erst seit wenigen Jahren Statt finden, sondern seit einigen

Jahrhunderten begonnen haben. Dieſs sieht man sehr deutlich an den vielen Häusern dieser Gegend, welche zum Theil gänzlich zerfallen sind, zum Theil, eine höhere Bestimmung verrathend, nun ohne Ausbesserung armselig und nur halb und von dürftigen Leuten bewohnt dastehen. Die Abnahme des Handels der Carareser, und somit der Bevölkerung der Gegend, ist aber gewiſs nichts anderm zuzuschreiben, als dem täglich mehr abnehmenden Baugeist der Italiener, die sich — wenn sie in neuern Zeiten auch Paläste und Kirchen bauen — mit Baksteinen begnügen, wie die nach so schönen Plänen und mit so erbärmlichen Materialien erbauten Paläste von Turin beweisen. Die frühen Jahrhunderte der Mediceer, und die blühenden Zeiten der Genueser, Pisaner u. s. w., als sich das Gold dieser mächtigen Handelsstaaten in den gröſsten und erhabensten Werken der schönen Künste ausprägte, müs-

sen die goldenen Zeiten von Carara gewesen sein. Heutzutage hingegen, da sich die Reichthümer mit mehr Gleichheit durch Europa verbreitet haben, da man fast in allen Ländern Marmorbrüche entdekt hat, kann die Konsumzion des kararischen Marmors nicht anders, als abgenommen haben, ob er gleich jezt weiter verführt wird als sonst. Solltest du wohl denken, dafs der meiste Marmor, der hier gebrochen wird, heutzutage nach der Levante geht?

Wir logiren hier in dem erbärmlichsten Wirthshaus von der Welt, in dem einzigen und besten Gasthof von Carara. Dieses Städtchen wird sehr selten von Fremden besucht, und geschieht dies einmal, so kommen sie des Morgens von Massa, das nur anderthalb Posten von hier entfernt ist, und kehren des Abends dahin zurük. Unser Aufenthalt erregte daher auch die gröfste Aufmerksamkeit, und ich bin überzeugt, dafs

noch lange hier von uns gesprochen werden wird, unerachtet wir nichts merkwürdiges gethan haben, als dafs wir uns das Kalbfleisch und die Melonen, wegen denen Carara in der Geographie des toskanischen Sybariten berühmt ist, vortreflich schmeken liefsen.

Lerici, am Meerbusen von Spezia,
den 9. August.

Diesen Morgen früh kamen wir von Sarzana in Lerici an. Wir werden uns hier nach Genua einschiffen, wissen aber noch nicht, wenn dies geschehen wird. Zwar liegen viele sogenannte Feluken, eine Art kleiner Schiffe, die in diesen Meeren einzig und allein zur Küstenschiffahrt gebraucht werden, da, und die Schiffer melden sich zu Dutzenden bei uns, um uns nach Genua zu bringen. Allein die meisten gehen erst in einigen Tagen ab. Mehreren darunter hat der Schöpfer auch zu deutlich ins Gesicht geschrieben, als dafs wir uns ihnen anvertrauen möchten; und diejenigen, die ausdrüklich wegen uns abgehen wollen, fodern für diese kleine Fahrt nicht weniger, als hundert genuesische Lire, etwa sieben Dukaten. Da der neue Erzbischof von Genua hier von Sarzana, seinem Geburtsort,

erwartet wird, und für ihn ein eigenes Schiff daliegt, an dessen Kapitän wir empfohlen sind, so werden wir ihn erwarten, um in seinem Gefolge in Genua einzuziehen, und auch unsern Antheil an den Kanonenschüssen zu bekommen, mit denen die stolze Beherrscherin der Meere ihren geistlichen Hirten begrüfsen wird. Diese Verzögerung ist mir eben nicht unangenehm, da wir hier eine Wohnung haben, von der aus wir eine der herrlichsten Gegenden in der Welt mit aller Bequemlichkeit geniessen können, und, was mir eben so lieb ist, da ich hier Zeit habe mich mit dir zu unterhalten, und dir von alle dem Schönen, was ich auf meinem Wege bisher sah, einen schwachen Abrifs zu liefern. Lafs mich von Lerici anfangen.

Dieser kleine, am Meerbusen von Spezia gelegene Ort scheint von der Natur ganz zu dem bestimmt zu sein, was er ist. Er liegt auf der südlichen Seite des Golfs, wo die

Landstrafse von Toskana endet. Nicht weit von hier ist der neue Postweg nach Parma: und da die Reise uber die Genueser Gebirge immer höchst beschwerlich, jezt aber wegen der vielen Räuber und der Armuth ihrer Bewohner äusserst gefährlich ist, so benuzen die meisten Reiseuden die vielen Schiffsgelegenheiten, welche zwischen hier und Genua sind, und machen diesen Ort zum Mittelpunkt ihrer Reise von der leztern Stadt bis nach Livorno. Man hat daher auch neulich wieder ein schon altes Projekt erneuert, und von der Anlegung eines Hafens an diesem Ort gesprochen, der an die italienische Republik angeschlossen werden, oder der ligurischen bleiben sollte, indem dieser Plaz offenbar besser gelegen ist, als Genua. Du weifst, wie unsicher der Hafen dieser leztern Stadt, wie sehr er den furchterlichen Südwestwinden ausgesezt ist, und wie oft, im Angesicht der Stadt, mitten in dem Hafen Schiffe zu Grunde

gehen. Der nakte Boden Genua's selbst, der die nothigsten Bedürfnisse gewaltsam steigert, die Schwierigkeit der Kommunikazion mit der Lombardei über die Bocchetta, und die gewisse Aussicht, den ganzen Handel der westlichen Küste Italiens in diesem Orte zusammen zu ziehen, und die nördlichen Theile dieses Landes zu einer Höhe hinauf zu treiben, die von ihnen den ganzen Süden abhängig machte — dies möchten die Hauptgründe sein, welche, in Verbindung mit der vortreflichen Lage des Terrains, ein solches Projekt zur Ausführung bringen könnten. Bei der gehörigen Tiefe des Wassers, dem vortreflichen Ankergrund, der sichern Einfahrt in den Meerbusen, dem Ueberflufs an Wein, Holz, Oel, den diese Gegend besizt, und dem Reichthum an sufsem Wasser, läfst sich auch kein Grund denken, der die Ausführung des Plans verhindern dürfte, als die Eifersucht der Stadt Genua und des nahen Livorno's.

Diese beiden Städte würden natürlich mit einemmale veröden; die glänzenden Paläste Genua's würden bald als Ruinen bewundert werden, und der König von Toskana den schimmerndsten Edelstein aus seiner Krone, um dessen willen sie fast allein etwas werth ist, verlieren. Aber die schiffenden Nazionen dürften sich dieses sichern Asyls gegen die Stürme des Mittelmeers erfreuen, und in kurzem würde sich hier eine prächtige Handelsstadt erheben, die den heutigen Glanz Genua's wenigstens weit übertreffen würde.

Der ganze Ort ist von Schiffern bewohnt, deren Leben unter den beständigen Fahrten zwischen Genua und Livorno, und auch noch etwas südlicher, verfliefst. Sie scheinen, den Häusern nach zu urtheilen, ziemlich wohlhabend, und ich weifs, dafs es wirklich viele reiche Leute, besonders unter den Besitzern der Feluken giebt. Ein solches Fahrzeug, die in verschiedener Gröfse gebaut werden, und

in deren Bauart das Eigene ist, dafs sie ziemlich flach sind, daher nicht tief im Wasser gehen, und nur Einen Mast im Vordertheile des Schiffes haben; ein solches Fahrzeug richtet sich nicht immer nach dem guten Winde, sondern wird, wenn dieser auch widrig ist, durch Ruder fortgetrieben. Ohne Kompafs, ohne die geringsten andern nautischen Kenntnisse, als die, welche schon die Phönizier besessen haben mögen, wagt es sich nicht leicht auf die hohe See, sondern behält immer das freundliche Land im Gesicht. Ausser den Gepäken, die es einnimmt, besteht bei den kleinern Fahrzeugen dieser Art, die daher auch Kurierfeluken genannt werden, der Hauptvortheil der Besitzer in der Anzahl der Reisenden, welche sie führen. Deswegen findet man auch auf diesen Schiffchen eine bessere Behandlung und mehrere Bequemlichkeiten, als man z. B. auf den Küstenfahrern des adriatischen Meeres antrift. Jeder der

Matrosen bekommt ein Sechszehntheil von dem Gewinn; und da immer noch, nach italienischer Sitte, ein Trinkgeld bedungen wird, so kannst du dir kaum vorstellen, wie artig und zuvorkommend diese rohen Leute sich gegen die Fremden zu betragen wissen. Jeder von ihnen wählt sich unter den Reisenden vom ersten Range (denn sie nehmen alles, was kommt) seinen Mann, um ihn zu bedienen, und nicht selten wird einem seine zu weit getriebene Dienstfertigkeit beschwerlich. Bald ist es ein Polster, das er dir unterlegt; bald bietet er dir einen Apfel an; bald fragt er dich, ob du Hunger, ob du Durst hättest, und ofnest du den Mund, so eilt er, wie ein Bliz, deinen Befehl zu erfullen. Jeder Reisende nimmt seinen Proviant selbst mit, in besondern dazu eingerichteten Körbchen, die man einem an dieser Küste für eine Kleinigkeit verkauft. Da nun die Gesellschaft aus mehreren Personen besteht, und man so enge

zusammen einander, wie auf Postwägen, sogleich vertraulich nahe kömmt, so bietet jeder dem andern von seinen Lekerbissen an, und man wird durch die gegenseitige Gastfreiheit in den Stand gesezt, eine Mahlzeit zu thun, wie man sie hier nicht erwarten sollte, und bei der Keiner verliert, aber Alle gewinnen. Die Gesellschaft ist im höchsten Grade gemischt, jeder bedarf des andern, und gänzliche Gleichheit herrscht. Die Unterhaltung ist daher gewöhnlich höchst jovialisch, ob sie gleich manchmal durch massive Scherze, die in keiner italienischen Gesellschaft so leicht fehlen, oder durch die lauten Krämpfe der Seekranken, für ein etwas delikates Ohr unangenehm, gestört wird. Je kleiner das Fahrzeug ist, desto gewisser findet alles, was ich dir bis jezt zum Vortheil desselben gesagt habe, Statt. Aber andere noch gröfsere Vortheile entspringen hieraus. Du weifst, dafs alle an der westlichen Küste

Italiens liegenden Mächte im ewigen Kriege mit den barbarischen Seeräubern sind. Die Gewässer von Genua werden hauptsächlich durch sie unsicher gemacht, und so mancher Genueser schmachtet in ewiger Sklaverei zu Tripoli, Tunis und Algier. Die Furcht vor einem solchen Unglük, und dann auch die Bauart des Fahrzeugs, nöthigt die Leute daher, sich zunächst an das Ufer zu halten, wo sie beinahe alle vier bis fünf Stunden eine kleine Bucht haben, in welche sie einlaufen können. Auf diese Art kömmt man zwar etwas langsamer vorwärts, allein desto sicherer, und mit dem Vortheil, die oft lieblich schönen, oft schreklich erhabenen Ufer dieses Landes genau und in der Nähe betrachten zu können. Ich würde daher jedem Reisenden, der auf seiner Fahrt geniessen will, anrathen, ein so kleines Fahrzeug, als immer möglich ist, zu nehmen, besonders da ein solches auch durch den widrigen Wind nicht

o sehr gehindert wird, mit den Rudern vor-
värts zu dringen, als ein grofses.

Auch haben wir so eben ein kleines Boot
gemiethet, mit welchem wir gegen Mittag
nach Genua abgehen werden. Die Abreise
les Erzbischofs wird sich noch ungewifs lange
erzögern, und wir benuzten diese kleine
Barke um so lieber, da sie gewöhnlich den
ranzösischen Kurier von Genua hieher bringt,
nd sich mit ihrer Rükreise so sehr als mög-
ich beeilt. Wir haben das Fahrzeug einzig
nd allein für uns in Beschlag genommen,
nd bezahlen dafür drei Dukaten. Aber ehe
vir abreisen, mufs ich dir noch unsern Weg
is hieher beschreiben, und etwas von den
errlichen Ansichten sagen, deren dieser
leerbusen so viele darbietet.

Von Massa nach Lavenza führt die Strafse
mmer durch fruchtbare, vortreflich ange-
aute Felder. Der lezte Ort selbst, wiewohl
ur klein, zählt doch viele ansehnliche

Gebäude, welche reich mit den schönsten Marmors geziert sind. Eben so angenehm ist die Strafse von hier bis nach Sarzana, wo man in einiger Entfernung an der alten etrurischen Stadt Luni vorbeikommt. Es hatten sich sonst noch einige bedeutende Ruinen derselben erhalten; *heutzutage soll* aber alles zerstört sein, und ich selbst sah in der Werkstätte eines cararischen Bildhauers eine kolossale, aus Nero antico gearbeitete Büste, wozu der Marmor aus den Trümmern eines dort befindlich gewesenen Tempels genommen war. Ein solcher Blok, wie er zu dieser Büste nöthig war, und aus so kostbarem Stein bestehend, kann dazu dienen, uns einige Begriffe von der Pracht dieser alten etrurischen Stadt zu geben.

Sarzana, berühmt in der ältern Kirchengeschichte als der Geburtsort des Pabstes Nicolaus V, vielleicht des gröfsten und uneigennüzigsten Beförderers der Wissenschaften

unter allen Nachfolgern Petri, und in der neuern als Nachtquartier des todten Pius VI, ist ein elender Ort, der von einem Haufen in sehr übelm Ruf stehender Leute bewohnt wird. Wirklich kann man sich auch in diesem Städtchen nicht genug in Acht nehmen, um nicht von allen Seiten betrogen zu werden. Die Bewohner scheinen übrigens ziemlich wohlhabend zu sein, da ihr Boden ausserordentlich fruchtbar, und der Handel mit den Produkten desselben ihnen durch ihre Lage sehr erleichtert ist.

Eine Bemerkung, die uns Beiden auf unserer Reise sehr aufgefallen ist, muſs ich dir bei diesem Orte um so eher mittheilen, da er dieselbe so deutlich bestätigt. Wir glaubten nehmlich auffallend zu sehen, wie sehr und wie stufenweise sich die Karaktere dieser Küstenbewohner in dem Ausdruk der Gesichter verschlimmern, je näher man Genua kommt, und je weiter man sich von Toskana

entfernt. Dieses Land, cara agli Iddii ed agli uomini, wie sich ein italienischer Schriftsteller ausdrukt, zeichnet sich durch die Ehrlichkeit und Biederkeit seiner Bewohner unter den Nachbarstaaten so vortheilhaft aus, dafs gewifs jeder, der länger in demselben lebte, und unbefangen genug ist, eine Nazion nicht nach dem Pöbel der gröfsern Städte zu beurtheilen, sich ungerne von demselben trennt, und, so wie er es verlassen hat, den grofsen Unterschied zwischen diesem und andern Ländern unangenehm empfindet. So ergieng es uns, da wir schnell von der beschwerlichen Dienstfertigkeit dieser Leute von allen Seiten umringt wurden. Nur zu bald bemerkten wir, wie einverstanden sie alle waren, und wie sie sich durch Augenwinke und andere leise gegebene Zeichen zu unserm Schaden verabredeten. Zwar hatte man uns vorher schon davon unterrichtet; allein da wir so oft die Erfahrung gemacht

hatten, wie schief Menschen und Völker gewöhnlich beurtheilt werden, so nahmen wir unsre Gutmüthigkeit nicht eher zurük, als bis wir ihr einigemale geopfert hatten.

Troz den vielen Krüppeln, welche wir an diesem Orte besonders häufig bemerkten, sind *die Formen der Weiber wirklich schön*, ob ihnen gleich die blühende Haut und die lebendige Grazie der Toskanerinnen fehlt. Die Männer hingegen sind häslich, und haben selten einen andern karakteristischen Zug im Gesicht, als den der Bosheit. Das Kostüm des Landvolks hat viel Aehnliches — besonders bei den Weibern — mit dem der Figuren in Campo santo zu Pisa, und das kleine Strohhütchen, das nur leicht aufgesezt ist, giebt den Brünetten dieser Gegend ein Ansehn von Schalkhaftigkeit, welches zu den Spielen der Liebe herauszufordern scheint. Andre tragen ihre Haare in einen grosen Chignon aufgebunden, dem nichts als eine

Blume zum Schmuk dient; andre schlagen ein viereckigtes Tuch auf eine ganz eigene Art um den Kopf, die der Tracht der alten Römerinnen eigen ist. Die Männer aber haben fast durchgängig die einfältigsten dreieckigten Hüte auf dem Kopfe.

Sarzana war in den ältern italienischen Kriegen ein sehr bedeutender Ort, und noch heutzutage sind seine kleine Festung und das entfernte gröfsere Bergschlofs Sarzanella, Merkwürdigkeiten für die Geschichte der Befestigungskunst. Jezt halb verfallen, häufig mit Epheu überzogen und bisarr ohnedies in ihren Zusammensezungen, geben beide äusserst mahlerische Ansichten. Ueberhaupt wäre in diesen Gegenden noch ein reiches Feld für den Landschaftsmahler. Nur an den Ländereien um den Meerbusen von Spezia herum hat die Natur so vielfachen Reichthum in Formen und Farben ausgegossen, dafs sich hier nicht nur herrliche Studien machen, sondern

auch die schönsten Ansichten ganz auffassen liefsen. Ein geschikter Künstler, welcher diese Gegenden bereiste, könnte hier und noch weiter die Riviera hinauf, sich ein Portefeuille sammeln, das die schönste Voyage pittoresque durch die ligurische Republik abgeben müfste.

Wir hielten uns einen ganzen Tag auf, und reisten des Morgens früh weiter gegen die Küste zu. Die Gegenden, durch die wir kamen, erschienen im Dunkel des Morgens, ehe die Sonne aufgieng, eben nicht lieblich, und leiden durch den, troz der grofsen Sommerhize noch ziemlich tiefen Magra, grofse Verwüstungen. „Gegen das Meerufer zu wendet sich der Weg ziemlich steil zwischen lauter Oelbäumen hinab in die Tiefe; mit Einemmale sieht man durch die Bäume hindurch den schimmernden Spiegel der See, und nach und nach hebt sich die schönste Ansicht des Meerbusens weiter hervor.

Neben Lerici, in das man nun einfährt, liegt ein altes Fort, Santa Maria, hoch auf einem Felsen, der den Meerbusen beherrscht. Um die ganze herrliche Gegend in Einen schönen Blik zu fassen, ist wohl kein Ort tauglicher, als dieser, auf welchen ich mich dann auch wieder hinaufdenke, um dir zu sagen, was ich gesehen habe.

Das Wetter ist heiter, der Himmel klar, wie die Ruhe selbst, und das Meer grünblau und hell wie ein Spiegel. Nur ein schwaches Windchen kräuselt kleine Wellen, und wiegt die tausend Dekorazionen des Ufers in angenehmer Bewegung. Hier und da scheint der Meeresgrund braun oder grau hindurch, und die verschiedenen Grade des Schattens bringen eine solche Mannigfaltigkeit in der Meeresfarbe hervor, die das Auge kaum zu unterscheiden, die Erinnerung kaum zu behalten vermag. In tausend Zaken dehnt sich das Ufer in die See hinein, und jede solche

Landspize enthält eine neue Parthie in diesem herrlichen Landschaftsgemählde. Bald ist es ein Dörfchen, bald eine gut angebaute Flur, bald eine Kirche, bald eine alte Festung oder ein fruchtbarer Oelhügel, welche diese vielfachen Abwechslungen hervorbringen. Hier ist das Ufer wild und unwirthlich: halsbrechend kühn dehnen sich Gesträuche und Bäume über die Felsenmassen hinauf, werfen einen dunkelgrünen Schatten auf die Fluth, und verhindern, dafs die helle Meerfarbe nicht zu stark gegen die düstern Felsenmahlereien absteche; dort zieht sich das Land allmählich einkend, und mit fruchtbaren Pflanzungen bedekt, hinunter zu den ruhigen Wellchen, und läfst sich gefällig von ihnen kosen. Da dehnen sich die Häuser von Lerici, wie auf Leinwand gemahlt, rund um die Küste: dort steht kühn auf der Felsenspize ein Bergschlofs, das halb in Trümmern noch ehrfurchtheischend heruntergebietet. Vor mir zur linken

Seite schliefst sich das beinahe ovale Amphitheater des Meerbusens mit einer Kapelle auf dem Vorgebirge, auf der andern endet es sich mit der kleinen Meerenge von Porto Venere, die durch die drei reizenden Inseln Palmara, Tino und Tinello (worunter die erste und gröfste schön angebaut ist) gebildet wird. In diesem ganzen, schön von der Morgensonne beleuchteten Runde übersehe ich gegen zwanzig gröfsere und kleinere Städte und Dörfer, die alle, so trüb es auch um die Geister darin aussehen mag, doch sehr freundlich herbliken, und lieblich sich in der See spiegeln. Hinter ihnen erheben sich die schönsten Pflanzungen, mitunter kahle Berge, und schliessen sich an den blauen Himmel an. Und doch ist in diesem so vielfachen Gemählde so viel Einheit, dafs, wo man sich hinstellt es anzusehn, dasselbe mit tausend Modifikazionen immer ein andres und doch das nehmliche erscheint. Es ist ein

solcher Reichthum von Farben darüber ausgegossen; von der blassen Färbung der Oelhügel bis zum hohen leuchtenden Meergrün fliessen die Nüancen so leise zusammen, dafs einem höchstens ein paar hochroth gemahlte Häuser anstöfsig werden. Es ist so viel Farbenharmonie hier, dafs selbst die Felsenufer sich nicht allein in ihrem Braun zeigen mögen, sondern sich in Gebüsche kleiden, um hier, wo die Farbe der Hofnung und der Gesundheit herrscht, dem geniessenden Auge nicht zu mifsfallen. Es wiegt sich auch, wie ein flüchtiger Kahn, wie ein leichtes schimmerndes Wölkchen über den Golf hin, und ruht und eilt, und möchte sich fest halten, und findet immer einen schönern Punkt. Die Phantasie wird hier ruhig bewegt, wie die Fluth, jeder andre Gedanke schweigt, und man überläfst sich einzig und allein dem mächtig wirkenden Zauber der schönen Natur.

Wir fanden auf diesem Fort zwei Kanonen,

eben so viele Mörser und vier Mann Wache, die den Golf vor den barbarischen Seeräubern, welche häufig Landungen an der genuesischen Küste wagen, beschüzen sollen. Wir trafen aber, als wir es bestiegen, keinen der Wächter an, die, ohne ihre Festung nur zu verschl essen, sämtlich ausgegangen waren. So machten wir uns, ohne Schwerdtstreich und ohne Kapitulazion, Meister von dem Meerbusen von Spezia.

Hier schliesse ich, und beurlaube mich von dir, bis wir uns in Genua wieder finden. Der Wind ist eben nicht günstig, aber unsre Matrosen scheinen von den Seeleuten von Bejä abzustammen, deren herkulischer Gliederbau — wie uns einige boshafte Alten erzählen — gar manchmal den Schönheitssinn der ersten römischen Damen in Bewegung gesezt hat. Wir hoffen daher bis Morgen, mit Hülfe der Ruder am Ziel unsrer Reise anzukommen.

Genua, den 11. *August* 1802.

Vorgestern Morgens früh sind wir hier gekommen. Die Menge neuer und merkwürdiger Gegenstände, und die Besuche, welche wir zu machen hatten, haben mich so jetzt so zerstreut und ermüdet, dafs, ann mir es auch des Abends die Kräfte laubt hätten, etwas Vernünftiges zu denn, dies doch wegen der tausend Bilder d Vorstellungen, welche sich in meinem opfe durchkreuzten, nicht möglich gewesen äre. Sonderbar drängten sich immer noch e vielen Ansichten der merkwürdigen Rivera di Levante in meine Anschauung der chönheiten der Stadt, und ich wäre nun, ich doch schon den dritten Tag hier bin, cht im Stande dir etwas über die letztern sagen. Immer trägt denn doch die Natur n Sieg über die Kunst davon, und neben n Erinnerungen an den Meerbusen von

Spezia, für den die Kunst gar nichts gethan hat, gelang es dem prächtigen Golf von Genua nicht aufzukommen. Ich benuze diese günstige Stimmung meines Geistes, um dir schwache Kopien meiner Erinnerungen zu geben, und überlasse es dir, die rohe Zeichnung mit allen Farben deiner Einbildungskraft auszumahlen.

Wir verliessen um Mittag den Golf von Spezia beim herrlichsten Wetter von der Welt, und steuerten, um aus demselben zu kommen, zwischen Porto Venere und der Insel Palmara hindurch. Diese leztere Stadt, welche so hart an das Meer gebaut ist, dafs bei stärkern Winden die Wellen an die Häuser schlagen müssen, zeigt die deutlichsten Spuren ihres Zerfalls. Viele Häuser stehen ganz leer, andere liegen in Trümmern, und das Ganze sieht einer Stadt gleich, welche durch eine Belagerung fürchterlich gelitten hat. Das Kloster allein steht stolz an der Seeseite der Stadt, und die

Purpurköpfe seiner Bewohner, die sich am Fenster zeigten, beweisen klar genug, dafs hier gesunde Luft und kein Mangel sein müsse. An der nördlichen Seite befindet sich ein Kastell, welches kaum noch als solches zu erkennen ist, und unter den fürchterlichen Steinmassen, die mit Einemmale hier beginnen, sich kleinlich verliert.

Ueberhaupt gewinnt das Seeufer von da an eine ganz andre Ansicht. Vorher eine, gröfstentheils angebaute, meist terrassenförmig sich gegen das Meer erniedrigende Küste, stürzt sich das Gebirge jezt in hohen, perpendikulären, oben fantastisch ausgezakten Felswänden in die See, und wo du die Berge mit Händen greifen kannst, hat das Meer eine ungeheure Tiefe. Die Felsenschichten, so schroff sie auch abgeschnitten sind, stehen grotesk verwirrt im Wasser, und es bilden sich unzählige Grotten darin, wo die Wellen anplätschern, und bei schwächern oder stärkern

Winden der Scylla ähnliche Töne hervorbringen. Lange fährt man diesen Felsenwänden zur Seite, ohne auch nur eine Spur von Vegetazion zu erbliken, und das Gebirge scheint hier eine kolossale Mauer, hinter welcher sich das gesegnete Land verbirgt. Aber an diesen kalten Steinen, welche ohnedies durch die Vielfachheit und Gröfse ihrer Formen Staunen erregen, wird man doch durch die ausserordentlichste Mannigfaltigkeit von Farben überrascht. Die Schichten haben alle die tausend Farben, Schattirungen und Adern des genuesischen Marmors, und nicht selten stehen sie im abspringendsten Kontrast mit der heitren Färbung des Meeres. Das Eingeweide der Erde scheint hier offen da zu liegen, und man zählt mit Staunen die verschiedenen, auf einander geschichteten Steinlagen, und den unendlichen Raum von Jahren, der zu Bildung derselben und zum Abwaschen durch Wasser und Luft erfordert

ward. Hier war es auch, ungefähr eine halbe Stunde nordwärts von Porto Venere, wo wir eine sonderbare Naturerscheinung gesehen haben

Es war den 9. August, Mittags um ein Uhr, beim schönsten Wetter von der Welt. Die Hize ist diesen Sommer in ganz Italien ausserordentlich; doch war sie so beschwerlich nicht, da ein kleines Lüftchen einige Kühlung aus Nordost brachte. Wir fuhren ungefähr zehn Schritte unter einer dieser Felswände vorbei, welche sich ganz senkrecht herunter zog, und durch ihre Höhe gerade unsere Blike auf sich gezogen hatte. Ungefähr an der Mitte der Wand, an einem Orte, wo sich nie ein menschlicher Fuss hingewagt hat, geschah ein Knall, wie der Schuss einer stark geladenen Flinte, und zu gleicher Zeit stieg Rauch und Staub aus einer plözlich entstandenen Oefnung heraus, aus welcher dann auch eine Menge Steine hervor und

hinab in die See stürzten. So wie diese Steine in das Meer fielen, knallten sie wie abgeschossene Pistolen, das Wasser schäumte, ein Kalkrauch stieg aus demselben in die Höhe, und mehrere Minuten, nachdem die Steine schon verschwunden waren, sprühte das Wasser fingerdike Fontänen in die Luft. Wir erstaunten, wie du leicht denken kannst, über diesen kleinen Vulkan; die Seeleute aber, mit welchen wir darüber sprachen, machten gar nichts aus der Sache, und versicherten, ähnliche Erscheinungen schon oft an diesen Gebirgen gesehen zu haben. — Wenn du Lust hast, mir die Sache zu erklären, so dient zur Nachricht, dafs diese Gebirge aus Kalksteinen bestehen, die auf Schiefer ruhen.

Weiter hinauf ist das Gebirge nicht mehr so schreklich; es stürzt sich nicht mehr so senkrecht in die See hinunter, sondern läuft, wiewohl immer noch steil genug, terrassenformig gegen dieselbe zu. Aber welche

Terrassen! Sollte man es glauben, dafs der menschliche Fleifs an diese nakten Steine, Fruchtbarkeit befestigt hätte? Und doch ist es so. An diesen steilen Bergen befinden sich unzählige Rebenpflanzungen, welche den wilden Gegenden doch zuweilen eine freundliche Ansicht leihen. Aber diese Reben sind auf ganz schmalen, eher Leitern als Terrassen ähnlichen Erdfleken gebaut, die gleichsam in der Luft zu hängen scheinen. Die gegen das Meer auslaufenden stürzen von Zeit zu Zeit herunter; manche Berge haben ihre Hülle ganz abgeschüttelt, andre stehen noch ohne Pflege da, wo der Mensch sich nicht hinwagen kann. In den Thälern und Schluchten stehen Olivenbäume, welche hier, gegen die rauhen Winde gesichert, nebst Wein und Kastanien, beinahe den einzigen Segen dieser sparsamen Erde ausmachen. Oben auf den Bergen kleben kleine Hütten, gleich den Schnekenhäusern an den Felsen, und es scheint

unbegreiflich, wie die Bewohner derselben sich herunter an das Meer wagen können, das hier, so zu sagen, kein Ufer hat, sondern an lauter steile Felswände anplätschert. Auf einigen Felsen sahen wir etliche Jungen sich baden, welche, um ein in dieser Jahreszeit auf ihren Bergen so seltenes Element aufzusuchen, sich herunter gewagt hatten. Die Armen! Sie schienen allein mit ihrer zarten Jugend, hülflos und verlassen auf einem felsichten Eilande dazustehn.

Schon Diodor aus Sicilien nennt Ligurien ein bergichtes dürres Land, und seine Bewohner arbeitsam und hart. Beides hat sich seit der Zeit nicht geändert, und Ein Blik an diese Berge überzeugt einen, wie sauer der Mensch hier mit der Natur ringen muſs. In den wildesten Bergen, wo der Boden seinen Kindern statt Brod nur Steine bietet, ohne eine Landstrafse in der Nähe, die ihnen Verdienst und Gelegenheit zum Erwerb ver-

schaffen könnte, verlangt die Erhaltung ihres kümmerlichen Lebens jede Anstrengung menschlicher Kräfte. Und wirklich thun sie auch alles, was ihnen möglich ist; und wo nur irgend ein nutzbarer Flek liegt, da sind sie drüber her. Ausser ihrer Feldarbeit, welche, so beschwerlich sie auch ist, ihnen doch bei weitem nicht den gröfsten Theil ihrer Zeit wegnimmt, aber sie auch nur verhältnifsmäfsig belohnt, beschäftigen sie sich mit Arbeiten für die genuesischen Fabrikanten. Sammet- und Bandwebereien sind die gewöhnlichen Geschäfte der Männer; Spizen klöppeln, die der Weiber. In den an der See gelegenen Orten werden häufig Schiffe gezimmert, und die meisten der Küstenfahrzeuge sollen in Lepanto, Nervi u. s. w. verfertiget werden. So lange nun freilich Handel und Schiffahrt in munterm Gange sind, erwerben diese Leute so viel, dafs sie leben können, aber niemals, um einen Vor-

rath für die Zukunft zu sparen. An die elendeste Lebensart gewöhnt, mit ihren wenigen Bedürfnissen, ohne Kenntnifs des Werths ihrer Arbeit, sind sie mit der Bezahlung zufrieden, welche ihnen der genuesische Kaufmann, der in ganz Europa berüchtigtste Knauser, zuwirft. Treten aber Umstände ein, wie in den lezten Jahren, dafs unter dem Druk des Krieges und der Revoluzionen jede Springkraft des Handels und des Kunstfleifses erlahmt, dann bleibt diesen armen Gebirgsbewohnern auch nichts übrig, als die schwärzeste Verzweiflung. Wer wird sie dann auch verdammen wollen, wenn sie, von bitterer Noth getrieben, den Reisenden in ihren Bergen anfallen, und in dem Neide der Verzweiflung des Himmels nicht achten, welcher ihnen Schonung fremden Eigenthums gebietet, und sie selbst mit keinem gesegnet hat? Diesem Elend einzig und allein ist die Unsicherheit des Weges über die Gebirge zuzu-

schreiben, welchen gegenwärtig selten ein Reisender zu nehmen wagt. Aber eben damit ist ihnen auch noch die leste, wiewohl schwache Quelle vertroknet, ihre Maulthiere an die Fremden zu vermiethen, und sie über die Berge zu geleiten.

Nicht selten thut eine solche Armuth des Bodens, wie sie hier Statt findet, die Wirkung, jede Seelenkraft der Bewohner desselben abzustumpfen. An den Feuerländern ist diese Bemerkung bis zum Extrem wahr, hier aber, und vielleicht bei Gebirgsmenschen überhaupt, gänzlich falsch. Schon die Physiognomien dieser Bergbewohner verrathen viel Verstand, noch mehr aber Arglist. Viele wandern aus, dienen als Matrosen, bevölkern die Städte Italiens mit Bettlern und Spizbuben, und manchen gelingt es, ausserhalb ihrer Gebirge eine nicht ganz gemeine Rolle zu spielen. Besonders berüchtigt ist in dieser Hinsicht ein ungefähr drei italienische Meilen

von der Küste entlegener Ort, Namens Borzonaska.

Dieses Dorf macht eine Republik der feinsten Spizbuben aus, welche durch gleiche Noth, Neigung, Handwerk und Verbrechen auf eine beispiellos enge Weise mit einander verbunden sind. Der Ort liegt nur wenig von der Bergstrafse entfernt; allein der Reisende ist vor ihnen sicher, da sie die weise Maxime befolgen, blos ausserhalb des Vaterlandes ein Gewerbe zu treiben, welches ihnen natürlich, auch in demselben fortgesezt, bald den Untergang bringen würde. Abenteuerlich sind die Erzählungen, welche mir glaubwürdige und selbstprüfende Leute von ihren feinen Intriguen, und grofs und weit aussehend angelegten Diebsplänen gemacht haben. Schon bei ihrer Erziehung wird von den Obern der Republik auf die künftige Bestimmung des Kindes Rüksicht genommen, und dieselbe der Rolle gemäfs, welche es dereinst in der Welt

spielen soll, eingerichtet. Zu diesem Ende werden die, demselben nöthigen Sprachen gelehrt, und die orientalischen sind von diesem Unterricht gar nicht ausgeschlossen, da sie ihnen in den italienischen Seehäfen, den nächsten Schauplätzen ihrer Betrügereien, unumgänglich nothwendig sind. Nach den Graden der Anlage wird jedem der Platz angewiesen, welchen er ausfüllen soll, und ihre ausgebreitete Korrespondenz setzt sie überall in den Stand, mit gröfster Schnelligkeit Gehülfen herbeizurufen, wenn sie deren zu einer weitläuftigen Unternehmung nöthig haben.' Vor einigen Jahren zeigte sich in mehreren genuesischen Städten ein griechischer Bischof, welcher angab, er sammle Geld für eine in Jerusalem zu erbauende, des heiligen Orts würdige christliche Kirche. Der Mann hatte ein weitläuftiges Gefolge, sprach vortreflich griechisch und französisch, und scheint seine Rolle besser verstanden zu haben, als

der, mit welchem Rousseau in seinen frühern Jahren gereist war. Er verschafte sich, wo er hinkam, grofsen Anhang, verrichtete seine bischoflichen Funkzionen mit Pracht und unter vielem Zulauf, und wurde, da er viel Lärmens machte, und man politische Bewegungen befurchtete, der Regierung von Genua verdächtig. Er ward eingezogen und verhört, aber es war keine Schuld an ihm zu finden. Schon wollte man ihn wieder in Freiheit seten, als ein bei seinem Verhör gegenwärtiger französischer Commissär ihn an dem französischen Wort à fait, das die Borzonasken häufig brauchen, und auf eine ganz eigene Art aussprechen, erkannte, und ihn durch die Bekanntmachung seines Vaterlandes zum Geständnifs seiner Betrügerei zwang.

Die Fahrt an dem genuesischen Gebirge wird schon deswegen äusserst abwechselnd und romantisch, da es hier so ausserordentlich viele Vorgebirge bildet, zwischen wel-

chen sich das Land immer in einen mahlerischen Halbzirkel zusammenwölbt. In jedem dieser Zirkel liegt ein Dorf oder ein Städtchen, alle kühn in die Höhe gebaut, und durch eine eigene Bauart nicht unfreundlich sich zeigend, besonders da um sie herum der Boden fleissiger bearbeitet ist, und also auch eine lebhaftere Vegetazion gestattet. Ich werde nie die Ansicht des Vorgebirgs del Mosco vergessen, das in kolossalen Schichten in den tiefsten Meeresgrund hineingestellt ist, und zahllose Grotten bildet. Braun und ganz unfruchtbar wolbt es sich an einigen Seiten wie der leukadische Fels hinaus, und wirft einen grofsen Schatten auf die klare Fluth, der einer etwas erhitzten Einbildungskraft durch seine tausend Zaken ein lebhaftes Spiel öfnet, das Wesenloseste in bedeutende Gestalten umzubilden.

Ausserordentlich verschieden ist die Art, wie diese Gebirge benuzt werden. Sie hängt

beinahe gänzlich von den Winden ab. An diesen Küsten Italiens sind der Nordwind (l. Tramontana) und der Südwestwind (il Libeccio) die fühlbarsten. Gegen den ersten ist Genua, und der gröfste Theil seiner südlichen Küsten durch ihre Beugung gegen Südost, und durch die mächtigen Vorgebirge geschützt. Dem zweiten hingegen, dem fürchterlich wuthenden, liegen diese Uferländer um so gefährlicher frei, indem er hier durch die hohen Berge gleichsam festgehalten wird. Wo dieser Zerstörer trift, da gedeiht die zarte Oelpflanze und der noch weichlichere Orangenbaum nicht; und es ist wohl ihm und seinem rauhen Bruder, dem Nord, zuzuschreiben, wenn das, nicht durch so viele Vorgebirge geschützte, sondern meist flach gegen das Seeufer hinlaufende Küstenland von Toskana diese zarten Pflanzen des Südens nicht so begünstigt, als die nördlichen Ufer des Meerbusens von Genua. Auch hier ist es an

den Pflanzen ersichtlich, wo der Südwestwind trift; denn an diesen Stellen erblikt man kaum etwas anders, als Kastanien und Rebenberge. Aber je näher man Genua kommt, desto häufiger werden die Oelbäume an den Gebirgen, weil diese durch ihre Lage und Form immer wenigstens von einigen Seiten gegen die Winde geschirmt sind. Einer solchen günstigen Lage verdanken die drei Orte Nervi, Pegli und Nizza den ewigen Frühling, der sie schmükt, und sie keine der Beschwerlichkeiten des Winters empfinden läfst; verdanken sie die ganz eigene südliche Vegetasion, welche sich gleichsam hieher verirrt zu haben und dem schönen Fleke Italiens anzugehören scheint, der, wie die Dichter dieses Landes singen, einst vom Himmel gefallen ist. Wirklich geht auch nichts über die Freundlichkeit der Gegenden von Sestri, wo mit einemmal eine ganz neue Natur zu beginnen scheint. Runder und zwischen anmuthigen Hügeln und

Thälern zerstreut, sind hier die Berge, alle mit lebhaftem, tausendfach schattirtem und gemischtem Grün bedekt, und zwischen durch die so vielfach verschiedenen Mahlereien der Landhäuser, Mauren, Thore u. s. w. Nur in der Ferne zeigen sich die grauen Vorgebirge als die Mauren, womit die Natur dieses Paradies umschlossen hat.

Es war um Sonnenaufgang, als uns Genua durch den Nebel der Morgenluft zum erstenmal ins Gesicht fiel. Wir fuhren zu nahe an der Küste, als daſs uns die Stadt auf einmal prächtig vor unsern Augen aus der Ferne hätte hervortreten können. Noch einige Stunden entfernt, betrogen uns lange Zeit die schönen Landhäuser und die äussern Festungswerke, und je näher wir Genua kamen, desto mehr schien es sich von uns zu entfernen. Endlich erreichten wir's doch, und das neue Tyrus lag im Morgenschimmer schattenlos da, und stolz, wie seine ehemaligen Bewohner.

Ich sage dir nichts von dieser Ansicht, da sie Unzählige vor mir schon beschrieben haben; aber gestehen mufs ich es dir doch, mein Freund, dafs es X. Y. Z. nicht hören, ich fand sie gar nicht über jenen Beschreibungen, und noch weniger über meinen Erwartungen. Vielleicht gebe ich mir einmal Mühe, dir mein Urtheil zu entwikeln. Ich habe mich aber schon lange mit Beschreibung schöner Gegenden aufgehalten, dafs ich mit Recht fürchten mufs, dich bereits ermüdet zu haben. Naturschilderungen überhaupt, werden sie nicht mit den Farben des Dichters verschönert, verglichen wir oft mit ungesäuertem Brod; und wenn es dem Reisenden gelingen kann, die beste Zeichnung zu entwerfen, so ist sie doch weiter nichts, als die Uebersezung eines Gedichts in eine andre Sprache, und über diesen Punkt belehrt uns Cervantes wizig und wahr genug, wenn er

sagt, dafs die beste Uebersezung dem Originale eben so gleiche, wie die Rükseite einer gewirkten Tapete der vordern.

Genua, den 20. August 1802.

Nam quid ea memorem, quæ nisi iis, qui videre, nemini credibilia sunt, a privatis compluribus subversos montes, maria constructa esse.

Sallust. Catil. 13.

Nähert man sich der Stadt Genua zur See, so bekommt man gewiſs den vortheilhaftesten Eindruk von ihr. Wie ein ungeheures Amphitheater umringt sie mit ihren Nachbargestaden den Golf, welcher zwischen ihnen wogt. Hohe Berge schliessen sie von hinten ein: eine Menge der schönsten Gärten und Landhäuser dehnen sich mit üppigen Bäumen und Gesträuchen bis an die Uferfelsen, welche sich gegen Süden in graue schroffe Gebirgsmassen, gegen Nordwest in mildere Hügelgegenden verlieren. Eine grofse Mauer umgiebt den Hafen auf der Seeseite, und verbirgt

dem Annahenden die belebten Umgebungen desselben. Ein neues Amphitheater, kleiner zwar, aber abwechslungsreicher, thut sich dem Auge auf, so wie man im Hafen ist: die schönsten Paläste liegen gerade vor Ihnen. Sehr volkreich sind die Strafsen, welche den Reisenden zuerst aufnehmen. Alle, ausserordentlich enge, giessen eine Menge Menschen auf den Hauptpunkt aus, um welchen sich die Thätigkeit der ganzen Stadt dreht. Die Häuser sind gewöhnlich von vier bis fünf Stokwerken, und häufig von sechs bis sieben. Im Erdgeschofse haben sie fast alle Buden, in welchen die gröfste Thätigkeit herrscht. Selten findet sich ein Sonnenstrahl in die Strafsen. Kein Wagen kann sie befahren; nur die einzige Strada Balbi hat dieses Vorrecht, und noch ein andres, dafs die untern Stoke der Häuser von den Vornehmern bewohnt sind. In der übrigen Stadt hausen da gerade die ärmsten Leute, in den Mittelstöken

die wohlhabenden, und die höchsten sind von den Reichen besezt.

Die Bauart der Häuser hat überhaupt viel Eigenes, besonders Orientalisches. Auf den Dächern der meisten sind Terrassen angebracht, welche man gewöhnlich mit Blumentöpfen geziert hat. Oft sogar wird man wunderbar überrascht, wenn man aus den endlosen Treppen heraus, die man ersteigen mufste, plözlich unter ein lebendiges Traubendach tritt, und ich kenne ein solches, das bis in das fünfte Stokwerk in Einer einzigen Rebe hinaufgetrieben ist, welche da oben erst in weite schattende Zweige sich verbreitet. In dieser Höhe befindet sich auch gewöhnlich das Wassermagazin des Hauses. Das Wasser wird durch die natürliche Lage der Stadt zwischen den Bergen so hoch hinaufgebracht, und vertheilt sich auf des Hauses Spize erst in die einzelnen Zweige, wodurch die Küchen der verschiedenen Bewohner versehen werden.

Alle haben in derselben einen Hahn, den sie nur zu öfnen brauchen, um frisches Wasser zu haben. Jeden Morgen werden diese Magazine rein ausgeleert, um wieder gefüllt zu werden, und es ist für den Fremden etwas ganz Unerwartetes, um diese Zeit das lebhafte Rollen des Wassers zu hören, das sich jezt in die allgemeinen unterirdischen Kanäle ausgiesst.

In den Wohnungen selbst wird man durch einen eigenen Prachtgeschmak in Verzierungen und Hausgeräthe überrascht. Ganz gewöhnlich sind Vergoldungen. Mit Verschwendung sieht man die schönsten Marmors angebracht. Kostbare und kunstreiche Stukarbeit, Spiegel, seidene Tapeten und der äusserst schöne Estrich des Bodens, sind fast allgemeine Vorzüge. In bemittelteren Häusern sind die Plafonds meistens gemahlt, und es giebt überhaupt selten eine wohlhabende Familie, welche nicht einige vorzügliche Gemählde,

besonders von niederländischen Meistern, aufzuweisen hätte.

Gleicher Reichthum ist in den öffentlichen Gebäuden und Anstalten sichtbar. Die ungeheuren Wasserleitungen, und ihre so sehr vereinzelte Vertheilung, sind Werke, welche der Römer in ihren schönsten Zeiten würdig wären. So sind es auch die unterirdischen Kanäle, in welche sich aller Unrath der Stadt verliert. Sie würden mit einer Festigkeit und mit einer so klug berechneten Zwekmäfsigkeit erbaut, dafs man bis jezt nie nöthig fand sie zu reinigen. So ist in der ungeheuren kühnen Brüke von Carignano, die zween Berge in einer Höhe verbindet, worunter Häuser von acht Stokwerken stehen, so in den übrigen öffentlichen Gebäuden, den Werken am Hafen, den Befestigungen u. s. w. eine Kraft und ein Reichthum thätig gewesen, welcher nur schwach noch durch den in den Woh-

nungen herrschenden Prachtgeschmak beurkundet wird.

Alles das ist aber auch freilich zu einer Zeit geschehen, als die einzige Stadt einer der mächtigsten Staaten unserer Halbkugel war, und ihre gefürchteten Flotten alle Meere beherrschten. Da Genua allein übrig geblieben war von den Nebenbuhlerinnen Venedigs; als es seine Eroberungen vom schwarzen Meer bis ins jonische ausdehnte, seine siegreichen Fahnen in Spanien und Afrika unersättlich um sich griffen, Kaiser Manuel von Konstantinopel selbst ihnen zinsbar war *), seine Schiffe Franzosen und Engländer schüzten, und einer seiner Burger den schonen lukkesischen Staat kaufen konnte **); — damals freilich hätte der Freistaat von Genua mehr noch vermocht, als wir sehen.

*) Vom Jahr 1155 an.

**) Gherardo Spinola kaufte ihn für die Summe von 74,000 Goldgulden.

Diese Glanzperiode erlosch, als Genua dem mächtigern Venedig im vierzehnten Jahrhundert unterlag. Darum ist es aber nie verarmt. Sein immer fortdauernder, beinahe ausschliessender Handel mit Spanien und Portugal, seine erworbenen Kapitalien und Kostbarkeiten erhielten einen Wohlstand, welcher immer noch selten und beneidenswerth ist. Jahrhunderte waren die Kassen der genuesischen Patrizier allen geldbedürftigen Regierungen offen. Die einzige Familie Cambiaso baute die fünfzehn Meilen lange Strafse durch die Bocchetta, und die eben so kostbare nach Voltri auf ihre eigene Kosten. Andre zeigten ihre Vaterlandsliebe und ihren Reichthum in der Unterhaltung kostbarer Hospitäler, andre durch die würdige Bekleidung der Gesandtschaftsposten der Republik, zu welchen diese nur geringe Vorschüsse gab. Als aber die französische Revoluzion hereinbrach, begann das Unglük des Staats gleich mit den

ungeheuren Verlusten auswärtiger Kapitale, wodurch einzelne seiner Bürger betroffen wurden. Gegen hundert Millionen waren auf diese Weise schon verloren, ehe die Republik von der gewaltigen Kriegeswoge selbst ergriffen wurde, die sich später über sie herwalzte. Der Regierung ward so bange für ihre Bürger, dafs sie durch strenge Gesetze den Aufwand in Sänften und Bedienten einschränkte, worin sich der Patrizierstolz sonst innerhalb der Stadt noch allein ausgelassen hatte.

Schneller würden indefs doch jene alten Reichthümer zerronnen sein, wenn nicht die Lage der Stadt selbst schon manche Arten von Verschwendung verboten hätte, wodurch sich der Adel andrer italienischer Staaten zu Grunde gerichtet hat. Pferde und Equipagenluxus ist etwas, was man in Genua beinahe so wenig kennt, als in Venedig. Wie die sonderbare Insellage der leztern Stadt den

Genüssen und Freuden eine eigene Richtung gab, so bekamen sie sie in dem ringe von Gebirgen und der See umschlossenen Genua gleichfalls. Man kann darum mit einiger Einschränkung auf sie anwenden, was Machiavelli von den deutschen Städten sagt: „die Einwohner derselben sind reich, weil sie wie Arme leben."

In der Lebensart der genuesischen Patrizier war wirklich von jeher jenes sonderbare Gemisch von Ostentazion und Sparsamkeit ersichtlich, welches die italienische Nazion überhaupt, unter den Ständen aller aber den Kaufmann karakterisirt. Wenigstens dürfen wir es blos den Umständen zuschreiben, dafs der Staat von Genua sich durch merkantilische Thätigkeit und Enthaltsamkeit in die Höhe geschwungen hat, wenn wir in den prächtigen Palästen seiner Patrizier, mitten unter ihren herrlichen Kunstwerken, auf ihren reich vergoldeten Stühlen, eine lange

Abendgesellschaft hindurch vergebens nach einer Erfrischung schmachten, und in unserm Durste den Vorwurf der Florentiner gerecht finden, dafs der Genueser der gröfste Knauser unter der Sonne sei. Denn die Erinnerungen der alten Gröfse, welche sie so gern fühlbar machen, haben, wie bei den Spaniern und andern Nazionen, deren schöne Zeiten vorüber sind, nichts anders zur Rechtfertigung übrig behalten, als eine starke Neigung zu einer unfruchtbaren und unbequemen Pracht, die sie selten in etwas anderm, als in dem darstellen, was nur das Auge geniessen kann, das seinen Werth nicht leicht verliert, und wenigstens durch den Genufs nicht vermindert wird.

In manchen andern Dingen äussert sich dieser Karakterzug der Genueser. Jedes Denkmal von Wohlthätigkeit oder Freigebigkeit gegen den Staat trägt das Bild und den Namen des Gebers an sich. Man hat ihnen

as verschiedentlich vorgeworfen; aber ich
nde es in aristokratischen Freistaaten, wie
Genua noch vor kurzem gewesen ist, nicht so
bel. Was irgend Gutes und Grofses im Staate
eschehen ist, das haben einzelne Familien ge-
han. Der berühmte Name erbt sich fort, und
ft mag er dem bessern Urenkel eine Last wer-
en. Er spornt ihn zu Thaten, die er in der
Beschränkung einer auf ihre alten Formen
ifersuchtigen Republik nicht ausführen kann,
enn sich ihm nicht in den auswärtigen Ver-
ältnissen derselben die seltene Bahn eröfnet.
Kann er nun weder als Politiker, noch als
Krieger seine Würdigkeit erweisen, was bleibt
hm übrig, als Verdienste um die Verschö-
erung der Stadt, um nüzliche Anstalten
. dergl.? Hat er diese sich erworben, so ist
r seines Namens werth; er ist aber auch
erpflichtet, seine Ehre auf eine öffentliche
Art zu seines Hauses Ruhm zu schlagen, da-
mit jeder künftige Zweig desselben gleichen

Antrieb zu gleichen Verdiensten haben möge. Ruhm ist ja doch das Einzige, wodurch der aristokratische Staat den Aristokraten belohnen kann — denn auch Aemter und Ehrenstellen geben ihm nichts weiter, sobald er ein ehrlicher Mann ist.

Damit mag auch die grofse Wohlthätigkeit des genuesischen Adels in Verbindung stehn. Es giebt unter demselben viele Familien, welche schon seit langen Jahren an bestimmten Tagen der Woche viele Porzionen Suppe, Brods u. dergl. austheilen lassen. Bei manchen ist es schon lange eingeführt, dafs die jährlichen Einkünfte in drei gleiche Theile abgeschieden werden, wovon der erste für die Bedurfnisse des Jahrs, der zweite für die Zukunft, der dritte für die Armen bestimmt ist. Von der Art ist das Haus Pallavicini, welches jedes Jahr gegen 100,000 Lire unter die Armen fliessen läfst, ohne dafs man viel davon hört. Und darin ist diese Familie nur

gar nicht einzig. Sie hat mehrere Neben-
buhler in ihrer Wohlthätigkeit, und noch
viel mehrere, die man nicht kennt. Denn
hierin verläugnet sich die Ostentazion des
Volks auf das ruhmlichste, wie folgender
Zug beweisen mag, den ich aus guter Hand
habe. Ein Armer kam zu einem Patrizier,
und bat ihn um eine Unterstüzung. Er ward
mit dem Bedeuten entlassen, in acht Tagen
wieder zu kommen. Der Arme erscheint um
die bestimmte Zeit, wird aber zu seinem
gröfsten Erstaunen heftig angefahren, dafs
er betteln gehe, da er doch 6000 Lire in
der Bank liegen habe. Der Arme betheuert
bei allen Heiligen, dafs er nichts besize, er-
kundigt sich endlich aber doch in der Bank,
und findet wahr, was ihm sein unbekannt
bleiben wollender Wohlthäter gesagt hatte.

Diese Wohlthätigkeit ist natürlich nicht
immer gut angewendet, und erzeugt oft ge-
rade die schlimmen Folgen, welche sie ver-

luten will. Aber die neusten Zeiten haben sie doch manchmal gerechtfertigt, wo, beim Stillstehen aller Gewerbe, selbst der ehrwürdigste Theil der Nazion ohne sie seinem Elend erlegen wäre.

Eben so gegründet in ihrer Staatsverfassung mag ein andrer Zug im Karakter der genuesischen Patrizier sein, den man ihnen so gerne vorwirft. Man klagt über ihren Stolz, und über Mangel an Zuvorkommen gegen den Fremden. Ich erkläre das so gut, als bei den Engländern, aus dem Stolz auf ihr Vaterland, welches sie über jedes andere Land erhoben denken. „Jeder Patriot," sagt Rousseau im Emil, „ist hart gegen die Fremden: „Sie sind in seinen Augen nur Menschen, „nichts weiter;" und nur in diesem Umstande dürfen wir uns ja auch den übermüthigen Stolz der Griechen und Römer gegründet denken, bei welchen nur der cives romanus und der Nichtbarbare Menschen waren.

Mögen wir es unserm unseligen Mangel an Vaterlandsstolz zuschreiben, wenn der Deutsche den fremden Mann, wie die fremde Sitte und Thorheit, so willig bei sich aufnimmt. Hätten wir jenen Stolz, o wir wären nie dahin gekommen, wo wir ihn nicht mehr haben dürfen!

Die Revoluzion hat bis jezt nur äusserst wenig im Geiste und in der Lebensart der Genueser verändert. Noch immer theilt sich die ganze Stadt in Adel und Klienten. Jeder hatte es ehmals nöthig, sich an irgend einen Patrizier anzuschliessen, damit dieser seine Stelle in dem Senat für ihn vertrat, und in allen Fällen ihm das Wort redete. Der Klient wurde von seinem Gönner mit Geld und Vorsprache unterstüzt, und leistete diesem dafür wieder andere Dienste, wodurch sich beide gleich unentbehrlich wurden. In stürmischen Zeiten der alten Republik war dies eine Politik, deren jeder Adeliche benothigt war,

und wovon oft sein ganzer Einfluſs im Staate abhieng. Wo er daher gieng und stand, war er von einer Schaar solcher Leute umgeben, welche gröſser oder kleiner war, je nach dem Verhältniſs seines Ansehens, seines Reichthums und besonders seiner Freigebigkeit. Durch diesen Umstand wurde die Scheidewand zwischen Adel und Bürger immer tiefer, die Gränzen zwischen beiden immer schärfer. Die gesellschaftlichen Verhältnisse konnten natürlich nicht gedeihen, da der Abstand zwischen den verschiedenen Ständen zu groſs war, und die Wirkung der einzigen bestehenden Gleichheit unter dem Adel durch Eifersucht und Intriguen verhindert wurde. Und dieser Mangel ist gewiſs noch jezt fühlbar, und wird sich nur nach und nach aufheben, so wie der zweite Stand mehr in die Höhe kommt, wozu er gegenwärtig auf gutem Wege ist, und wie der französische Gesellschaftston mehr um sich greift, zu dessen

Verbreitung schon seit mehreren Jahren besonders das Haus des französischen Gesandten Salicetti wirksam war.

Im Handel und Verkehr überhaupt sind die Genueser sehr verschrien. Einer der lestern gestand das selbst ein, als er sich einmal zu Mailand mit einem Piemonteser zankte, und diesem in der Hize sagte: „Solcher Spizbuben, wie du einer bist, giebt es ja nicht einmal in Genua.“ Wirklich zeichnen sie sich durch Feinheit und List sehr aus, und da folgt der Betrug gerne mit. Auffallend ist die Anzahl von Verbrechern, welche die Regierung seit mehreren Jahren mit unerbittlicher Strenge bestraft, die aber ihre Zahl und Kühnheit nur immer noch zu vermehren scheint. Nichts ist häufiger in der Stadt selbst, als Einbrüche und Taschendiebereien; und die lestern sind um so gefährlicher, da man, im Fall man den Dieb selbst auf der That ertappt, schweigen muss, wenn man sich seinem Dolche

nicht aussetzen will. Keine von allen Strassen, welche nach der Stadt führen, ist sicher; selbst auf der See werden Fahrzeuge von Räubern angegriffen, die von der Riviera di Levante herabkommen. Einer meiner Freunde hatte das Unglük, auf diese Weise alles zu verlieren. Er fuhr auf einer Feluke von mittlerer Gröfse von Genua nach Livorno. Nur einige Meilen von der Stadt wird sie von einer Barke angehalten, welche mit Bewafneten angefüllt ist. Diese hatten sich alle die Gesichter schwarz beschmiert, sprachen einen, den übrigen Genuesern unverständlichen Jargon unter sich, und nahmen mit fort, was ihnen von der Ladung anständig war, und ihr Fahrzeug nur immer fassen konnte. Dergleichen Vorfälle sind nichts weniger als selten. Beraubungen auf den Strassen fallen noch häufiger vor; die Regierung straft mit aller Strenge, aber die Bösewichter haben sich zu einer Stärke vereinigt,

welche selbst mehreremale den Linientruppen mit Glük die Spize geboten hat. Dieses alles ist aber begreiflich, wenn man das Elend und die Armuth kennt, welche in den Gebirgen herrschen. Durch die Veränderung der Dinge überhaupt, die Belagerung Genua's unter Massena, die verschiedenen Blokaden des Hafens sind viele Menschen brodlos geworden. Das Land hat so wenig eigene Hülfsmittel, daſs ihnen vor dem Hungertode nichts übrig blieb, als der Angriff auf fremdes Eigenthum.

Gränzenlos war das Elend, und unbeschreiblich in dem Jahr, da Genua die schreckliche Belagerung unter Massena aushalten muſste. Noch sind die Berichte davon in jedermanns Gedächtniſs. Die Zahl der verstorbenen im Jahre derselben, 1800, betrug 12,492 Menschen, da sie in dem folgenden von 1801 nur 5,977, und 1802, 3,902 war. In diesen drei Jahren schwankte die Zahl

der Gebohrnen immer zwischen 3 und 4000*). Sonst ist die Bevolkerung der Stadt gewöhnlich im Steigen, und die auf dem Lande, wenn nicht im Stillstand, eher im Abnehmen. Die Luft ist gesund; die Thätigkeit in Zeiten des Friedens sehr grofs; die Lebensmittel sind in nicht zu hohem Preise, und man darf immer, wenn Europa's Ruhe einmal befestigt sein wird, schönere Tage für Genua hoffen. Besonders mufs sich seine Marine unter der französischen Herrschaft nothwendig vermehren, da durch dieselbe ihr bis jezt einziges Hinderniſs, der ewige Krieg mit den Barbaresken, gehoben ist.

Sehr auffallend für den Fremden ist die grofse Stille, welche in der so belebten, so volkreichen Stadt herrscht. Die Genueser

*) Im Jahr 1800 wurden gebohren 3,022 Seelen, 1801, 3,063, und 1802, 3,502. Ehen wurden geschlossen: im ersten Jahre 496, im zweiten 758, im dritten 692.

sprechen gewöhnlich sehr leise zusammen, und auf dem gröfsten Plaz ist kein Lärmen, wie in der kleinsten Strafse von Livorno. Nur läfst sich hie und da ein Esel so durchdringend vernehmen, dafs man lieber das Rasseln eines Wagens hören möchte, als die Stimme des Thieres, welches den Genuesern alle ihre Bedürfnisse zuführt.

Denken Sie sich keine besondere Beziehung, wenn ich von dem Schreien der Esel auf die Sprache der Genueser übergehe. Sie unterscheidet sich von jedem andern Dialekte himmelweit. Nicht nur die Aussprache ist ganz verschieden, sondern sie hat auch eine Menge fremder, besonders französischer Worte. Wie schwer sie für den Fremden zu verstehen sei, ist schon daraus ersichtlich, dafs nicht jeder Genueser selbst den andern mit Leichtigkeit versteht. In den verschiedenen Quartieren der Stadt herrschen auch vier verschiedene Mundarten, welche mehr oder weniger

von dem reinen Zeineize — wie sie ihren Dialekt selbst nennen — abweichen. Die Büchersprache desselben, worin mehrere vorzugliche Dichter geschrieben haben *), ist

*) Ich seze hier die zwo ersten Oktaven der sehr gerühmten Uebersezung des Tasso her:

1.

Canto quello, che ri âtri han za cantaoù
In âtre lengue, e mi cæto in Zeneize;
Ro sepolcro de Cristo liberaoù
Da ro Grande Gofredo, chi ghe speize
Sangue, e súo: perche o l'ha contrastaoù
Fin con ro Diavo, quello brutto arneize:
Ma in fin per graxia de Demenedé
Ri sò compagni se gh'unîr con lé.

2.

Mi no ciammo ra Musa de Orofœuggio;
Ma a voi me vêzo Vergine Maria,
Fæ, che intre rimme mi non trœuve scœuggio,
E ch'aggian ri mæ versi l'armonia;
Che con onô mi sciorte da st'imbrœuggio,
Voi che sei ra mæ guidda, e ra mæ via,
E se a scrive de Voi mi non me son
Misso, ve ne demando ro perdon.

die, welche die Gebildeten sprechen, und die dem Fremden selten gestattet, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, wenn man nicht die Gefälligkeit für ihn hat, französisch zu sprechen, was sie meist alle verstehen.

Indefs erhält das Zeincize im Munde der genuesischen Damen, troz ihrer männlichen Stimmen, eine eigene Schönheit, woran freilich der alte Saz seinen Theil haben mag, dafs aus schönen Lippen, wie der Italiener manchmal sagt, selbst die deutsche Sprache wohl klinge. Durchgängig sind die Genueserinnen schöner als ihre Männer, im Allgemeinen sehr schlank gewachsen, in guten Verhältnissen gebaut, und mit Fülle gerundet. Franceschini hat sie herrlich aufgefafst, und was er auch darstelle, Göttinnen des Himmels oder der Erde, so sind es immer seine schönen Landsmänninnen. Ihr Busen ist reich, aber nicht überflüssig begabt; ihr Gesicht ein reines Oval; die Augen grofs und rund

geöfnet, von brennend schwarzer Farbe, und kuhner Herausforderung. Die Nase iste länglicht und rein geformt, der Mund klein und rund und der Nase nahe: die Gesichtsfarbe blühend, und die Zähne blendend weiss. Ihre Bewegungen sind anmuthig, und bei ihrer geschmakvollen Kleidung, tausend Abwechslungen reizender Drapperien begunstigend. Nichts geht über die Kunst, womit sie ihr Pezzoletto — so nennen sie eine Art von Schleier, der auf beiden Seiten des Gesichts herunterfällt, und von weissem Stoffe ist — umzuwerfen verstehn. Dadurch und durch die koische Durchsichtigkeit desselben sind sie die ersten unter den Italienerinnen. Ihr Haarputz ist in griechischem Geschmak, und scheint dem Wechsel der Mode weniger unterworfen zu sein, als an andern Orten. Ihre ganze Kleidung ist ausserst reinlich, und als ich sie oft gesehen und gehört hatte, wunderte ich mich nicht mehr über das, was

man mir sagte, und in geringerem Grade wohl überall wahr sein mag, dafs das Glük der meisten Männer in Genua an die Launen dieser Schonheiten befestigt sei. Ich fand es ganz vernünftig, dafs für sie eben so gut, als für die Geistlichen, der Porto franco, in welchem alle Geschäfte gemacht werden, durch die Gesetze verschlossen ist.

Dieses hindert indessen nicht, dafs die Weiber nicht einen grofsen Theil an der Gewerbsthätigkeit nehmen. Fleissig darf ich sie nennen, in Vergleichung mit ihren übrigen italienischen Landsmänninnen. In allen Buden und Kaffee's sieht man sie stehen, und, beinahe ausschliefslich, das Geld einnehmen. Indessen haben sie doch alle ihren Cicisbeo, welcher in der Sprache des Landes il Patito heifst. Diese Sitte hat sich in Genua fester erhalten, als in den übrigen Städten Italiens: was wahrscheinlich in der Thätigkeit der Männer gegründet ist, welche, wenn sie rei-

sind, sich nicht, wie der übrige Adel, dem Müssiggang überlassen, und daher nicht immer Zeit genug haben, ihre Frauen zu unterhalten. Noch ziemlich häufig geschieht es, dafs dieses Ehesupplement im Heirathsvertrage von der Frau bedungen wird, ob es gleich selten geworden ist, dafs man die Person selbst dabei bestimmt. Die edeln Genuesserinnen ahmen hierin ihren übrigen Landsmänninnen nach, und finden es weit angenehmer, die Gesellschaft des Unzertrennlichen von Zeit zu Zeit zu wechseln.

Im Winter besuchen sie alle Abende das Theater. Der Eingang zu demselben ist der allerelendeste, welchen man sich denken kann. Man steigt mehrere Stufen hinab, ehe man in dasselbe gelangt. Es ist klein, in schlechten Verhältnissen gebaut, und, wie die genuesischen Häuser beinahe alle, mit einem freskogemahlten Plafond geziert. Die Musik ist gewöhnlich erbärmlich, wenn sie nicht

hie und da durch einige fremde Virtuosen belebt wird. Dafür ist der Geschmak des Publikums mehr für Lustspiele und Späße aus dem Stegreif gestimmt, welche dann freilich mit aller möglichen Freiheit gegeben werden, die der laxere Begrif des Anständigen bei dem Italiener nur immer gestatten kann.

An Kunstwerken aller Art ist Genua sehr reich, besonders aber an Gemählden der niederländischen Meister, von denen sich mehrere der berühmtesten, Jahre lang in dieser Stadt niedergelassen hatten. Wie sollt' ich enden, wenn ich da anfienge? Aber so ganz kann ich mich nicht trennen von der stolzen Stadt, ohne wenigstens ein paar Worte über die Kirche von St. Ambrogio gesagt zu haben.

An Gemählden ist sie eine der reichsten in Genua. Von Rubens allein befinden sich drei Stüke in derselben, ein Kindermord, eine Teufelsaustreibung durch den heiligen Ignazius und eine Beschneidung Christi. Alle drei

sind sehr schön für Rubens. Besonders befinden sich im zweiten gar liebliche Kinder. In einem derselben hat der Künstler einen feinen psychologischen Zug aufgefafst. Eins der Kinder stekt voll Verwunderung die Hand in den Mund, um anzudeuten: hier mufs der Böse herausfahren. Ausserdem ist hier eine Befreiung Petri von Vandyk, zwar sehr verdorben, aber immer noch die Meisterhand verrathend. Der schlafende Soldat ist eines der scheufslichsten Gesichter, die der Künstler nur immer in dieser, an dergleichen Physiognomien so reichen Stadt auftreiben konnte. Der Kopf des Petrus war mir besonders merkwürdig wegen einer andern Darstellung desselben in einem benachbarten Bilde. Dies ist eine Himmelfahrt der Maria von Guido, und nicht von Guercino, wie Volkmann hat. Die Figuren sind unübertrefflich um das Grab her gruppirt; jeder sieht den andern verwundert an, oder fragt ihn:

nur der fromme Petrus ist voll heiligen Staunens auf die Knie gesunken, und schaut andachtsvoll in den Himmel. Im herrlichsten Gegensaze mit den bewegten Gemüthern der Jünger steht die Miene der Verklärten, welche voll Hingebung und Ruhe, in das Gewand der Unschuld gehüllt, schon die Nähe dessen zu fühlen scheint, der sie zur Gebenedeihten unter den Frauen gemacht hat. Die Geister der Glorie sind mit der, diesem Künstler eigenen Grazie gemahlt. Die Gewänder sind ganz vortreflich grofs und mit Anmuth geworfen, und das Kolorit so warm, dafs man bei der sonstigen Kälte seiner Farben anstehen sollte, das Gemählde für einen Guido zu halten. Seine Manier, erst breit anzulegen, und dann mit einem kleinen Pinsel wie eine Zeichnung vollends auszuarbeiten, ist auch in diesem Gemählde ein Hauptzeichen des Meisters. Vor diesem Bilde wurde mir erst der grofse Unterschied zwischen einem

Rubens und Guido auffallend, da ich den erstern, der diesem gegenüber hängt, nicht mehr ansehen mochte. Aber desto schöner zeigs sich die Verwandtschaft des bessern in den beiden Petrusköpfen von Vandyk und Guido. Keiner mahlte den nehmlichen Petrus, aber Beide so, wie dieser Fels sein muſs. Allein man betrachte die Maria in Rubens Beschneidung, und die in Guido's Verklärung, und man wird erkennen, wie hoch sich der leztere seinem Ideal näherte, und wie gemein der erste an der gemeinen Natur seiner Flamänderinnen klebte.

Livorno, den 15. Februar 1803.

Engel hat einst in seiner Mimik auf einen Vorzug aufmerksam gemacht, welchen die Italiener ausgezeichnet besizen, und gewünscht, dafs Reisende diese Seite des Volks mehr beobachten möchten, als bisher geschehen. Wirklich fällt dem Fremden im Anfang nichts so sehr auf, als die lebhafte Gestikulazion der Italiener, wenn er gleich bei einem längern Aufenthalt in diesem Lande nach und nach selbst anfängt, sich durch Mienen und Bewegungen die Worte zu sparen. Aber es ist so schwer, sich über diese Eigenheit ohne Zeichnungen verständlich zu machen, dafs man nur das hervorstechendste beschreiben kann. Indefs will ich thun was ich vermag, und Ihnen Einiges von dem sagen was ich bemerkt habe.

Zuerst aber mufs ich Sie auf die Sprache selbst aufmerksam machen, und Ihnen ihren

Reichthum für mimischen Ausdruk zu schildern suchen. Jede Bezeichnung der Körpertheile bietet mir in dieser Hinsicht Materialien an, und ich will mich zuerst an das Gesicht halten,

ove più di vital formò natura,

wie Tasso sagt *), und in diesem an den Spiegel der Seele, an das Auge. Und wie nüanciert hier die Sprache! Welche andre bezeichnet, wie die italienische, das grimmig drohende Auge mit occhiaccio, das freundliche mit occhiuzzo, den schnellen heimlichen Blik mit occhiatina, den Wink welchen das Auge giebt mit far l'occhiolino, das verstohlene Anschauen mit guardar colla coda dell' occhio, und dieses mit Freundlichkeit und leiser Bedeutung der Liebe durch guardar colla coda dell' occhiolino; das mürrische Aussehn

*) Ges. VII. 39. St.

mit far occhiacci, den Zorn mit occhi di fuoco, das weinerliche Aussehn mit far gli occhi rossi? Eben so bildlich bezeichnet das andar a chius 'occhi, das blindlings auf etwas Losgehn; das a occhi aperti das Gegentheil mit Achtsamkeit; das far gli occhi grossi, das stolze über die Achsel ansehn, und das serrar gli occhi, sterben, und dann das liebliche velar l'occhio, einschlummern. Nehmen Sie sodann die Augenbraunen, in welchen, nach Winkelmann, am meisten Ausdruk und Bedeutung liegt, so hat die italienische Sprache sein Urtheil schon zum voraus bestätigt, wenn ihr il ciglio oft so viel, als das Gesicht selbst ist. Il bel ciglio sereno, ist das heitre, frohe Gesicht, in welches jedermann mit Vergnügen schaut: aber nicht so, wenn es die Stirne runzelt, wofür sie das accigliarsi hat. Wie ausdrucksvoll ist das inarcar le ciglia, für: sich sehr verwundern; das

alzar le ciglia, die Augen aufschlagen, und das Aguzzar le ciglia, die Augenbraunen schärfen, spizen, für: ein finsteres Gesicht machen, oder mit einer kleinen Nuance, welche selbst diese Sprache nicht bezeichnet, für das provinziale: angükeln, wenn ein Schwachaugiger z. B. eine Nadel einfädelt. Nehmen Sie sodann den Mund, so hat sie auch das deutsche Maulaufsperren der Aufwerksamkeit oder Verwunderung in ihrem stare a bocca aperta, und das Mäulermachen, Gesichterschneiden, in far bocche. Aber sie wird noch bezeichnender in ihrem favellar colla bocca piccina, colla bocca stretta, a mezza bocca, um das ehrerbietige und behutsame Reden auszudrüken, wozu sie in dem esser largo di bocca, ohne Rükhalt von Jedem sprechen, den Gegensaz hat. Eben so reich sind ihre mancherlei Bezeichnungen mit Hand, Fuſs, Hals, Stirne, Nase u. dergl., die ich

Ihnen nicht anführen will, um meinen Brief nicht zu einem trokenen Wörterverzeichnifs zu machen; aber das mufs ich wenigstens noch hinzusezen, dafs die angeführten Ausdrüke und noch viele ähnliche alle kruskant, und nicht trivial sind: indem ausser diesen und manchen andern, von den Sprachlehrern anerkannten, die verschiedenen Provinzialmundarten in dergleichen mimischen Bezeichnungen einen so grofsen Reichthum enthalten, dafs aus ihnen allein schon vielleicht das Lehrbuch der Mimik, welches uns noch fehlt, zusammengetragen werden könnte.

In diesen Ausdrüken allen ist die Natur bezeichnet, wie sie bei allen Völkern sich darstellt. Andre mimische Bezeichnungen hingegen sind nur den Italienern eigen, oder wenigstens nur bei ihnen gewöhnlich, weil die grösere Lebhaftigkeit des Volks sie einmal fodert. Sie sind darum nicht konvenzionell; sie werden dennoch von jedem ver-

standen, und auch bei den Nordländern von Menschen erkannt, denen die Natur ein helleres Geistesauge gegeben, als den gewöhnlichen Erdensöhnen. So finden sich in Shakespeare viele Stellen, worin er dem Schauspieler selbst die Winke der Darstellung giebt, und Othello wird gewiſs nicht mit geschlossenem Munde dastehn, wenn sein Weib ihm in der fürchterlichen Stunde sagt: „Es ist „unnatürlich, Liebe mit dem Tode zu be„strafen! O Gott! warum nagst du so „an deiner Unterlippe? Irgend ein „blutiger Vorsatz erschüttert deinen „ganzen Körper.“ Eben so bezeichnend ist Shakespeare, wenn König Heinrich IV zu Worcester spricht: „Diese Dinge habt ihr „freilich ausgesagt, auf öffentlichen Markt„plätzen ausgerufen, von den Kanzeln abge„lesen, um das Gewand der Empörung da„durch aufzustutzen, und ihm eine schöne „Farbe zu geben, die dem Auge wankender

„Schwindelköpfe und armseliger Mifsvergnüg-
„ten gefallen soll, die gleich aufgaffen,
„und den Ellenbogen reiben, wenn
„von Neuerungen und Lärmen die Rede ist;"
oder wenn Enobarbus den Eros fragt: wie
Antonius Cäsars Bruch seiner Verträge auf-
nehme, und wo er sei? und dieser antwortet:
„Er geht so im Garten auf und ab,
„und stöfst die Binsen, welche vor
„ihm liegen, mit den Füssen weg.
„Alberner Lepidus, ruft er, und droht der
„Gurgel desjenigen von seinen Leuten, der
„den Pompejus ermordet hat;" oder wenn
Mutter Quikli den Tod Falstafs beschreibt:
„Sobald ich ihn mit den Betttüchern fummeln,
„mit Blumen spielen, und über seine Fin-
„gerspizen weglächeln sah, wufst' ich schon,
„dafs nur ein Weg für ihn mehr übrig sei;
„denn seine Nase wurde so spis wie eine
„Feder;" und in der schönen Stelle, wo
Heinrich V sagt: „Im Frieden ist nichts so

„anständig für einen, als bescheidene Stille
„und Unterwürfigkeit; aber wenn der Sturm
„des Krieges in unsre Ohren bläst, dann
„verhaltet euch wie die Tiger. Spannet eure
„Sehnen an, lasst euer Blut aufwallen, ent-
„stellt die natürliche Güte durch wilde,
„zornige Blike, leiht dem Auge ein schrekli-
„ches Ansehn, lasst es durch die Oefnungen
„des Haupts hervordrohen, gleich der ehern-
„nen Kanone, und lasst die Stirn' es so fürch-
„terlich deken, wie ein verjährter Fels über
„seine abgenüzte Grundlage hängt und her-
„vorschiesst, die der wilde verderbenvolle
„Ozean wäscht. Jezt beisst die Zähne
„zusammen, macht die Nasenlöcher
„weit, haltet den Athem stark an
„euch, und spannt alle eure Lebensgeister
„zu ihrer völligen Höhe."

Dergleichen Stellen, wie ich Ihnen hier aus Shakespeare einige ins Gedächtniss zurük rufe, könnte ich unzählige aus italienischen

Dichtern und Prosaikern anführen. Ich will mich aber nur auf Eine beschränken, und Sie bei dieser Gelegenheit auf einen, in Deutschland ganz unbekannten Dichter aufmerksam machen. Es ist dieß der Toskaner Patecchi, welcher unglüklicher Weise eine Gattung von Poesie erwählt hat, in welcher es schwer ist, die Linie des Anständigen nicht zu überschreiten. Dies ist ihm in seinen Novellen nicht gelungen; wenn aber ein Vergehen gegen gute Sitten verziehen werden kann, so muß man ihm wegen seiner unübertreflichen Laune und des treffenden Witzes vergeben, welche Vorzüge auch die strengen Sprachkenner Italiens mit seiner so oft unkruskanten Schreibart versöhnen mußte. Wenn er in einem seiner Gedichte sagt:

Il mento poscia con la man si prese,
I labbri strinse, abbassò gli occhi, scosse
Il capo, e il suol con leggier piè percosse.

so haben Sie einen Italiener vor sich, wel-

eher einen zu fassenden Entschluſs überlegt, dem er schon sehr nahe ist. In dieser Situazion zeigt er sich oft, wenn er schwer beleidigt ist, und noch kaltes Blut genug hat, zu überlegen, ob er losbrechen oder an sich halten solle. Verbeisst er seinen Grimm, so ofnet er den Mund ein wenig, und zeigt die Zähne, zwischen denen er die äusserste Spize des Daumens dreht. Der Neapolitaner aber, welcher in solchen Fällen am ausdruksvollsten wird, fasst nicht nur die Spize des Daumens, sondern den Winkel des eingekrümmten Zeigefingers zwischen die Zähne, senkt den Kopf, faltet die Stirne, und blikt wild unter den schwarzen Augbraunen hervor. Dabei ist ein Fuſs vorangestellt, mit dem er langsam, aber stark, wie im Takt auftritt, und der Arm, gerade ausgestrekt, mit geballter Faust sich nach hinten und vorne bewegt. Dies ist der verbissene Grimm, der keine Worte finden kann, in welchem Dante den Ugolino sich

die Finger wund beissen läfst, und worin sich der Baumeister der Markuskirche in Venedig selbst an derselben auf Krüken dargestellt hat, weil es ihn reute, an die undankbare Stadt seine Kunst verschwendet zu haben. Dies die peinigende Reue, welche durch die Ausdrüke: mordersi le mani, rodersi le mani, bezeichnet wird.

Sehr bedeutungsvoll, aber nicht schön, ist eine toskanische Pantomime. Wenn sie z. B. anzeigen wollen, dafs sie über eine verdrüfsliche Geschichte mehr wissen, als sie sagen wollen, so ziehen sie den Mund in der Mitte in die Höhe und die beiden Winkel herab, reissen die Augen weit auf, und ziehen das eine noch mit dem Finger herab, wobei sie ein langes Hm! ausstossen, und den Zeigefinger vor die Nase oder den Mund halten.

Mit dieser Pantomime hat eine andre Verwandtschaft, welche die selbstgefällige Zufriedenheit ausdrükt, und sagen will: O ich bin

ein schlauer Kopf; ich merk' es wohl! Der Italiener greift in diesem Fall auch mit dem Finger in den rechten Winkel des rechten Auges, und reifst dieses weit auf, indem er den Andern ansieht, und den ganzen Kopf leicht in die Höhe bewegt. Höchst komisch wird diese Bezeichnung in Fällen, wo sich der Selbstzufriedene betrugt, wie z. B. in dem Amore ridicolo, wo der Schauspieler Andolfati den Polycarp machte, und in einer Scene mit seiner Geliebten diese verstanden zu haben wähnt, dafs sie ihn liebe, das Auge auch auf die genannte Weise aufreifst, und ein schlaues: non son furbo io? *) sagt.

Sehr verhöhnend und selbstgefällig antwortet Ihnen z. B. irgend ein Verkäufer, dem Sie zu wenig geboten haben, dadurch, dafs er die Haut seiner Backe zwischen die Finger fafst, und diese damit schuttelt; das heifst

*) Bin ich nicht ein schlauer Fuchs?

dann: Haltst du mich für einen Narren? Erzählt er Ihnen aber, wie süfs, wie schön etwas sei, das er gesehen und genossen habe, dann schlägt er die Augen begeistert in die Höhe, lächelt freundlich, faſst die drei ersten Finger zusammen, küſst sie, und schwingt die Hand, sie wieder öfnend, in die Höhe. Oder will er sagen, dafs etwas wie der Bliz weggewesen sei, so hält er die flache Hand vor den Mund, und bläst darüber weg. Ueberhaupt aber wird er Ihnen nicht leicht sagen, dafs einer sich schnell davon gemacht habe, ohne dabei eine Bewegung der Hand von vorne nach hinten zu machen.

Wie sehr diese mimischen Bezeichnungen der Schauspielkunst zu Statten kommen, begreifen Sie selbst. In komischen Stüken besonders vermehren sie den Ausdruk auf eine bewundernswürdige Weise, und der Zeichen für die Verachtung sind in den freilich unanständigen Pantomimen der Feige, der Hahn-

reischaft u. s. w. kein Ende. Je weiter Sie in Italien gegen Süden kommen, desto reicher, aber auch desto ungesitteter sind jene Bezeichnungen, und der neapolitanische Polecenella erschöpft alles, was sich in diesem Fache erfinden läßt. Selbst jenen Ausdruk des Hohns und der Herausforderung, welchen Sampson in Shakespeare's Romeo und Julie in den Worten: „ich will meinen Daumen gegen sie beissen; und das ist ein Schimpf, wenn sie's leiden," angiebt, habe ich oft in Neapel gesehen.

Rom, den 9. Juni 1803.

Sonderbarer Weise traf es sich, dafs ich meinen ersten Einzug in Rom in Gesellschaft von zween Mönchen machen mufste. In Siena schlossen sich zween Franziskaner an unsre Gesellschaft an, die wir, wir mochten wollen oder nicht, mitnehmen mufsten, weil wir unserm Veturino die in Italien sonst ganz gewöhnliche Bedingung zu machen vergessen hatten, dafs er keine Mönche mitbringen dürfe. Sie wundern sich wohl über diese Vorsicht, mein Freund; aber ich weifs nun recht gut, wie nöthig sie ist. Nehmen Sie die gegenwärtige Jahrszeit, und denken Sie sich vier Personen, davon zwo in weite, dike, wollene Gewänder eingehüllt sind, in Einem Wagen, und rechnen Sie die Unreinlichkeit der rauchen Franziskanermönche hinzu, so begreifen Sie, wie beschwerlich eine solche Gesellschaft sein mufs. Es ist vorbei, ich

habe auch das versucht, und so ist es mir lieb; denn so dumm und unwissend die Mönche waren, so liefs sich doch mancherlei von ihnen lernen.

Der eine davon, ein Lombarde, interessirte mich wirklich. Es war eine hohe, hagere Figur von schoner Gesichtsform, welche aber unter dem Klosterdruk und der einseitigen Richtung des Mönchsgeistes den Ausdruk von Lebendigkeit und Frohsinn verloren hatte, der ihr angebohren war; dafur hatte sie den der stillen Hingebung und Gleichgültigkeit gegen alles gewonnen, was ausser ihm vorgieng. Kenntnisse besafs er sehr wenige; desto mehr aber Frömmigkeit und Punktlichkeit in Ausubung seiner Ordenspflichten. Sehr oft brachen wir das Gespräch ab, um ihn nicht in seinem Gebete zu stören, und die zarte Schonung und Besorglichkeit für unsre Bequemlichkeit, womit er uns unsre Diskrezion vergalt, gewannen ihm bald unsre Zunei-

gung. Er gieng nach Rom, um da die Briefe der Propaganda für seine Missionsreise in die Levante zu erhalten, und hatte hienieden keinen Wunsch mehr, als recht viele Seelen in den Schoos der Kirche zurükzuführen, von der er für alle Opfer seiner Lebensfreuden sich reichlich genug entschädigt glaubte.

Ein desto unbedeutenderes Stük von einem Menschen war aber sein Gefährte. Er war ein dienender Bruder, in dessen Gesicht die Natur auch nichts weiter geschrieben hatte, als dafs er auch zu der grofsen gemischten Familie gehöre, die man Menschen nennt. Man konnte ihn eine Art von Sancho Pansa in Mönchshabit nennen; denn er war geschwäzig, dafs es kaum auszuhalten war, naseweifs und furchtsam. Alles, was er sagte, belegte er mit Sprüchwörtern, und es war nicht leicht ein Ort, durch den wir kamen, dessen Vorzüge er nicht in irgend einem gereimten Waidspruch anzuführen wufste. Aber

was für Vorzüge? Keine andere, als dafs der Wein daselbst gut, Ueberflufs an Fischen u. dergl. sei. Mit einer Art von Begeisterung rief er zum Beispiel, als wir Acqua pendente zum erstenmal sahen, aus:

Acqua pendente

buon vino, pane buono, cattiva gente!

und so gieng es beinahe uberall fort, dafs man nicht einmal mehr darüber lachen konnte. Sein ganzes Lebensinteresse hieng an seinem Magen, und er verstand mich gar nicht, als ich ihn frug: ob er es nie bereut habe, in einen Stand getreten zu sein, der alle Lebensfreuden zu Verbrechen macht? Was ihn ausser einer guten Mahlzeit belustigen konnte, war irgend eine Winkelscene des gemeinsten Lebens. Ueber ein paar Esel zum Beispiel, welche gegen einander ausschlugen, oder sich an einem Baum rieben, konnte er in ein lautes Gelächter ausbrechen.

Was aber an diesen beiden Mönchen mir

sehr auffiel, war der Esprit de corps, der unter den einzelnen Orden, und immer gegen einander herrscht. Ein Orden heifst una religione, und jedes Glied sieht auf die des andern mit Verachtung, oder höchstens mit Mitleiden herab. Sie sprechen immer, wir haben so viel und so viel Kloster; das, jenes gehört uns, worin sich doch, neben dem Ordensgeist, das Bedürfnifs jedes Menschen erkennt, etwas auf dieser Erde sein nennen zu können. Ein Orden ist von dem andern im höchsten Grad unterschieden, oft beinahe wie verschiedene Sekten. Kein Orden liebt den andern; denn jeder will den Vorzug vor ihm haben, und nicht in der Religion, sondern in der künstlichen Politik der Päbste läuft ihr gemeinschaftliches Interesse zusammen. Darum werden sie von demselben auch mit so vieler Schonung behandelt, und wurde der bekannte Streit der Dominikaner mit den Franziskanern unentschieden gelassen. Beide

rühmen sich, wie Ihnen bekannt ist, die ersten, den Leichnam ihres Ordensstifters in ihrem Kloster zu Bologna, die Franziskaner dagegen, denselben, nebst dem des heiligen Franz, in Assisi zu besizen. Ehemals war dies ein häufiger Gegenstand des Streits zwischen den beiden Orden; die Infallibilität der Päbste hat aber für gut befunden, die Sache unentschieden zu lassen, so oft sie auch um einen Ausspruch angegangen wurde, und durch Ausstreuung der Sage, ein Pabst, der die Sache hätte untersuchen wollen, sei plözlich gestorben, sie zu einer Art von Religionsmysterie gemacht.

Eine sehr lustige Geschichte dieses Inhalts, welche Bandello in seinen Novellen erzählt, fällt mir bei dieser Gelegenheit ein. Ein Franziskaner hatte in seiner Predigt behauptet, dafs Scotto in einem zwischen den Franziskanern und Dominikanern vorgefallenen Streit, als Repräsentant der ersteru, den

heiligen Thomas von Aquino, den Verfechter
der lestern, zu Boden disputirt hätte — ob-
gleich beide keine Zeitgenossen waren. Um
dieser Lüge eine andre entgegen zu seten,
predigte ein Dominikaner in derselben Stadt
unmittelbar darauf folgendes Histörchen: „Als
die Dominikaner und Franziskaner beide in
einem General-Kapitel zu Rom versammelt
waren, stritten sich Scotto und Thomas von
Aquino mit einander, und ersterer konnte
bald nicht mehr antworten. Dies bewog den
Pabst zu Ausfertigung einer Bulle, welche
sehr zum Vortheil der Dominikaner war. Um
die Wirkung derselben zu verhindern, mach-
ten die Franziskaner eine Verschwörung ge-
gen das Leben des Pabsts. Sie wurde aber
entdekt, und der ganze Orden sollte zur Strafe
gehangen werden. Mächtige Fürsprache in-
dess milderte den Zorn des Pabsts. Er liess
die Verbrecher sämtlich vor sich kommen,
und sprach zu ihnen: ich will euch das Leben

schenken: aber zum ewigen Andenken eures hängenswürdigen Verbrechens sollt ihr von nun an den Strik tragen, dafs man, wenn ihr wieder eine ähnliche That begeht, nicht weit nach Striken zu laufen hat, um euch aufzuhängen."

Heutzutage nun, wo die Karaktere überhaupt eine gröfsere Flachheit erhalten, und andere Interessen die ehemaligen verschlungen haben, fallen dergleichen Geschichten wohl nicht mehr vor. Aber die verschiedenen Orden sind sich darum nicht befreundeter geworden als ehemals. Der Esprit de corps ist noch immer derselbe, wenn er gleich verträglicher geworden ist.

Merkwürdig ist die Zuneigung des Augustinerordens zu den Lutheranern, welche man bemerkt haben will, und in dem Umstand gegründet ist, dafs Luther aus ihrem Orden war. Mein ehrwürdiger Freund S. machte diese Erfahrung selbst während seines Aufent-

halts in Neapel, da ein Protestant starb, und er von dem dänischen Konsul aufgefodert wurde, eine Rede an seinem Grabe zu halten. Der Gottesaker der Protestanten ist in dem Klostergarten der Augustiner, und der Konsul äusserte dem Pater Prior vorher die Bedenklichkeit, dafs ein ketzerischer Priester die Funkzion halten würde. Der Prior frug, von welcher Konfession er wäre? Von Luthers, war die Antwort. — Non importa: crat ex nostris, sagte der Mönch, und die Sache gieng vor sich.

Sehr auffallend war mir die wenige Achtung, welche den Mönchen, besonders im Kirchenstaat, zu Theil wurde. Ob sie es verdienen? davon ist keine Frage. Sie haben ja so gar nichts, was sie achtungswerth machen kann, und das siamo poveri religiosi, womit sie jede Bitte um ein Trinkgeld abweisen, war gar nicht dazu geeignet, ihnen eine gute Aufnahme zu verschaffen. Das hat

denn freilich auch die Wirkung bei ihnen hervorgebracht, daſs sie, so aufgeblasen die andern Geistlichen sind, welche Geld haben, eben so kriechend und niederträchtig wurden. Ja, den Spott, selbst gegen ihren Orden und gegen ihre Religion, ertragen sie mit einer Nachsicht, welche man leicht für Beifall halten könnte.

Ein zweiter Wagen, der uns begleitete, enthielt eine sonderbare Gesellschaft. Es war der Graf M.. von Venedig, welcher sein kleines Töchterchen in ein Kloster nach Neapel brachte. Dabei war ein Bedienter, ein tüchtiger korsikanischer Hund und eine Bologneserhündin, welche unterwegs fünf Junge warf. Nichts war lustiger für uns, als diese Gesellschaft; der Graf eitel, so eitel als ein Graf es nur immer sein kann. Gleich im ersten Wirthshause, wo wir zusammentrafen, bot er uns aus mehrern goldenen Dosen Tobak an, liefs zwo Uhren mit goldenen Ketten

heraushängen, und prangte mit kostbaren Zahnstocherbüchschen u. dergl. Dabei hatte er hingegen Kleider von grobem Tuch und schmuzige Wäsche; liefs sich aber überall, wo wir still hielten, und selbst auch oft zum Nachtessen frisieren. Wo wir in ein Wirthshaus kamen, schimpfte er über die Meubles und die Bedienung, und spottete der Manieren des Wirths. Dies geschah aber nur heimlich. Jedes Essen war ihm zu schlecht, ob er gleich immer der lezte in der Schüssel war. Er wollte den Freigeist spielen, und schlich sich dennoch, als wir den Dom von Viterbo sahen und er sich unbemerkt glaubte, hin, um das Weihwasser zu nehmen. Da ich mich plözlich umdrehte, fuhr er erschroken zurük, und war erbärmlich genug, sich über seine Devozion zu entschuldigen.

Ein recht gutes Mädchen war sein Töchterchen, und mit Anlage zu hoher Schönheit geschmükt. Sie schlofs sich sehr an uns an,

und war immer hoch erfreut, wenn wir ihr nur eine Blume am Wege pflukten. Sie fand grofse Freude daran, uns den venezianischen Dialekt zu lehren, und wir sagten ihr oft deutsche Worte, die sie getreulich nachbetete. Einst wiederholte sie das gute Nacht! welches wir sie gelehrt hatten, bis sie einschlief, wie uns ihr Vater nachher erzählte. Es war ein recht herzlich gutes Mädchen, und die unsinnigste Affenliebe ihres Vaters hatte sie nicht verderben können. Diese gieng so weit, dafs wir ihn im Anfang für ihren Liebhaber hielten, und sie uns an Schulz's Leopoldine erinnerte.

Das dritte Glied war der Bediente, den wir den sentimentalischen nannten. Wirklich war er dies auch im höchsten Grade, und ein halber Gelehrter dabei, denn er hatte ein altes Posthuchlein, das er bei jeder Kreuzstrafse aus der Tasche holte, wufste einige Opernarie, und hatte seine Bedientenrolle

sogar einmal auf einem Liebhabertheater gespielt. Von seinem Herrn wurde er mit der äussersten Liebe behandelt; er hatte aber auch die zärtlichste Sorgfalt für diesen, und alles was ihm gehörte. Manchmal machte er sogar Späße, daſs er z. B. den korsikanischen Hund in den Schwanz kneipte, den Rok verkehrt anzog u. s. w., worüber sein Herr, zu unsrer groſsen Belustigung, recht herzlich lachte. Der korsikanische Hund übrigens war sehr ernsthaft, und die trächtige Hündin äusserst faul und knurrig.

Ueber den Weg und die an demselben liegenden Städte sag' ich Ihnen nichts, weil ich nichts mehr davon weiſs, als was Sie überall finden. Nur Eine Bemerkung über die Campagna von Rom sei mir noch erlaubt. Sie ist bekanntlich ganz öde und wüst; ich glaube aber nicht, daſs diese Verwüstung so alt ist, als man gewöhnlich angiebt. Sie mag wohl hauptsächlich durch die berühmte

Belagerung Roms im Jahr 1527 und die Entfernung der Päbste nach Avignon verursacht worden sein. Nach Villani befanden sich das ganze Jahr 1300 hindurch, wegen des vom Bonifaz VIII ausgeschriebenen Jubelfestes, unaufhörlich gegen 200,000 Pilger in der Stadt, ohne die zu rechnen, welche auf dem Weg waren. Er bemerkt dabei, dafs es für alle diese Leute und ihre vielen Pferde und Esel nie an Proviant gemangelt habe. Er war um diese Zeit selbst in Rom, und verdient daher um so eher Glauben. Wenn nun alle diese Leute, wovon die meisten auf Kosten der Kirche genährt wurden, Brod fanden, und man weifs, dafs Rom dazumal selbst weit bevölkerter war als heutzutage, so mufs man glauben, dafs die Campagna angebaut gewesen ist.

Gestern, den 8. Juni, kamen wir hier an. Von dem Gefühl in Rom zu sein, sage ich nichts.

Rom, den 12. Juni 1803.

Sie führen mir, mein Freund, gegen das, was ich Ihnen neulich über die Ostentazion der Italiener nur kurz geschrieben habe, halb scherzend, halb ernst, die gewöhnlichen Klagen über die Habsucht derselben an. Wir übergehen die Untersuchung, ob man von betrügerischen Fuhrleuten, Gastwirthen und Schneidern, von einer grofsen Konversazion, in welcher nichts als Karten und gute Worte gegeben werden, auf einen so tief eingegrabenen Zug im Karakter einer Nazion schliessen darf. Ihre erscheinende Billigung meiner Säze muntert mich auf, dieselben weiter auszuführen, und die Ostentazion der Italiener durch alle diejenigen Klassen zu verfolgen, in welchen sich sonst der Karakter eines Volks zu äussern pflegte. Halten Sie mir es indefs zu gut, dafs ich für jezt nichts weiter über ihre winige Anwendung des alieni

appetens, sui profugus auf ein Volk sage, das zwei nur widersprechend scheinende Züge in sich vereinigen soll. Vielleicht komme ich einmal in einem andern Briefe wieder auf jene lateinische Antithese zurük, und bringe sie mit dem, was ich Ihnen zu sagen habe, in genauere Verbindung. Unter Ostentazion — ich weifs nicht, ob wir einen deutschen Ausdruk für dieses Wort haben — verstehe ich die Anwendung aller Mittel, um Vorzüge, die man hat, in das günstigste Licht zu sezen, und sich das Ansehn zu geben, als ob man andre besize, die einem wirklich fehlen. Sie ist eine Tochter des Stolzes, und eine Schwester der Heuchelei, und wenn es mir je gelingt, meine Gedanken uber sie zu rechtfertigen, so hätte ich das eben nicht sehr lobenswürdige Verdienst, eine Nazion mit einem neuen Fehler bereichert zu haben, der man ohnedies schon viel Böses nachsagt. Allein der Trost bleibt mir doch,

nur einen Fehler zu rügen, der uns Ultramontanen nicht nur nicht schadet, sondern vielmehr die Quelle so manches Grofsen und Schonen gewesen ist, was wir in diesem Lande bewundern. Es ist ein Fehler, der dem höhern Ehrgeiz gleicht, welcher die Mutter der gröfsten Verdienste ist.

Unsre Untersuchung führt uns überall hin, wo sich der Karakter der Nazion mittelbar oder unmittelbar ausprägt. Wir wollen den Reisenden in Italien folgen, welche an jedem Ort zuerst die Kirchen besuchen, und uns von ihnen nur dadurch unterscheiden, dafs uns auch noch andre Dinge, ausser korintischen Säulen und Mahlerschulen, interessant sind.

Eine italienische Kirche ist immer ein würdiges Haus Gottes, wenn auch gleich nicht jedesmal im neuesten Geschmake aufgeputzt. Aber die kostbaren Steine, die seltnen Metalle, die theuren Stoffe, die unschätzbaren Werke der Kunst vereinigen sich, einen

heiligen Schauer gegen den zu erweken, welcher hier verehrt wird. Möchte man oft wünschen, dafs ein reinerer Geschmak in der Anordnung der Zierrathen herrschte, so siegt die Pracht doch über die Schönheit, und wekt erhabene Empfindungen. Dieser feierliche, weil er symbolisch ist, niemals lächerliche Zeremoniendienst: dieses andächtige Knien und Händefalten, diese im Anschauen des Gekreuzigten verlornen Blike, diese Stille des Gebets, machen auf den, der zum erstenmal hereintritt, einen ehrfurchtgebietenden Eindruk, welchem der Unglükliche selbst, für den es über den Sternen keine Geister giebt, nicht widerstehen kann. Es ist ein sinnlicher Eindruk, gegen welchen kein System hilft, den die Gewohnheit allein abzustumpfen vermag. Sollte hier keine wahre Andacht wohnen? von hier nicht die Religion des Herzens ausgehn, die ohne System an den göttlichen Freund des Guten glaubt?

Sollte man es denken, dafs diese symbolischen Gebräuche nach und nach ihre Bedeutung verloren haben, und zu einem unwürdigen Spiel geworden sind?

Für den Religionsunterricht wird bekanntlich in Italien am allerwenigsten gethan. Predigten, Katechisazionen u. dergl. sind weit seltener als im katholischen Deutschland; und wie Religionsbildung immer mit dem Zustand der Schulen überhaupt gleiche Linie hält, so darf man sagen, dafs der Gottesdienst in Italien für den gemeinen Mann ein Götzendienst ist. Ohne einen Begriff von Religion zu haben, macht er ihre Gebräuche mit, und er sezt etwas darein, hierin nichts zu versäumen. Er giebt Almosen, so viel er nur immer kann, beobachtet die beschwerlichsten Fasten, versäumt die unbequemen Frühmessen nicht, und thut überhaupt alles, was die Religion äusserlich gebietet. Nicht nur der gemeine Mann thut dies; die Stände

sind sich, sie mögen von Religion halten was sie nur immer wollen, hierin ganz gleich, und alle zeigen ein gemeinschaftliches Interesse, das Gebäude der Religion, wenigstens von aussen, aufrecht zu erhalten. Der Hang zur Ostentazion, wenn er auch nicht grossentheils von diesem Punkt ausgieng, knüpft sich doch getreulich an denselben fest, und man sucht einer Religion den höchsten Glanz zu geben, welche sich um die Reinheit des Herzens so wenig bekümmert. Dieser Glanz lag gewifs nie in dem Maafse im Geist der katholischen Religion, und wurde erst nach und nach hineingelegt, um mit etwas zu prahlen, das man entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in dem hohen Grade besafs, wofür man gerne angesehen sein wollte. Ist es doch bekannt, dafs der Aufwand für die Beleuchtung der Peterskuppel in Rom, in den lezten Tagen des Juni, grofsentheils nur den vielen Fremden zu lieb fortgesezt wird,

welche sich dabei einfinden, und den Ruhm dessen verbreiten, was sie gesehen haben.

Tugenden und Laster benuzt die Religion in Italien für ihren Glanz. Die lezten scheinen ihr um ihrer Bufsen willen fast noch willkommener als die erstern, weil sie selbst Kasteiungen, ohne begangene Sünden, zum Verdienst anrechnet. Almosen überhaupt werden mit so vielem Geräusch eingefordert, der Wohlthätigkeit so schreiende Denkmahle errichtet, dafs es klar ist, man will den Schaz des Herzens in klingender Münze ausprägen.

Ich weifs, mein Freund, dafs das meiste, was ich Ihnen so eben von Italien sagte, in einem denn doch etwas geringern Grade auf alle diejenigen Länder paßt, welche wohlhabend genug sind, eine so kostspielige Religion in ihrem ganzen Umfange auszuüben. Ich darf aber die Religion in unserer gegenwärtigen Untersuchung schon defswegen nicht

auslassen, weil sie wohl ihren Mitantheil an der Gründung dieses Karakters gehabt haben mag, ob sie gleich für sich allein nie zu den Schlüssen berechtigen würde, welche die Hinsicht auf das ganze Leben der Nazion gestattet.

Die Demuth der Religion erlaubt keine zu auffallende Aeusserungen der Ostentazion des Volks an sich. Aber die Wissenschaften, deren Stolz nicht durch so enge Schranken aufgehalten wird, verrathen das Geheimniss des italienischen Karakters schon lauter. Auf der Arbeit der frühern Jahrhunderte stehend, wähnt Italien noch über seine Nachbarn hervorzuragen, und bemerkt der Entfernung wegen nicht, dass diese indess zu Riesen gewachsen sind. Mag das Gefühl seines jezigen Werths, in Vergleichung mit seinen schönen vergangenen Zeiten, ihm zuweilen lästig werden, und so die Ostentazion, welche wir bemerken, nothwendig geworden sein, las-

sen Sie uns dieselbe aufsuchen, wo wir sie finden.

Italien hatte seit dem Aufblühen der Wissenschaften ausserordentlich viele Mäzenaten. Die Fürsten und Herren rechneten es sich als keines der kleinsten Verdienste an, vorzügliche Köpfe um sich zu haben, und ihren Namen in Versen und in Prosa verewigen zu lassen. Allein erstrekte sich dieser liebevolle Schuz, den die Gelehrten genossen, auch auf die Wissenschaften? Wurde durch nüzliche Schulanstalten dafür gesorgt, das Gute, was jene Männer wusten, auch für die Nachwelt zu erhalten? Kann Italien sich an der Zahl der Universitäten mit Deutschland messen? War es nicht weit mehr die Eitelkeit, die ersten Köpfe des Jahrhunderts an seinem Hofe zu haben, seinen Ruhm von ihnen ausposaunen zu lassen, als die treue Sorge um die zarten Pflanzen des Wissens?

Und was erfolgte auf jene Zeiten der

Mäzenaten? Welcher Gewinn ist den Wissenschaften überhaupt aus dem Schuze geworden, den ihre Vorgänger genossen? — Ausser den vorzuglichen Werken, welche die Frucht jener Zeiten sind, findet man nur einige wenige Universitäten, und diese gerade eben nicht in den beneidenswürdigsten Umständen: findet man eine zahllose Menge gelehrter Gesellschaften, die nichts thun, als Wasser in das Sieb schöpfen, nur an elende Sonette Zeit und Beifall verschwenden, welche beide nüzlicher angewendet werden konnten. Nichts giebt einen traurigern Begriff von dem, was in Italien fur die Wissenschaften geschieht, als diese erbarmlichen Zusammenkunfte, in denen sich die talentvollsten Köpfe mit Aufknaken tauber Nusse beschäftigen. Das kleinste Städtchen Italiens sucht den Schein wissenschaftlicher Bildung in einer oder mehreren solcher Akademien zu besizen, und erlangt ihn auch wohlfeilen Kaufs genug.

Schon die Titel derselben verrath n die Kindereien, welche darin getrieben werden, und den Schein, den man dem Possenspiel geben möchte. Die eine ist die Furchtlose, und kämpft mit Sonetten; die andre die Unternehmende, und legt sinnlosen Endreimen elende Gedanken unter; eine dritte nennt sich mit falscher Demuth die der Schläfrigen (de' sonnacchiosi), eine andre die der Durstigen (de' sitibondi), der Unreifen (degl' immaturi) u. s. w. Sollte man aus diesen vielen Verbindungen, deren erster Zwek doch die Beforderung der Künste und Wissenschaften war, nicht auf einigen Nuzen schliessen dürfen, den sie hervorgebracht haben? Sollte der Wetteifer unter den vielen Akademien nicht bei der einen oder der andern ein edles Streben hervorbringen, der Welt noch durch andre Dinge zu nüzen, als durch Verse uber Gegenstände, die schon hundertmal besungen sind; oder durch Lob-

reden auf Wissenschaften, die sie nicht treiben, oder durch Abhandlungen über Materien, welche schon langst erschöpft sind? Was könnte nicht durch die so leicht zu stiftende Verbindung aller gelehrten und gebildeten Männer durch ganz Italien für die Verallgemeinerung des Wissens geschehen? Allein man sehe die Verhandlungen solcher Gesellschaften, die nicht selten im Druk erscheinen, nach, und man wird sich wundern, wie vernünftige Männer elenden Reimereien einen so ehrwürdigen Namen erlauben können.

Es ist unläugbar, dafs die Litteratur in mehreren Fächern der Wissenschaften einen ungeheuren Vorrath von Materialien aufgehäuft hat, dem aber die philosophische Bearbeitung und Zusammenstellung noch fehlt. In der Geschichte, namentlich Italiens, in den Alterthümern u. s. w. sind gelehrte Werke erschienen, die aber doch Wenige das Herz haben werden zu lesen. Ein Schwulst

von Zitazionen umschanzt die ächten Gedanken, und man muſs erst alles, was seit Erschaffung der Welt über diesen Gegenstand gesagt und geschrieben worden ist, abhören, ehe man erfährt, was des Verfassers Meinung darüber ist. In diesen zahllos angeflikten Lappen von Gelehrsamkeit sucht die italienische Litteratur ihre Ehre, und es ist gut einzusehen, wie leicht sich der geistloseste Schriftsteller hinter eine solche gelehrte Verschanzung versteken kann, deren Sammlung ihm allerhöchstens Zeit gekostet hat. Freilich meint man beim Anblik eines solchen Werks, der Verfasser hätte aller Welt Bücher gelesen, und man vergiſst über dem Anstaunen seiner ungeheuren Gelehrsamkeit die Frage: was lernen wir hieraus? auf einige Zeit. Der Verfasser ist aber doch gewiſs, daſs sein Werk gelobt, in allen Bibliotheken aufgestellt, und wieder hundertmal von Andern nach ihm zitirt werden wird,

welche auf gleiche Gnade des Publikums rechnen.

Besonders sind in neuern Zeiten viele kostbare Werke über die Alterthümer in Italien erschienen, die durch einen erstaunenswürdigen Aufwand von Kupferstichen uns über den Alpen Wunder glauben machen, was in diesem Lande für die Alterthumswissenschaften geschehe. Die Fürsten und Vornehmern interessiren sich auf eine lobliche Weise für dergleichen Unternehmungen, aber man war im Allgemeinen auch äusserst wohl zufrieden, wenn nur die Kupfer gut ausfielen. Es wäre darauf zu wetten, dafs mancher solcher theuren Foliobänd nicht halb so viel Gewinn für die Wissenschaften enthält, als ein einziges Programm vieler unsrer deutschen Professoren. Ich bin weit entfernt, über den Aufwand von Kupferstichen zu schmählen; allein diese sollten doch nur Mittel sein, statt dafs man sie zum Zweck solcher Werke geadelt hat

Und dann lese man nur die Dedikazionen, die Vorreden solcher Werke, und es wird einem gleich in die Augen springen, ob der wahre Gewinn der Wissenschaften, ich will nicht sagen, durch sie befördert, nur ob er dabei beabsichtiget wurde. Pius VI hat viel für die Künste und Wissenschaften gethan; aber gerade in Rom selbst wird sein Eifer am verdächtigsten. Um nur Einen für unsern Gegenstand bedeutenden Zug anzuführen, nehme man Zoëga's Werk über die Obelisken. Diese höchst unnüze Arbeit unternahm der schäzbare Gelehrte nur auf Nöthigung des Pabstes. Aecht mäzenatisch schrieb er ihm die Länge des Werks vor, und verlangte, es sollte zwei Bände stark werden, da er in Verlegenheit war, nur Einen mit der Untersuchung von Dingen anzufullen, worüber sich doch nichts sagen läßt.

Es ist höchst unangenehm, guten Handlungen unreine Absichten unterlegen zu müssen.

Aber wenn ich in jenen gelehrten Gesellschaf-
ten, jenen Prachtwerken, nichts als Beweise
von Ostentazion finde, darf ich weniger aus
den goldenen Inschriften an so vielen Denk-
mahlen alter und neuer Kunst, schliessen,
welche einem unaufhörlich das Munificen-
tia Pii VI, pontificis maximi, oder
das nur bescheidenere cura Pii VII zuru-
fen? Erinnert mich die pompöse Inschrift an
dem restaurirten Tempel zu Segest, und jedes
Wort auf dem unbedeutendsten Denkmahl,
nicht an den nehmlichen Fehler? Wo trift
man so viele Inschriften an, als in Rom,
wo auch sicher kein Brunnen, kein Altar,
kein Heiligenbild ist, das nicht auf einer
grofsen Marmortafel den Namen dessen ver-
kündigt, der es gestiftet hat. Ueber jedem
Fenster in Raphaels Logen, selbst unter den
Mahlereien derselben, findet man das Leo X
pont. max. als Zierrath angebracht; und in
einer der Kapellen des Vatikans enthalten

unzählige Fächer des Plafonds nichts andern, als die Worte: Urbanus VIII pont. max. Jede Stüze, welche einem alten einsturzdrohenden Monument gegeben ist, enthält auch den Namen dessen, der den Einfall dazu hatte. Und dergleichen Inschriften sind nicht etwa in einem bescheidenen Tone, sondern in dem nehmlichen Styl abgefaßt, worin man etwa ehmals den Bau der appischen Straße, oder des Pantheons, oder des Kolosseums verewigte. — Mag hieran nun das nie erloschene Andenken an die alten Zeiten einen starken Antheil haben; aber dieser hohe Ton verräth doch auch den nehmlichen Karakter, der sich in den Werken der Litteratur ausspricht.

Minder lächerlich zeigt sich diese Eitelkeit in der Mühe, welche die Nazion auf ihre vaterländische Geschichte verwendet. Wie viel wurde in Italien schon dafür gesammelt? Wie viele große und vorzügliche Werke ver-

dankt die Welt diesem nehmlichen Bestreben, die Grofsthaten und den alten Glanz der Nazion in Schriften zu erhalten. Jede, die kleinste Stadt Italiens, hat einen oder mehrere Geschichtschreiber, welche natürlich von höchst ungleichem Werth, doch alle aus der nehmlichen Quelle entsprossen sind. Die Unterhaltung des gemeinen Mannes beschäftigt sich häufig mit der Ehre des Vaterlandes, und man mufs erstaunen, wie viele Kenntnisse er in seiner Geschichte besizt. Auch er unterhält einen gerne von dem Glanz der alten Zeit, und führt zur rechten Zeit eine Stelle aus Dante oder Ariosto an, die seinem Gedächtnifs dabei zu Hülfe kommen. Auch in ihm ist das Bestreben der ganzen Nazion zu erkennen, ihre Vorzüge zur Schau zu tragen; und wenn die Gelehrten und die Fürsten uns heutzutage noch glauben machen wollen, dafs der Geist von Leo's X Zeit auf ihnen ruhe, so ist der gemeine Mann ehrlich

genug, uns nur von der Vergangenheit zu unterhalten. Darf man nicht diesem allgemeinen Bestreben die Menge von Geschichtschreibern beimessen, welche Italien besizt, und das Sallustische: optimus quisque facere, quam dicere malebat, nur umgekehrt hier anwenden?

Diese Eitelkeit zu glänzen finde ich auch in dem falschen Geschmak, welcher in der Dichtkunst und in den meisten schönen Künsten heutzutage noch herrscht, und in dem siebenzehnten Jahrhundert bis zur Abgeschmaktheit gestiegen war. Der Schönheitssinn der Nazion leitet sie nehmlich heutzutage mehr auf das Künstliche, als auf das Natürliche. Wenn, wie Schiller dichtet, die Natur die Mutter der Kunst ist, so ist die Künstlichkeit eine unähnliche Stiefschwester der Tochter, der es aber doch zuweilen gelingt, die Mutter und Schwester zu überglänzen. Menschen und ganze Zeitalter haben

oft den Sinn für das Wahre verloren, und suchen im Künstlichen das Ziel der Vollendung. Dies ist im Allgemeinen heutzutage mit der italienischen Dichtkunst der Fall, welche durch künstliche Vorzüge den Mangel der ächten zu ersezen sucht, und mit der Bewunderung, die sie dem falschen Geschmak abgewinnt, sich begnügt. Die rime obbligate (gegebene Endreime) sind nicht nur das gangbarste poetische Spiel, sondern auch die Beschäftigung der besten Köpfe. Die gewaltsame Bearbeitung eines Gegenstands, der gar nicht für die Dichtkunst paßt; die Ausführung desselben in schwierigen Sylbenmaafsen; die unnatürlich schönen Reden und übel angebrachten Sentenzen auf dem Theater; das so wenig achtungswerthe und doch so hochgepriesene Talent der Improvisatoren, sind lauter Beweise, daß die Nazion von dem geraden Wege der Natur abgekommen ist. Ist das nehmliche, trotz ihren unzähligen Schön-

heiten, nicht auch von der italienischen Musik wahr? Wird eine oft an ganz falscher Stelle stehende Kadenz des Sängers nicht mit wiederndem Beifall belohnt; da hingegen der ganz einfache Gesang nicht mehr gefallen will? Es kommt bei Opern wenig darauf an, eine Rolle oder nur die Arien derselben mit tiefer Empfindung durchzuführen. Wenn die Sängerin nur an den Stellen, wo man es erwartet, in einigen Dutzend Tönen nach gewissen Regeln herumirrt, und dabei ein geschmeidiges, vollklingendes Organ, so wie die Beobachtung gewisser konvenzionellen musikalischen Regeln zeigt, so ist sie sicher, gepriesen zu werden.

Das nehmliche gilt auch von den albernen Sprüngen der Grotesken auf dem italienischen Theater, die wohl bisher das Aufkommen der Tanzkunst in diesem Lande grofsentheils verhindert haben mögen. Wo ich noch Gelegenheit hatte, meine Bemerkungen hierüber

zu machen, fand ich immer die Erwartung des Publikums weit höher auf diese abentheuerlichen Sprünge geheftet, als auf die sanftern, aber auch schönern Bewegungen und Stellungen der höhern Tanzkunst. Und was kann denn Schönes an diesen Sprüngen sein, bei denen der arme Wicht, der sich einmal zum Grotesken brauchen läßt, jeden Augenblik Hals und Beine wagt? Nichts, gar nichts; es ist blos das Künstliche, blos die schwer zu erlangende gefährliche Fertigkeit, die man höher als die Anmuth schäzt, welche der Kranz der vollendeten Kunst ist.

Den nehmlichen Geschmak für das Künstliche finde ich auch in den schönen Künsten. Ein Gemählde, das Figuren genug enthält, welche alle fleissig und gut ausgearbeitet sind, ist seines Beifalls gewiß, und dieser wird um so gröfser sein, je mehr Figuren und je gröfsern Umfang das Gemählde hat. Was uns von antiken Mahlereien übrig geblieben

ist, beweist das Bestreben der schönsten Zeiten der Kunst, nur in wenigen, aber in hohem Leben dargestellten Figuren den Preis zu suchen. Aber beobachten Sie die neue Kunst der Italiener, vielleicht auch die der altern, und Sie werden sehen, wie weit dieses Volk vom Wege der Heidenzeit in der Kunst abgewichen ist.

Manche Zeitperioden gleichen genialischen Köpfen, die das Seltenste mit wunderbarer Kraft hervorbringen. Der Fleiſs künstelt beiden nach, und die Ausdauerung erreicht manchmal das Genie. Aber es gehört eben nicht so sehr viel dazu, um einige Duzende von Menschengestalten nach allen den zwei und dreissig Richtungen der Windrose verschieden zu stellen. Und dennoch ist das: oh quante figure! in diesem Lande gar kein unbedeutender Billigungsausruf in Kunstsachen, ungeachtet man Mangel an Kraft leicht hinter Fleiſs, und kleinliche Gedanken

eben so gut hinter vielen Figuren verstekt, als es dem Fat gelingt, in grofser Gesellschaft zu glänzen, oder dem Plauderer, hinter eine Menge von Worten seine Geistesarmuth zu verbergen.

Man will glänzen, und ersezt durch scheinbare Vorzüge den Mangel an wahren. Nazionen sind hierin den Individuen ähnlich, nur dafs sich die erstern nicht so sehr durch diese Eitelkeit den Weg verrammeln, sich dereinst wahre Vorzüge zu erwerben. Diese Eitelkeit hat, wie ich gleich zu Anfang bemerkt habe, auch ihr Gutes hervorgebracht, und das muhsame Aufsuchen von Alterthümern, das Sammeln von Gallerien, ist eine schöne Frucht derselben. Die schönen Künste haben gewifs nie den Zwek, ihre Produkte in Reihen und Gliedern aufzustellen; aber die meisten wurden dadurch vor der Ungerechtigkeit der Zeit bewahrt. Wirklich scheint man im Anfang diese und andere lobliche Zweke bei Samm-

lung von Kunstsachen gehabt zu haben; aber ob dies immer, ob es heutzutage noch der Fall ist? das scheint eine andre Frage zu sein. Ich will zwar gar nicht läugnen, dafs unter den italienischen Grofsen noch manche sind, welche ein richtiger Geschmak, eine gründliche Kenntnifs, ein reiner Eifer für die Wissenschaft an Kunstwerke bindet; aber bei den meisten sind sie doch ein Gegenstand des Luxus geworden, so wie sie im Lande selbst zur Handelswaare wurden. Eine Gallerie gehört einmal zu einem italienischen Palast im grofsen Styl, ist das stärkste Lokungsmittel der Fremden, der sicherste Beweis oft des Alterthums, immer des Reichthums einer Familie. Für mehr sehen die gewöhnlichen Besizer dieser Schäze solche auch nicht an. Gewöhnlich kommen dieselben niemals in ihre Gallerien, als wenn der hohe Stand irgend eines Fremden sie nöthigt, selber seine Führer zu machen.

Auch würden die meisten solcher mühsam gesammelten Gallerien schon längst zerstreut sein, wenn die Besizer immer damit schalten könnten, wie sie wollten, und ihnen nicht durch Familiengeseze die Bewahrung derselben zur Pflicht gemacht wäre. Wenn ein wahrer Eifer für die Kunst die Grofsen der Nazion beseelte, so müfsten sie doch mehr für die Beförderung derselben thun, oder das, was dafür geschieht, auf eine zwekmäfsigere Weise thun, als allgemein der Fall ist, besonders da der Stolz derselben sich den Gedanken nicht gestattet, dafs die guten Zeiten der Kunst unwiederbringlich in diesem Lande vorüber sind. Diese Gallerien sind oft in der schönsten Periode Italiens und von den berühmtesten Männern desselben gesammelt worden, und sind nun im Besiz ihrer Nachkommen. Die gröfsten Künstler wurden von dieser Familie erwekt, in jener erzogen, unterstüzt und belohnt; glauben Sie, dafs die

Nachkommen solches vergessen haben? daſs sie nicht gerne daran erinnern, besonders da ihnen das Gefühl ihres eigenen Verdienstes so ganz fremd ist? Und wie kann dieses besser geschehen, als durch die Meisterstüke der Kunst, welche so laut an die Verdienste ihrer Familie um dieselbe erinnern, und häufig genug den Ruhm des Hauses, das sie besizt, selbst zum Gegenstand ihrer Bearbeitung gewählt haben?

Ueberhaupt aber ist die Sitte allgemein in diesem Lande, die Häuser mit Kunstwerken auszuschmüken. Sie herrscht nicht allein unter den Vornehmern, sondern unter allen Ständen, und der gemeine Mann besucht den Kunsttrödler eben so gut als der Kenner, um sich ein Stük für die Verschönerung seiner Wohnung auszusuchen. Hieran hat freilich die Religion ihren groſsen Antheil, welche in dem heftigen Kampf für die Bilder nicht ermüdet. Aber diese Sitte, welche jeder zu

beobachten Gelegenheit hat, stellt doch die Leidenschaft der Grosen im Kleinen dar, und beweist das allgemeine Bestreben, durch Kunstsachen zu glänzen, wenn man auch gleich gewöhnlich auf nichts anders, als auf schöne goldene Rahmen Rüksicht nimmt.

In keinem Lande vernimmt man den Nachklang der Vergangenheit so häufig, wie in Italien. Wenn jeder Schritt in demselben an die hingeschwundene Heldenzeit erinnert, so bringt sie uns auch jeder öffentliche Ausdruk der Denkungsart des Volks nahe. Die grosen Zeiten dieses Landes, als der Handel der Welt beinahe einzig sich nach demselben hinwandte, häuften daselbst Schäze auf, welche die wiederholten Unglüksfälle der Nazion in ältern und neuern Zeiten nicht zu erschöpfen vermochten. Der starke Handelsverkehr mit dem Osten und Süden führte in Italien den Prachtgeschmak ein, den noch heutzutage die Städte Genua und Venedig bezeugen. Kostbare

Steine und Metalle beweisen die gründlichen Reichthümer der Häuser, und erbten sich in denselben fort. Auch heutzutage noch besitzen die Familien solche alte Kleinode, die sie in der äussersten Noth kaum veräussern. Noch heutzutage sucht jeder ein solches Kleinod zu besitzen, das seinen Wohlstand bezeugen soll, und selbst in den mittlern Volksklassen Italiens sind zuverläfsig mehr dergleichen Kostbarkeiten, als in den ersten Deutschlands. Man gehe nur in die italienischen Leihhäuser, und man wird erstaunen, welche Dinge und von welchen Leuten sie gebracht worden. Eine nur wenig bemittelte Bürgersfrau würde sich schämen, ohne einen oder mehrere Brillantenringe u. dergl. öffentlich zu erscheinen, und die Geschenke, welche Brautleute einander machen, sind von einem Werth, der uns Ultramontanen beschämt. Man würde aber sehr falsch schliessen, wenn man dies als ein Zeichen des Wohlstands ansähe. Nein, dieser

unselige Hang zerstört oft das Fortkommen eines neuverheiratheten Paars gleich in dem ersten Augenblik, da sie das Wenige, was sie zusammenbringen und womit sie wuchern sollten, auf Dinge verwenden, womit doch nur der Ueberfluss glänzen sollte.

Ich hatte neulich Gelegenheit, diese Schwachheit der Nazion auf eine belustigende Weise an einem venezianischen Grafen zu erkennen, in dessen Gesellschaft ich von Florenz nach Rom reiste. In der Nähe der ersten Stadt trafen unsre Wagen in einem Wirthshause zusammen, und wir afsen mit ihm in Gesellschaft zu Mittage. Sein ganzer Anzug für die Reise war der unbequemste, den man sich nur immer wählen kann, und er war über und über mit Uhrketten und dergleichen lästigem Schmuke bedekt. Er bot einem den Tobak immer in mehrern verschiedenen kostbaren Dosen an, und nahm es nicht gut auf, wenn man nicht zum Lobe einer jeden etwas

sagte. Und that man dies nicht, so wufste er das Gespräch doch immer so gut zu lenken, dafs er Gelegenheit bekam, den Werth der Dose zu bestimmen. So oft wir aus dem Wagen stiegen, mufste sein Bedienter immer eine ganze Haushaltung herausschaffen, und keines der Zahnstocherbüchschen u. dgl. durfte fehlen. Auf den Halsbändern seiner Hunde stand sein ganzer Titel, und sogar auf seinem Puderbeutel fanden wir seine Adresse: Sua Eccellenza il Signor etc. Ich glaubte ihm gar nicht Unrecht zu thun, wenn ich vermuthete, dafs er sich blofs des Puderbeutels wegen überall, wo wir auch nur eine Viertelstunde einkehrten, sorgfältig frisiren liefs. Und solcher Karaktere findet man genug in diesem Lande, sobald man in nähere Bekanntschaft mit dem häuslichen Leben seines Volks tritt.

Dieser Hang zu glänzen, selbst auf Kosten seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens,

zeigt sich in nichts deutlicher, als in dem unsinnigen Korsofahren, das in den meisten Städten Italiens üblich ist. Die Mode hat einmal irgend einen Platz zum Spazierenfahren gestempelt, und niemand wagt es auch ihn zu verlassen. Eine Kutsche geht hinter der andern langsam wie ein Leichenzug auf und nieder, und nicht selten, wie dies besonders in Rom bei den Spazierfahrten ausser dem Thor del popolo der Fall ist, ist dieser lange Zug ganz in eine Wolke von Staub eingehüllt, wobei man entweder die Gesundheit in Gefahr setzen, oder die Wagenfenster schliessen muss. Dies nennen sie frische Luft schöpfen, entweder Staubfluthen, oder die Ausdunstungen einer ganzen, in einem völlig verschlossenen Wagen zusammengepressten Gesellschaft einzuathmen. Das mag nun jeder wohl selbst fühlen; aber wer hätte Muth genug, sich von diesem Zwang loszumachen? Wäre er nicht dabei in Gefahr, dass man glaubte, er

hätte keine Equipage mehr? Verlöre er nicht das Vergnügen mit schönen Pferden, einigen Bedienten, einem Wagen nach der neuesten Mode, mit einem geschmakvollen Anzug zu prangen? Lieber athmet er schwerer in der staub- und dunsterfüllten Brust, und weidet sich an dem Gedanken, angestaunt, beneidet zu werden.

Diese nehmliche unglükliche Sucht zu glänzen zeigt sich in der Menge von Bedienten, die man um sich hat. Man kennt hierin besonders die Eitelkeit der Römer und Neapolitaner. Aber die übrigen Theile Italiens sind wahrlich von diesem Fehler auch nicht frei. Eine Frau mufs ihre Cameriera haben, oder sie ist nicht zufrieden, und sie versagt sich lieber die nöthigsten Bedürfnisse, um nur hierin nicht geringer zu scheinen, als sie möchte. Manche Adelichen richten sich durch Bedienten und Equipagenaufwand zu Grunde, oder verwikeln sich, wenn ihre

Besitzungen unveräusserlich sind, in unzählige Schulden. Die geringern Stände machen es hierin, wie überall, den höhern nach, und sind zufrieden, wenigstens einige Jahre ihre Eitelkeit zu befriedigen, und nachher zu darben. Leute, die in Deutschland sich nie von Fahren träumen lassen würden, nehmen sich so oft als möglich eine Miethkutsche, und es ist gewiſs, daſs es in vielen Städten Italiens der Zwek aller Sparsamkeit ist, es bis zur Equipage zu bringen.

Sie sehen, wie verderblich diese Eitelkeit wird. Aber sie scheint unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie beschwerlich sie den Leuten selbst ist. Prächtige Meubles sind selten bequem, und nirgends mehr als in diesem Lande, kann man diese Bemerkung machen. Rousseau's Sax: die Italiener konversiren in Prachtsälen, und wohnen in Mauslöchern, gehört hieher. Die Bauart eines italienischen Hauses, auch alle Anschmiegung desselben

zu die Beschaffenheit des Klima's nicht abgerechnet, hat Bequemlichkeit nie zur Absicht, sondern den Glanz. In den weiten hohen Zimmern scheinen die Leute Pygmäen zu sein, welche die Wohnungen eines erloschenen Riesengeschlechts usurpirt haben. Eine Menge kostbaren Geräths ist nur für Gallatage da, und die gemeine Zeit über begnügt man sich mit dem schlechtern. Man schmükt das Haus mit den kostbarsten seidenen Stoffen, hat ein Prachtbett, das oft mehrere tausend Dukaten kostet, und leidet Mangel an schöner reinlicher Wäsche. Die erstern hindern die Leute selbst, die Zimmer mit Bequemlichkeit zu bewohnen; das zweite wird für die seltenen Fälle einer Brautnacht, oder die Bewirthung eines vornehmen Gastes aufgespart. Sonst stehen sie zur Schau da, und man unterläfst nie, den Fremden darauf aufmerksam zu machen. Die Konversazionen werden in den prächtigen Sälen gehalten;

aber man schmachtet vergebens nach einer Erquikung. Erkennt sich auch hierin nicht aufs deutlichste die Eitelkeit einer Nazion, die den Glanz der Bequemlichkeit, die Befriedigung des Stolzes, der Freude vorzieht, fröhliche Gäste um sich zu haben?

Und wurde nicht auch der reine Geschmak in der Baukunst, welcher bei den Italienern einst schon im Entstehen war, durch die Sucht zu glänzen wieder verdorben? Nach einem einstimmigen Urtheil der geschmakvollsten Kenner wurde selbst die Peterskirche in Rom ein Opfer dieser Schwachheit, und man jagte kostbaren Zierrathen nach, statt die edle anspruchlose Simplizität aufzusuchen. Dies ist bei unzähligen andern Gebäuden in Italien der Fall, die blos durch diese Prachtliebe von einer Höhe des Geschmaks wieder herabgesunken sind, welche sie bereits erreicht hatten.

Sehr merkwürdig äussert sich diese Eitel-

it in mehreren Gegenden Italiens, und na-
entlich in Toskana, bei Verheirathungen.
kanntlich besteht in diesem Lande die
itgift der Töchter hauptsächlich in vielem
usgeräthe, und wo möglich auch in kost-
rem Schmuke. Alles dieses wird, ehe die
rheirathung vor sich geht, in dem Hause
r Braut in einem eigenen Zimmer aufge-
llt, und alle Fremde, Verwandte und die
tferntesten Bekannten werden eingeladen,
e Morgengabe der Tochter mit anzusehn.
Wer um diese Zeit ins Haus kommt, wird
das Zimmer geführt, und es versteht sich
ohl von selbst, dafs man den Leuten nichts
ngenehmeres sagen kann, als wenn man die
hönen Betten, Meubles u. dergl. recht frei-
big lobt.

Verdienste sind am seltensten, wo am mei-
en Titel sind, und der Kranz mufs häufig
e Eigenschaften selbst vertreten, die er
rsprünglich belohnen sollte. So hat der

Adel seine Würde verloren, und so werden Auszeichnungen überhaupt unbedeutend, sobald man sie durch etwas anders, als durch wahre Verdienste sich erwerben kann. Der Stephansritterorden in Toskana, obgleich die Frucht einer feinen monarchischen Politik, sollte anfänglich der Lohn gefährlicher Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes sein. Heutzutage hingegen steht das Stephanskreuz, man dürfte beinahe sagen, verkäuflich, und seit einigen Jahren brauchte man dem sehr verschuldeten Orden nur ein bestimmtes Kapital gegen geringe Zinsen zu borgen, um dafür die Aufnahme in denselben zu erhalten. Diese Bequemlichkeit hat ausserordentlich viele angelokt, und es sind mir manche bekannt, die fast ihr ganzes Vermögen dahingegeben haben, und sich nun mit dem elenden Abzeichen in der Noth trösten, welche sie gewaltig drükt. Ich führe diesen einzelnen Fall nur deswegen an, um Ihnen einen

Beweis von der lächerlichen Titelsucht der Italiener zu geben, welcher schon in ihren weitläuftigen Briefüberschriften in dem Vostignoria, Eccellenza u. dergl. ersichtlich ist. Denn jedermann, der entweder durch Vermögen oder Kenntnisse sich über seinen Stand erhoben fühlt, sucht sich zuverläfsig einen adelichen Titel zu verschaffen, was ihm auch gar nicht schwer wird. Man darf es wohl dieser Schwachheit zuschreiben, dafs sich in manchen Gegenden Italiens der Adel so sehr angehäuft hat, und dafs man so häufig Leute dieses Standes, in dem äussersten Mangel lebend, doch noch allen Stolz desselben erhalten sieht. Diese Eitelkeit ist um so merkwürdiger, da man in keinem Lande so gut, wie in diesem, Würde der Geburt entbehren kann, um zu hohen Aemtern zu gelangen. Denn ein geschikter Advokat, ein vorzüglicher Gelehrter ist seiner Auszeichnung gewifs, wenn er auch noch durch

andere gute Eigenschaften sich derselben würdig macht.

Bisher wurden in Italien fast gar keine fremden lebenden Sprachen getrieben. Selbst die französische, die sich doch beinahe zur Universalsprache empor komplimentirt hatte, faßte auch unter den höhern Ständen keinen Fuß, da alle so sehr von der Vortreflichkeit und Einzigkeit ihrer Sprache überzeugt sind. Und doch ist es schon vielfach bemerkt worden, daß man sich nirgends so gern mit dem Fremden in Sprachen unterhält, die man nicht versteht, als in diesem Lande. Ein Italiener, der kaum sieben Worte französisch weiß, wird sich darin mit Ihnen unterhalten, und ob es ihm gleich gar nicht beschwerlich ist, Sie seine eigene Sprache radbrechen zu hören, so zieht er die Mühe sich auszudrüken, doch der Mühe Sie zu verstehen vor, und ermudet nicht in der hinkendsten Unterhaltung. Verstcht er dann gar vollends etwas

englisch, nun dann fliehen Sie, oder Sie sind ohne Rettung verloren. Er ergiefst sich in einen Wortstrom, der gar kein Ende nimmt, und bei dem es nicht auf Ihre Unterhaltung, oder auf den fröhlichen Erguſs der gesellschaftlichen Laune, sondern ganz allein auf die Entwiklung eines Vorzugs abgesehen ist, welcher doch so geringen Werth hat.

Nicht geringer ist die Noth, welche man mit einem Italiener hat, der gereist ist. Bei der Seltenheit des Reisens unter den höhern Ständen dieses Volks finden sich selten solche Beispiele; aber hat man denn auch einmal das Glük, oder Unglük, auf eines zu stoſsen, so ist man gewiſs, daſs er einen beim Rokknopf faſst, und nicht früher losläſst, bis er sich heiser gesprochen hat. Dabei redet er mit einer Verachtung von denen, die nicht so glüklich sind als er, welche wohl beweist, wie viel er sich auf seinen Vorzug zu gut thut. Ich lernte neulich einen sienesischen

Edelmann kennen, der gerade von der in seinen Augen ungeheuren Reise nach Neapel zurükgekommen war. Nichts davon zu sagen, dafs Neapel nun das non plus ultra seiner Ideen war, so sprach er auch von dieser Reise in einem Ton, den man kaum einem Weltumsegler zu gut halten würde. Einer der nicht gereist ist, behauptete er, könne gar nicht sagen, dafs er auf der Welt sei; dann argumentirte er höchst subtil: „Der Ort, in „welchem er lebt, verhält sich zu dem Lande „zwischen Siena und Neapel, und zur Welt, „gerade wie nichts. Um ein Mensch zu sein, „um auf der Weit zu leben, mufs man rei-„sen." — Das war der ewige Refrain seiner albernen Rede.

Mit dieser Eitelkeit ist eine andre verwandt, die ich kaum nennen darf, ohne das Recht der Gastfreundschaft gegen diese doch so liebenswürdige Nazion zu verlezen. Dies ist die Begierde des Italieners, durch Fremde zu

glänzen, mit welchen er Umgang hat. Ein Empfehlungsbrief thut wohl kaum irgendwo bessere Wirkung als in diesem Lande, obgleich manche behaupten wollen, dafs man dadurch auf keine reellen Dienste rechnen dürfe. Troz der Eingeschränktheit seiner geographischen Kenntnisse und Bekanntschaften im Auslande, giebt sich der Italiener doch gerne das Ansehn, als ob jener Mangel bei ihm nicht statt fände, und er die weitläuftigsten Verbindungen in andern Ländern unterhielte. Da er überdies noch der Meinung ist, dafs der Reisende aus der nehmlichen Absicht nach Italien komme, in der man wohl ehmals die Deutschen nach Paris schikte, um sich abhobeln zu lassen, so ist ihm der Umgang mit dem Fremden eine schmeichelhafte Erklärung bei seinen Mitbürgern, dafs er jenen hohen Grad von Bildung wirklich besize, den der Ultramontane gern erreichen möchte. Darum braucht auch der Fremde in

Italien nicht einmal gute Empfehlungen von andern, oder seines eigenen Standes und Reichthums zu haben, um selbst in die ersten Gesellschaften einzutreten. Ja man kann dem Italiener keine gröfsere Gefälligkeit erweisen, als wenn man ihm Fremde in Schaaren zuführt. Bei seinen Begriffen vom Norden glaubt er, wir konnten dereinst am Vaterheerd die nehmlichen Uebertreibungsgeschichten erzählen, womit uns ehmals die aus Ostindien Kommenden unterhielten. Er weidet sich schon zum voraus an dem Gedanken, wie viel am Nordpol von seinen seidenen Tapeten, marmornen Treppen, silbernen Leuchtern und Wachslichtern erzählt werden würde, und heifst den Fremden herzlich willkommen, der ihm jenen süssen Genufs seiner Eitelkeit hoffen läfst.

Noch viel weiter könnte man diese Betrachtungen führen, wenn man auch in den Geist der italienischen Staatsverfassungen und Ge-

setzgebungen eingehen wollte, welchen allen der nehmliche Karakter aufgedrukt ist. So viele Gesezkodites, und so viele Rechtsverwirrung; so viele Gerichtshöfe und so wenig Gerechtigkeit; so viele Richter und Advokaten, und so langwierige Prozesse; so viele Hospitäler und doch so viele Bettler — was sagen uns alle diese Gegensäze anders, als dafs man in diesem Lande bei den wichtigsten Bedürfnissen nur sich um eine glänzende Oberfläche bekümmert, ohne nach dem innern Werth des Schaustüks zu fragen?

Lassen Sie mich nun aufhören, die Schwachheiten einer Nazion aufzuzählen, welche so viele liebenswürdige Menschen enthält. Aber vergessen wir bei dem, was ich Ihnen gesagt habe, ja nicht, dafs gerade die Ostentazion der Italiener alles das Schone und Herrliche hervorgebracht hat, was wir jezt in diesem Lande bewundern. Es ist mit Nazionen wie mit einzelnen Menschen; das Gröfste wird oft

aus niedrigen Beweggründen gethan, und wenn wir bei allem, was wir bewundern, immer die Triebfeder kennten, welche dabei wirkte, so würden sich unsere Begriffe von Verdiensten gewaltig herabstimmen. Wenn es nicht gut gethan ist, von diesen Geheimnissen den Schleier wegzuziehen, so mag es bei Nazionen doch erlaubt sein, besonders wenn wir dadurch zu Aufschlüssen über ihren ganzen Karakter und ihre Lebensweise gelangen. —

Terni, *den* 18. *Juli* 1803.

Keine Merkwürdigkeit der Kunst, keine auffallende Schönheit der Natur bietet der Weg bis in die Gegend von Narni dar. Man ist von Rom aus zu sehr verwöhnt, und reist gleichgültig vorüber. Gegen Narni hin ist er oft langweilig, und auf der ganzen Strafse fallen die häfslichen Formen der Bewohner dieser Gegend unangenehm auf. Wie wohl thut es einem, wenn man die lestere Stadt erreicht hat, und von ihrer Höhe in das liebliche Thal hinunter blikt, welches sich an ihren Fufs lehnt!

Die Brüke des Augustus in Narni hatte meine Aufmerksamkeit zuerst wieder erwekt, einige Legenden von der Rolands- und Teufelshöhle mich sogar fröhlicher Laune gemacht, und der Anblik der schönen fruchtbaren Natur und der besser aussehenden Bewohner dieser Gegenden sie befestigt. Ich

befand mich ganz in der ruhigen, heitern Stimmung der Seele, welche die Betrachtung der Natur begünstigt. Sie begleitete mich durch das liebliche Thal bis nach Terni, und wich auch nicht von mir, als wir daselbst den berühmten Wasserfall des Velino zu sehen giengen.

Ungefähr um zehn Uhr Vormittags verliessen wir die Stadt in einer zweirädrigten leichten Kalesche, und in Begleitung eines kundigen Führers. Wir fuhren lange durch lichte Olivenwäldchen, und der Weg stieg in vielen Krümmungen nur allmählig in die Höhe. Nicht lange, so erreichten wir ein kleines Dörfchen, welches mitten in diesem Bergwinkel auf einem freistehenden Felsen liegt, und von der Natur selbst zur Festung bestimmt scheint. Von da wurde die Strafse ausserordentlich jähe, ob sie sich gleich geduldig langsam an den Bergen hinaufschlängelte. Ganz ein planmäfsiges Werk des Menschen-

fleisses, ist sie häufig auf beiden Seiten mit Felswänden und senkrechten Abgründen geschüzt und gefährlich gemacht. Sie wendet sich so einige Zeit langsam empor, und wird, je höher, auch desto beschwerlicher. Ueber der Schönheit der Gegend vergafsen wir die brennenden Sonnenstrahlen und die drohenden Abgründe, und eilten immer begieriger hinauf, je mehr Grofses und Liebliches die Natur enthüllte. Wirklich mufste die Aufmerksamkeit unaufhörlich gespannt sein; denn jede neue Krümmung, jeder höhere Standpunkt des Weges eröfnete auch mit den alten neue Aussichten; gerade wie sich uns die Ansicht des Lebens erweitert, je mehr wir darin vorwärts schreiten.

Wir hatten eine sehr hohe Stelle erreicht, als wir uns in einer kleinen Kapelle und damit an einer vorgebirgsähnlichen Felswand befanden. Unser Wagen lenkte um dieselbe um, und plözlich traf uns aus den Bergthälern

hervor ein kalter Wind, welcher uns um so erwünschter kam, je schwerer uns die Hize des Mittags gedrükt hatte. Wer hätte hier nicht Halt gemacht, da ihn die kühle Luft und die grosse zu seinen Füssen liegende Aussicht zur Ruhe und Betrachtung einlud?

Von der Höhe herab verschwinden so manche der optischen Künste, mit denen uns die Natur, wenn sie sich in ihrer Grösse zeigt, zu hintergehen pflegt. Die Berge sinken tiefer zusammen, dafür breiten sich die Thäler weiter aus, treten ihre Gegenstände mahlerischer und vielfacher heraus. Wenn wir aus niedrigen Standpunkten eine Gegend betrachten, so ist sie einem Gemählde ähnlicher, so wie sie, aus höhern angesehen, mehr ein plastisches Werk scheint. So ist auch die Wirkung auf den Beschauer verschieden und der Eindruk um so erhabener, je mehr die Form an seine Seele spricht.

Hier war diese bei den Bergen ganz eigen.

Ründlicher zusammengestellt, obgleich an Höhe achtungswerth, bildeten sie doch gar keine furchtbaren Mauren um die Thäler, durch welche die Nera und der Velino erst einzeln, dann verbunden sich ergiessen. Grossentheils mit kurzem Gebüsch überkräuselt, wurden sie noch lieblicher, weil da die Vorsprünge bedekt wurden, die Linien der Umrisse sich sanfter darstellten. Es that dem Ganzen sehr wohl, wenn sich aus dem fischen Grün hier und dá e ne freistehende Felspyramide in die Höhe hob, gleich einem Meilenmesser, durch den die Natur zur Bewunderung ihrer Gröfse einlud.

Nicht minder vermehren kleine gothische Festungstrümmer auf den Bergspizen den mahlerischen Wechsel der Ansichten. Er wird auffallend bedeutungsvoll durch die zakichte Mauer, womit der Felsweg häufig umgeben ist. Sie giebt dem Berge das Ansehen, als wäre er mit einer Krone umzogen.

Wie kann sich eine schöne Gegend unwiderleglicher als solche beweisen, als wenn der Wanderer, selbst in der Erwartung des Genusses der höchsten Naturschönheiten, eine Zeitlang bei ihr stille steht, und das, was seiner harrt, vergessen hat? Denn wer hätte dem segenreichen Thal von Terni, den abwechselnd fruchtbar und lieblich schönen Ufern der Nera, dem höher wie eine Theaterscene sich eröfnenden Thal Collestate widerstehen können?

Unser Führer mahnte uns daran, dafs die Natur noch mehr vermöge als hier. Durch ein kleines Gehölzchen auf einem einsamen Fufspfade führte er uns einen engen Weg, la Fuga genannt. Hier flofs in dem schmalen, tiefen, von Pabst Paul III gegrabenen Bette, der Velino, in einer Breite von vier und zwanzig römischen Palmen, und einer Tiefe von etwa sechsen. Nahe schon seinem Falle, stürzt sich der Flufs mit einer, kaum

Steine sinken lassenden Schnelligkeit durch seine enge Strafse fort, und das rings ihn umgebende Gebüsch kann nur einen flüchtigen Schatten auf seine Wellen mahlen. Wen er hineinreifst, der ist ohne Rettung verloren, wenn ihn nicht das Wunder schützt, welches eine Votivtafel in Loretto bezeugt.

Von hier etwas weiter brachte er uns bis über die Mündung des Flusses. Von der Höhe herab verkürzten sich natürlich die senkrechten Linien des Stroms, aber man übersah auch ruhiger und genauer die ihn umgebenden Felspartien. Er macht oben erst einen kleinen Fall, als ob er sich zum gewaltigen Sturz üben wollte, und ergiefst sich, wiewohl schneller als der Gedanke, in milchblauen Wogen hinab. Die Höhe des aufsteigenden Wasserstaubs nur verkündet die Stelle, wo er sich hinwarf; denn ein fast obeliskenähnlicher Felsen steht mitten im Bassin, damit man an ihm die Höhe messe. Nicht

gering scheint er von hier; aber er ist hinweggeschwunden, wenn man den dritten Standpunkt erreicht hat.

Vorzugsweise nennt man ihn das Belvedere. Gefährlich strekt er sich auf einer ganz senkrecht sich hinabstürzenden Felswand hinaus über das Bassin, und läfst schon besser von vorne her den ganzen Wogensturz überschauen. Noch immer etwas zu hoch, dient er mehr die Gewalt der Natur anzustaunen, als ihre Stärke zu messen. Mit welcher Schnelligkeit sich die Masse herabstürzt, mit welcher furchtbaren Gewalt sie auffällt, in Wellen und Wasserstaub in die Hohe siedet — das sieht das Auge hier, und erkündet es dem staunenden Geiste. Hier ist der Eindruk, den das Ganze auf den Beschauer macht, wohl der stärkste; denn er steht da der Scene am nächsten, ist sein Standpunkt darum der gefährlichste, ist sein Ohr am gewaltsamsten vom Donner der Katarakte

erschüttert. Und damit er sein Auge nicht schnell mit Grausen hinwegwende, mahlen sich über die amphitheatralische Felsmauer des Bassins und seiner Oefnung die lieblichsten Regenbogen, und bilden eine idealische Farbenbrüke über Abgründe, die keine Menschenkraft überspringt. Wenn die höchsten Naturerscheinungen die schlummernde Idee höherer Wesen in dem Menschengemüth erweken, so ist es der Phantasie ein leichtes, diese Himmelsbogen mit wandernden Geistern zu bevölkern, oder der schimmernden Iris hier ihren Farbenthron anzuweisen. Hätte der Velino schon im bilderreichen Alterthum hier heruntergefluthet, so wäre seiner Göttin gewifs, wie in Tivoli, ein reizender Tempel erbaut worden.

Auf ziemlich bequemen Treppen stiegen wir noch weiter hinunter, etwa bis gegen die Mitte dem Sturze gegenüber, wo ein kleines luftiges Häuschen zur Bequemlichkeit für den

Beschauer erbaut ist. Ob sich nun gleich die ganze Linie des Flusses vor das Auge mahlt, und der Verstand leicht genug die Höhe berechnen kann, wenn sie der Führer ihm auch nicht bis zum Verdruſs in die Ohren schreit, so geht es einem hier, wie mit allen klaren Beschauungen: sie füllen den Geist, und lassen das Gemuth leer. Das Ganze zerfällt in einzelne Theile, und die Spuren im Felsen, wo sich der Fluſs, wenn er vom Winterschnee geschwängert ist, herabarbeitet, lassen schon Wünsche und Begierden aufsteigen, das alles zu anderer Zeit zu sehen, wo es noch ganz anders sein müsse. Schon zählt man die verschiedenen Wassersäulen, zählt die Farben des Regenbogens, und versucht es, den Umfang der Wassermasse zu berechnen. Hier prüften wir die verschiedenen Angaben der Höhe von 200 — 300 Fuſs und drüber, und wurden einig, eher die mindeste als die höchste Zahl anzunehmen.

Ich gieng wieder auf das Belvedere hinauf, um mein Auge noch einmal, bevor wir zurükkehrten, an dem Höchsten zu weiden, was man von der Art in Europa wohl sehen kann. Unterdessen hatte sich über dem ersten Regenbogen ein zweiter gebildet, der frühere sich über die Schneefluthen gelegt, und dadurch ein gelblichtes Kolorit angenommen. Der jüngere wiegte sich auf dem grünen Gebüsche, und umzog die ganze Scene mit einer herrlichen Glorie.

Nicht mit Unrecht heifst dieser Ort das Belvedere; denn wo du dich auch hinstellst, findet dein Auge liebliche und schrecklich schöne Gegenstände, auf denen es haftet. Wenn es durch die blitzschnelle Eile des Velino unsicher geworden ist, so findet es an der ruhig fliessenden Nera einen freundlichern Begleiter, welche es in seinem Thal empfängt, und die ganze schöne Landschaft, worin Terni, Narni und Cesi liegen, hinuntergeleitet. Zur

Seite schweift es über die lieblichen Oel- und Traubenhügel hinaus, thut zuweilen einen Sprung auf die Gebirge, aber findet sich immer wieder am Hintergrunde des Horizonts, wo der Velino und die Nera vereinigt unter Augustus Brüke hindurchziehen.

Vielfach sind die Veränderungen, welche die Kunst dem Velino gab, bis er seine jezige Stelle hatte. In alter Zeit soll er eine ganz andre ferne Bahn gewandelt sein; in neuerer wiefs ihm Paul III seine jezige Stelle an, da er in seiner ältern Richtung dem Thale, aus welchem er kommt und in das er als Gast sich ergiefst, undankbar schädlich gewesen war.

An diesen Stellen seiner alten Betten ist gleichsam die innere Wirkungskraft der Natur enthüllt, das Geheimnifs durch die Menschenkraft verrathen. Die sogenannte Grotta dei tartari ist wohl ein alter Wasserschlund, der durch den veränderten Lauf getroknet

wurde. Das Eingeweide des Gebirges liegt, wie in den Grotten von Tivoli, in runden Steinblasen vor dem Auge, und die versteinernde Kraft des Wassers hat dafür gesorgt, auch hier den gestaltlosen Stein durch eine phantastische Form zu beleben. Denn wirklich täuschend ist die Gestalt eines herabhängenden Felsens, welcher ein versteinerter Baum sein soll, einer ungeheuren Löwenklaue ähnlich, und es gehörte nicht viel dazu, um aus ihm den kolossenen Leuen zu bilden. Und nicht minder Mühe kostete es dem frommen Glauben, andere Steine in Glorienstrahlen umzuschaffen.

Eine andre Ansicht des Wasserfalls müfste sich von der ihm entgegengesetzten Seite des Thals eröfnen, wenn sie, mit dem vorhergehenden verglichen, nicht zu klein wäre. In dieser Hinsicht verdrofs uns die Auskunft, dafs man gegenwärtig die Nera hier nicht passiren könne, sehr. Vergnügt, und mit

einer nicht unbedeutenden Erweiterung unserer Ideen, kehrten wir wieder nach Terni zurük. Oft wandten wir den Blik wieder um. Ich fühlte es einigemal mit Wehmuth, daſs man auch mit Rührung von leblosen Dingen scheidet, wenn man nicht gewiſs ist sie wiederzusehen.

Florenz, den 16. August 1803.

Sie wundern sich mit mir, dafs ich wieder in Florenz bin. Ich habe Rom verlassen, um der Hize auszuweichen, und finde sie nun in dem nördlichern Florenz noch weit drükender. Rom liegt doch frei in der Ebene da, und geniefst die erfrischenden Seewinde täglich einige Stunden, und Nachts beinahe immer. Florenz zwischen seinen Bergen wird nur selten von einem Lüftchen getroffen, und hat auf die heissesten Tage meist schwüle Nächte. Alles dieses ist so natürlich, und konnte ich mir selbst schon früher sagen, dafs ich nicht begreife, wie es mir nicht zuvor eingefallen ist, eh' ich den thörichten Entschluss fafste. So size ich nun hier beinahe den ganzen Tag unthätig zu Hause, und mich scheuend, nur meine Wohnung zu verlassen.

Sie ist freilich aber auch gar zu schön gelegen, als dafs ich so leicht in Versuchung kommen könnte, hinauszugehen. Ich bin, so zu sagen, in der Stadt und auf dem Lande. Sie liegt oben, wo der Arno sich in die Stadt hineingiefst, und so hart an seinem Ufer, dafs ich aus meinem Fenster die Angel auswerfen konnte. Auf dem entgegengesetzten Ufer dehnt sich eine Reihe von Gärten hin, hinter welchen liebliche Oelhügel aufsteigen, die sich bis nach dem Belvedere hinziehen. Den Flufs hinab stellt sich die Stadt mit mehreren ihrer Brüken dar; ihn hinauf eröfnet sich eine schöne Wasserperspektive, welche durch Pappeln und Erlen gebildet und begränzt ist. Trett ich auf den mit Reben und Blumen beschatteten Altan vor meinen Fenstern hinaus, so kann ich das leise Lüftchen erhaschen, welches sich zuweilen mit dem Strome aus den Bergthälern ergiefst.

So selten es mich versucht, herauszugehen,

und so beschwerlich mir der diesmalige Sommer in Italien wird, ist es mir doch immer ein grofses Vergnügen, durch die Strafsen von Florenz zu wandeln. Ganz eigen spricht es einen freilich in Rom an. Man stöfst auf so viele Gegenstände, welche durch nähere oder entferntere Beziehungen merkwürdig sind — aber man findet auch so mancherlei, was den Unwillen und den Ekel beinahe bei jedem Spaziergang durch die Stadt reizt. Wie wohl thut es in Florenz, wieder einmal durch reinliche Strafsen zu gehen, nicht jeden Augenblik durch Pfaffen und Bettler geärgert zu werden, den Handwerksmann fleissig in seiner Bude arbeiten zu sehen, und den höhern Wohlstand des Volks in den Wohnungen, so wie in den Kleidern und den zufriedenen Gesichtern ihrer Bewohner, zu erkennen! Dabei geht der Kunstsinn nicht leer aus. Bei jedem Gang durch die Strafsen begegnen Sie irgend einem vorzüglichen Werke der

alten toskanischen Baukunst, immer einem Meisterstük der neuern Bildnerei, wo Sie in Rom beinahe überall ein falscher Geschmak in den Gebäuden, und der übertriebene des Bernini und seiner Nachfolger in der Bildhauerkunst anspricht. Treten Sie in die Kirchen, so finden Sie zwar wenig Raphaele: aber Sie sehen da die Meisterstüke der toskanischen Schule. Sie haben keine Logen, keinen Vatikan zu besuchen; aber Sie werden mit Vergnügen nach dem Pallast Pitti gehen, und den Besuch der öffentlichen Gallerie dem von jeder römischen vorziehen; denn Rom besizt heutzutage kein einziges altes Kunstwerk mehr, welches sich der Niobengruppe vergleichen dürfte.

Der Kunst zu lieb reisen ja doch beinahe die Meisten nach Italien. Warum eilen sie aber so schnell durch Florenz hindurch, um nach Rom zu kommen? Etwa weil es noch keinem Ramdohr eingefallen ist, ein dikes

Buch über florentinische Kunst zu schreiben? Oder weil es nun einmal für den Künstler in physischer und artistischer Rüksicht besser in Rom zu leben ist? Was kann dem unbefangenen Freunde der Kunst an dem heutigen Künstler liegen, wenn er nur seine Werke kennt? Wird er nicht gern sein Kunststudium anfangen bei den alten Meistern in Sta. Croce zu Florenz, um es mit Raphael in den Stanzen und Logen zu endigen?

Schwer ist es, herrschende Vorurtheile auszurotten. Unsre Reisebeschreiber scheinen sich das Wort gegeben zu haben, sich ein für allemal an den römischen Boden zu halten, auf welchem ihnen ihre Schulstudien freilich besser zu statten kommen, als in Florenz, wo man den schönsten Theil der italienischen Geschichte kennen muſs, um recht innig zu genieſsen. Sehr bequem spricht sich's von herzerhebenden Gefühlen auf dem Plaze, wo sich Curtius Rufus in den Erd-

schlund gestürzt hat, wenn man auch gar nichts auf demselben fuhlte. Man nimmt beim Besuch von Roms heiligen Plätzen einige dürftige Schulbroken, welche einem einfallen, gerne für neue grofse Gedanken; man rennt, wie jener schweizerische Schuhknecht, welchem es vor einigen Jahren eingefallen ist, seine Kurierritte durch Italien herauszugeben, von einer alten Mauer zur andern, sagt, was der Wegweiser für die Reisenden davon erzählt, zitirt etwa noch eine Stelle aus einem Klassiker dazu, macht dem Leser den Mund nach Appelsinen und Feigen wässerig — und das Buch ist fertig.

Ich bin nicht Kunstkenner genug, um Florenz zu seinem Recht zu verhelfen; habe aber nicht zu wenig Liebe für Rom, um mir in der allgemeinen Vergleichung beider Städte ein Urtheil zu erlauben. Wenn ich daher den Werth derselben in der allgemeinsten Rüksicht, ohne Bezug auf den Künstler und

en Gelehrten, sondern nur auf den gebil-
eten Menschen bestimmen sollte, so würde
h sagen: er wird sich besser in Florenz
efallen, als in Rom, wenn die Uebrigen
en Aufenthalt an dem letztern Orte gleich
eit behaglicher finden mögen.

Rom ist beinahe einzig mit Geistlichen
nd Leuten bevölkert, welche von ihnen ab-
ängen. Man weiſs, daſs sich dieser Stand
nit der Bildung des äussern Menschen nie-
nals sehr abgegeben hat. Ja er findet sogar
in Verdienst darin, das nicht zu haben, was
nan Liebenswürdigkeit nennt. Der gröſsere
nd bedeutendere Theil seiner Glieder ist im
Alter schon zu weit vorgerükt, als daſs sie
s noch der Mühe werth finden könnten,
nach dem zu ringen, was früher hätte be-
gonnen werden sollen. Alle zusammen sehen
nicht ein, was sie dadurch erreichen könn-
en, und lassen sich's aus Bequemlichkeit an
demjenigen fehlen, was wir an andern doch

so hoch schäzen. Dabei hat das Cölibat, welches den Menschen eben so gut von seinen natürlichen Pflichten, wie von seinen gesellschaftlichen lossprícht, mitgewirkt, um aus der herrschenden Klasse, in welcher sich Aufklärung des Geistes und Bildung der Sitten befinden sollte, eine Reihe kalter Geschäftsleute, heimlicher Wüstlinge und unwissender Stolzen zu bilden.

Die Vereinigung der Reichthümer in wenigen Familien und der Mangel an Handel und Kunstfleifs haben eine beinahe allgemeine Armuth in Rom hervorgebracht, welche die Verschwendung Einzelner nie zu einem höhern Luxus Aller ausarten liefs. Wo es überdies beinahe nichts als Amtskleidungen und Livreen gab, konnte die Verschwendung in Kleidern eben so wenig, als in den übrigen Bedürfnissen steigen; — es entstand eine gewisse cynische Gleichgültigkeit gegen diesen gewifs nicht unwesentlichen Bestandtheil des Men-

schen, welcher einer Klasse von Fremden, namentlich der deutschen, so wohl bekommt, dafs sie oft ausrufen in Rom, gleich den Studenten im Leipziger Rathskeller: uns ist's so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert S.....!

Diese Bequemlichkeit, wenn Sie es so nennen mögen, haben Sie nun freilich in Florenz nicht. Der Luxus ist da zu einer grofsen Höhe gestiegen, eine gewisse Eleganz in Wohnung und Kleidung ganz allgemein geworden. Man fodert von Jedem, dafs er seine Ansprüche von aussen verkündige, und das Wesentliche seines Geistes und Herzens auch im Zufälligen darstelle. Ja man treibt es so weit, den Eintritt in die Casino's gewissen Anzugsverordnungen zu unterwerfen, und überschreitet vielleicht auf diese Weise die eine Gränzlinie eben so stark, wie man die andere in Rom verletzt.

Dieser Zwang äussert sich noch weit beschwerlicher in der Aufmerksamkeit, welche man auf die Lebensweise andrer hat. Die gute Meinung des Publikums ist von dem gröfsten Gewicht, und darum viele Vorsicht nöthig um sie zu gewinnen, gröfsere noch, um sie nicht zu verlieren. So gesunken auch immer die Sitten sind, so ist das Aergernifs doch dem Grade des Verderbens nicht angemessen, und man mufs schon selbst mitsündigen, oder sehr helle sehen, um sich nicht zu betrügen. In Rom ist diefs zwar auch, wiewohl nicht so allgemein, der Fall; aber es hat da eine andre Folge, und zwar die, dafs sich Jeder im Bewufstsein seiner eigenen Sünden, nichts um die der Andern bekümmert, weil er auf gleiche Gefälligkeit von ihrer Seite rechnet. In Florenz hingegen, wo sich während der Regierung Leopolds in allen Gesellschaften und selbst in den meisten Familien Spione befanden, ist eine grofse

Behutsamkeit nöthig geworden, die sich auch jezt noch nicht verloren hat. Es wird in Florenz gewifs so viel gesündigt, als in Rom; aber es geschieht im Stillen. Diese Aufmerksamkeit auf Andre erstrekt sich selbst auf die Fremden. Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs sie mit der gröfsten Freundlichkeit aufgenommen werden; aber der Florentiner erkundigt sich doch immer vorher nach dem Namen und Stande des neuen Bekannten. Bei der feinern Lebensart, welche ihn unter allen Ständen auszeichnet, ist zwar nicht zu fürchten, dafs er ihn jemals durch leise Mahnungen empfindlich erinnere; aber wer Worte und Blike gehörig zu würdigen weifs, kann doch in's Klare kommen. Es ist ja ganz natürlich, dafs in einer Stadt, wo der Bürger wenigstens eben so gebildet ist, als der Adel, und es dennoch einen Casino degli Nobili, und einen andern degli Cittadini giebt, der Standesunterschied nicht nur

allein in Titeln und Namen übrig geblieben sein kann.

Wenn dieses in Rom der Fall nicht ist, so darf man daraus nicht gerade auf eine höhere gesellschaftliche Bildung schliessen. Nein, diesen Vorzug hat der Römer gewifs nicht vor dem Florentiner voraus, bei dem sich einst die Schule der feinen Sitten befunden hat. Je gebildeter der Gesellschaftston ist, desto drükender sind die Lüken in der Unterhaltung, desto besorgter ist man, dem unangenehmen Gefühle, Andere sich bei sich langweilen zu sehen, vorzubeugen, und durch Anstalten und Vorkehrungen den guten Geist der Gesellschaft zu beschwören. Darum sind auch, wie Sie gesehen haben, Casino's und andere dergleichen Anstalten aufgekommen, welche man in Rom noch nicht findet. Darum sind mehrere öffentliche Versammlungsorte und Spaziergänge gestiftet, und mit einer Eleganz eingerichtet, die man in Rom beinahe so

wenig kennt, als die Sache selbst; blos weil die höhere Weltbildung nie aufhört, in Genüssen zu raffiniren.

Unläugbar ist es, dafs diese Richtung der gesellschaftlichen Verhältnisse dem Fremden sehr zu statten kommt. Es wird ihm an den öffentlichen Versammlungsörten sehr leicht, alle möglichen Bekanntschaften zu machen, und darunter zu wählen, welchen er seine Aufmerksamkeit besonders widmen will. Aber sie hat auf der andern Seite den Nachtheil, dafs es nicht so leicht ist, seinen Mann in der Familie kennen zu lernen, wie in Rom, und dafs man also gerade den liebenswürdigsten Theil seines Karakters verliert. Die Florentiner unterscheiden sich in ihren feinern Genüssen vielleicht am sichersten dadurch von den Römern, dafs sie gröfsere Neigung für die schönen Wissenschaften, die leztern für die schönen Künste haben. Poetische Unterhaltungen sind, ausser dem Spiel,

der gewöhnlichste Zeitvertreib in den Familienzirkeln zu Florenz; musikalische sind es in Rom. Um an den ersteren Theil nehmen zu können, gehören schon nicht gewöhnliche Kenntnisse der Sprache dazu, welche dem Fremden beinahe durchgängig mangeln; in Rom braucht er nur Ohren zu haben, um sich so gut als jeder andere zu unterhalten.

Dieser Umstand ist gewifs von grofser Bedeutung, und wohl ein Hauptgrund, warum der Fremde sich in Rom so wohl befindet. An beiden Orten ist er gleich gut aufgenommen, an beiden findet er gleich viel zu sehen und zu lernen; aber Rom mit seiner Freiheit und Nachsicht, mit seinen vielen Sinnengenüssen und der wollüstigen Behaglichkeit, in welcher es den Geist zu erhalten weifs, gewinnt den Vorzug leicht vor dem erstern, glänzendern und geregeltern Florenz. Denn man freut sich so sehr, an einem Orte zu

sein, wo man keine Rechenschaft für sein Thun und Lassen fürchten darf.

Ein Hauptunterschied, welcher in den gesellschaftlichen Verhältnissen beider Städte statt findet, besteht natürlich in dem verschiedenen Werthe, den daselbst die beiden Stände haben, der militärische und der geistliche. Ich seze vielleicht in einem meiner nächsten Briefe die Vergleichung fort, sobald ich gewiss bin, dass Sie sie ihrer Aufmerksamkeit werth gefunden haben.

Florenz, den 28. August 1803.

In den lezten Zeiten sind so viele vorzügliche Gemählde aus Italien verschwunden, dafs dadurch und durch die sonstigen Verluste an Schäzen der Kunst und Wissenschaften, alle Handbücher für Reisende in diesem Lande unbrauchbar geworden sind. Mit Wehmuth stehen Sie oft vor ganz leeren Rahmen, mit grofserer noch, wenn diese, statt der alten Originale, nur schlechte Copien enthalten. Vieles ist von den Siegern weggeführt worden; manches aus Noth verkauft, oder aus Furcht vor neuen Kriegen und ihren Folgen verstekt, oder wenigen zugänglich. Bei den Gemählde händlern findet sich kaum mehr etwas vorzügliches, und wenn man etwas kaufen will, so ist grofse Vorsicht vonnöthen. Die hohen Preise und der Mangel an guten Sachen hat die Kunst der Verfalschung aufs höchste getrieben, und es gehört

ein geübtes Auge dazu, um nicht getäuscht zu werden. Man kann Gemählde zu tausenden kaufen; aber selten wird etwas mehr als mittelmäfsiges darunter sein. Cacault hat seit einigen Jahren in Rom alles zusammengekauft, was um einige Pauls zu haben war; es ist aber leicht zu errathen, welchen Werth eine Sammlung haben kann, die blos im Gedanken, unter dem Aushängeschild italienischer Schulen nach Amerika zu spekulieren, gemacht worden ist.

Es thut dem Freund der Kunst sehr wehe, wenn er das nicht mehr findet, worauf ihn sein Volkmann so neugierig gemacht hat, und ich habe dies manchmal schmerzlich erfahren. Desto erfreulicher ist ihm aber die eigene Entdekung, der Fund an Orten, von welchen er schweigt. Dies war für T.... und mich mit der Gallerie des Marchese Gerini in Florenz, und mit der des genuesischen Kaufmanns Lambruschini in Livorno der Fall. Mögen Sie

mich denn entschuldigen, wenn ich Ihnen auch einmal eine Reihe von Gemählden aufzähle, welche Sie nicht sehen werden, und ich nicht so zu beschreiben vermag, dafs Ihre Einbildungskraft sie sich selbst erschaffen kann.

Die Sammlung des Marchese Gerini hat nicht das Alter mancher ähnlichen Gallerien. Aber sie wurde noch in guten Zeiten gemacht, wo man glüklicher fand, und wohlfeiler kaufte, als seit einigen Decennien. Vollständigkeit ist überhaupt in keiner Sammlung mehr zu hoffen, ausser in der Pariser; aber man darf sehr zufrieden sein, wenn man wenigstens von den grofsen Meistern einige Arbeiten findet. In dieser Hinsicht ist die kleine Gallerie Gerini sehr schäzbar. Ausser vielen braven Stüken von Künstlern des zweiten und dritten Rangs, finden sich auch mehrere von denen des ersten.

Die ganze Sammlung ist in sechs ziemlich

grofsen Zimmern und einem sehr weitläuftigen Saale vertheilt. Beim Eintritt erhält man ein kleines Buch, in welchem jedes Blatt eine der Wände enthält, und Form und Ordnung der Gemählde nebst den Namen der Meister angiebt. Es wäre zu wünschen, dafs diese Einrichtung allgemeiner wäre, um sich nicht, wie gewöhnlich, auf die Angabe unwissender Bedienten verlassen zu dürfen.

Erstes Zimmer.

Mehrere vorzügliche Schlachtstüke von Bourgignon.

Zweites Zimmer.

Eine Madonna von Van Dyk mit mehrern Engeln und dem heiligen Joseph. In Rüksicht auf Kolorit erinnere ich mich kaum ein besseres Stük dieses Meisters gesehen zu haben.

Zwei Porträte von Tizian.

Mehrere Schlachtstüke von Bourgignon.

Ein Porträt von Caravaggio.

Judith von Spagnoletto.

Eine Kreuzigung von Hannibal Caracci.

Himmelfahrt der Maria von Gherardini.

Zwo Landschaften von Joseph Vernet.

Drittes Zimmer.

Zwo grofse, vorzüglich schön erhaltene Landschaften von Salvator Rosa; die eine enthält eine Gruppe von Soldaten oder Räubern in einem transparenten Wald; die andre ist eine sehr schöne Seeansicht.

Madonna von Peter von Cortona.

Ein Paolo Veronese.

Ein sehr schöner Coreggio.

Zween Vasari.

Ein Van Dyk.

Masaccio's Porträt von ihm selbst gemahlt, und in Rüksicht auf Seltenheit eines der schäzbarsten Stüke dieser Sammlung.

Zween kleine Pietro's von Perugia.

Viertes Zimmer.

Ein grofses Gemählde von Salvator Rosa,

Prometheus an den Kaukasus gefesselt, mit dem Geier an der Brust, von kühner Stellung und furchtbarem Ausdruk.

Ein Caravaggio.

Auferstehung von Zuccheri.

Vier Stüke von Battoni.

Fünftes Zimmer.

Vier grosse Landschaften von Claude, vortreflich erhalten, und zwo kleinere, sehr schöne.

Ein Pietro von Perugia.

Ein Guercino.

Ein Attori.

Ein Rubens.

Ein Zuccheri.

Und zwei schöne Stüke von Carlino Dolce, kräftiger als seine gewöhnliche Manier.

Sechstes Zimmer.

Zwei sehr schöne, vortreflich erhaltene Porträte von Lucas Kranach.

Michel Angelo's Porträt, von ihm selbst gemahlt.

Ein Lanfranco.

Ein Tizian.

Eins von Frate Bartolomeo.

Die Gattin Andrea's del Sarto, von ihm selbst gemahlt, und wahrscheinlich das Original der schönen Kopie, welche ohne Namen des Meisters in der grofsen königlichen Gallerie hängt.

Ein Peter von Cortona.

Ein Carl Marotti.

Grofser Saal.

Zween Paolo Veronete's.

Ein Hannibal Caracci.

Ein kleiner, schöner Raphael, in seiner ersten Manier.

Ein kleiner Dürer, dessen Aechtheit mir verdächtig schien.

Zween schöne Köpfe von Guido Reni, und und ein andres Gemählde dieses Meisters.

Ein Guercino.

Ein schönes Porträt von Rembrandt.

Ein Van Dyk.

Ein Rubens.

Fünf Porträte von Tizian.

Ein Peter von Cortona.

Ein Schlachtstük von Salvator Rosa, sehr schön und vortreflich erhalten.

Ein Solimena.

Ein Carlino Dolce.

Und ein vortrefliches Gemählde von Fra Bartolomeo, das ganz frisch ist, als ob es eben von der Staffelei käme.

Nicht so zahlreich, aber ausgezeichneter durch grofse Stüke, ist die Sammlung des Genuesers Lambruschini in Livorno. Man versichert, dafs sie einen Theil der ehemaligen Gallerie Orleans enthalte, welche bekanntlich zerstreut wurde. Mehreres andere ist in den Stürmen der italienischen Kriege wohlfeil gekauft worden.

Das vorzüglichste Gemählde dieser Sammlung ist von Raphael. Es stellt die Geburt der heiligen Jungfrau, bei seiner zwoten Manier gemahlt, vor. Das Stük vereinigt bei vielen Vorzügen mancherlei Fehler. Das Mädchen, welches im Vordergrund mit der Wiege herbeikömmt, ist wirklich schön, und an ihr, so wie an der Alten, welche das Wasser untersucht und es noch zu heifs für das Kindlein findet, und an einigen andern Figuren die Drapperie ganz vortreflich. Schlecht hingegen ist eine andre, im Vordergrund vom Rüken her sichtbare Frauensperson, und ihr gelbes Gewand mit den hochrothen Falten schreit unerträglich aus dem in Farben sonst sehr bescheidenen Gemählde heraus. Man sollte meinen, sie sei von einer andern Hand hineingepfuscht. Die alte Frau, welche das Wasser prüft, ist desto besser, und ihr Gesicht, das sich zu den andern in die Höhe richtet, äusserst sprechend. Eine andre

sizende Figur, die ein schon erwachsenes Kind vor sich hält, ist, obgleich viel zu hoch gestellt, doch voll Grazie. Das Gemählde enthält noch mehrere andere weibliche Gestalten, unter welchen eine, im Hintergrunde zur Thür eintretende, sich durch Anmuth und schöne Gewänder auszeichnet. Oben schwebt Gott Vater, im Geist des Buonarota'schen Weltschöpfers, erhaben und ernst, und verkündigt die Geburt der heilbringenden Frau. Unter den schön gefärbten Gemählden der Niederländer, von welchen dieser Raphael umgeben ist, leuchtet der Edelstein der Sammlung nicht so glänzend hervor, als er bei längerer Betrachtung das Gemüth fesselt. Zuverläfsig ist diese eine der merkwürdigsten Arbeiten für die Bildungsgeschichte Raphaels. Das hohe Talent kämpft darin nicht immer siegreich mit der Kunst, die Perspektive ist gänzlich verfehlt, und die Eintracht der Farben nicht glüklich getroffen. Aber Ausdruk

schöner Natur, hohe Grazie, und eine gewisse Heiligkeit und Unschuld, welche alles, was der herrliche Mahler von Urbino gemahlt hat, auszeichnet, sind hier um so anziehender, da sie nicht einmal durch die bedeutendsten Fehler niedergedrukt werden.

In seiner Art eben so vortreflich ist ein Türkenporträt von Rembrandt. Sie kennen den kräftigen Styl dieses Künstlers, dessen Pinsel jede kleinliche Arbeit verschmäht, und nur in grofsen Zügen arbeitet. Wer, wie so viele, den Fleifs höher schäzt als das Genie, dem wird diese markichte Arbeit nicht gefallen. Man wird überhaupt oft bei ihm sagen: das sehen wir ja genug im Leben, warum hält es uns auch die Kunst noch vor? Es ist wahr, zum Ideal erhoben sich die Flammänder nie; aber Rembrandt ist darum nie gemein geworden. Seine Porträte sind treue Bilder der Natur, wie sie ihm vorkam, und neben der Wahrheit, als solche, interessirt

immer bei ihm noch die eigene Kraft des Künstlers.

Eine Magdalena zu den Füfsen Christi wird für ein Original von Paolo Veronese gehalten. Ich habe das nehmliche Stük im Palaste Durazzo in Genua gesehen, und getraue mir nicht zu entscheiden, welches von beiden das Original, oder ob beide Originale sind. Das Kolorit ist frisch, und an dem Tischtuch und den Früchten auf demselben wäre für manche viel zu bewundern. Für mich sind es die Köpfe, deren Karakter genau unterscheidend bezeichnet, deren Ausdruk und Theilnahme an der Handlung vortreflich gegeben ist. Nur that mir auch hier, wie so oft, der Ausdruk künftiger Leiden des Erlösers nicht wohl. Christus sollte, wenn er nicht in Momenten seiner Prüfungen dargestellt wird, in ewiger Klarheit und Ruhe gemahlt werden. Das erfordert sein hohes Amt, als Lehrer, und sein Vorzug, als Gott.

Eine kleine ruhige Landschaft von Bullenburg und eine andre egyptische von Poussin zogen mich neben den genannten am meisten an. Sonst ist noch manches Schöne von Rubens und den andern Niederländern da, welches ich Ihnen nicht bezeichnen will, weil die Sammlung auf Spekulazion gekauft ist, und bei den hohen Forderungen des Besizers leicht zerstreut werden dürfte.

Florenz, den 29. August 1803.

Der Tod des Königs hatte die gewöhnlichen Festlichkeiten des Johannistags verboten, welche sonst den 24. Juni gehalten zu werden pflegten. Ungern läßt sich das Volk die Feier seines Schuzheiligen nehmen. Sie wurde daher, um es zu trösten, bis in in den August hinausgeschoben. Der 25. dieses Monats sollte die Feste nachholen. Durch die Huldigung, welche der fünfthalbjährige Nachfolger Ludwigs I von Toskana, an der Seite seiner Mutter, von dem florentinischen Senat erhalten mußte, bekam das Ganze eine Neuheit und Eigenheit, welche die Erwartung auf ein, doch jegliches Jahr wiederholtes Fest in hohem Grade spannte.

Der Abend des 25. Auguste lud die Florentiner nach dem Wagenrennen auf dem Plaze von Santa Maria Novella ein.

Dieser Plaz, obwohl nicht von ganz regelmäfsiger Form, eignet sich doch ziemlich gut für diese Feier. Er ist einer der gröfsten in Florenz, ganz eben, und ringsum von ansehnlichen Gebäuden umgeben. An den beiden Enden desselben stehen zween moderne Obelisken, welche die Punkte ausmachen, an denen sich die Kunst der Wagenlenker beim Umdrehen beweisen mufs. Oben ist die Kirche von Santa Maria Novella, deren Architektur sehr gerühmt wird; ihr gegenüber stehen Säulengänge. Mehrere Strafsen führen von allen Seiten nach dem Plaze hin.

Rings um denselben werden in einer beinahe ovalförmigen Kreisung amphitheatralische Size von Holz erbaut. Einmal mit Menschen angefüllt, gewähren sie wirklich einen grofsen Anblik. Gegenüber von der Kirche ist ein grofser, prächtig geschmükter Balkon für die Königin errichtet, welche diesmal aber nicht bei dem Fest erschienen ist. An

den Obelisken stehen die Wagenlenker in lächerlich scheinendem antikem Aufzug. Ringe um den Plaz herum sind Linien von Soldaten gestellt. Auf demselben kreisen die Kutschen der Florentiner, und man ist wohl schon eine Stunde versammelt, ehe man nur die geringste Anstalt zum Anfang der Feier macht

Während dieser Zeit unterhält man sich angenehm genug durch den wirklich grosen Hinblik auf die versammelte Menschenmenge. Der ganze Plaz ist mit Reitenden, Fahrenden, Gehenden angefüllt. Um dieselben schliessen die amphitheatralischen Size einen Menschenkreis, und hinter diesen erheben sich die Häuser, welche, mit vielfarbigen Tapeten behängt, unter der Menschenlast zu erliegen scheinen. Alle Fenster und Balkons sind besezt; auf den Dächern selbst hat man die gefährlichste Standpunkte genommen. Es ist kein Pläzchen, das nicht vom verwegensten benuzt wäre.

Kurz vor Anbruch der Nacht wird den Soldaten endlich das Zeichen gegeben. In verschiedenen Linien breiten sie sich über den Plaz aus, um ihn von Menschen zu leeren. Auffallend ist hier die Schonung, mit welcher das gemeine Volk in Italien überall behandelt wird. Kein Bajonet, kein Säbel wird gegen den Widerspenstigen gebraucht. Lange dauert die Bemühung der Soldaten, bis der freie Raum gewonnen ist.

Endlich ist der Plaz gereinigt. Jeder hat seinen Standpunkt. Die Soldaten schliessen ihre Reihen wieder um den Plaz, und die Rennwagen werden gebracht.

Cosmus, ein grofser Freund und Kenner des Alterthums, errichtete diese Spiele im Jahr 1540. Die Form der Rennwagen ist bis jezt die nehmliche geblieben. Wenn man sie aber als Maafsstab der damaligen archäologischen Kenntnisse ansehen wollte, so würde man von diesen eben keine sehr grofse Vor-

stellung bekommen. Sie sind für ihren Zwek untauglich, viel zu lang, und vierrädrig. Ausserdem haben sie einen Bok, wie unsre heutigen Kutschen, und der Wagenlenker kann die schöne stehende Stellung im Wagen selbst, welcher leer bleibt, nicht annehmen. Uebrigens ist er reichlich mit seidenen Stoffen geschmükt, und mit zwei Pferden bespannt.

Es waren vier Wagen, welche in den Kampfplaz traten. Sie gehören der Stadt Florenz, und kommen jedes Jahr wieder zum Vorschein. Die Pferde waren über und über mit vielfarbigen Bändern behangen, aber gröfstentheils häfslich. Sie wurden einmal langsam um den Kreis geführt, den sie zu machen hatten. Man sah nicht, dafs sie sehr ungeduldig waren.

Oben beim Obelisk, der vor der Kirche steht, wurden die vier Wagen in einer Linie neben einander gestellt. Es liefs sich schon

voraussehen, wer den Preis gewinnen würde. Es war derjenige, welcher mit den schönsten Pferden bespannt war, und zunächst am Obelisk stand. Dieser hatte natürlich einen weit kleinern Kreis zu durchlaufen, weil er von einem Obelisk zum andern eine gerade, weit kürzere Linie zu machen hatte, und es kam nur darauf an, gut umzukehren. Wirklich bewies dies auch der Erfolg. Selten hatte er vor den andern einen Vorsprung, aber er gewann ihn doch jedesmal wieder stark genug beim Drehen um die Obelisken, wo er einen weit engern Kreis zu beschreiben hatte.

Dreimal drehten sie sich um die Obelisken. Als sie zum drittenmal auf der Stelle ankamen, von welcher sie ausgefahren waren, wurde Halt geboten.

Der Preis für den Sieger ist zehn Zecchinen. Allein die Pferde gehören alle dem Postmeister, welcher dafür den ihm immer

gewissen Preis in die Tasche stekt. Derjenige der Postillons, welcher ihn davongetragen hatte, erhielt einen Zecchin von ihm.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest mit vielem Ernst gefeiert. Die edelsten Bürger des Staats nahmen daran Antheil, und nicht selten sah man dabei die kühnsten Aeusserungen des Partheigeistes. Die Medici hatten hier immer ihren Wagen. Andre der vornehmsten Geschlechter gleichfalls. Alle unterschieden sich durch die Farben der Häuser, denen sie zugehörten, von einander. Im Beifall, den das Volk über den Sieg äusserte, erkannte man leicht die Stimmung desselben, und der Hafs gegen die Medici äusserte sich bei manchen Gelegenheiten sehr laut durch den Beifall, mit welchem die Siege der Pazzi, oder Strozzi, oder anderer mit ihnen wetteifernder Geschlechter aufgenommen wurden.

Heutzutage aber hat sich dieser Geist der Parthei gänzlich verloren. Das höhere In-

teresse, welches das Spiel sonst hatte, ist verschwunden. Man erkennt es auch schon daran, dafs das Amphitheater nicht auf öffentliche Kosten, sondern von Privatunternehmern errichtet wird, welche sich für jeden Plaz einen Paul oder eine Lira bezahlen lassen.

Es war schon Abend geworden, als sich das Spiel endete. Wie ein grofser Sandhaufen zerrann die Menschenmenge. Alles strömte nach dem Plaz des Grofsherzogs und in die benachbarten Häuser, um das Feuerwerk zu sehen, welches gleich nach Anbruch der Nacht vom Palazzo Vecchio losgebrannt werden sollte.

Die Zimmer desselben waren schon matt erleuchtet, und die Fenster der benachbarten Häuser mit Menschen angefüllt. Auf dem kleinern Plaz hatte sich die ganze Volksmenge der vorigen Spiele zusammengedrängt. Es war ein sehr merkwürdiger Anblik, in wie

rschiedenen Attitüden das Volk sich zeigte. ie Jungen besonders, welche den Anfang s Feuerwerks gar nicht erwarten konnten, ükten ihre Ungeduld in den lächerlichsten erungen aus. Ein grofses, von leichtem olz entzündetes Feuer, gab ihnen vorerst nige Beschäftigung. Es wäre die glük-chste Nachtscene für einen niederländischen ahler gewesen, die tausend Bemühungen nd Stellungen und Sprünge um das Feuer erum mit starkem Licht und Schatten dar-ustellen. Das Feuer war gerade von den eiden kolossalen Statuen des Herkules und David angezundet, welche am Eingang des alazzo Vecchio stehen. Beide hatten gleich-efällig verwegene Jungen zu sich heraufge-ommen, die nicht nur mit dem Löwen, ondern mit Herkules Bart selber spielten. Der kühnste hatte wohl gar das Haupt des Löwenbezwingers erstiegen. Die Statuen war-fen einen ungeheuren Schatten an die Mauer

des Palasts, welcher sich unter den wechselnden Flammen, und den Bewegungen der an ihnen aufkletternden Jungen zu beleben schien.

Das Feuerwerk begann. Allein man braucht gar nichts Vorzügliches von der Art gesehen zu haben, um dieses höchst erbärmlich zu finden. Schon seit Jahrhunderten wird die nehmliche Summe dazu angewendet, und das Ganze, was in einem Augenblik angezündet nicht von Bedeutung wäre, wird hübsch spärlich Stük vor Stük abgebrannt, damit das Volk sich mindestens eine Stunde an dem Anblik weiden könne. Indefs ist es doch auffallend, wie viel Vergnügen alle an dem einzigen, jedes Jahr wiederholten Spiele finden. Mit dem Feuerwerk schlofs sich die Feier des Tags, indem die Königin noch keine Tanzfeste gestattet hatte.

Desto gespannter war aber die Erwartung auf den folgenden Tag. Früher als gewöhn-

a war die lebhafteste Bewegung in den
afsen. Schneider, Schuster, Friseure rann-
eiligst umher, um jedem seinen neuen
zug zu bringen. Dieser Tag ist einer der
genannten drei- oder vierjährlichen Galla-
ge in Florenz. Man müfste sehr schlimm
hen, wenn man heute nicht irgend ein
nes Kleidungsstük auf dem Leibe hätte.
nte, die gestern kümmerlich in den Kaf-
e's herumgeschlichen sind, sieht man heute
staunt in gestiktem Roke, mit dem Degen
der Seite. Miethkutschen waren am Mor-
en schon um keinen Preis mehr zu haben:
nun Alles, was von gutem Ton war, be-
egte sich heute nur zu Wagen. In den
röfstentheils engen Strafsen war der Lärm
egen des Geschreis der Kutscher unerträg-
ch, welche die Wandelnden laut warnten,
us dem Wege zu gehen. Dabei war es aber
in erfreulicher Anblik, die Behutsamkeit zu
ehen, womit die Wagenlenker der vornehm-

sten Personen jedes Unglük zu verhüten suchten, das bei der heutigen lebhaften Bewegung in allen Strafsen zu fürchten war. Wer Paris gesehen hatte, fand einen mächtigen Unterschied zwischen der Humanität der französischen und italienischen Kutscher.

Die Feier des Tages begann in dem Palazzo Vecchio, einem durch Alter und erhabene ernste Bauart gleich merkwürdigen Gebäude. Man hatte es heute noch mit zahllosem Flikwerk seidener Lappen aller Art herausgeputzt. Die Vergleichung desselben mit einem alten ehrwürdigen Mann, der sich noch einmal mit fadem Jugendschmuk behängt, schien nicht unpassend. Vor demselben waren starke Wachen aufgezogen, welche das Eindringen der Volksmenge verhinderten. Man mufste comme il faut gekleidet sein, oder ward zurükgewiesen.

In dem grofsen Saale sollte die feierliche Huldigung vorgenommen werden. Für die

Menschenmenge, welche hier Plaz finden sollte, gab es wohl kein tauglicheres Lokal. Seine Länge von 90 und seine Breite von 37 Ellen, nebst einer verhältnifsmäfsigen Höhe ohne Säulenstüze, giebt ihm ein Ansehen von Erhabenheit. Die vielen Wand- und Plafondmahlereien von Vasari und eine Reihe von Statuen aus der florentinischen Bilderschule machen dem Kunstfreund den Besuch dieses Orts wichtig. Heute gewann er aber durch die grofse in demselben versammelte Menschenmenge, und durch unzählige Erinnerungen an die schönen Zeiten des florentinischen Alterthums ein Interesse, an welchem die politischen Betrachtungen über Toskana's gegenwärtige Lage wohl den geringsten Antheil hatten. Der Senat von Florenz, der aus etwa funfzig Gliedern besteht, war hier in dem alten Kostüm der Zeiten des florentinischen Freistaats versammelt. Purpurrothe seidene, vorne zugeknöpfte Röke mit goldenen

Knöpfen, ein Mantel von gleichem Stoff und gleicher Farbe, Degen und altmodische Alongeperüken sind die Uniform der Senatoren. Herolde, ungefähr auf gleiche Weise gekleidet, mit grosen silbernen Stäben, gehörten zum Schmuk dieses anachronistischen Bildes. Ein glänzender Thron war errichtet, auf welchem ein grosserer und ein kleinerer Sessel neben einander standen. Der lextere zur Rechten war für den jungen fünfthalbjährigen König bestimmt.

Allgemein gespannt war die Erwartung auf diesen. Die Damen hatten die lezten Abende in allen Konversazionen die Uniform, in welcher das Kind erscheinen sollte, abgehandelt. Es war viel von dem dreiekigten Hut gesprochen worden, den er haben sollte, von seinem Rok und seinen Hosen. Manche gewärtigten sich irgend eines Spasses, wenn der Knabe, seiner Würde vergessend, mitten unter den ernsthaften Feierlichkeiten irgend

etwas begienge, was sich doch von seinem zarten Alter erwarten liefs. Nicht wenige freuten sich eines Schauspiels, worin das Wesen der höchsten Gewalt, auf eine so lächerliche Weise dargestellt, Stoff genug zu bittern Scherzen über die Gutmüthigkeit der Völker Anlafs geben würde.

Endlich erschien der Hof, und der königliche Knabe nahm neben seiner Mutter Plas. So wie dies geschah, konnten sich die Frauen schon nicht mehr halten. Allen Wohlstand und alle Rüksicht gegen die Hintenstehenden vergessend, bestiegen sie die Bänke, um die neue Puppe zu sehen. A basso Signore! rief es laut von hinten. Sie blieben. A basso! noch lauter, a basso, a basso! schrie der ganze Hintergrund. Eine besondere war sehr grob, und ärgerte viele durch ihren Eigensinn, sich nicht niederlassen zu wollen. A basso quella bianca! — setze dich Weisse! — (sie war weiss gekleidet)

rief es laut von hinten. Aus Furcht beim Namen genannt zu werden, setzte sie sich endlich.

Der Podestà hielt nun eine Rede, von der aber wohl niemand etwas verstand. Zum Glük dauerte sie nur kurze Zeit, und der ehrwürdige Senat hatte bald das Glük, zum gnädigen Handkuſs gelassen zu werden. Es that wehe, daſs alte ehrwürdige Greise sich so tief vor einem unmündigen Kinde erniedrigen muſsten.

Nach dieser Zeremonie begab sich der Hof auf einen der Altane des Palasts, welcher den Groſsherzogsplas beherrscht. Hier hatte sich nun der ganze groſse Haufen versammelt, welcher aus Mangel an Gallakleidern nicht in den Palast selbst zugelassen worden war. Ueberall ward der königliche Knabe mit lautem Beifallklatschen empfangen. Ueber die Artigkeit, womit das Kind seine kleinen Hände zusammenschlug, hatte das Volk ver-

gessen, wie unverantwortlich die Politik über sein Schiksal entschieden hatte.

Bald zog ein anderer Anblik die Neugierigen nach der Loggie hin, wo eine Tafel für etwa hundert Kinder beiderlei Geschlechts gedekt war. Aus den Armen der Stadt waren diese durchs Loos gewählt und sämtlich neu gekleidet worden. Jedes bekam noch überdies einen Scudo unter den Teller. Im Angesicht des ganzen Volks wurden sie von vornehmen Personen bedient. Beides, die Eßlust und die Verlegenheit der Kinder waren ein erfreulicher Anblik. Unzählige andere Kinder, welche der launische Glükstopf von dieser Tafel ausgeschlossen hatte, drängten sich hinzu, um wenigstens ihre Augen an dem Gluk zu weiden, das sie übergangen hatte. Die Wachen hatten Arbeit genug, die beschwerlichen Gäste abzuhalten.

Auffallend war übrigens die Ruhe und die Nüchternheit, welche man an diesem Tage

unter dem Volke herrschen sah. Sie unterschied sich so stark von den Ausbrüchen der Freude in den ältern Zeiten, wo sie bis zur Tollheit ausschweifte. Sollte sich der Karakter des Volks so sehr geändert haben? Leichter erkennt sich hierin die durch die lezten politischen Veränderungen bewirkte Volksstimmung.

Der Luxus ist in Florenz höher gestiegen, als in jeder andern italienischen Stadt, Mailand allein ausgenommen. Nie besser als heute konnte man dies erkennen. Aber es ist ein Luxus eigener Art, der den Handlungsgeist des Volks in den ältern Zeiten verräth, und sich weniger in dem Wechsel der launischen Modegöttin, als in der soliden Kostbarkeit des Schmuks ausprägt. Besonders aber erregen dem Fremden die vielen geschmakvollen Equipagen Erstaunen, welche mit schönen Pferden bespannt, und mit sehr gut bekleideten Bedienten beladen waren.

Der heutige Korso begann Abends etwa um fünf Uhr, und zog sich von der Porta di Prato an durch die Strafse d'ogni Santo über die Brüke alla Carraja bis weit in den jenseits des Flusses gelegenen Theil der Stadt hinein. Sehr viele der Vornehmen hatten sich für diesen Korso prächtige und geschmakvolle Wagen machen lassen, die Miethkutschen sich so köstlich, wie möglich, herausgepuzt. Auch der Hof erschien in mehreren, aber nicht sehr geschmakvollen Kutschen, und der kleine König ward, nebst seiner Mutter, überall mit Händeklatschen empfangen. In allen Strafsen, durch die der Zug der Kutschen und der gleich nachfolgende der Rennpferde gieng, waren Gerüste errichtet, welche mit Menschen angefüllt waren. Alle Fenster voll Zuschauer; zwischen den Wagen durchdrängten sich die Fufsgänger, um noch Pläze zu suchen.

Endlich hielt der Hof vor einem Balkon,

der ungefähr in der Mitte der Strafse d'ogni Santo errichtet war. Der päbstliche Nuntius und die wenigen fremden Gesandten waren bereits daselbst versammelt. Nun mufsten die Wagen sich entfernen, und die wenigen noch übrig gebliebenen Plätze auf den Gerüsten und in den Häusern füllten sich vollends. Die Rennpferde, etwa sechszehn an der Zahl, wurden die Strafsen heruntergeführt. Alle waren mit Nummern bezeichnet, ungesattelt, und nur mit kleinen Sporen behängt, um sie zum Laufen anzutreiben. Die Ungeduld dieser Thiere war so grofs, dafs sie, kaum an der Stelle angekommen, auch gleich auf den Schall der Trompete losgelassen werden mufsten. Einige Tage nachher, da das nehmliche Spiel wiederholt wurde, übersprangen drei der Renner sogar früher die Schranken, und der Preis konnte nicht ausgetheilt werden.

Diese Pferde gehören den reichsten floren-

nischen Edelleuten zu, und werden blos für iese Gelegenheit unterhalten. Sie sind meist nglischer Zucht, sehr leicht gebaut, und ennen wirklich mit einer ungeheuren Schnel- igkeit zum Ziel. Kaum hat man sie am Auge vorbeifliegen sehen, so verbreitet sich uch schon die Nachricht von ihrer Ankunft m Ziel, und die Nummer des siegenden äuft von Munde zu Munde in einigen Au- genbliken die zwo italienische Meilen lange Strafse hinab.

In ältern Zeiten wurde dieses Fest häufiger in Florenz gefeiert. Das Andenken merkwür- diger Tage der Stadt wurde auf diese Weise erhalten, und die Florentiner kamen dadurch nach und nach in den Ruf, den sich die Engländer heutzutage erworben haben. Auch war die Theilnahme des Volks dabei so grofs, dafs man Wetten darüber einging. Der italienische Satyriker Menzini nimmt von diesen Spielen das Bild zweier, aufs bizigste

gegen einander streitenden Meinungspartheien. Heutzutage aber, wo alle dergleichen Festlichkeiten nur noch als Alterthumsstükchen angesehen werden, ist man so gleichgültig geworden, dafs sich ein grofser Theil des Volks schon verlaufen hat, ehe man nur weifs, welches der Pferde den Sieg davon getragen. Uebrigens finden sich die Engländer häufiger, als bei jedem andern italienischen Fest, bei diesem ein. Man versichert, dafs manche schon mit Extrapost hiehergekommen sind, blos in der Absicht zu vergleichen, ob ein Rennpferd in London oder in Florenz schneller läuft.

Der Preis für den Sieger besteht in einem Stuk kostbaren Zeuge, das in einer der Strassen aufgehängt ist, und nachher in der Stadt herumgetragen wird. Indefs hat man kaum die Pferde aus dem Auge verloren, so ist es auch dunkel geworden, und was die Nacht

dem Auge nicht verbirgt, das hüllen die nun von der sich bewegenden Menschenmenge aufgeregten Staubwolken in die dichteste Finsternifs. —

Florenz, den 2. September 1803.

Sie haben recht, mein Freund, dafs sich in Handelsstädten nur der Kaufmann wohl befindet. Wir andern, unter welche Klasse von Yoriks Reisenden wir auch gehören mögen, können uns daselbst nur so lange gefallen, als uns das Schauspiel eines besuchten Hafens und der vielfältigen Thätigkeit eines Handlungsplazes noch neu, das gewaltsame Treiben der Menschen um Gewinn noch auffallend ist, und die gewagten Stellungen, in welchen sich der Eigennuz zeigt, uns Aufmerksamkeit und Bewunderung abgewinnen können. Aber man wird es doch bald mit Verdrufs gewahr, wie einseitig die Richtung ist, welche alle diese vielbeschäftigten Köpfe genommen haben, und wie gewöhnlich für sie alles andre in der Welt sein Anziehendes verloren hat. Alles, alles betrachten sie aus Einem, aus ihrem sehr beschränkten Ge-

htspunkte; alles, was sie denken und spre-
en, hat nur auf denselben Bezug; ihre
litische Parthei ist nur in dieser Hinsicht
nommen; ihr ganzer Lebensplan nur auf
nes Ziel hingerichtet; es formt sich ihr
nzes Glük nach demselben; der individuelle
arakter geht bei dem allgemeinen einseiti-
n Streben verloren, und der eigentliche
aufmann unterscheidet sich im Ganzen für
e Gesellschaft gewöhnlich von dem andern
urch nichts mehr, als durch kleinere oder
röfsere Angewohnheiten und Bizarrerien, die
häufig die Mitgabe der strengsten Ordnung
nd Pünktlichkeit ausmachen. Recht gerne
erdiene ich daher ihre Theilnahme an mei-
em Glük, nun in andere Umgebungen ver-
ezt worden zu sein, welche für den Beob-
chter der Menschen ein so reicheres Feld
röfnen. In den Hauptstädten, wo sich die
erschiedenen Stände in so hohen Reliefs aus-
rägen, zeigt sich die Ansicht des Lebens

freilich mannigfaltiger und wechselnder. In der gröfsern Welt darf man auch immer eher allgemeinere Standpunkte annehmen: Schilderungen, wie Sie von mir verlangen, werden reichhaltiger und abwechselnder. Nur im Vertrauen auf den gefälligen Stoff, habe ich daher es unternommen, Ihnen in einer Reihe von Bildern das Gemählde des gesellschaftlichen Lebens in Italien vorzuzeichnen. Noch führe ich Sie nicht unter die niedern Stände, die nur geniessen, um leben zu können; betrachten Sie alles, was ich Ihnen nun sage, als von denen gesagt, die nur leben, um zu geniessen.

Viele Reisenden haben bei einer flüchtigen Kenntnifs Italiens behauptet, dafs in diesem Lande, ausser den alten öffentlichen Festen, für die Gesellschaft am allerwenigsten geschehe. Der Mangel an Einrichtungen, die Glieder derselben in allgemeinen Berührungspunkten zusammen zu bringen, welcher noch

vor einigen Jahrzehnden weit auffallender war als heutzutage, verführte sie zu diesem Urtheil. Demungeachtet hat aber doch keiner dieser Nazion die Geselligkeit abgesprochen, und viele erzählten uns Wunderdinge von der Gastfreundschaft, womit sie in allen Ständen aufgenommen worden waren. Auch wird sich wohl kein Fremder, sobald er die Sprache leidlich versteht, und nur die gewöhnlichen Ansprüche an die Gesellschaft macht, in diesem Lande über Mangel an Unterhaltung beklagen, so wenig er die Glieder der Nazion sich mit einander langweilen sieht. Vielmehr muſs man selbst in den gröfsten Städten bemerken, wie häufig sich die Bewohner derselben nahe gebracht, in gesellschaftlichen Verhältnissen vermischt werden, und ihre Vorzüge als Gemeingut für alle ausstellen. Bei gewissen Gelegenheiten fordert es die Sitte, alle Leute seiner Klasse in der Stadt zu sich zusammen zu laden, wenn man auch

keinen von ihnen anders, als bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hat. Hier kömmt man einander etwas näher, benuzt die gemachte Bekanntschaft, bildet sie aus, und entwikelt neue Verhältnisse. Ein grosser Theil der müssigen Klasse, von welchem manche Lebensgenüsse nur als verbotene Früchte gepflükt werden können, hat diese Umgänglichkeit um so nothiger, und wird nicht selten durch Stand, Reichthum und Unabhängigkeit in den Stand gesezt, den Ton für die Gesellschaft anzugeben. Die weitläuftige Kaste der Geistlichkeit, der höhern, welche ich meine, hat durch ihren Stand ein gewisses Uebergewicht über dieselbe, ist ihr dadurch gleichsam so allgemein angehörig geworden, dafs auch nicht die Geschäftslosigkeit eines Priesters dazu gehörte, den Umgangsverhältnissen die ihm beliebende Richtung zu geben. Die süssesten engsten Verbindungen der Gesellschaft sind ihm ja zum Verbrechen

gemacht; sollte er sich nicht durch den weitern Kreis derselben schadlos zu halten suchen, welcher ihm seine Entbehrungen allein vergüten kann, wenn er in engern Kreisen auch nicht sündigen will? Und so, gewöhnlich ohne fixe Richtung seines Geistes auf Verstandeszweke, wird er die Leere seines Lebens nicht mit dem Gewühle der Gesellschaft ausfullen, in deren Vorhof ihm nur zu treten erlaubt ist? Ist zwar heutzutage seine Einwirkung, wie überhaupt, nicht mehr so kräftig und so offenbar als ehemals, so ist doch nicht zu läugnen, dafs man dem geistlichen Stande gröfstentheils in Italien die Bildung der Gesellschaft bis auf den Punkt, auf welchem sie gegenwärtig steht, zuschreiben darf.

Ein Volk, bei welchem häusliches Glük zu den gewöhnlichen Haustugenden gehört, wird nie durch gesellschafiliche Vorzüge glänzen. Die Zirkel sind dort so enge, dafs man ent-

weder jenes Glük durch unmittelbaren Antheil selbst mitgeniessen mufs, oder man wird sich in denselben sehr übel unterhalten finden. Aber dieses Glük ist in Italien so selten, dafs man eben darum schon auf gröfsere Gesellschaft schliessen mufs. Jenes Glük leidet keine Zeugen, und wo sich mehrere, welche für dasselbe keinen Sinn haben dürfen, hineindrängen, darf es auch nicht zu finden sein, oder es wird zerstört, wo es da war. Ueberdies werden die Ehen mit so vielem Leichtsinn und mit so vielen Nebenzweken abgeschlossen, dafs unzählige Hindernisse dem Familienglük entgegenstehn. Wenn sich Eheleute nicht allein alles sein können und dürfen, was bleibt ihnen anders übrig, als die weitere Gesellschaft, worin man wenigstens etwas von dem zu finden hoffen kann, wornach man sich sehnt? Wo der Umgang zwischen den beiden Geschlechtern so frei ist, die Sitte sogar das enge Band der Ehe, das

die Religion fast unauflöslich gemacht hat, für die Menschen losbindet, wo müssen die gesellschaftlichen Verhältnisse mannigfaltiger und wechselnder sein? Wo überdies schlechte Erziehung, Mangel an Kenntnifs, Unbekanntschaft mit den höhern Freuden des Geistes einer noch sehr lebhaften Nazion, die Verbindungen der Freundschaft, die Vergnügungen der Wissenschaften unmöglich gemacht haben, müssen da nicht die ganzen Umgangsverhältnisse eine eigene Richtung, eigene Zweke haben?

Aus allen den angeführten Gründen bildet sich das Hauptinteresse der italienischen Gesellschaft. Die Beschaffenheit des Klima's mag unter der müssigen Klasse auch noch mächtig mitwirken. Liebe ist die Angel, um welche sich die italienische Gesellschaft herumdrebt. Einzige Beschäftigung der Weiber ist sie zur Arbeit der müssigen Männer geworden, und sie und Jünglinge vergeuden die Blüthen der

Körper- und Geisteskraft mit den Intriguen einer elenden Leidenschaft. Verhältnisse, die man selbst anknüpft, welche man anknüpfen sieht, andere, die aufgehoben werden, die Kunst der Intrigue überhaupt halten die italienischen Gesellschaften zusammen, welche ohne dieses Interesse zerfallen würden. Denken Sie sich darunter aber keine Liebe, wie sie unsere Romanschreiber so gerne in diesem Lande spielen lassen; keine Liebe, wie sie ein edler Geist kennt und ehrt. Italien ist nicht mehr, was Tasso von ihm sagt:

Bella Italia, ov'è la sede
Del valor vero e della vera fede.

Es ist heutzutage nichts mehr, als das Land der Liebesintriguen.

In dieser Hinsicht müssen auch alle Berührungspunkte der Gesellschaft betrachtet werden, wenn ihr Einfluss auf dieselbe einleuchtend genug sein soll. Sie sind von denen anderer Länder so sehr verschieden, dass eben

darum schon eine vertrautere Kenntnifs der Volks dazu gehört, um sie richtig zu beurtheilen. Wenn ich Ihnen hier hauptsächlich Kirchen und Theater anführe, so können Sie mir antworten, dafs man überall Kirchen und Theater habe. Allein ich bitte Sie, Ihr Urtheil noch etwas aufzusparen, und mir vorerst zu erlauben, diese beiden Gemeinplätze der Gesellschaft näher zu schildern.

Ein flüchtiger Blik auf die katholische Religion zeigt uns dieselbe als ein finsteres, blos auf Entbehrungen ihr Heil gründendes System. Sie verlangt die grausamsten Opfer der Menschlichkeit, und sezt in die Zurükhaltung der erlaubtesten Genüsse das vollwichtigste Verdienst. Für sie darf ihr Verehrer die zartesten Bande, welche ihn an die Gesellschaft ketten, zerreissen; mufs er den unschuldigsten Bedürfnissen entsagen. Ihre ganze Geschichte stellt nur ein schrekhaftes Gemählde grausamer Entbehrungen und blutiger Marter

dar, welche durch die gehorsame Kunst in zuweilen fürchterlichen Bildern versinnlicht sind. Aus ihnen besteht der Schmuk religiöser Versammlungsorte; sie sprechen sich in Gott geweihten Plätzen aus, wo der Mensch nur die süsse Beruhigung der Religion geniessen sollte. Wie aus Laune ist ihm die Speise verboten, die er mit Unschuld geniessen kann; sind ihm eine Menge Entbehrungen auferlegt, bei welchen der vernünftige Geist keinen vernünftigen Zwek absehen kann. Ohne ihn in die Gründe des Verbots einzuführen, hält sie ihm eine Menge Mysterien vor, deren Enthüllung ihm Schreken erregen, deren Geheimnifs seinem Verstand mifsfallen müfste, wenn es überhaupt zum Wesen dieses Systems gehörte, die Freiheit des Geistes loszugeben. Ohne die Wichtigkeit der Ehe in ihrem ganzen Umfange anschaulich zu machen, hat sie die Unauflöslichkeit derselben zum unausweichbaren Gesez gemacht,

und Verhältnisse, welche ohne Ueberlegung geschlossen, Worte, die ohne Besinnung ausgesprochen worden sind, erhalten unter der Autorität der Religion eine furchtbare Kraft, wie die Laute der Geistersprache. Es ist für den Redlichen so schwer geworden, die heiligsten Pflichten zu erfüllen, dafs wohl kein System mehr Recht hat als dieses, den Menschen schon in Mutterleibe zum Sünder zu machen.

Aber wie sollte sich eine solche Religion gegen den menschlichen Frohsinn überhaupt, wie gegen die Lebhaftigkeit der Völker des Südens enthalten? Fühlt nicht jeder in seiner sinnlichen Natur die deutlichste Widerlegung von Geseczen, deren Gründe ihm nicht einmal enthüllt sind? Wer würde sich für die Entbehrungen dieses Lebens mit einem andern trösten wollen, welches auch noch erst durch die grausamsten Reinigungen erkauft werden mufs? Darum ist den Dienern

dieser Religion aber auch so wenig die Verpflichtung auferlegt, durch Lehre und Beispiel die Sünde zu verhüten; haben sie den Lösungsschlüssel gegen die Empörungen der Natur erhalten, dessen sie sich mit einer Gefälligkeit bedienen, welche das Sittenverderben auf die unverantwortlichste Weise begünstigt; ward ihnen der Dienst eines sinnlichen, schlau ausgedachten Kultus in die Hand gegeben, den ein munteres Auge nicht durchdringt; beschwichtigen sie durch den Genuſs einer gedankenlosen Andacht die zahllosen Bedürfnisse des Menschen, welche ihm überall zu der Religion, als zur alleinhelfenden Mutter, hinweisen. Sie eröfnen eine Menge gemeinsamer Orte, wo man in Gesellschaft des Heiligsten eine lästige Stunde hinbringen, Schuz gegen den Arm der Justiz, so wie gegen die Qualen eines beängstigten Gewissens, Mittel gegen Langeweile und drükende Hize suchen kann. Der Müssiggang

findet hier eine verdienstliche Zuflucht, und wenn das süsse Nichtsthun irgend göttlich sein kann, wie die Italiener behaupten, so muſs es am süssesten in dem Helldunkel einer Kirche schmeken, wo es auch nicht durch den leisesten Vorwurf des Gewissens oder der öffentlichen Meinung verbittert wird.

Ueberhaupt aber sind die Kirchen für den Italiener schon darum merkwürdig, weil sie ihm in immer wechselnder Veränderung erscheinen. Zu ihrem täglich neuen Schmuk treibt ihn schon die Neugierde, und wenn die Regierung keine Feste geben will, so tritt die Kirche ins Mittel. Jegliche hat ihre eigene Feier; in den gröfsern Städten fällt fast auf jede Woche solch ein Schauspiel, das unentgeldlich genossen werden kann, was kein Nebenpunkt ist. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechts findet sich bei diesen Gelegenheiten alles zusammen. Der religiöse Sinn ist dabei nicht beschäftigt, Auge und

Ohr nur in der süssesten Beschäftigung. Eine schöne Musik, eine gefällige Beleuchtung, sonderbare Aufzüge, unterhalten die Gesellschaft, die sich in der Kirche wie in einem Konversazionszimmer um einander herumdrebt. Man sehe nur die prachtvollen Kirchenfeste in Rom, in Florenz und andern Orten, und der Zwek derselben wird auch sogleich ins Auge leuchten. Man höre die Unterhaltungen darüber vor und nach derselben in den Familien, und man wird mit Erstaunen gewahr werden, wie so gar keinen Antheil die Religion dabei hat. Nicht anders, als wie man von einer neuen Oper, von einer Stadtbeleuchtung spricht, wird das Kirchenfest erwartet und nachher geprüft; und eine Kirche, welche bei solchen Gelegenheiten nicht sparsam ist, kann sich durch ihre Freigebigkeit ein Uebergewicht über ihre Schwestern erwerben.

Und wirklich hat auch jeder gröfsere Ort
ine oder mehrere solcher Kirchen, die nicht
elten durch dergleichen Vorzüge, häufig
durch die Schönheit der Lage, der Architek-
ur und des Schmuks den übrigen den Vor-
rang abgelaufen haben. Die Kirche degli
Apostoli oder von San Carlo in Rom z. B.
sind solche Modekirchen, in welchen sich
zu bestimmten Stunden, was man schöne
Gesellschaft nennt, versammelt, und wer
dieselben, wenigstens dem Anblik nach, ken-
nen lernen will, der gehe dahin. Aber da
finden sich auch alle diejenigen ein, welche
unter der Fahne der Religion den Freuden
des Lebens nachziehen, und die engsten und
geheimsten Verständnisse sind hier entstanden
und gebildet worden. Wo hätte dies auch
bequemer geschehen können, als da, wo sich
die Eifersucht des Ehemanns, der Argblik
der Nachbarschaft endigen mufs; wo alles
bunt durch einander steht, sizt und kniet?

Wie häufig habe ich da sich Hände begegnen, Billete hin- und herschieben, leise Verabredungen treffen sehen, während das sündige Auge fest auf den segnenden Priester gerichtet war, der Mund nur im Gebet sich zu bewegen schien! Wo eine Menge liederlicher Kupplerinnen mit Stühlen umherlaufen, auf den leisesten Wink bereit stehen, Brief und Auftrag zu bestellen, und die geheimsten Nachrichten an Orten einzuziehen; wo es vielleicht nur Bettlerinnen gelingen kann, Zutritt zu erhalten, da ketten sich die geheimsten Verbindungen an, wird mit der wenigsten Gefahr gesündigt. Die Gesellschaft des Cavaliere servente kann die Dame beim Kirchenbesuch entbehren; mit dem Gatten ohnedies würde es lächerlich sein sich zu zeigen. Es ist für sie nicht das geringste Hindernifs vorhanden, den Dienst der Religion mit ihren geheimsten Neigungen zu verbinden. Nicht selten ist es auch ein hübscher

Priester, der ein grofses weibliches Auditorium an sich zieht.

Ueberhaupt aber ist die Kirche häufig der Ort, wo man seine Bekannten zusammen findet. Ohne den Zwang einer steifen Visite, die Beschwerlichkeit eines vollendeten Anzugs finden sich die Frauen, von denen überhaupt nur die Rede sein kann, wenn von Lebensgenufs des andern Geschlechts in Italien gesprochen wird, in bescheidenem Schwarz ein, und viele sind sichs recht gut bewufst, wie treflich ihnen dieser Anzug steht. An den Sonn- und Feiertagen folgen der Vormittagsmesse immer Spaziergänge innerhalb der Stadt, deren Gesellschaften sich gewöhnlich in der vorher besuchten Kirche bilden. Der Damerino (Frauenknecht), welcher seine Schöne in der Kirche verfehlt hat, ist auch zuverlässig gewifs, sie hier zu finden. Diese Spaziergänge dauren von zwölf bis zwei Uhr, was in den grösern Städten des mitt-

lern Italiens die gewöhnliche Zeit der Mittagstafel ist.

Aber auch die Woche hindurch werden die Kirchen häufig Vormittags von den Weibern besucht. Wie willkommen ist der Vorwand der Messe für sie, da sie auf diesem Gange nicht beobachtet werden! Oft, wenn der arglose Ehemann seine Gattin vor dem Altar kniend glaubt, ist sie auf einem einsamen Spaziergang mit ihrem Geliebten, oder vergnügt sich mit ihm in einem verschwiegenen Hause. Und wenn dies nicht ist, so wandelt sie einsam durch die Strafsen, um einem neuen Abentheuer zu begegnen, gewifs, dafs sich um gleiche Zeit alle diejenigen Männer auf derselben befinden, welche Zeit und Lust genug haben, dergleichen Verbindungen nachzulaufen.

Man dürfte beinahe sagen, dafs sich die Kirche und das Theater in den Tag der feinern Welt Italiens theilen. Sie haben das

Interesse gesehen, welches die Gesellschaft Vormittags in die erstern treibt. Betrachten Sie nun auch dasjenige, was sie an ihren zweiten Hauptberührungspunkt bindet.

Das Theater hat in dem Leben der höhern Klassen einen so wichtigen Antheil, wie es ihn wohl in keinem andern Lande gewinnen kann. Es ist der Ort, wo sich des Abends alles, was man gute Gesellschaft nennt, öffentlich zwar, und doch wie zu Hause zusammen findet. Wer seine Freunde sehen will, wer überhaupt jemand aufsucht, geht in das Theater, weil er gewiss ist, ihn da anzutreffen. Im Parterre suchen sich die Männer auf, welche immer zwischen demselben und den Logen hin- und herwandern: in den leztern findet man die Damen, alle in ausgesuchtem Anzug. Jedermann, wer nur ein kleines Haus macht, muss so gut eine Loge im Theater als ein Visitenzimmer haben. Viele Familien besizen sie eigenthümlich, und

erben sie an ihre Nachkommen fort. Viele Frauen, welche ihr Stand eben nicht gerade zu diesem Aufwand zwingt, machen ihren Männern im Ehekontrakt diese Bedingung, und das Nichthalten derselben könnte leichter zum höchsten häuslichen Zwiespalt Veranlassung geben, als die gröbsten Verletzungen der ehlichen Treue. Wer das Theater nicht besucht, kann an keiner Unterhaltung Theil nehmen; er befindet sich gleichsam ausser dem Kurse. Für Frauenzimmer ist es aber höchst unschiklich, ins Parterre zu gehen; man muss daher, um welchen Preis es sei, eine Loge haben. Manche Frau, die in diesem Punkt von ihrem Mann eingeschränkt ist, giebt sich für eine Loge im Theater an einen alten Wüstling hin, welcher ohne diese Freigebigkeit keinen Blik von ihr erhalten hätte. Die Bezahlung für dieselben ist an vielen Orten so hoch, dass sich manche schon durch diesen Aufwand zu

unde richten. Und dennoch steigen sie
glich im Preise, ungeachtet sich der Reich-
um der Nazion im geringsten nicht ver-
öſsert. Ueberall werden neue Theater er-
ut, und keine Stadt in Italien ist so klein,
elche nicht eines besäſse. Ich möchte den
und hievon nicht allein in der Neigung
r Nazion für das Schauspiel suchen. Viel-
hr finde ich ihn in der Beschaffenheit der
sellschaftlichen Verhältnisse. Schon die
uart der Theater selbst beweist dies, welche
h von der der unsrigen hauptsächlich durch
e Einrichtung der Logen unterscheidet,
elche zu abgesonderten, mit verschlossenen
üren versehenen Zimmern gemacht sind,
d Raum genug haben, eine kleine Gesell-
haft aufzunehmen. Rings herum sind Stühle
d Bänke gesezt; häufig enthalten sie noch
n kleines Vorzimmerchen, das von dem vor-
rn durch einen Vorhang abgesondert, und
rch die verschlossene Thür gesichert, den

Genuſs der verborgensten Freuden gestattet. An den Theaterabenden ist nirgends zu Hause Gesellschaft, und man würde eine Lächerlichkeit begehen, um diese Zeit jemand bei sich besuchen zu wollen. Alle Besuche werden in den Logen empfangen und gegeben, und beim Anfang einer neuen Theaterjahrszeit werden alle Freunde und Bekannten benachrichtigt, in welcher Nummer man Abends zu finden sei. Auf jeden Fall erfährt man dies auch unten beim Thürhüter; aber ein Fremder, der in ein Haus eingeführt wird, oder sich demselben mit einem Empfehlungtbrief vorstellt, wird sogleich gebeten, seine Besuche Abends in der Loge zu wiederholen, welche ihm genannt wird. So klein auch der Raum derselben ist, so willkommen ist doch jeder Besuch; denn eine Dame sest ihren Stolz darein, so wie überhaupt einen Haufen Anbeter um sich, so auch ihre Loge immer gedrängt voll Männer zu haben. Es wird

atürlich für einen Beweis ihrer anzie-
n Reize angesehen. Die nehmliche Un-
zung, welche man zu Hause giebt und
t, findet auch im Theater statt, und
vermögen einige Arien in den schönsten
dem lauten Gespräch auf einige Zeit
hweigen zu gebieten. So wie diese aber
zu Ende sind, geht die Unterhaltung
gewöhnlichen Gang fort, kommen und
Besuche. Sehr häufig bilden sich Spiel-
en, besonders zur Opernzeit, weil man
einen besondern Genufs achtet, wäh-
der Todtenstille eines hohen Spiels an-
ne Töne zu hören. Seit neuern Zeiten
ter auch in verschiedenen grofsen Städ-
ben die Theater Spielsäle erbaut wor-
zwischen welchen und den Logen die
este Verbindung unterhalten wird. In
nd besonders, wo überhaupt der Geist
iels die Gesellschaft am stärksten be-
bt, sind die Spieltische auf eine schlaue

Art für die Verbesserung des Theaters benuzt, und zahlen eine gewisse Abgabe, die sich, wenn ich nicht irre, nach der Höhe des Spiels richtet. Die Einnahme ist daselbst so groſs, daſs damit die Hauptausgaben des Theaters bestritten werden, welches, wie bekannt, in Rüksicht auf die Vorzüglichkeit der auf demselben befindlichen Subjekte, gegenwärtig das erste in Italien ist. Marchesi und andere seit einiger Zeit daselbst auftretende Virtuosen erhielten eine Bezahlung, welche in diesem Lande Staunen erregte, und es für dieselben unnöthig machte, die Freigebigkeit des Auslands wie bisher zu benuzen.

Wer sich auch den Genuſs des Theaters das ganze Jahr hindurch versagt, kann ihn wenigstens zur Zeit des Karnevals nicht entbehren. Nicht als ob alsdann die Oper vorzüglicher wäre als sonst; man nimmt nie weniger auf sie Rüksicht, als in dieser Zeit. Sie ist alsdann nur Nebensache. Dafür ist

Theater dann eigentlich der Mittelpunkt
Karnevalsfreuden, der Ort, wo sie von
höhern Ständen genossen werden. Die
en gehen von Loge zu Loge, zu Be-
ten wie zu Unbekannten, und in allen
man damit beschäftigt, solche Besuche
nehmen und zu geben. Bei den Tanz-
n vollends, welche während dieser Zeit
heater gegeben werden, steigt der Glanz
die Unentbehrlichkeit der Logen auf den
sten Grad. Von ihnen aus geniefst man
Schauspiel einer grofsen sich freuenden
smenge; in sie zieht man sich zurük
auszuruhen, oder sich zu erfrischen. Es
en Nachtessen in denselben gegeben,
he wirklich mit alle dem guten Humor
irzt sind, den man sich wünschen mag.
ganze Nacht wird alsdann im Theater
beschwärmt, und man denkt der Heimath
dann erst, wenn man sie schon bei
nenlichte finden kann.

Sehr gering ist übrigens das Interesse, welches man am Theater, als Theater selbst, nimmt. Die Opern waren es einige Zeit allein, welche dasselbe beherrschten, und der Schauspielkunst und der Poesie den unersetzlichsten Schaden zugefügt haben; aber einen nicht viel geringern Antheil hatte denn doch auch die Bequemlichkeit, dafs man einer Oper nicht so viel Aufmerksamkeit zu widmen hat, wie dem Schauspiel, und dafs man während des Genusses einer schönen Musik doch immer daneben die Freude einer freiern Unterhaltung kosten kann. Seit einiger Zeit hat sich aber der Geschmak der Nazion hierin etwas geändert, und die Oper wird immer mehr und mehr vom Schauspiel verdrungen. Es ist ganz zuverläfsig, dafs diese Veränderung eine nicht minder wichtige in den gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt bewirken mufs. Die besten Musiker sind seit einiger Zeit ins Ausland gegangen, wo sie

hlicher bezahlt wurden, und Italien selbst
ste sich mit den mittelmäfsigen begnügen.
Adel, welcher sonst immer zur Unter-
ung kostbarer Opern beitrug, ist in den
esten Zeiten entweder verarmt, oder in
ße Schulden gestürzt worden. Das kleine
ca z. B. setzte sonst immer etwas darein,
der besten Opern in Italien zu haben,
n sein Adel war der reichste. Nun sich
r die Wohlhabenheit desselben so gewaltig
mindert hat, mufste man an den meisten
en, um das Theater nicht leer stehen zu
en, zu dem viel weniger kostenden Schau-
l seine Zuflucht nehmen. Die politische
denz, welche dasselbe häufig belebte, ge-
an ihm mehr Aufmerksamkeit und Theil-
me, als ihm unter andern Umständen
Theil geworden wäre, und die Freiheit
gesellschaftlichen Verhältnisse war durch
Spannung des Geistes so sehr einge-
ränkt, dafs man der gezwungenen Unter-

haltung die harmlose Ansicht des vielseitigen Lebens vorzog. Durch die Erscheinung mehrerer vorzüglicher Theaterdichter wurde dem Publikum überhaupt nach und nach ein besserer Geschmak beigebracht, und die Arlekinaden verschwinden zusehends vom Theater. An vielen Orten werden sie nur noch des Sonntags für den gröfsern Haufen gegeben, und die bessern Subjekte einer Truppe finden es unter ihrer Würde, in jenen burlesken Kompositionen mitzuspielen. Troz der grofsen Vorliebe der Nazion für dieselben, hat der bessere Geist doch den Sieg davon getragen, und man findet es nun so ganz unmöglich nicht mehr, die Logenunterhaltung nur auf die Pausen zwischen den Akten einzuschränken.

Ich habe Ihnen schon bemerkt, dafs man in Italien, um in der Unterhaltung doch immer à jour zu sein, nothwendig das Theater besuchen mufs. Der weibliche Theil der

auspieler besonders spielt eine so wichtige
ie, wo er auftritt, dafs man ihn noth-
dig selbst kennen, selbst beurtheilen,
ässen oder hassen mufs, um am gesell-
aftlichen Gespräch einen lebhaften Antheil
nehmen. Diese Klasse von Weibern hat
nedies überall die Männer auf ihrer Seite;
r eine gute Sängerin mit einer einneh-
nden Gestalt ist in diesem Lande, wo die
pfe etwas heisser sind als bei uns, so sehr
ehrt, dafs sie immer den glänzendsten
eis um sich hat, wenn sie nicht ausschlies-
nd an Einen vermiethet ist, wie dies häufig
schieht. Obgleich an ihrem Stand ein ge-
sser Grad von Verachtung klebt, der we-
gstens die andern Weiber ferne von ihnen
lt, so ist es doch für einen Mann gar nicht
himpflich, in ihrer Gesellschaft zu sein.
ist ein sonderbarer Widerspruch in den
esezen des Wohlstandes! Einer Sängerin
esuch wird sehr gerne in den Logen ange-

nommen; aber eine Dame dürfte kaum für sie zu Hause sein. Wo sie auf Spaziergängen erscheint, hat sie einen Haufen von Anbetern um sich; aber sich bei einem nicht öffentlichen Tanzfeste einzufinden ist ihr nicht zu rathen. Die berühmte Grassini bemühte sich einst lange um ein Billet bei einer solchen Gelegenheit in Livorno; aber die Frau, welche mit dem lärmendsten Beifall von ihrem Publikum empfangen, deren Lob in zahllosen Sonetten besungen wurde, deren Bildnifs den Modeartikel jedes Kupferstichhändlers ausmachte, konnte das nicht erhalten, was doch der unbedeutendsten Kaufmannsfrau, auch ohne Forderung, zu Theil wurde. In Thränen hierüber fand sie ihr damaliger Anbeter, der kaiserliche Kommandant von Livorno, Baron d'A.... Er liefs sie ihre Toilette machen, und nahm ihren Arm. Natürlich wagte es dann niemand mehr, nur eine Miene über diese Unschiklichkeit zu verziehen.

Gewöhnlich sind diese Weiber, in den nie-
igsten Ständen gebohren, durch ein glük-
ches Organ herausgehoben, und in ihrer
ühesten Jugend schon an Wollüstlinge ver-
uft, ohne alle Erziehung aufgewachsen.
gliche Geistesbildung ist ihnen fremd. Hat
e Natur auch ihren Verstand nicht ver-
achläfsigt, so hat sich derselbe in der be-
ändigen Männergesellschaft zwar auf eine
genthümliche, aber höchst unwürdige Weise
ntwikelt. Wegen ihres Geistes ist ihre Ge-
ellschaft nicht besucht; man begreift leicht,
orauf es bei allen denjenigen abgesehen ist,
ie sich um sie bemühen. Es gehört etwas
ehr Schlauheit dazu, als diese Weiber ge-
öhnlich besizen, ihre Gunst so zu vertei-
en, dafs sich keiner ihrer Anbeter zu bekla-
gen hat. Nicht selten erweken ihnen daher
ie Eifersucht oder die fehlgeschlagenen Hof-
nungen derselben eine Zahl von Feinden,
welche ihnen auf jede nur mögliche Weise

zu schaden suchen. Wenn sie auftreten, so wird von der feindlichen Parthei gepfiffen und gemurrt, und der Begünstigte hat nichts nöthigers zu thun, als auch eine Parthei für sie zu sammeln, welche die andre durch Klatschen zu übertäuben sucht. Bei zwei, einander so entgegengesetzten Partheien, an die sich nach und nach das ganze Publikum anschliefst, entstehen jezuweilen ernsthafte Auftritte. Ich weifs Beispiele, dafs sich die beiden Partheien durch besondere Kokarden von einander unterschieden, dafs sie Tauben ihrer Farbe im Theater fliegen liessen, und was dergleichen Unfug mehr war, dem die Polizei am Ende nur mit Mühe steuern konnte.

Sie können denken, welch ein reicher Gegenstand der Unterhaltung dergleichen Geschichten für die Gesellschaft sind. Ueberall wird nichts anders gesprochen, jeglicher ereifert sich für seine Parthei, und die Frauen, welche den Theaterweibern niemals günstig

, intriguiren gegen sie, ihnen ihre Freunde
enstig zu machen, oder ihre Feinde noch
r anzufeuern. Bei solchen Gelegenheiten
tehen oft merkwürdige Verbindungen und
ihrliche Feindschaften, um welche man
en mufs, wenn man nicht aus dem Kurse
Gesellschaft kommen will. In dieser Hin-
t behauptet das Theater daher auch eine
wichtige Stelle, als Stoff der Unterhal-
g, dafs Sie, wenn Sie noch alles das dazu
men, was dasselbe überhaupt als Material
das Gespräch darbietet, es gar nicht frivol
den werden, wenn ich dasselbe der Kirche
Seite stelle, und behaupte, dafs diese
den Orte die Punkte sind, um welche sich
ganze gesellschaftliche Leben in Italien
umdreht.

Beilagen.

ekdoten, Fragmente, Karakter-
züge u. s. w.

Die Juden in Livorno.

Livorno, 1802.

Grofsentheils den Juden verdankt die Stadt
ivorno den blühenden Zustand, in welchem
e sich befindet. Der unkluge Religionseifer
er Spanier und Portugiesen entlud sich die-
er Hartnäkigen, welche durch kein Mittel
ur Annahme der christlichen Religion ge-
wungen werden konnten. Ihre Reichthümer,
hre Handlungsverbindungen und ihre Thä-
igkeit nahmen sie mit sich, um das Land zu
egnen, welches ihnen eine gastfreundliche
ufnahme gestattete. Die Grofsherzoge von
oskana, aus dem Hause Medicis, empfiengen
ie mit offnen Armen, und wiesen ihnen gerne
n dem eben aufkeimenden Livorno einen
ufluchtsort an, überzeugt, dafs die Ankömm-
inge am besten im Stande wären, den neu

aufwachsenden Handel der Stadt zur schönen Frucht emporzuziehn. Ihre weitaussehende Staatsklugheit hatte den Vortheil wohl berechnet, den ihnen Livorno bringen würde, sobald sie es zum Mittelplaz des Handels vom Süden und Osten machen könnten, und die Ueberzeugung in ihnen befestigt, dafs dies nur durch eine Nazion geschehen könne, welche, bei ihren Verbindungen durch die ganze Welt, zunächst ihre nähern Glaubensbrüder an dem Mittelmeer für sich gewinnen, und den ganzen Verkehr, welcher sonst von Spanien und Portugal aus, mit ihnen betrieben wurde, nach Toskana ziehen würde. Und sie verrechneten sich in diesem Plane eben so wenig, als die klügeren Regierungen, welche aus ähnlichen Gründen einst die französischen Religionsflüchtlinge zusamt ihren Künsten und ihrer Industrie bei sich aufgenommen hatten.

Nicht nur einen blofsen Zufluchtsort gestatteten die Mediceer den Flüchtlingen; sie schenkten ihnen Freiheiten, welche sie vorher nicht besessen hatten, und noch heutzutage in wenigen Ländern von Europa besizen. Selbst auf Glaubenssachen dehnte sich diese

efälligkeit aus, und wenn einer aus ihrer
litte zur katholischen Religion übergehen
ill, und daher, um den Unterricht zu er-
alten, in das Konvertitenkloster gebracht
ird, so haben sie und ihre Rabbi's vierzig
age lang das Recht, ihn, so oft sie wollen,
u besuchen. und alles anzuwenden, um ihn
uf den alten Weg zurükzuführen. Grofs-
erzog Leopold besonders blieb diesem System
etreu, bestätigte nicht nur, sondern ver-
ehrte auch ihre alten Freiheiten, und nun
aben sie sich in eine Lage versezt, dafs es
ohl die Regierung nicht mehr räthlich finden
önnte, eine schwere Hand auf sie zu legen,
enn sie nicht dadurch den reichsten Stein
n ihrer Krone, die Stadt Livorno zu Grunde
ichten wollte. Denn sie haben sich so fest
esezt, dafs ihnen die meisten Häuser, die
eisten liegenden Gründe um die Stadt herum
ngehören, und die übrigen Bewohner der-
elben, welche ihnen jezt Miethe bezahlen,
ewifs nicht im Stande wären, sie auszu-
aufen.

Die Religionssazungen der Juden werden
mmer ihre Vermischung mit den Christen
erhindern, so lange sie noch so hartnäkig

an denselben halten, wie bisher. Man hat darum überall nöthig gefunden, wo man sie aufnahm, sie in ein eigenes Quartier einzuschränken, und an manchen Orten hat je die Barbarei sogar noch nicht aufgehört, sie Nachts förmlich in dasselbe zu verschliessen. Auch in Livorno ward ihnen ein eigener Theil der Stadt angewiesen, welcher ungefähr die Hälfte des, innerhalb der Festungswerke liegenden Raums einnimmt, und es deutlich bezeugt, was Livorno gewesen sein mag, ehe sich die Juden da ansiedelten. Sie bewohnen den südlichen, und jezt gewifs den am schönsten gelegenen Theil der Stadt, welcher sich an die Mauren anschliefst, von welchen herab man die fröhlichste Aussicht auf das Thal bis gegen den monte nero und auf die See geniefst. Hier nehmen sie auch die Türken, welche in die Stadt kommen, und unter ihrem Schuze stehn, bei sich auf. Aber auch hier ist ihnen der Raum zu enge geworden, und statt sich in die Breite, mufsten sie sich in die Höhe ausdehnen. So sind die Häuser meist zu fünf bis sechs Stokwerken gediehen, in welchen oft so viele Familien wohnen, dafs sie ein

ganzes Dorf bevölkern könnten. Dadurch aber hat auch der Chetto (das Judenquartier) in Livorno einen Grad von Schmuz und Unreinlichkeit erhalten, welcher die meisten Judenquartiere karakterisiret, und es unbegreiflich macht, wie sich diese Nazion so schnell vermehren kann, wenn wir anders nicht glauben wollen, dafs noch der nehmliche Segen auf ihnen ruht, welcher einst in Egypten ihre Anzahl dem Sand am Meere vergleichbar gemacht hat.

Es ist in Italien überhaupt schwer, zuverläfsige Nachrichten über die Volkszahl der Städte zu erhalten. Die Angaben über Livorno widersprechen sich so sehr, dafs ich, trotz meines langen Aufenthalts daselbst, und meiner häufigen Erkundigungen ungeachtet, über diesen Punkt keinen entscheidenden Ausspruch wagen möchte. Aber mehr noch, als die Bevölkerung der ganzen Stadt sind die Nachrichten über die Seelenzahl der Juden verschieden. So wie auf der einen Seite die christlichen Bewohner derselben ihre Angaben übertreiben, so verkleinern sie dagegen die Juden, welche man darüber fragt; und wenn jene von 20 — 25,000 sprechen, so

wollen diese oft nicht mehr als 6 — 8,000 zugeben, und die Erstern lösen dem Fremden das Räthsel des Widerspruchs gewöhnlich damit, dafs sie von einer Judenpolitik sprechen, welche die Angabe der wahren Zahl verbiete. Die Nachrichten hingegen, welche ich aus der besten Quelle, von den jüdischen Priestern selbst erhalten habe, erlauben mir, die Zahl der in Livorno befindlichen Juden auf etwa 10,000 zu sezen.

Diese sehr ansehnliche Gesellschaft macht nach den ihr ertheilten Privilegien, gleichsam einen Staat im Staate aus. Ausser einem Gliede aus ihrer Mitte, welches im Magistrat der Stadt überhaupt Siz und Stimme hat, sind sie nur dann der Ortsobrigkeit und ihren Tribunalen unterworfen, wenn sie in Streitfälle mit den Christen verwikelt sind. Unter sich selber aber haben sie eine eigene Verfassung, welche sie sich selbst, gleich bei ihrer ersten Niederlassung, mit Bewilligung der Landesherrschaft, und nach den Bedürfnissen jener Zeit gegeben haben. Sie ist ungefähr folgende:

Aus dem permanenten Magistrat von 60 Gliedern werden jedes halbe Jahr bald vier,

ald sechs Glieder durchs Loos gezogen, von elchen der Landesherr im ersten Falle zwei, n zweiten aber drei auswählt, und als Massari *) bestätigt. Solcher Massari sind mmer fünfe, und jede sechs Monate treten wei oder drei derselben aus, um den Neurwählten Plaz zu machen. Dieser Magistrat rgänzt sich bei jedesmaliger Erledigung einer telle dadurch, daſs er aus den, ihm von en Massari vorgeschlagenen Subjekten ach der Stimmenmehrheit herauswählt. Auch ie Rabbi können in denselben aufgenommen erden, doch nicht als solche, sondern als rivatpersonen. Sonst haben sie nur in Reigionssachen ein votum consultativum; ber die Sentenz wird von den Massari manirt. Die Macht dieses Senats erstrekt ich nicht nur auf die Entscheidung von treitsachen überhaupt, welche unter den uden vorfallen; sondern erkennt auch körerliche Strafen und Verweisungen aus dem

*) Massaro ist ein italienisches Wort, welches für Sachwalter, Haushofmeister, Faktor u. dergl. gebraucht wird. Der hebräische Ausdruk für die Glieder dieses Kollegiums aber ist פרנסים.

Kapitanat von Livorno zu. Er entscheidet aber in allen Fällen, ausser in Religionssachen, wo nach dem mosaischen Gesez geurtheilt wird, nach den toskanischen Gesezen. Seine Glieder haben indeſs keine Bezahlung; nur der Sekretär, oder Cancelliere de' Massari ist besoldet.

Die ganze Gemeinde besizt ein ziemlich beträchtliches Eigenthum — fondi nazionali — das meist in liegenden Gütern besteht, und gröſstentheils durch Vermächtnisse angewachsen ist. Bei gewissen Zeremonien in der Synagoge werden freiwillige Beiträge eingesammelt, welche in Einer Versammlung oft über 100 Piaster betragen. Der Verkauf des Fleisches u. dergl. wird an den Meistbietenden verpachtet, und der Gewinn von dieser und andern kleinern Gerechtsamen, nebst den Einkünften des Gemeindguts', versieht die Kasse der Nazion, aus welcher die allgemeinen Ausgaben bestritten werden. Daraus wird die Synagoge unterhalten, wird der Sekretär der Massari, wird das Haupt der Rabbiner mit seinen Genossen, werden die fünf Lehrer, welche zum Unterricht der ärmern Kinder der Nazion angestellt sind,

wird der öffentliche Arzt, die Chirurgen und Apotheker besoldet, deren Verpflichtung die Sorge für die Armen, Hülfsbedürftigen ausmacht. Aus dieser Kasse überhaupt werden die Kranken, die Wittwen und Waisen unterstüzt, erhalten 70 Arme und Schwache jede Woche zweimal ein Pfund Fleisch, wenn sie das Zeugniſs ihrer Hülfsbedürftigkeit von dem Arzte bringen können, wird ihnen Milch, werden ihnen Bäder bei gleicher Beglaubigung der Nothwendigkeit bezahlt, und sucht man überhaupt, im Geiste der mosaischen Religion, so viel Gutes als möglich zu thun.

Die sämtliche Gemeinde besteht aus Talmudisten. Ihr Cultus ist wohl der glänzendste der Juden in Europa: wenigstens gilt ihre Synagoge für die schönste. Sie ist ein länglichtes Vierek, auf dessen drei Seiten eine Säulenreihe herumläuft, welche die vergitterten Size des andern Geschlechts trägt. Auf der vierten Seite steht eine Art von einem, mit einem Vorhang bedekten Schranke, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden. Diesem gegenüber, beinahe in der Mitte des Ganzen, ist die sehr groſse Kanzel, auf welcher der Prediger und der Vor-

sänger stehn. Ringsumher sind grofse hebräische Inschriften als Ornamente angebracht. Eine Menge silberner Lampen beleuchten den hohen Tempel, und geben demselben ein äusserst heiteres Ansehen.

In dieser Synagoge wird alle vierzehn Tage einmal in spanischer Sprache gepredigt; in einigen Privatschulen geschieht es jede Woche. Diese Sprache wird überhaupt beim Unterricht der Kinder und zur Erklärung der Bibel gebraucht. Mehrere ihrer Liturgien sind in derselben abgefafst. Sie ist die Sprache des gesellschaftlichen Lebens in den meisten Familien, und wird von dem gemeinen Volke besonders auf eine höchst verdorbene Weise gesprochen.

Unter verschiedenen löblichen Eigenschaften, welche man den Juden in Livorno nachrühmen mufs, nenne ich mit Vergnügen die Sorgfalt, mit der sie ihre Kinder erziehen und unterrichten lassen. Wohlthätige Anstalten sorgen für die ärmern Kinder in diesem Punkte; reichere Eltern versäumen gewöhnlich nichts, um ihre Kinder alles mögliche lernen zu lassen, was den Geist bilden kann, und keine Rüksicht auf Reli-

gionsverschiedenheit leitet sie bei der Wahl ihrer Lehrer. Dabei wird die moralische Erziehung nicht im geringsten vernachläfsigt, und man darf als ihre schönste Frucht die hohe Liebe und Eintracht ansehen, welche durchgängig in den Familien herrscht. Gränzenlos ist der Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, und ohne zu klagen, bricht ein Mädchen das engste Verhältnifs mit einem jungen Manne ab, den sie liebt, um, nach dem Wunsche der Eltern, einem Greise ihre Hand zu geben. So häufig dieser lestere Fall ist, so wenig hört man doch von ehlicher Untreue, welche freilich schon durch das enge Zusammenwohnen so vieler Menschen erschwert wird, und durch das, bei den übrigen Bewohnern der Stadt so gangbare System der Cavalieri serventi (Cicisbeen) hier nicht befördert werden kann, da die Juden nie dieser Sitte gefolgt sind.

Sehr viele unter ihnen wiedmen sich den Wissenschaften, und selbst unter den thätigsten Geschäftsmännern habe ich manche kennen gelernt, welche blos in den Vergnügungen des Geistes ihre Erholung suchten. Medicin und Chirurgie wird von den Wenigen,

welche sich nicht der Handlung wiedmen; vorzugsweise studiert, und manche haben es darin sehr weit gebracht. Einen eben so hohen Grad von Geistesbildung fodern sie auch von ihren Geistlichen, welche in eigenen Instituten gebildet, nur durch wesentliche Vorzüge sich in Achtung sezen können. Giacomo Nunes Vais, ihr gegenwärtiger erster Rabbi ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und grosem Rufe. Sein Vater Nunes Vais, welcher vor etwa vierzig Jahren gestorben ist, hat gleiche Vorzüge durch mehrere Schriften beurkundet, die noch jezt mit Beifall gelesen werden. Eben so hat sich Rabbi Azulai, der noch am Leben ist, durch viele gute Werke über Religion und Moral bekannt gemacht; und der grose Kanzelredner, Rabbi Castelli, welcher vor fünfzehn Jahren starb, ist von seinen Mitbürgern noch nicht vergessen, die er so oft durch seine treflichen Vorträge erbaut und belehrt hat. Der grose Handel mit hebräischen Erbauungsschriften, welcher von hier aus nach dem Suden und Osten getrieben wird, beschäftigt eine ziemlich ausgedehnte Drukerei

sehr lebhaft *). Manche gelehrte Juden aus der Barbarei schiken ihre Werke nach Livorno, um sie da druken zu lassen, und die dasigen jüdischen Gelehrten werden durch diesen literarischen Verkehr natürlich in beständiger Uebung erhalten.

Eine sorgfältige Erziehung, welche sie erhalten, häufige Reisen und Verbindungen mit allen Nazionen, so wie ihre grofse Wohlhabenheit, hat unter ihnen einen Luxus hervorgebracht, welcher sich von dem der übrigen Bewohner Livorno's nur durch seine gröfsere Solidität und Kostbarkeit auszeichnet. In ihrem Karneval, welcher mit dem jüdischen neuen Jahre beginnt, und acht Tage lang dauert, sind ihnen in ihrem Quartier die Masken erlaubt, und sie lassen es dabei nicht an muntern Tanzfesten fehlen, zu welchen sie auch ihre Bekannten unter den

*) Auch werden noch viele ihrer Schriften bei einem christlichen Buchdruker, Falorni, und manche in Pisa gedrukt, aber meist unter dem falschen Titel: Vienna. Beinahe alle diese Werke sind neu aufgelegte, biblische Stüke mit ihren Kommentaren.

Christen einladen, die um so lieber dabei erscheinen, da nach einem alten Herkommen, dessen Grund ich nicht erfahren konnte, Verheirathete und Unverheirathete nur mit ihren Blutsverwandten unter den Juden tanzen dürfen, aber mit Christen und Fremden sich ohne Scheu lustig machen können. Bei mehrern solcher Tanzfeste, welche einst einer der reichsten Juden gab, habe ich den seltenen Anblik genossen, wenigstens 1500 Menschen aus allen Welttheilen, und allen Nazionen im Genuſs der Freude beisammen zu sehen. Gegen 600 jüdische Frauen waren hier in den verschiedensten Kostüms ihres Vaterlandes zugegen, und ich muſste über die Menge von Brillanten erstaunen, welche da sichtbar waren. Den Schmuk eines Mädchens von sechszehn Jahren, welches da war, schlug mir ein Jude, der ein genauer Kenner dieser Waare ist, zu wenigstens 50,000 Piastern an, und sie war bei weitem nicht die Einzige, die am reichsten Geschmükte. Ich glaube nicht, daſs am glänzendsten Hofe von Europa an Einem Abend so viele kostbare Steine sichtbar werden können, als ich hier gesehen habe. Aehnliche Bemerkungen kann

man an festlichen Tagen in ihrem Casino machen, wo man es freilich sonst aber auch treibt comme chez nous. „Man spricht da, sagte mir einst ein Jude, Gutes und Schlimmes von seinem Nächsten, und die jungen Leute liebäugeln mit einander."

In den Händen der Juden allein haben sich die Reichthümer von Livorno angehäuft. Ihre Verbindungen, namentlich mit der Barbarei, haben ihnen Quellen eröfnet, zu welchen ausser ihnen niemand den Zugang hat. Bekannt sind die Artikel, welche sie dahin senden, und die gröfstentheils in Fabrikerzeugnissen des Nordens bestehen. Unter den Waaren, welche sie von da zurük erhalten, nenne ich nur Eine Gattung, die um so weniger bekannt sein dürfte, da sie nur unter den Juden bleibt. Dies sind die Taledot, (in der einfachen Zahl Taled) nehmlich weisse wollene Tücher mit blauen Kanten, welche sie in der Privatandacht über den Kopf schlagen. Die meisten und besten derselben werden in Tunis fabrizirt, und über Livorno nach dem Norden, besonders nach Pohlen versandt. Sie sind von verschiedenen Graden der Feinheit, und die Preise

derselben auch von 3 — 12 Piastern, das Stük, verschieden.

Man sieht aus diesem wenigen, dafs Livorno nicht ohne Grund das Paradies der Juden heifst. Aber es ist eben darum um so auffallender, dafs sie doch von jeher alle Neuerungen weit williger ergriffen haben, als ihre christlichen Mitbürger. Wenn jene von Archenholz erzählte Anekdote, dafs sie sich, in der Hofnung Palästina zu erhalten, mit dem berühmten Eroberer **Ali Bei** eingelassen haben, grundlos ist, wie ich gewifs weifs, so ist sie wenigstens in den Hofnungen gegründet, welche die Juden in Livorno noch so wenig als ihre Glaubensbrüder von sich gewiesen haben; und erhält sie durch den lebhaften Antheil, den sie an der lezten toskanischen Revoluzion durch die Franzosen genommen haben, einen Grad von Wahrscheinlichkeit, welcher jeden, der nicht genauer über sie und ihre Verhältnisse zu ihren christlichen Mitbürgern, von denen sie gröfstentheils aus Neid tödtlich gehafst sind, unterrichtet ist, sehr leicht verführen könnte.

Briefe

aus

Italien

während

der Jahre

1801, 1802, 1803, 1804, 1805,

mit

mancherlei Beilagen.

Zweiter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Würtemberg.

Heinlein

Zurich, bei H. Gessner. 1809.

Universitäts-
München
Bibliothek

Florenz, den 7. September 1803.

Es gehört vielleicht auch zu den mancherlei falschen Nachrichten, die die Reisenden aus Italien mitbringen, mein Freund, dafs man in diesem Lande den Tanz nicht so sehr liebe, als in andern nördlichen Ländern. Ich hatte während meines bisherigen Aufenthalts in Italien Gelegenheit genug, mich von der Unrichtigkeit jener Meinung zu überzeugen. Die Nazion liebt dieses Vergnügen so sehr, als jedes andre Volk; nur bewirken natürlich die Verschiedenheiten des Klima's und der Sitten einige Modifikazionen, die bei weniger genauer Kenntnifs des Landes leicht zu jenem Vorurtheil verführen können. Man tanzt z. B.

bei Hochzeiten und andern dergleichen Gelegenheiten in Italien selten; die höhern Stände geniessen diese Belustigung während der heissen Jahrszeit beinahe niemals. Aber während des Karnevals holt man nach, was man das ganze Jahr versäumt hat. Die Leidenschaft für den Tanz zeigt sich um diese Zeit eben so stark, als bei jedem andern Volk; und ob man es den Italienern gleich nicht nachrühmen kann, dafs sie grofse Tänzer seien, so machen sie ihre Sprünge doch auch so gut als andere. Ausser der Karnevalszeit wird dann noch besonders viel im Früh- und Spätjahr getanzt, wenn die grofse Welt auf dem Lande ist. Bei solchen Festen vermischen sich die vornehmen Güterbesizer mit ihren Bauern, und ein freier Plaz im Garten, oder auch ein Saal im Landhause, dient zur gemeinschaftlichen Belustigung.

Mehr als von jedem andern italienischen Lande, kann ich dies von Toskana behaupten.

ch war da so unzähligemal Zeuge von den
usgelassensten Aeusserungen der Tanzlust; so
ft habe ich dieses Vergnügen auch selbst mit
iesem guten Volk genossen, dafs mir manche
chöne Erinnerung davon geblieben ist.

Die gewöhnlichen Tänze in diesem Lande
ind eine Art englischer Tänze, von denen
ch Ihnen nicht zu sagen weifs, ob sie ur-
prünglich toskanisch sind; ausser diesen und
ndern ganz fremden aber, besonders die
llerbeliebte Monferina.

Dieser Tanz hat seine schnelle Ausbreitung
wohl nichts anderm, als seiner so ausdruks-
vollen, so zur lebhaftesten Bewegung und
Lustigkeit hinreissenden Musik zu verdanken.
Sie hat sich, seit ich in Italien bin, so sehr
allgemein gemacht, dafs man von Mailand
bis Neapel Gassenhauer in allen Strafsen dar-
nach absingt. Ich habe es öfters bei grofsen
Theater-Tanzfesten bemerkt, wie elektrisch
seine Musik die ganze Gesellschaft ergreift.

Aus einer Loge herunter genofs ich das Schauspiel einer, verwirrt, in verschiedenen Tanzgruppen sich bewegenden Menge. Auf einmal begann die Monferina, und nun kam ein ganz neues Leben in die Gesellschaft. Jeder ergriff seine Nachbarin: es bildete sich ein grofser Kreis und in diesem wieder kleinere, welche sich in zahllosen Mittelpunkten in hüpfender Eile um einander herumdrehten. Dieser Tanz mag wohl auch seine Regeln haben; allein ohne diese zu kennen, kann ihn jeder mittanzen. Denn wenn man dies auch noch so schlecht thut, so ist man doch weder seiner Tänzerin noch der übrigen Gesellschaft beschwerlich. Arm in Arm hüpfen die Paare hinter einander her, lassen sich auf einige Augenblike los, um zu chassiren, und ergreifen sich dann wieder, um sich etlichemal in wilden Sprüngen um einander herumzudrehen. Der lustigste ist hier der beste Tänzer; denn je ausgelassener er hüpft,

desto lebhafter wird der Tanz, welcher an sich höchst einfach ist. Die Fröhlichkeit ergreift die Tanzenden zuweilen so gewaltsam, dafs man sie in den bizarrsten Stellungen bemerkt. Wie einer auch hüpft und springt, er kann das Ganze nicht in Unordnung bringen, der grofse Kreis dreht sich vielleicht langsamer, aber doch in gleichem Zeitmaafs.

Auf dem Lande aber haben sie ihre eigenen Nationaltänze. Bei einer neulichen Durchreise durch Pontadera hatte ich Gelegenheit, einen derselben zu sehen. Er wurde nach dem Takte eines Tamburins von einem Paare getanzt, und hatte viel ähnliches mit der Saltarella, die der brave Landschaftsmahler Giuntotardi in Rom auf einem seiner Gemählde, welches das Campo Vaccino vorstellt, mit reizender Treue dargestellt hat. Die Tanzenden drehten sich auf den Zehen springend, und den einen Fufs bald von vorne, bald von hinten über einander schwingend, um

einander herum, ohne sich übrigens anzufassen. Meist aber sprangen sie parallel mit einander in einem Zirkel umher, und blos ein Händeklatschen, oder ein Drehen um sich selbst, brachte einige Abwechslungen in denselben. Er wird aber zuweilen sehr bedeutend durch wiederholte Umarmungen, in welchen dem Tanzer viele Freiheit gestattet ist, und worin sich natürlich der Grad seiner Zuneigung gegen die Tänzerin so wie seine Lustigkeit ausdrükt. Dabei hat jede Frau das Recht, ohne Anfrage die Tänzerin abzulösen, welche dann gewöhnlich das Tamburino ergreift. Durch eine eigene Art, alle fünf Finger daran abzuschnellen, geben sie, auch wenn jede andere Musikbegleitung fehlt, diesem einförmigen Instrument einige Abwechslung.

Ich erkundigte mich nach dem Namen des Tanzes, und erfuhr, dafs man ihn il Trescone nennt. Durch die Bemühung meines

Freundes, Herrn S., erhielt ich die eigentliche Musik desselben, so wie folgende Nachrichten, welche ich Ihnen hier mittheile.

Der Treskone ist vielleicht einer der allerältesten Tänze. Er ist besonders dem florentinischen Volke eigen, und soll noch von den alten Etruriern abstammen. Dies beweist auch sein Name, denn er hiefs anfänglich Etruscone, woraus durch allmählige Verunstaltung Trescone entstanden ist.

Nicht nur der gemeine Mann zieht diesen Tanz jedem andern vor, sondern auch bei den Festen der Adelichen wird mit dem Treskone jede Belustigung angefangen und beschlossen. Er behauptet da die Stelle, welche in manchen Theilen von Deutschland gewisse alte Gesellschaftstänze, oder das alberne: und als der Grofsvater u. s. w., bei ähnlichen Vergnügungen einnehmen.

Die Melodie dieses Tanzes soll zu der Giga, einem kleinen zum Tanzen gemachten Ton-

stäk von Sechsachtel- bisweilen von Zwölfachteltakt, die Form gegeben haben. Er scheint, so wie ich ihn Ihnen hier beilege, etwas einförmig zu sein; denn die nehmliche, mit einem Sternchen bezeichnete Phrase kömmt fünf- oder sechsmal darin vor; allein die guten Treskonspieler legen gerade auf diesen Gedanken einen ganz besondern Accent, welcher häufig wechselt, und überhaupt viele Mannigfaltigkeit in das Ganze hineinbringt. Bald stossen sie die Dreiachtelnoten stark ab, bald binden sie zwei Noten, und stossen nur eine ab; bald spielen sie die Phrase ganz gebunden beinahe in einem Bogenstrich; bald schlagen sie die Noten so kurz an, dafs man zwischen denselben immer einen kleinen Zwischenraum bemerkt. Dabei wird die Bewegung des Tänzers und hauptsächlich der Tänzerin immer bedeutender, munterer und fröhlicher.

Arcangelo Corelli, ein zu seiner Zeit sehr

berühmter Violinist, war so in diesen Tanz verliebt, dafs er, wenn er recht guter Laune war, immer seine Geige nahm, und ihn auf eine ganz eigene, höchst bedeutende Weise spielte. Einst that dies der berühmte Pietro Nardini einigen Damen zu Gefallen auf dem Lande bei Florenz, und zwar mit so grofsem Beifall, dafs ein alter Treskonspieler, welcher zugegen war, ausrief: Puoffar di Bacco, egli lo suona come Corelli! (Potausend, der spielt ihn ja wie Corelli). Nardini erzählte diese Anekdote oft selbst, denn er that sich nicht wenig auf dieses Lob zu gut.

Sie erhalten die Musik des Treskone mit diesem Briefe. — Leben Sie wohl.

Florenz, den 15. September 1803.

Ich habe Ihnen schon in einem meiner Briefe gesagt, wie gut hier für die gesellschaftliche Unterhaltung gesorgt sei. Ausser den beiden Casino's giebt es bestehende Privatzirkel, welche beinahe jeden Abend, und jedem Fremden von einiger Bildung offen stehn. Unter diesen zeichne ich die Abendgesellschaft bei Madam Fabroni aus, als diejenige, welche vielleicht alle Männer von anerkanntem Rufe vereiniget, die sich in Florenz befinden. Die Dame des Hauses ist noch immer sehr liebenswürdig, und verbindet viele Kenntnisse mit schöner gesellschaftlicher Ausbildung und gefälliger Anspruchslosigkeit. Jeden Abend finden Sie einen ansehnlichen Zirkel um sie versammelt, welcher sich einzig und allein mit ernsthaften Gesprächen unterhält. Selten wird gespielt, wenn es nicht durch die Anwesenheit solcher

Personen nothig gemacht wird, welche kein anders gesellschaftliches Vergnügen kennen als dieses.

Wenn der alte liebenswürdige Fabeldichter Pignotti, der Lafontaine der Italiener in Florenz ist, so finden Sie ihn gewifs die meisten Abende hier. Philipp Hakert fehlt selten, die Gelehrten Lastri, Follini, Fontana; die Künstler Benvenuti, Desmaret und Fabre, zuweilen auch der Graf Alfieri und andere Personen aus den ersten Ständen sammeln sich um Madam Fabroni. Der Zirkel scheint nach den ehemaligen französischen der Madame Geoffrin zugeschnitten zu sein, wenn ihm gleich die französische Munterkeit fehlt, welche den Ernst der Wissenschaften so gut zu erheitern versteht.

Eine solche Gesellschaft, die aus den gebildetsten und kenntnifsreichsten Menschen einer grofsen Hauptstadt besteht, kann natürlich nicht der Maasstab für die gesellschaft-

liche Bildung der Nazion überhaupt sein. Die besten Menschen sind sich überall ähnlich, und ihre Interressen an allen Orten dieselben. Wenn ich Ihnen daher etwas von gesellschaftlicher Unterhaltung in Italien überhaupt sagen soll, so muſs ich andere Erfahrungen zu Hülfe nehmen, als die sind, welche ich bei Madame Fabroni zu machen Gelegenheit hatte.

Was ich Ihnen jezt sage, gilt den Italienern überhaupt, und da muſs ich mit der leidigen Spielsucht den Anfang machen, welche überall das gröfste Hinderniſs geistiger Unterhaltung ist. Dieses Laster hat unter den höhern Ständen fürchterlich um sich gegriffen. Kaum kann man an irgend einem grössern Zirkel Theil nehmen, ohne den Eintritt am Spieltisch bezahlen zu müssen. Wenigstens ist man genöthigt, hie und da an die Farobank zu treten, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob man blos aus

Armuth oder Geiz sich des Vergnügens enthalte, welches die andern so reizend finden. Es ist schrecklich wahr, was Albergati, als ein Mann von hoher Geburt, von sich sagt:

Io mi teneva in man prima le carte,
Che legato mi fosse anche il bellico;
E pria, che mama, babo, poppa e peppe,
Chiamai spade, baston, denari e coppe.

Das Interesse am Spiel verschlägt jedes andre, und Sie verlassen selten eine solche Gesellschaft mit andrer, als mit der nicht sehr beneidenswerthen Zufriedenheit, einige Dukaten gewonnen zu haben.

Die ächt italienische Unterhaltung findet man demnach beinahe nur in Familienzirkeln, oder in den Kreisen, welche sich um irgend eine schöne Frau bilden. Diese bestehen ausser ihr blos aus Männern, sind äusserst munter, und gewähren eine sehr angenehme Unterhaltung, wenn man die Sprache hinlänglich versteht, und sich gewöhnt hat,

unsern Maasstab des anständigen nicht mehr hier anzulegen.

Ein solcher Zirkel ist aus Männern von verschiedenem Alter und Stande zusammengesezt. Niemand findet es lächerlich, wenn auch ein alter Mann noch sich um die reizende Jugend bemuht, und öfters ist er glüklicher als die andern, weil er mehr Aufwand machen kann, die Kunst der Verführung besser inne hat, und gut an sich zu halten versteht. Die Gegenstände des Gespräches sind die Geschichten des Tags, besonders das Theater. Die Lächerlichkeiten anderer, und die Liebe, weil, wie ein italienischer Schriftsteller bemerkt, alle Gespräche sich in das Gespräch über die Liebe auflösen, so wie sich alle Psalmen in Gloria endigen. Es ist zum Erstaunen, wie geläufig den Italienerinnen der Jargon der Liebe ist. Aber jene scharfsinnigen Erörterungen kasuistischer Fragen über diesen Punkt, wie sie ehemals,

besonders in Venedig, den Unterhaltungsgegenstand der geistvollsten Zirkel ausmachten, kommen nicht mehr vor. An die Beantwortung der Frage z. B. ob ein Liebhaber sich eher getrösten dürfe, wenn er seine Freundin durch den Tod, oder wenn er sie an einen Nebenbuhler verliere, wurde eben so viel Spitzfindigkeit verwendet, als an die, von Cicero *) angeführte, der Moralisten: ob einer von zween Unglüklichen, die sich bei einem Schiffbruch auf ein Brett gerettet haben, das nur Einen tragen könne, berechtigt sei, den andern herunterzustossen? Sind Sie nach einer Konversazion jener Art besonders lüstern, so können Sie sie in Albergati's Werken (T. IX. p. 79.) finden.

*) Offic. III. 23.

So viele Mühe giebt man sich heutzutage nicht mehr, wenn gleich die Gespräche über Liebesangelegenheiten die gewöhnlichsten sind. Die Liebe überhaupt wird in diesem Lande ganz anders angesehen, als bei uns. Ein Verliebter wird in Deutschland ausgelacht, wenn er seine Liebe durch etwas anders, als einen Heirathsantrag äussert. In Italien aber ist die Liebe die schönste, die achtungswürdigste Leidenschaft, der ein zartfühlendes Herz nicht entgehen kann. Sie ist die Mutter der grofsten Thaten, wie Alfieri sagt, und die italienische Geschichte nennt keinen grofsen Mann, der der Liebe nicht grofse Opfer gebracht hat. Wenn Petrarka seine Laura, Dante seine Beatrix, Boccacci seine Fiametta, Tasso seine Eleonora hatte, so durfen doch die Dei minorum gentium auch ihre Göttinnen haben, und daran lassen sie's nicht fehlen. Wo zween junge Männer beisammen sind, ist alles darauf zu wetten, dafs

ihr Gespräch sich um dergleichen Angelegenheiten drehe. Gewöhnlich weiſs Jedermann, wem dieser oder jener gerade huldigt, und selten sucht er die Ausbrüche seiner Leidenschaft, selbst an öffentlichen Orten, zu verbergen.

Um die Dame des Kreises dreht sich die ganze Unterhaltung, und es ist darum, wie Sie leicht denken können, nie von Politik die Rede. Dies ist überhaupt nicht die Schwachheit der Italiener, am wenigsten aber in Gesellschaft der Frauen. Das Gespräch ist nie ernsthaft, sondern immer so munter, wie möglich. Witz und Freiheit beleben die Unterhaltung über die Fehler anderer auf eine höchst genialische Weise. Médisance macht daher auch einen Haupttheil derselben aus. Bekanntlich sind die verständigsten und witzigsten Leute diesem Fehler am meisten unterworfen, und es giebt vielleicht keine interessanteren Mittheilungen,

als welche sich vertraute Freunde von ihren Bemerkungen über andere machen. Geschieht dieſs mit Gutmüthigkeit und Diskrezion, wer will es tadeln? Aber ist der Wiz hauptsächlich dabei wirksam, so wird das Gespräch ungerecht, die Neigung dazu ein Laster.

Dies ist, glaube ich, wirklich in Italien der Fall. Die Nazion ist, so wenige ächt wizige Schriftsteller sie besizt, dennoch die wizigste in Europa, und es giebt keine Sprache, die ihr so sehr dabei zu Hülfe kommt, als die italienische. Tausendmal erinnere ich mich unter ihnen an die Athener, deren Muthwillen kein Verdienst und keinen Gott verschonte, wenn sie auch gleich nachher vor beiden wieder zitternd und reuevoll im Staube lagen. In den vielen muthwilligen Novellen der Italiener ist die Geistlichkeit der Stand, welcher am meisten mitgenommen wird. Unzuchtige Sprüchwörter, welche man täglich hört, spotten derselben. — Alles das

geschieht, ohne dafs man es sich darum jemals einfallen liefse, an die Befreiung von dem Joch zu denken, welches ihnen die Geistlichkeit aufgelegt hat.

Es fehlt den Italienern gänzlich an Sinn für Naturschönheiten, wenn gleich die Natur ihre üppigsten Reize um sie ausgegossen hat. Daher ist auch die Gartenkunst bei ihnen noch so weit zurük, ist so wenig für öffentliche Spaziergänge gesorgt, werden die reizenden Villen der Voreltern so wenig genuzt, fehlt es ihnen beinahe an Idyllendichtern und an Geschmak für die Landschaftsmahlerei — Züge, welche sie eben so gut mit den Griechen gemein haben, als die oben angeführten. Diese Mängel schränken die Unterhaltung mehr auf Genüsse des Wizes und der Laune ein, und dieses ist um so nöthiger, da es ihnen eben so sehr an Sinn für häusliche Freuden fehlt. Theaterwerke, in welchen häusliche Szenen geschildert werden,

gefallen wenig: nur Federici's Dramen und einige Uebersezungen ausländischer Schriftsteller fangen an, ertragen zu werden, und wenn man den Beifall, den sie hie und da erhalten, nicht der Neuheit der Sache zuschreiben muſs, so darf man von demselben auf eine günstige Veränderung des Geistes der Nazion schliessen. —

Bei dieser Vorliebe für wizige Unterhaltung und komische Darstellung, ist daher der Lustigmacher das beliebteste Glied der Gesellschaft. Vom Leben gieng der Buffo ins Theater über; aber er ist auch reichlich beladen davon wieder zurükgekehrt. Selten finden Sie einen italienischen Zirkel, in welchem nicht ein solcher munterer Geselle, der alles sagt, und sich alles sagen läſst, die Hauptrolle spielt, die Weiber sind, um mich einer französischen Wendung zu bedienen, toll mit einem solchen Menschen, und es hat mir immer sehr an den Italienerinnen

mifsfallen, dafs sie ihre Neigung so leicht an dergleichen Karaktere verschenken, welche sie doch wahrlich nicht achten können.

Die höchste Verfeinerung der gesellschaftlichen Freude in Italien ist das Improvisiren.

Ich achte diese Fertigkeit in poetischer Rüksicht nicht im geringsten; aber ich habe die Italiener dennoch oft um dasselbe beneidet. Hat die Unterhaltung bei einem Mittagessen, oder sonst in einem muntern Zirkel einen ungewöhnlichen Flug genommen, und es erhebt sich dann einer aus der Gesellschaft, und singt das Lob der Damen des Kreises, das Glük der Freundschaft und der Liebe — wahrlich, wenn er nur ein erträgliches Organ hat, und ohne Anstofs fortsingt, so ist es ein Genufs, wie die gesellschaftlichen Freuden in Norden keinen darbieten.

Minder gefällt mir die Unterhaltung geistvoller Zirkel durch andere poetische Spielereien, wie die Rime obbligate u. dergl.

sind. Die bisarrsten Zusammenstellungen, welche der gebundene Reim zufällig hervorbringt, machen freilich lachen, jedoch nur für den Augenblik. Aber dergleichen Künsteleien sind der Tod der wahren Poesie, und ich habe manches schöne Talent gekannt, welches in der, eben nicht schwer zu erwerbenden Fertigkeit, Alles was man wollte, in gewisse Schlufsreimen zu zwingen, den höchsten Preis des poetischen Geistes sah.

In den Gesellschaften der mittleren Stände, unter welchen überhaupt noch am meisten Sittenreinheit und unschuldiger Frohsinn herrscht, unterhält man sich häufig mit gesellschaftlichen Spielen. Geküfst wird dabei freilich nicht; aber die meisten derselben sind die nehmlichen, die man in Deutschland nur mit veränderten Namen und andern Modifikationen hat. Beim Pfänderlösen u. s. w. hat man freilich auch gewisse abgedroschene Aufgaben, wie bei uns; aber oft mufste ich

über die schnelle Besonnenheit und den Erfindungsgeist erstaunen, womit die jüngsten Mädchen manchmal eine neue erfanden.

Ich will mit einer Bemerkung schliessen, von der ich wünschte, dafs sie falsch sein möchte. Ich glaube nehmlich bemerkt zu haben, dafs sich der natürliche Frohsinn der Nazion nach und nach zu verlieren anfängt. Sie werden sagen, das ist auch in Deutschland der Fall. Leider, ja, aber es läfst sich begreifen, wie es so kommen mufste.

Rom, den 13. *November* 1803.

Gestern, lieber Freund, bin ich wieder über Siena hier angekommen. Meine Reise wurde diesmal durch ein kleines Abentheuer merkwürdig. Ich mufste wegen der ausgetretenen Flusse einige Tage am Fufse des Berges von Radicofani liegen bleiben.

Wir hatten des Morgens früh Buonconvento verlassen. Unter heftigem Winde und beständigen Regenschauern reisten wir den ganzen Tag fort. Die Gegend, welche ich im lachendsten Sommer gerade vor der Erndte gesehen hatte, zog diesmal weder durch eine gefällige, noch grausenerregende Aussicht an. Jezt war sie ganz kahl, und der Regen trug natürlich nichts bei, sie zu verschönern. — Ueberall stiegen Dunste aus der Erde empor, sammelten sich an den Bergspizen, und entzogen dem Auge die Fernen. Ohnedies ist diese Strafse sehr öde. Nur einzeln stehende

erbärmliche Baurenhäuser sind hier die Zuflucht des Reisenden. Auch aus dem schneidendsten Windsturme rettet er sich nur ungern in solch eine Hütte.

Ausser den Ställen für das Vieh, ist ein grofser Theil des Erdgeschofses zur Hausflur gemacht, in welcher die Familie den Tag zubringt, und wo es auch der Reisende sich gefallen lassen mufs, zu bleiben, wenn er nicht bei Tage sein Schlafgemach sehen, und die Lust für die Ruhe der Nacht verlieren will. Hunde, Kazen, Hühner und die übrigen Hausthiere leben hier friedlich unter den Menschen, und es fällt dem Wirth nicht ein, eine Henne zu verscheuchen, welche sich etwa neben den Gast und sein Mittagsmahl auf den Tisch gesezt hat.

Die Hausflur dient zu gleicher Zeit zur Küche, und ist der Ort, wo alle Handarbeiten verrichtet werden. Sie können ihr Mahl von dem Huhn bis zu dem Eierkuchen ver-

folgen. Aber es ist doch erfreulich zu sehen, dafs es damit nicht so unreinlich zugeht, wie man glauben sollte.

Im Hintergrunde dieses Orts steht ein gewaltig grofser Heerd, welcher ungefähr die Form eines französischen Kamins hat. Um das Feuer herum ist eine niedrige Mauer im Halbkreise gezogen, welche zum Size für die sich Wärmenden dient. Die Hausmutter verläfst hier ihre Stelle nicht leicht, weil sie auf die kochenden Töpfe zu achten hat. Ist ein Kranker im Hause, so ist diefs der Plaz, wo er alle Zeit zubringt, in welcher er nicht ins Bette gezwungen ist. Der Kreis ist so grofs, dafs auch eine etwas zahlreiche Familie Raum bei dem gewaltigen Feuer findet. Abends, und wenn es draussen stürmt, sizt man hier beisammen. Keine weitere Beleuchtung erhellt das Ganze. Die verschiedenen Figuren in den mannigfaltigsten Stellungen, die Män-

ner meist in ihre Mäntel gehüllt — das Ganze thut eine höchst pittoreske Wirkung.

Hier müssen des Nachts, wenn es draussen brauset, und der Wind heulend durch die zahllosen Rizen der Wände dringt, Gespenster- und Räubergeschichten erzählt werden, um auch dem Vorurtheilsfreien ein Grausen abzuzwingen. Man sage ja nichts über unsere deutschen geheizten Bauerstuben. Hier ist mehr noch. Denken Sie sich dann die ausdruksvollen wilden Gesichter dieser Gebirgsbewohner, alle die Erinnerungen an häufigen, in diesen Gegenden begangenen Mord und Raub, und es läuft Ihnen eiskalt durch die Glieder, wenn Sie des Nachts in einiger Entfernung eine solche Gesellschaft erbliken.

Je höher gegen die Spize der Apenninen, desto unfreundlicher ist das Gebirge. Oft ganz ungebaut, nur mit Aussichten in tiefe Klüfte, oder über dunkle Wälder, oder

nach den fernen Felsen, erscheint das Land dem Reisenden höchst widrig. Sind hie und da Wolken um die Berge gezogen, oder verbietet der regenschwangere Horizont die Aussicht in die wechselreiche Ferne, so hat alles ein melancholisches Ansehen, das sich dem Wanderer mittheilt. Besonders unfreundlich ist die Bergspize, auf welcher Radicofani liegt. Ueberall sehen Sie fantastisch hingeworfenes Gestein, dessen wilde Form den Gedanken begünstigt, dafs hier in alten Zeiten ein fürchterlicher Vulkan gewüthet habe. Die ganze Natur hier ist in ewiger Bewegung; gewöhnlich heftige, plözlich wechselnde Winde, ewige Nebel und unbeständiges Wetter. Im höchsten Sommer sah ich die Dünste mit der Eile des Sturmwinds sich einem Rade gleich um den Berg drehen.

Grofs sind freilich die Aussichten von hier, aber selten nebelfrei. Die höchsten Berge, welche man zurükgelegt, und noch zu bestei-

gen hat, scheinen von dieser Höhe herab nur winzige Hügel. Weite Klüfte schwinden in schmale Schattenstreife, offene Thäler in kleinlichte Vertiefungen zusammen, und man verfolgt den gekrümmtesten Lauf der Flüsse, so weit das Auge reicht. Aber wenn schwere Dünste über diesen Aussichten liegen, so haben sie etwas so drukendes, dafs sie dem Geist gleichsam Gewalt anthun, und das freie Gedankenspiel einschränken.

In dieser Jahreszeit vollends, wo die Farben der Natur ganz abgebleicht sind, jeder magere Quell einen Bach, jeder Bach einen reissenden Bergstrom bildet, unter heftigem Wind und Regenschauer, ist es die unangenehmste Reise über dieses Gebirg. Die Bauernhäuser haben hier ohnedies ein so finsteres kerkernähnliches Aussehen; fehlt nun das mannigfaltige Leben der Arbeitenden, die Bewegung der Hausthiere um dieselben, so wird es einem vor dem Gedanken bange,

eine Stunde in solch einer Hütte zuzubringen. Nirgends läfst sich ein Vogel hören, nirgends auch nur ein Insekt erschauen. Selten begegnet man einem Wanderer, und wenn es geschieht, so eilt er, in seinen Mantel gehüllt, vorüber, und vergifst Grufs und Gegengrufs. Nicht einmal ein Baum, ein Gebüsch erfreut das wechselsuchende Auge.

Am Fufse dieses Berges war ich genöthigt einige Tage zuzubringen. Einige Flüsse, welche aus ihrem Bette getreten waren, hinderten die Fortsezung der Reise. Ich mufste hier bleiben, bis sich das Wasser verlaufen hatte.

Es war die elendeste Schenke, die man sich denken kann, berüchtigt durch den Aufenthalt von Räubern, und einsam in einem engen Thale gelegen, durch welches sich ein reissender Bergstrom wälzte. Die einzige Aussicht aus den Fenstern, wenn ich so einige elende, mit hölzernen Laden verschlossene

Oeffnungen nennen mag, gieng auf den gegenüber liegenden, von Giesbächen durchschnittenen Berg. Weiter war auch gar nichts zu sehen.

Hier einige Tage zuzubringen, schien mir schrecklich. Und dennoch erfreute ich mich, so lange meine Gefangenschaft dauerte, einer seltenen guten Laune. Wechsel ist es doch, was den unruhigen Geist des Menschen am besten befriedigt, und so gefiel mir auch hier meine Lage, weil sie neu war. Meine Gesellschaft bestand aus einem schwindsüchtigen Neapolitaner, mit welchem ich das Bette theilen mufste, zween Kurieren und einem russischen Offizier, welcher mit meinem Vetturin schlief, und jeden Morgen ganz durchnäfst vom einfallenden Regen aufstand. Unaufhörlich brannte ein gewaltiges Feuer in dem grofsen Kamin, in welchem ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Sieden des Wassers in meinem Theekessel lauerte.

Nach und nach bildete sich eine kleine Bibliothek über demselben. Die Beschäftigung mit dem Feuer, einige Lektüre, viel Plauderns und viel Schlafs, theilten sich in meine Zeit. Gerade noch früh genug, um keine zu unangenehme Erinnerung an diesen langweiligen Aufenthalt mit fortzunehmen, wurde der Weg wieder frei, und ich reiste den 8. weiter.

Rom, den 28. November 1803.

Noch immer ist das Wort: Panem et Circenses in Rom anwendbar. Wenn man es den Römern am ersten nicht fehlen läfst, kann man durch die leztern alles mit ihnen machen, was man will. Die abscheulichsten Regierungen haben immer durch dieses Mittel das Volk wieder mit sich versöhnt, und glänzende Verbrechen wurden leichter verziehen, als andere, denen das Volk keine ästhetische Seite abgewinnen konnte. Die katholische Religion hat auch daher wohl das Eigene erhalten, dafs sie bei den vielen Entbehrungen, auf welche sie ihre Kränze setzt, doch das Beschwerliche derselben durch eine Menge von Festlichkeiten und Genüssen vergütet. Sie hat um ihr ganzes Gebäude einen bunten Schleier geworfen, welcher der Phantasie einen eben so freien Spielraum gestattet, als er den der Vernunft einschränkt.

Man kann nicht leicht von Rom sprechen, ohne dafs sich diese oder ähnliche Betrachtungen von selbst aufdrängen. Sie sind mit dem, was ich Ihnen über die öffentlichen Vergnügungen der Römer sagen werde, in ziemlich nahem Zusammenhang. Der Karneval, welcher an der Spize derselben steht, scheint zwar in keiner Berührung mit jenen Ideen zu stehen; aber die Art, wie ihn die vierzigtägige Fastenzeit wieder gut zu machen sucht, beweist es doch, wie wenig er ausser dem Kreise liegt, in welchem sich die hierarchische Menschenbehandlung dreht. Er ist die erste aller römischen Vergnügungen geworden, und die einzige wirklich in ihrer Art.

Nach dem, was schon häufig darüber gesagt worden ist, darf ich ihn der Vollständigkeit wegen hier nur nennen. Die Jahrszeit, in welche er fällt, führt mich gleich auf die Theatervergnügungen, denen die Römer

mit aller Leidenschaft ergeben sind. Im Winter sind alle Theater der Stadt geöfnet, alle beinahe mit Menschen angefüllt. Opern, ernsthafte und komische, Komödie, Marionetten- Mimenspiel u. s. w. beleben sie fast jeden Abend, und auf einigen treibt der Polecenella sein allgemein gefälliges munteres Spiel. Jeder Seiltänzer, welcher sich sehen läfst, findet um diese Zeit ein zahlreiches Publikum in einem der Theater, und ich habe sogar einen ganzen Karneval hindurch das grofse Schauspielhaus von Aliberti gedrängt voll gesehen, um sich an den Künsten eines Rudels Hunde zu ergözen, welche Festungen erstürmten, und tausend linke Späße machten, an welchen die Quiriten grofse Freude hatten. Die Leidenschaft für's Theater bestellt um diese Zeit die Tische oft so kümmerlich, dafs es kaum begreiflich ist, wie sie bei leerem Magen so vergnügt sein können, und es gehören recht eigentlich die

vielen Zerknirschungen der Fastenzeit dazu, um ihnen die Tage erträglich zu machen, deren Abend man nicht im Theater geniessen kann. Dafür giebt aber die Religion während dieser Zeit ihre glänzendsten Schauspiele, und die heilige Woche ist reich an Ergözlichkeiten für Auge und Ohr.

In diese Zeit ungefähr fällt der römische Frühling. Er wird nur selten in kurzen Villeggiaturen genossen. Die müssige Welt strömt noch immer den Theatern zu, welche sich nach Ostern wieder öfnen. Zwar sind es von jezt an höchstens zwei, auf denen gespielt wird; selten nur sind die Opern, für die sich der öffentliche Geschmak doch entscheidend erklärt hat, vorzüglich. Aber man sammelt sich doch gerne in den engen traulichen Logen zusammen, wo man sehen und gesehen werden kann. Die Abende sind durch Konversazionen und Privatbälle beinahe niemals ausgefullt, und das Schauspielhaus der

einzige Ort, wo man darauf rechnen kann, Welt zu sehen.

Die eintretende heissere Jahrszeit fängt an die Theater zu entvölkern. Die Hize verschliefst die meisten den Tag über in ihre Wohnungen. Man läfst es sich daher nicht gerne gefallen, auch die kühlere Abendzeit innerhalb vier Wänden zu verlieren. Man hat auf andere Vergnügungen gesonnen, die Lüke auszufüllen, und geniefst den Abend gerne im Wagen auf dem Korso, wo man sich, troz des Staubes überredet hat, dafs man frische Luft geniesse. Langsam bewegen sich da die Wagen neben einander weg; man ist gepuzt, um sich zu zeigen; man lorgnirt die Andern, um sie zu bekritteln; man begrüfst sich, man winkt einander, man liebäugelt, macht sich Zeichen — kurz, man treibt es wie im Theater, nur dafs man das Vergnügen abgesonderter und immer in vertrauterer Gesellschaft geniefst. Nach Ein-

bruch der Nacht halten die Wagen vor den Kaffeehäusern, man nimmt Erfrischungen, hauptsächlich Eis, und begiebt sich von da entweder in die Theater, oder die wenigen um diese Zeit offenen Gesellschaften, oder macht Besuche, um späterhin, entweder zu Fuſs, oder zu Wagen, wieder in den Korso zurukzufahren.

Dies ist der gewöhnliche Genuſs der Sonntagabende im Sommer. Auch die schöne Welt vom zweiten und dritten Range besteigt zuweilen einen Miethwagen, und stellt sich selbst zufrieden auf einige Stunden unter die Götter majorum gentium. Diese hingegen machen sich die Freude so oft sie wollen, das heiſst, so oft sie sich langweilen — und das geschieht sehr oft.

Mehrere Abende in der Woche aber sind in dieser Jahrszeit durch andere Unterhaltungen ausgefullt. Augustus Grabmal ist es, worauf sich die Romer Schauspiele ganz ein-

ner Art geben lassen. Ehe ich sie Ihnen beschreibe, möchte ich Sie vorerst mit dem Lokal bekannt machen.

Der gröfste und vielleicht merkwürdigste Plaz des alten Roms war das Marsfeld. Es zog sich von dem Ufer der Tiber, in der Nähe der heutigen Porta del Popolo, bis an den Fufs des kapitolinischen Berges, und schlofs sich also von hier an den Brennpunkt der römischen Weltherrschaft an. Ganz eben, und gröfstentheils mit grünen Rasen überwachsen, war es der würdige Uebungsplaz für die römische Jugend. Hier befanden sich die Triumphbogen des Domitian, Gordian und Lucius Verus, welche die Via Lata zieren. Eine Menge von Säulengängen zogen sich längs derselben hin, Schatten und Obdach den Müden und den Müssigen gebend, und schöne Genüsse den Freunden der bildenden Kunst. Hier war die Villa Publica, wo die Gesandten der Verträge- und Frieden-

suchenden Nazionen beherbergt wurden. Nahe dabei stand das Amphitheater des Statilius Taurus, die Säulen des Antonin und Mark-Aurel, das Pantheon, die Termen des Agrippa, das Theater des Pompejus, worin 80,000 Menschen Plaz hatten, die Kurie mit ihren Hallen, wo Cäsar als das lezte Opfer des freien Römersinns fiel, der Cirkus des Flaminius, wo die Meisterwerke des Skopas standen, der Portikus der Oktavia, welcher, auf 270 Säulen ruhend, die vorzüglichsten Arbeiten von Phidias, Praxiteles und Polyklet enthielt; auf diesem Felde wechselten die schönsten Paläste und Tempel mit reizenden Gebüschen. Obelisken und Statuen zierten seine Ebenen, und prächtige Grabmale der berühmtesten Männer heiligten sie für den Römer. Unter diesen war auch das Mausoleum, welches von runder Form in die Höhe gebaut, mehrere Stokwerke enthielt, um welche immer ein Säulengang lief, der mit

Kolossalstatuen besezt war, und auf dessen Spize eine Bildsäule des Augusts gestanden haben soll. Vor dem Eingang waren zween Obelisken gestellt, und rund herum Cipressen gepflanzt.

Dieses Prachtgebäude ist der Ungerechtigkeit der Zeit nicht entgangen. Es stürzte grosentheils zusammen, und wurde vielleicht, wie es so vielen Meisterwerken altrömischer Architektur ergieng, zum Gebrauch für neuere Bäue abgetragen. Lange befand sich innerhalb der Zirkelmauer ein Garten, welcher aber späterhin zerstört wurde, als man das Gebäude zur Belustigung der heutigen Römer einzurichten anfieng. Es heifst nun das Amphitheater Vivaldi, und die Mauren, die es umgeben, sind wieder zwekmäfsig erhöht worden. Die Arena umschliessen die Ställe für die hier kämpfenden Thiere; über denselben ziehen sich die Size vom niedrigsten Range terrassenförmig in die Höhe, und oben

schliefst eine Reihe von etlichen fünfzig Logen, über denen noch eine Gallerie sich befindet, die Mauren des Gebäudes. Hier werden des Sommers jede Woche mehreremal Stiergefechte gehalten, an welchen die Römer, nach der sich einfindenden Menge zu urtheilen, grofses Vergnügen haben. Selten wird das Spiel blutig, denn es besteht meist nur darin, dafs die Thiere, Kuhe, Stiere und Büffel von einer eigenen Art Gladiatoren gereizt werden, sie zu verfolgen, und dafs diese dann auf eine besondere Weise ausweichen, oder wenn ihnen die Geschiklichkeit und der Muth fehlen, auf das Geländer hinauf springen. Ein kleiner rothseidener Mantel, und ein spiziger Stab sind die Angrifswaffen der Kämpfer. Mit dem leztern reizen sie das Thier, wenn es, wie häufig der Fall ist, keine Kunde von ihnen nehmen will; das erstere halten sie ihm vor, um es zu ärgern, werfen es ihm über die Augen,

und befestigen in der Eile wohl schnell eine papierne Rose auf seine Stirne. Manchmal geschieht es, dafs einer nicht mehr ausweichen kann; dann ergreift er das Thier bei den Hörnern, und läfst sich so schleppen, bis seine Kameraden herbei gekommen sind, und es fest gehalten haben. Mitten in dem Raum hängt ein männlicher rothgekleideter Popanz, an welchem das Thier manchmal seine Wuth auslässt; ein ausgestopftes Weibsbild steht eben so, und schnellt, wenn sich das Thier nähert, in die Erde hinab. Oft werden Hunde an dasselbe gehezt, und es sind jedesmal Preise für die Besizer derjenigen ausgesezt, welche stark genug waren, den Stier an den Ohren fest zu halten. Am gröfsten ist der Zulauf zu diesen Spielen, wenn ein toro bandito angekündigt ist. So nennen sie einen, durch verschmähte Liebe und gekränkten Stolz wüthend gemachten Stier. Ein solches Thier verläfst in diesem

Fall gleich seine Heerde, und stürmt rasend im Felde und in der Stadt herum, alles niederstossend, was ihm in den Weg kommt. Belohnungen sind für diejenigen ausgesezt, welche es wieder einfangen, und viele besizen für diesen Fall eine eigene bewundernswürdige Fertigkeit, ihnen auf eine Entfernung von 10 — 15 Schritte eine Schlinge um den Kopf zu werfen. Einer Belohnung werth ist aber auch der, welcher das gefährliche Thier bezähmt. Gewöhnlich richtet es viel Unheils an, und wem es in einer Strafse, wo er sich in kein Haus flüchten, oder sich nicht mehr zurükbrieben kann, begegnet, ist gewöhnlich verlohren.

Unbegreiflich ist es, wie die Polizei diesen Unfug so wenig beachtet. Beinahe jede Woche mehreremale kommen in der Stadt Ochsen aus, welche halb wüthend durch die Strafsen stürzen, und häufiges Unglük anrichten. Die Römer finden daran grofsen Spafs, und diesen

ehr wohlfeil, da es ja doch hie und da nur
inen Menschen kostet. Statt dem Thier aus-
uweichen, gehen ihm die Müssigen entgegen,
nd statt es zu bändigen, reizen es die Küh-
en noch mehr an. Das Vorurtheil, dafs
as Fleisch eines solchen Thiers, wenn es
rst vorher recht gejagt worden ist, besser
hmeke, hat dieses so gefährliche Spiel bis
zt erhalten.

Uebrigens ist es nicht nur der Hauptstadt
gen; in den Provinzen wird es nur noch
sschliessender und leidenschaftlicher getrie-
n. Ich hatte Gelegenheit, diese Bemerkung
f einer Reise zu machen, welche ich auf
e römischen Gebirge anstellte. In Subiaco,
nem ziemlich ansehnlichen Städtchen, lies-
n wir uns einige Tage nieder. Die Ein-
ohner, um uns keine zu schlechte Vorstel-
ng von ihnen mitnehmen zu lassen, jagten
nige Ochsen durch die Strafsen, und hez-
n endlich auf dem Platze Hunde an sie,

Die Ochsenliebhaber — so nennen sie die, welche leidenschaftlich für dieses Spiel eingenommen sind — hatten sich in ihre Festkleider geworfen, und zeigten ihren Muth durch kühne Nekereien, wodurch sie das Thier noch mehr reizten. Zuerst erschienen sie vor unserm Wirthshause, und nachdem sie uns hinlänglich unterhalten zu haben glaubten, wurde der Spafs in den übrigen Strafsen fortgesezt. Diese sind aber so enge, und hie und da so steil, dafs es jedesmal beinahe unbegreiflich ist, wenn kein Unglük geschieht. Und doch mufs sich jede Kuh und jeder Ochse, bevor sie geschlachtet werden, auf diese Weise erst seinen Tod verdienen.

Nach dieser Ausschweifung führe ich Sie zu einem minder gefährlichen, wenn gleich lärmenderm Schauspiel auf Augusts Grabe zurük. Es sind die Feuerwerke, welche mehrere Abende der Woche zur Sommerszeit

aselbst gegeben werden, und selbst da, wo
aan an die Girandola von der Engelsburg
ewöhnt ist, noch oft gefallen. Er ist manch-
al mit Polecenellen bevölkert, und der Un-
ernehmer weifs sich hierin immer dem Ge-
chmak seines Publikums anzupassen. Dabei
t das ganze Amphitheater schön beleuchtet,
ewöhnlich mit Menschen ganz angefüllt,
nd giebt so eine wirklich ganz eigene sel-
ene Ansicht.

So füllen die Thiergefechte und Feuerwerke
nige Sommerabende jeder Woche aus. Zween
ndre unterhält man sich auf eine sonderbare
Veise auf dem Plaze Navona. Bekanntlich
t dies einer der gröfsten Pläze Roms. Von
emlich regelmässiger Parallelogrammform
t er nicht überall mit schönen Palästen ein-
efafst; aber es zieren ihn wasserreiche Fon-
inen mit Obelisken. Er ist in der Mitte
was tiefer, und begünstigt so die Ueber-
chwemmung, welche das Fest des Abends

ausmacht. Durch die geöfneten Schleusen wird er ganz unter Wasser gesezt, und die Freude besteht darin, in demselben herumzufahren. Rings um den Plaz stehen die Tische der Früchteverkäufer, welche, Abends mit Lichtern überdekt, dem Plaze wirklich eine sehr fröhliche Ansicht verleihen. Die Fahrenden erfrischen sich mit den Früchten, das Wasser verbreitet eine angenehme Kühlung, und der Plaz wird von dem vielen Unrath, der sich von den Tischen der Verkäufer gesammelt hat, gereinigt. Die Römer sind so grofse Freunde dieses Schauspiels, dafs sogar die Kärrner mit ihren Karren sich in die Reihen der glänzendsten Equipagen mischen, und sich zum wenigsten eben so gut unterhalten, als ihre Fürsten.

Unter diesen Vergnügungen kommt die Herbstzeit heran, welche zum Genusse des Landlebens einladet. Die ganze schöne Welt flüchtet sich hinaus, und Frascati wird um

diese Zeit ihr Versammlungsort. Die ersten Familien der Stadt besizen da ihre Villen; öffentliche Tanzbelustigungen ziehen auch die, welche auf entferntern Lusthäusern leben, herbei, und es herrscht bei diesen Gelegenheiten ein weit freierer Ton, als in der Stadt. Viele freilich kommen auch nur, um ihre Spielparthien an einem andern Ort fortzusezen; aber die mannigfaltigen Freuden gewähren doch den Jüngern in der Gesellschaft manche Genüsse, welche für mich wenigstens das schönste waren, was Rom in seinen gesellschaftlichen Freuden darbietet.

Rom, den 20. Mai 1805.

Es ist bekannt genug, mein Freund, wie schlecht der Religionsunterricht in Italien beschaffen ist. Sein ganzes Wesen besteht beinahe in nichts anderem, als in einer Art von Abrichtung, (wenn ich diesen Ausdruk brauchen darf) um die öffentlichen Andachtsübungen mitmachen zu können. In Rom, sagte man mir immer, ist es besser als in Toskana und in Neapel; man hat daselbst durch häufige Katechisazionen dem Mangel an eigentlicher Religionsbildung abzuhelfen gesucht. Ich war sehr begierig, einmal einer solchen Uebung beizuwohnen, und traf es glücklich genug, als ich in das Pantheon ging, um ein dort ausgestelltes Gemälde zu betrachten.

Ich kam Nachmittags dahin, die Kinder waren schon versammelt, und die beiden Geschlechter abgesondert von einander gesezt,

ie Mädchen sogar mit Vorhängen umgeben,
m nicht zu sehen, und nicht gesehen zu
erden. Der Kurato, (Pfarrer des Kirch-
piels) und ein junger Abbate wechselten
ei beiden ab. Die Mädchen durfte ich nicht
ehen. Ich stellte mich zu den Jungen, und
örte aufmerksam zu.

Der Abbate hatte einen langen Haselstok
der Hand, um, wenn Ueberredung nichts
alf, desto gewisser durch ihn zu wirken.
ies war auch sehr nöthig. Die Buben be-
ugen sich so ungezogen, so naseweis, dafs
h mich nur über die Langmuth des un-
ärtigen Priesters wunderte, wenn er nicht
ters zuschlug. Die Gegenstände der Be-
hrung waren aber auch freilich von der
rt, dafs man den armen Jungen unmöglich
ehr Aufmerksamkeit zumuthen konnte. In
em Blik des Lehrers lag überdies so viel
uthwillen und Leichtsinn, dafs auch von
ieser Seite wenig Aufmunterung war, die

Sache ernstlicher zu nehmen als er. Der Unterricht bestand in nichts als Dogmatik. Von Sittenlehre oder Anwendung dogmatischer Säze auf das Leben keine Sylbe. Wie viel der Sakramente seien, die einfältigen, scholastischen Eintheilungen derselben, die Dreieinigkeit und die unbeflekte Empfängnis der heiligen Jungfrau, dies waren die Gegenstände, über welche diese Jungen von sechs bis zwölf Jahren aufgeklärt werden sollten.

Am längsten hielt sich der lüsterne Abbate bei der Jungfrauschaft der Maria auf. Der Gegenstand schien ihm zu gefallen, er behandelte ihn eigentlich con amore, das heißt bei elenden Menschen, recht schlecht. Einer der Jungen konnte die Virginità der heiligen Jungfrau nicht begreifen. Una donna, che ha fatto un bimbo, non può esser vergine, (eine Frau die ein Kind gebohren hat, kann keine Jungfrau mehr seyn) war sein unaufhörlicher Einwurf.

Das Gelächter der Umstehenden, welches auch zuweilen den ernsthaftesten Lehrer anstekte, machte dem Buben noch mehr Muth, seinen Einwurf öfters zu wiederholen. Der Abbate konnte diesen Zweifel im Anfang nicht anders lösen, als dafs er sagte, es seye ein Mistero, (Geheimnifs) und das Wesen eines Mistero bestehe darin, dafs man es nicht begreifen könne. Aber das Unglük war, dafs der naseweifse Junge nicht begreifen wollte, wie man ihn etwas zu glauben nöthigen könne, das er nicht begreife. Schon war der Lehrer im Begriff, zu der bündigsten Demonstrazion, zum Haselstok, seine Zuflucht zu nehmen, als er plözlich mit den Worten: ecco ora velo spiegherò! (seht, jezt will ich's euch erklären!) aufsprang. Mit mehr Selbstgefälligkeit hatte gewifs jener griechische Philosoph sein: Ich habs gefunden, nicht ausgerufen, als der Abbate nun anfing: „wenn ich dir einen

Spiegel vorhalte, so ist dein Bild in demselben, nicht wahr?" — Ja. — „Nun bist du aber darum in dem Spiegel?" — Nein. — „Oder wird der Spiegel durch dein Bild verunreinigt?" — Nein. — „Gerade so erginge, als der heilige Geist, der darum auch ausdrüklich die Gestalt einer Taube, als des Zeichens der Unschuld, annahm, die heilige Jungfrau überschattete." „Ecco, ora è spiegato!" — (seht jezt ist's erklärt!) rief er nun, indem er selbstgefällig lächelte, und mit dem Kopf nikte, siete ora contenti? (seid ihr jezt zufrieden?) — Der Junge war's noch nicht; allein er erhielt auf seine weitern Einwürfe keine Antwort, als das ora è spiegato, und, als er nicht zufrieden seyn wollte, brachte ihn der Haselstok zum Stillschweigen.

Dabei erschien es klar, wie wenig ernstlich Jedermann die Sache nahm. Das Ganze war eine Komödie für die Jugend, den Leh-

rer und die Zuhörer. Ungezogene Mienen und zweideutige Worte von Seiten der erstern; pedantische Späfse und lüsterne Blike des Lehrers auf die anwesenden Weiber bei Erörterung der schlüpfrigen Legende, und Lachen und Einsprechen der Zuhörer in die Ohren der Kinder. Am Ende wurden lange lateinische Psalmen gesungen, wobei die Armen auf den Knieen liegen, und die Hände falten mufsten. Sie wollten nicht ruhig bleiben. Noch lange ehe die Uebung zu Ende war, riefen die Jungens: compassione, fine! (Barmherzigkeit, ach endigen Sie einmal!)

Dies war eine der so gerühmten römischen Kathechisazionen. Späterhin hörte ich noch andere, in welchen es um kein Haar besser herging. Wird es Ihnen nicht begreiflich, warum so wenig Religion in Rom ist? Warum in dem Siz des katholischen Glaubens am frechsten gesündigt wird?

Nirgends ist es auffallender, als in Rom, wie sehr man blos die Aussenseite der Religion beobachtet. Wer ganz unbekannt mit europäischen Sitten und Meinungen in diese Stadt käme, und betrachtete die meisten kirchlichen Feierlichkeiten, der würde nie den Gedanken empfangen können, dafs das der Religion wegen geschähe. Jede Prozession z. B. deren man beinahe jede Woche einige sehen kann, wird durch Spiele unterbrochen. Tambours und türkische Musik wechseln ihre Märsche und Tänze mit dem Kirchengesang, und man wirft die in der Prozession Gehenden mit Blumen, und wird wieder von ihnen geworfen. Neben den Lichterträgern gehen Arme her, die ein Papier unterhalten, um das abträufelnde Wachs aufzufangen. Gestern sah ich es, wie sich gleich nach geendigter Funktion in der Peterskirche eine Menge Strassenjungen auf den Boden derselben warfen, um das Wachs

abzuschaben, welches von den vielen Lichtern herabgeflossen war. Nirgends sehen Sie so leicht einen Funken von Andacht, und jeder betrachtet dergleichen Feierlichkeiten als das Schauspiel des Tags. Jedes Glied derselben puzt sich auf eine phantastische Weise heraus, und wer schöne Haare hat, unterläfst gewifs nicht sie bei solcher Gelegenheit fliegen zu lassen. Der Tambour, welcher vor der Prozession hergeht, erinnert einen an den Geist der Religion, deren Reich von dieser Welt ist, und welcher durch Politik und Gewalt gehandhabt wird. Zwar gebieten die Soldaten, welche sie begleiten, dafs man die Hüte abziehen soll; aber dieses und das Niederknien oder Bücken, wenn die Monstranz vorüber kommt, ist auch das einzige Zeichen von Ehrfurcht, welches Sie bemerken können. Oft hat es mir Gedanken gemacht, wie es möglich sei, dafs sich dieses Sistem, bei so weniger Aufmerksamkeit auf

Verhütung des Aergernisses, doch so lange gehalten habe. Freilich beantwortet die Geschichte alle ähnlichen Fragen: aber es thut mir auf der andern Seite auch manchmal wehe, wenn ich sehe, wie wenig man, bei einem so grossen Reichthum von Mitteln, dennoch wirkte. Wenn es wahr ist, dafs es für den Grofstheil der Menschen keine Religion geben kann, welche nicht auch auf die Sinne wirkt, so schmerzt es hier um so mehr, den grofsen Vorrath von schönen und erhabenen Sinnenwirkungen durch nachlässige Ausübung, durch leichtsinniges Beibehalten des Lächerlichen entstellt zu sehen. Was vermag ein katholischer Geistlicher nicht aus seinem Publikum zu machen! Stellen Sie ihn auf die Kanzel, geben Sie ihm nur mittelmäfsige Beredsamkeit, aber Menschenkenntnifs, und er zieht sein Publikum hinter sich her, und führt es, wohin er will. Jedem Satze der Sittenlehre stehen in den reichhal-

tigen Legenden eine Menge der schönsten Beispiele zu Gebot. Durch natürliche Erzählung, was dieser gelitten, jener gearbeitet, dieser errungen hat, mufs es ihm jeden Augenblick gelingen, die vielleicht erschlaffte Aufmerksamkeit der Zuhörer wieder zu ermuntern. Und hat er ihre Geister auf den Punkt erhoben, wo auch die Sinne für den höhern Flug desselben wirksam sind, da weifst er sie auf das Bild des Gekreuzigten, auf die unschuldige Gestalt der göttlichen Mutter, auf die himmlische Begeisterung des Propheten, auf die Qualen der Verdammten, deren Bilder alle ihn umgeben. O man braucht seinen Vortheil nur wenig zu verstehen, um aus den Menschen zu machen, was man will!

Ich habe in Italien mehrere Prediger gehört, welche das wirklich verstanden. Uns Nordländern wäre ihre Aktion freilich übertrieben vorgekommen; aber den Italienern

war es nicht so. In schwärmerische Dämmerung hüllen sie die Kirche durch Verschliessung der Vorhänge. Angenehme Gerüche waren durch's Räuchern und durch Ausstreuen von Lorbeer- und andern duftenden Blättern auf dem Boden verbreitet. Mit einem leisen Gebet fiengen sie an, ergriffen mit Ruhe und im Tone der blossen Belehrung ihren Gegenstand, schritten allmählich weiter in Steigerung des Ausdruks, bis sie am Ende alle Leidenschaften zu Hülfe erhalten hatten, und oft, unter lautem Schluchzen, die Zuhörer zu ihrem ewigen Heil beschworen.

Die Wirkung welche ich sie auf diese Weise hervorbringen sah, dauerte aber nicht lange. Gewöhnlich wird nur zur Fastenzeit gepredigt; aber dann alle Tage. Ein Geistlicher hat sich so für Vierzig Predigten zu versehen, von denen er jeden Tag eine andere von sich geben mufs. Ist er ein gros-

ser Redner, so hat er die Kirche immer voll, und wirkt viel Gutes. Sind aber die Fasten vorbei, so erlischt nach und nach der Eindruk, und es ist nicht viel besser, als ob er nie da gewesen wäre.

Was mich bei Anhörung Italienischer Prediger freute, war zu bemerken, wie wenig die Rede von den Ketzern war. Einen freilich hörte ich in Florenz behaupten, die Protestanten seien immer agitati di cuore, (ängstlichbewegten Gemüths). Finster, schwermüthig und unruhig, und dieſs sei schon die Ahnung der ewigen Verdammniſs, welcher keiner von ihnen entgehen könnte. Ich saſs dem armen Redner gerade mit dem munterſten Herzen gegen über, und ein Italiener von meiner Bekanntschaft sagte mir bei diesen Worten mit Lachen: „da müssen Sie doch wohl eine Ausnahme machen, wenn Sie sich anders nicht unglaublich verstellen können.“

Sonst habe ich selten ähnliche Dinge gehört. Nur vor mehreren Jahren, als man bald gegen die Jakobiner, bald gegen die Royalisten predigte, geschah es manchmal, daſs der fanatische Marchetti in Toskana und in Rom, wenn er alles Otterngezüchte exorcisierte, ausrief: fuori Giacobini, fuori Calvinisti, fuori Luterani! (hinaus ihr Jakobiner! u. s. w.)

Rom, den 10. Juni 1805.

Unter den vielen Fremden, welche jedes Jahr Italien besuchen, sind die Engländer die willkommensten Gäste. Sie geniessen da die altenglische Gastfreiheit, welche ihr bekanntes Sprüchwort rühmt: ich lobe mir die Freiheit von Alt-England, da kann man für sein Geld haben, was man will, und haben sie sich sonst reichlich zu nuze gemacht. Sie verschwendeten die ungeheuersten Summen auf die unsinnigste Weise, und überhoben die Italiener selbst der Mühe, sie zu betrügen, weil sie eine solche Gleichgültigkeit gegen das Geld zeigten, dafs mancher sich noch der Zeit erinnern will, wo sich kein Engländer so leicht, was er auch kaufte, auf einen Piaster oder Zechin herausgeben liefs. Das ist nun freilich vorbei. Seit einiger Zeit fangen nun auch die weniger bemittelten Stände in

England an zu reisen, und diese knausern so gut als andre Nazionen, und, wie viele versichern, mehr als die Deutschen, welche man sonst im Punkte der Freigebigkeit den Engländern allein nachgesezt hat. Ihre Knauserei wird aber beschwerlicher als die der andern Nazionen, weil das barsche Wesen der Britten überhaupt nur dann von den Italienern ertragen wird, wenn sie ihren offenbaren Vortheil dabei sehen. Indefs hat sich die alte Idee doch noch nicht verlohren, und wenn man einen Fremden recht viel Geld verschwenden, und recht tolle Streiche machen sieht, so schwört jeder Italiener darauf, dafs er ein Engländer sei.

Man thut den Britten sehr häufig die Ehre an, ihn auf das Theater zu bringen, und als Deus ex machina auftreten zu lassen, welcher am Ende den Knoten auflöst oder zerhaut. Beneiden wir ihn nicht um diese Ehre, wenn wir gleich noch schlimmer weg

kommen. Solch ein Engländer ist gewöhnlich ein dicker, rothbäkiger Kerl mit fliegenden Haaren, der in Nankinghosen und weiten, sehr kurzen Kleidern steckt. In seinen Bewegungen ist er ässerst langsam, bükt beim Kompliment nur den Kopf, und macht tausend Verstöfse gegen die gute Lebensart. Er spricht sehr wenig und nur abgebrochen, ist häufig lebenssatt, und spielt immer mit Pistolen, ungeachtet man ihn durch eine Drohung von Messerstichen in's Bokshorn jagen kann. Als Liebhaber ist er äusserst plump und gemein, läfst sich aber bedeuten, wenn er findet dafs die Geliebte, wie das gewöhnlich der Fall ist, schon für einen andern entschieden hat. Mang es alsdann Banknoten kosten, so viel es will, er bringt das liebende Paar auch gegen den Willen der Eltern zusammen; denn edelmüthig ist er im höchsten Grad, und weil sie keine andern als Reiche aufs Theater bringen,

verschwenderisch bis zur Ausschweifung. Die Die Entwikelung geschieht in solchen Stüken immer durch brittisches Geld, und der Engländer, welcher im Anfang unaufhörlich zum Besten gehalten wurde, begnügt sich nun mit Dankbarkeit und Verwunderung. Er findet, dafs das Bewufstsein, Glückliche gemacht zu haben, selbst glüklich mache, und der Vorhang fällt, ohne dafs er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hat.

Daran mufs aber das Publikum doch seinen Spafs haben, wenn gleich nie Ernst gemacht wird. Boxen und Erschiessen sind die Brennpunkte des Komischen in dergleichen Stücken. Die 100,000 Pfund Sterling, wovon dann immer die Rede ist, machen auch einen guten Effekt auf die Zuschauer, und sezen es ungefähr in dieselbe Begeisterung, welche den Hungrigen beim Geruch eines Bratens ergreift, zu dem er nicht eingeladen wird. Jedesmal, wenn eine solche

Summe genannt wird, tönt ein tief heraufgezogenes, ach! aus dem Parterre, welches nichts anders heifst, als: stiesse ich doch auch einmal auf einen solchen Engländer.

Lord Bristol, welcher vor einigen Jahren in Rom gestorben ist, wäre ein Original in London gewesen, aber in Rom mufste er nur desto mehr auffallen. Die höchste Corruption des Weltmanns, mit dessen spitzfündigen Begriffen von Ehre, sein unerträglicher Nazionalstolz und seine Derbheit im Betragen, zogen ihm den Abscheu aller derer zu, welche nicht von ihm lebten. Nach englischer Weise sammelte er Kunstsachen um jeden Preis, war aber eben so berühmt durch seine Unkenntnifs und Geschmaklosigkeit, als durch die Freigebigkeit mit der er bezahlte, — wenn er Geld hatte. Er häufte einen Wust von Gutem und Schlechtem zusammen, als ob der blosse Zufall und kein vernünftiger Gedanke die Wahl geleitet

hätte. In der langen Beschäftigung mit dergleichen Gegenständen, hatte er sich eigene Grundsäze gebildet, deren Abgeschmaktheit sein Eigendünkel nicht einsah, und gegen die er keinen Widerspruch ertrug. Oft schien es als ob er des ganzen Kunstwesens spottete. Er verscheuchte aber diesen Gedanken bald wieder durch die Ernsthaftigkeit und die Verschwendung womit er sein Wesen trieb. So galt ihm z. B. eine Kopie so viel als ein Originalgemälde, und er schäzte die erstere sogar höher, indem, wie er sich sehr wizig auszudrüken vermeinte, doch Jedermann die Tochter der Mutter vorzöge. Seine Bestellungen trafen jeden, der ihm gerade in seiner Laune in den Weg lief, und beglükten häufiger die schlechten Künstler, als die guten. Die Guten, sagte er dann, wenn man ihm das vorwarf, finden von selbst Bestellungen. Diese Wichte aber haben's nöthig, um nicht Hungers zu sterben. Freilich muss-

ten diese Beglükten sich jede Demüthigung von ihm gefallen lassen, und sich zur Ausführung der bizarrsten Ideen hergeben, welche seine tolle Laune gebohren hatte. Aber manchem sehr mittelmäfsigen Künstler verrükte er durch seine Aufgaben und seinen Beifall noch mehr den Kopf, dafs er ein Meisterstük geliefert zu haben glaubte, wenn er nur für ein Meisterstük bezahlt worden war.

So häufig Ausschweifungen der Leidenschaften in Italien sind, so gerne man sie verzeiht, so selten sind ähnliche Verirrungen des Verstandes und der Grundsäze. Dergleichen Bizarrerien bleiben daher lange im Gedächtnifs des Volks, und der Name Bristol wird sobald nicht aufhören, ein abentheuerliches Gemische von Derbheit, Grofsmuth und Eigendünkel zu bezeichnen.

Ohne damit eine Aehnlichkeit der Karaktere bezeichnen zu wollen, wenn ich von

Lord Bristol auf den König Gustav III von Schweden überge, führe ich ihn nur darum an, weil sich sein Andenken sehr lange in Italien erhalten hat. Ein protestantischer König, und ein König von so vieler Popularität und Bonhomie war eine zu auffallende Erscheinung, als dafs sie so leicht hätte vergessen werden können. Noch jezt erzählen die Italiener daher gerne von dem Conte di Haga, unter welchen Namen er reiste, und sprachen mit Lachen von seiner Knauserei, wie sie ihnen vorkam. Sie machten die Spottverse auf ihn:

Il Conte di Haga
Tutto-vede, poco intende,
Nissuno paga.

Lassen aber dem ungeachtet seinem Verstand, und besonders seiner Wifsbegierde alle Gerechtigkeit wiederfahren. Indefs ist doch eine, beinahe oft kindische, Lüsternheit nach den Schäzen des Süden nicht unbe-

merkt geblieben, und der herrschende Begriff von der Armseligkeit eines nordischen Königreichs dadurch bestätigt worden. Er reifste ohne allen äussern Glanz, sonderte sich oft von seinem Gefolge ab, und hieng sich dem nächsten Besten in den Arm, welchen er traf. So machte er, ohne dafs er erkannt wurde, mit einem jungen Schweden zu Livorno Bekanntschaft, und schlenderte mit diesem auf allen Kaffeehäusern und Strafsen umher. Die Landsmannschaft machte die Beiden sehr munter, und der Schwede erfuhr spät genug, nachdem er viel mit seinem Landsmann über die überflüssige Reise seines Königs gespottet, dafs es sein König selbst sei, dem er sich ergossen hatte.

In unserm Zeitalter ist der blosse Ruf der Ehrlichkeit kein beneideter Vorzug. Die Deutschen haben ihn in Italien, aber mit den Zusätzen, welche ihn sehr verkümmern. Der Grofstheil der Nazion thut uns die Ehre,

an, uns für gute Bursche zu halten, denen man trauen darf, sobald es nur auf Redlichkeit ankömmt, und nicht auf Kopf. Auf ihrem Theater machen wir eine erbärmliche Figur. Entweder ist der Deutsche ein besoffener Soldat, der sehr grofssprecherisch ist, wenig Muth besizt, die Sprache radbrecht, und immer tar Taif! (der Teufel!) flucht, oder er ist ein plumper, ungeschikter Bedienter, und, wenn's hoch kommt, ein Baron auf dem Laude, der hübsch bürgerlich zusammen bringt, was sich liebt. Nur in den verschiedenen Theaterstüken, welche die Italiener über die Geschichte Friedrichs des Grossen haben, spielen wir eine ehrenvollere Rolle. Aber die meisten Italiener wissen nicht, dafs die Preussen Deutsche sind, und so kommt uns auch nicht einmal die Grösse des grossen Königs zu statten.

Was den Ruf der Trinksucht betrift, in welchem die Deutschen stehen, so wird er

ählich durch die vielen Glieder unserer
zion gerechtfertigt, welche, entweder als
erknechte, oder als Soldaten in Italien
en. Der geringe Preis und die Güte des
eins verführt unsere Landsleute zum un-
ssigen Gebrauch desselben, und die we-
sten erreichen auch darum ein hohes
er. Die vielen Deutschen, welche in Nea-
litanischen Diensten stehen, sterben meist
der Lungensucht, indem sie sich beinahe
n nichts anderm als von Wein nähren.
n auffallendes Beispiel von Trunkenheit
regt in Italien Aufmerksamkeit, und der
osse Haufen, welcher immer nach dem
inzelnen schliefst, findet natürlich keinen
rund, seine alten Ideen über unsere Nazion
u ändern, wenn gleich die Gebildetern nicht
o ungerecht sind, ein ganzes Volk nach
em Auswurf desselben zu beurtheilen. Sind
och auch wir unbillig genug gegen die
taliener, und sind doch die herrschenden

Begriffe, welche unter uns über sie im Umlauf sind, auch nur aus ungetreuen Berichten, nach Romanen, und nach den armen Teufeln gebildet, die sich aus Italien zu uns verlieren, und denen man wenigstens nachsagen muſs, daſs es ihnen nicht an Industrie fehlt, wenn sie gleich in der Wahl des Zweigs derselben nicht sehr ekel sind. —

Rom, den 8. Juli 1805.

Ich habe mich verschiedene male so lange
Rom aufgehalten, dafs ich Ihrer Forde-
ung nicht mehr ausweichen kann, Ihnen
was von den heutigen Römern zu erzählen.
ie meisten Reisebeschreiber haben über den
uinen, Gemälden und Statuen, und über
en alten Quarten die neuen so ganz ver-
essen, dafs es immer noch der Mühe werth
, ein Karakterbild der leztern zu entwer-
n. Ich mache mich zur Vollständigkeit
esselben nicht anheischig, werde Sie aber
och auf manche Züge um so zuversichtli-
her aufmerksam machen, da sich das, was
ch Ihnen bemerke, durch die Eigenthüm-
ichkeit der Verhältnisse des Volks weit schär-
er bezeichnet hat, als in andern Städten
taliens. Ein, blos von Priestern beherrsch-
er, ziemlich ansehnlicher Staat; eine grosse
Hauptstadt, welche den Mittelpunkt einer

Religion ausmacht, die die Menschen zu Brüdern, folglich an Sinn und Geist ähnlich zu machen den Zweck hat, und ihn vielleicht höchstens in ihrem nächsten Kreise erreichte; die Jahrhunderte lang ununterbrochen sich gleich bleibende Tendenz der Regierung; der laute Nachklang der Vergangenheit, wie er nirgends gehört wird, die Einwirkung des Bodens und Himmels — sehen Sie hier gedrängt, die Umstände vereinigt, welche aus den Römern das gemacht haben, was sie heutzutage sind — ein Volk voll Freiheitsinns, und sklavisch gehorsam in Politik und Religion; von starkem Karakter, und in niedriges Verderben versunken; voll Geists, und diesen nur auf Künste der Sinne verwendend, mit den Erinnerungen seiner alten Grösse die verächtlichste Gleichgültigkeit gegen die Forderungen höherer Bildung verbindend, voll geistlicher und Religionsverrichtungen, und doch in völligem Unglauben lebend:

mit dem gränzenlosesten Unglauben eine ausschweifende Devotion vereinigend; voll hohen Adels, und doch ohne Adelstolz. — Dies sind kurz die Züge im Karakter der heutigen Römer.

Wenn ich Ihnen diese näher entwickeln soll, so muſs ich Sie zuerst auf dasjenige aufmerksam machen, was die Religion in Rom ist: gerade aus demselben Grund, warum ich, wenn ich etwas uber den Karakter der Engländer sagen sollte, bei ihrem Handel anfangen müſste. Religion und Handel sind der Keim, aus welchem sich der Geist beider Nazionen und beider Staaten entwickelt hat. Religion ist die Stuze, auf welchen das sonderbare Gebaude der römischen Regierung schon Jahrtausende durch ruht, und auf welcher es sich auch länger erhalten dürfte, als jede andere Staatsform. „Das Reich Gottes hat sich auf diesen Flek Erde herab gesenkt," sagte mir einst ein römischer Mönch, „und

dafs es im Himmel gegründet ist, beweise seine unveränderliche Dauer, welche alle Staaten Europa's neben sich niederstürzen, und in oft wechselnden Formen sich wieder erheben gesehen hat." Es hat sich durch die anscheinenden Widersprüche der Unveränderlichkeit seiner Zwecke, so wie seiner Akkommodazion zu dem immer sich ändernden Geist der Zeit erhalten. Um seine Tendenz zu bewahren, schuf es sich zu seinen Beherrschern gleichsam eine neue Menschenklasse, die nur in derselben bestehen konnte, weil sie, selbst durch die Entbehrung der ersten Naturbedürfnisse, eine gewisse unnatürliche Erhöhung über die übrigen Menschen erkünstelt hatte, in welcher sie den Beruf und die Neigung zur Weltherrschaft finden mufste. Es war in derselben längst Grundsaz geworden, dafs, wer nicht zur Kaste gehöre, auch leicht derselben aufgeopfert werden könne; indem es ausser ihr

losse Werkzeuge, keine Selbstzweke mehr
ebe.

Ich will Sie nicht näher in den Geist die-
es Systems hineinführen. Es steht ja seit
ahrtausenden da, und, obgleich längst durch-
chaut, noch immer fest gegründet. Aber
as ist es um die Grundsäze, welche man
ffentlich bekannte, und selbst zu befolgen
as Ansehen haben wollte, damit Andre sich
esto williger ihnen unterordnen möchten?
Wo man das tägliche Beispiel vor Augen
at, wie man sich durch religiöse Verdienste
n den ersten Rang der Menschen, in die
Klasse der Ueberirdischen selbst hinauf
chwingen kann, solte es doch lokend ge-
ug seyn, nach der herrlichsten aller Kronen
u streben? Aber eben darum, weil man sie
o nahe sieht, ist ihr Reiz verloren, und
hat Rom der Welt die wenigsten ächten
Heiligen gegeben. Ferne von der Hauptstadt
der Religion, in dem unschuldigen Wahne,

dafs der fromme Traum des gläubigen Herzens dort in seiner vollendetsten Wirklichkeit dastehe, rangen die einfältigen Dulder, die redlichen Arbeiter im Garten Gottes um den sauern Lorbeer, den ihr Verdienst erst nicht einmal allein zu bezahlen vermochte. In der Stadt, wo das Thor zum Himmel sich befindet, bekümmerte man sich wenig um den Eingang in dasselbe; denn täglich hatte man ja Veranlassung es dem Virgilschen Traumthor zu vergleichen, woraus die trüglichen Schlummerbilder heraus dünsten.

Die Zeit, wo man anders in der übrigen Welt dachte, ist vorüber. Weggehoben ist der blendende Schleier, überflüssig die wenige Vorstellung geworden, welcher man sonst noch benothigt schien. Die Priester in Rom haben ihres Lebens kein Hehl mehr: laut sprechen sie's in Wort und That aus, dafs auch sie Sünder sind. Niemand ist in der Stadt welchen der fromme Betrug noch

uschen könnte; der sich durch ein heu-
helndes Auge betrügen liesse. So täglich
at man Gelegenheit die Trennung des Men-
chen vom Amte zu beobachten, und in dem
egnenden Priester den sündigen Menschen
u erkennen. Zu laut freilich darf die Spra-
he des gesunden Menschenverstandes nicht
erden; sie hat es mit einem Stande zu thun,
elcher der herrschende ist, und findet in
rer Unterwürfigkeit eine, eben nicht sehr
eneidenswerthe, Bequemlichkeit, allein Nei-
ungen zu folgen, so lange man die der an-
ern nicht angreift. Armuth und Müssig-
ng haben die Weltlichen so tief ernie-
rigt, dafs sie gleichsam nur Geleitsterne
er Himmelskörper ausmachen können, von
enen sie Licht, Wärme und Leben empfan-
en. Ein grösserer oder kleinerer Kreis ist
n jeden Geistlichen in Rom gebildet, der
ur von seinen Blicken, seiner Freigebigkeit
bt, und ihm keine Forderung versagen darf,

welche die muthwilligste Lüsternheit nur immer machen kann. Da die Geistlichkeit im äussern Leben gewissen Bedürfnissen zu entsagen scheinen mufs, so erholt sie sich in der Stille dafür, und bringt das Gefühl der Pflichtlosigkeit durch den verstohlenen Genufs der verbotenen Frucht um so reichlicher ein. Wo es Alle so treiben, braucht sich keiner vor dem andern Gewalt anzuthun. Alle zusammen fühlen ja die Unmöglichkeit, durch Beispiel zu lehren, und können sich immerhin auf Leo X. selbst berufen, welcher, durch seine Behauptung, die Hierarchie sei so lange sicher, als man nur die Lehre, nicht das Beispiel derselben angreife, jede Ausschweifung zu sanktioniren schien.

Was hilft es, Ihnen alles zu sagen was jeder weifs? Gehen Sie nur mit mir in eine der Kirchen Roms, wenn gerade die höchste Feier der Religion der Sinnlichkeit einen

kurzen Stillstand gebieten sollte. Was sehen Sie aber im St. Peter, wenn der Pabst selbst die Messe liefst? Mit Menschen angefüllt ist der ungeheure Dom; doch Niemand achtet des betenden Oberpriesters. Wer sich hinzudrängt, thut es, den ganzen höhern Klerus zu mustern. In langen Reihen sizen die Bepurpurten hinunter. Hinter ihnen, etwas in der Höhe zum Theil, haben die ersten Damen der Stadt mit ihren Begleitern die Pläze. Aber warum sizen diese Leute denn alle hier beisammen? Sehen Sie irgend im ganzen Kreis ein Zeichen wahrer Andacht, und fällt es Ihnen nicht auf, wie Pius VI. mit seinem Beine koquettirt? Das heilige Kollegium selbst thut sich keinen Zwang an, und sieht ungescheut zu den Schönen empor, welche so oft schon im Konklave entschieden. Sie enthlöden sich selbst nicht einmal, ein Gespräch mit ihnen anzufangen, und, während das Höchste ausgesprochen wird,

sie durch einen zweideutigen Scherz lachen zu machen. Mit ernsterm Gesicht müssen des alten Roms Auguren ihr Spiel getrieben haben, sonst wäre die bekannte Anmerkung Cicero's doch nur ein fader Spafs gewesen.

Alles diefs gilt von der ganzen, in dem Dom versammelten Menge. Man glaubt in grossen Gesellschaftssälen zu seyn, und vergleicht die Scenen am Hochaltar mit dem Theater, von dem man sich in jene Säle flüchtet, wenn es der Neugierde keinen Raum mehr giebt. Man bewegt sich um einander herum, bekomplimentirt sich, fragt nach der Familie, nach Stadt- und Weltneuigkeiten; Gruppen bilden sich zur Unterhaltung, welche oft ziemlich laut wird. Andre stellen sich an die Kunstwerke, sie zu betrachten, zu loben und zu tadeln. Andre sind müde vom lange Herumgehen, und suchen sich Size auf, wo sie entweder schlafen, oder die Unterhaltung fortsezen. Die

frömmern Haufen sammeln sich um den bronzenen Petrus, der, heute in Galla gekleidet, im völligen Schmuk der päbstlichen Würde prangt. An seinem lehrend empor gehobenen Finger flammt ein reicher Brillantring. Weit feuriger wird heute sein Fuſs gekuſst; und man vergiſst sein rufsiges Bronzgesicht über den prächtigen Mantel, welcher ihn bedekt. Begierig wird er betastet, da Petrus weit populärer ist, als sein Nachfolger, dem man sich so ungescheut nicht nähern darf, und häufig entstehen zu seinen Füſsen Wortstreite über den Stoff aus welchem seine Kleidung besteht.

Weiter unten im Schiff des Gebäudes steht ein Detaschement päbstlicher Soldaten unter dem Gewehre, und vollendet die Täuschung, daſs man nicht in einer Kirche ist. Man fühlt auch nicht das geringste von dem, was sich einem doch in einem so herrlichen Gotteshause aufdringen sollte. So viele kom-

men, gehen, sizen, knien, und Alle zeigen sich in so mannigfachen Situazionen, die sich nicht mit den Empfindungen der Andacht vertragen, dafs wenig Frivolität dazu gehört, um es hier wie die Meisten zu treiben. Alle sind heute in festlichem Gewande; je schöner eine ist, desto freier auch gekleidet, und die Blicke die sie umher schiessen verrathen nur zu deutlich welchem Gott geopfert werden soll. Die Wenigsten wissen, was am Altare vorgeht, und das Niederknien bei den verschiedenen Funktionen verbreitet sich nur wie ein Gerücht in der Kirche fort. Der Kezer, welcher nicht knien mag, geniefst die schöne Ansicht auf eine niedergesunkene Menschenmenge, welche dem Herzen wohl thut. Aber auch kniend wird die Unterhaltung noch fortgesezt, und oft ist dies gerade der Zeitpunkt, ein Gespräch anzufangen, eine Verabredung zu treffen, wozu die Präliminarien bis jezt nur

durch ein Augenspiel geschlossen worden waren.

Dieses Gemälde, welches ich Ihnen aus einer grössern Darstellung der Art ausbebe, die ich vorigen Sommer von den festlichen Tagen des 27. und 28. Juni entworfen habe, paſst auf alle gottesdienstliche Verrichtungen in Rom. Die Art, wie die Römer die Religion ansehen, ist bei allen ähnlichen Gelegenheiten einleuchtend, dafs es unbegreiflich scheinen darf, wie die Erzählungen der Pilgrimme, welche in frühern Jahrhunderten oft zu Hunderttausenden nach einer Stadt wallten, die damals der Schauplaz aller Verbrechen war, nicht früher zum Sturz des alten Gebäudes gewirkt haben. Alle Religionsfeste in Rom werden als blosse Schauspiele angesehn, denen man aus mancherlei Gründen den auffallendsten Glanz zu geben gesucht hat. Ihre Bedeutung ist verloren gegangen, das blosse Spiel der Sinne nur

übrig geblieben. Auf sie macht der Eigennuz seine Rechnung, wie bei jedem andern Schauspiel, und wenn der Pabst den Segen vom Balkon der Peterskirche herab giebt, die ganze Volksmenge auf dem Plaze derselben versammelt der gewichtigen Worte harret, so haben sich hie und da Wein - Liqueur - und Kuchenverkäufer unter der Menge angesiedelt, welche sich es herrlich wohl schmecken läfst, und oft sehr laut wird, bis der Pabst heraus kommt. Die Transteveriner allein zeichnen sich durch grössere Andacht, oder vielmehr durch handfestern Glauben etwas aus, wenn auch sie bei solchen Gelegenheiten gleich nicht die ruhigsten sind. Man dürfte vielleicht sagen, sie haben einen gewissen Nazionalstolz, der ihren übrigen Mitbürgern fehlt. Ihre Festlichkeiten sind mit mehr Verschwendung, obgleich mit weniger Geschmak, angeordnet; sie lassen sich kein Geld verdriessen, wenn

es darauf ankommt, einem Heiligen zu Ehren ein Feuerwerk oder eine Beleuchtung zu geben. Bei ihnen sind z. B. die Presepi um Weihnachten am häufigsten und schönsten, und sie haben ihre Freude daran, wenn man sich zu Schaaren bei ihnen einfindet, sie zu sehen.

Bei den übrigen Römern, darf man behaupten, herrscht völliger Unglaube. Aber er gleicht dem Unglauben desjenigen, welcher aus blossem Leichtsinn, nicht durch Nachdenken, gleichgültig geworden ist. Stellt sich ein allgemeines Unglük ein: geschieht ein Wunder, wie man dergleichen in den lezten Jahren mehrere geschehen sah, so stürzen auch sie nieder in den Koth, beten an, kreuzigen sich, schlagen sich an die Brust, heulen und schreien. Aber der Eindruk haftet nicht. So wie ihnen der Gegenstand aus dem Auge gerükt ist, lachen und spotten sie wieder über das, was sie so eben

als das Höchste verehrt haben. Pius VII. zeigt bei den Verrichtungen seines Amts ausserordentlich viele Andacht, und eine fromme Hingebung, die ihm in seiner Regierung recht gut zu statten kommen mag. Das macht grossen Eindruk: o come è santò! rufen sie von Herzen aus. Aber kehren sie ihm wieder den Rüken, so nennen sie ihn doch einen c — e.

Jeglicher sündigt frech darauf los; aber im Beichtstuhl liegt er zerknirscht vor seinem Geistlichen, und schwebt in der furchterlichsten Gewissensangst, bis er die Absolution erhalten hat. Ist sie ihm geworden, so scherzt er selbst wieder über seine Schwachheit, und sucht sich mit denen, welchen ihre Beichtiger eine öffentliche Busse auferlegt haben, einen Spafs zu machen. Personen vom ersten Range müssen in diesem Falle oft in der Maske einer Brüderschaft betteln gehn. Der Römer, welcher

sich vortrefflich auf die Mumereien versteht, erkennt den Büssenden sogleich, und läfst seinen Muthwillen dadurch aus, dafs er ihm eine Menge Brods aufpakt, welches ihn beinahe zu Boden drükt.

Sie müssen mit mir eine Nazion verachten, die bei aller Anlage zu der höchsten Entwikelung menschlicher Kräfte, ein so verachtungswürdiges Schwanken zwischen zwei erbärmlichen Extremen äussert. Aber eine nähere Erkenntnifs Roms macht es unbegreiflich, warum sie nicht noch elender ist. Die Erziehung im allgemeinen ist die schlechteste die sich denken läfst. Wer nicht zu einem wissenschaftlichen Stande bestimmt ist, lernt kaum etwas anders, als was er für seine Rolle in der gesellschaftlichen Unterhaltung verstehen mufs. Dies ist Musik, deren Kenntnifs nicht leicht einem Römer fehlt, wefs Standes er auch immer sei. Die meisten singen, oder klim-

pern auf der Guitarre, und der niedrigste Handwerksmann pflegt seine Zeit zwischen dem Gewerbe und dem Instrumente zu theilen. In den Schulen lernen sie gewöhnlich nichts anders, als die geistlichen Gebete und Gesänge abzuplärren, welche sie nothwendig verstehen müssen, um einen Plaz in einer Brüderschaft zu erhalten. Ausser dem Schulunterricht wird dann öfters in den Kirchen katechisirt: allein dogmatische Distinktionen und Spizfindigkeiten sind es, welche man im Kopfe der Kinder festzusezen sucht, nicht eine brauchbare Sittenlehre in ihrem Herzen. Der geistliche Stand thut sich über diefs in alle seinem Thun und Lassen so wenigen Zwang an, dafs er, wie schon oben bemerkt, durch gutes Beispiel gar nicht einmal wirken kann. Ja er vergiftet das was er lehrt durch seine Aufführung so sehr, dafs er nie das Zutrauen gewinnt, welches das erste Erfordernifs des geistlichen Füh-

rers ist, wenn er es sich nicht durch Intriguen zu erwerben weifs. Ich will nichts von der höhern Geistlichkeit sagen; die grossen Schaaren von Abbaten, welche in der Regierung angestellt sind, und die Trabanten der vornehmen Priester ausmachen, sollen auch nicht in Anschlag kommen; aber die Pfarrer der Kirchspiele und die Mönche dürften sich doch Fesseln anlegen müssen, um das Geheimnifs ihres Lebens nicht zu unvorsichtig zu verrathen. Wenn es irgend noch achtungswerthe Männer unter den Geistlichen in grösserer Anzahl in Rom giebt, so sind sie freilich unter den erstern, den sogenannten Curati zu finden; aber ihre Zahl ist sehr klein. Die Mönche hingegen, besonders die Rauchern, Bärenhäutigen unter ihnen, sind, dem grössern Theil nach, die verworfenste Klasse von Menschen, ohne Religion und voll Aberglaubens; ohne Tugend und voll Stolzes; unwissend und be-

reit zu jedem schnöden Dienste. Die Almosen, die sie fodern, öffnen ihnen den Zugang in jedes Haus, und damit die Gelegenheit zur Verführung für sich und andere. Manche unter ihnen machen die Kuppler, und man will versichern, dafs man von diesen am besten bedient werde.

Ferne sei es von mir zu behaupten, dafs diese Schilderung der römischen Geistlichkeit ohne Ausnahme sei. Ich kenne ja selbst manchen wakern Mann in diesem Stande zu Rom, welcher sich ehrenvoll unter seinen Mitbrüdern auszeichnet. Aber im Allgemeinen ist es zuverlässig, dafs sich die bessern unter ihnen gewöhnlich nur den Wissenschaften ergeben, und ihr Verdienst selten darin suchen mögen, unmittelbar durch Lehre und Beispiel auf das Volk zu wirken. Dieses Bestreben führte ja höchstens nur zur Canonisation; Auszeichnung in Wissenschaften aber leitet zu den ersten Ehrenstellen der

Kirche. Für den höher strebenden Geist müssen die leztern heutzutage natürlich grössere Reize haben, als die unfruchtbare Strahlenkrone der erstern.

Wenn schon der Jugendunterricht die zarte Pflanze des Gemüths so sehr vernachläfsigt, und der Gärtner, welcher des Baumes warten soll, so saumselig ist, darf man sich wundern, wenn die Frucht so erbärmlich ausfällt? Dies ist aber noch nicht alles. Der Müssiggang nährt alle jene verdorbenen Keime zum Unkraut auf, dafs es um sich greift, und das Gute noch erstikt, welches vorhanden ist. Der ganze Gewerbsfleifs der Stadt schränkt sich auf einige Luxusartikel ein, welche hauptsächlich in den untergeordneten Erzeugnissen der schönen Künste, wie Mosaik- Gipsarbeiten und dergl. bestehen. Die, so sich damit abgeben, nennen sich Künstler, und erlauben sich jenen wahrlich nicht unthätigen, Müssiggang des

Genies, wenn sie die leeren Stunden gleich nur mit platten Scherzen, hirnlosen Planen und Liederlichkeiten ausfüllen können, und nie den Gedanken an die Geburt eines wahren Kunstwerks in dem schwächlichen Geiste geahnt haben. Manche glauben sich durch angestammte Renten und Besoldungen zur Unthätigkeit berechtigt; den meisten aber giebt ihre Anstellung bei den Vornehmern reiche Zeit zum Nichtsthun, und zum Sinnen auf elende Handlungen. Das Beispiel der vielen Geistlichen, welche ihre Zeit auf die unverantwortlichste Weise vergeuden, wirkt mit, um die Neigung zu den Freuden des Müssiggangs zu erzeugen und zu erhalten. Aber auch in ihrem Nichtsthun erkennt sich doch die Grösse des römischen Karakters, die Lebhaftigkeit des Geistes der Nazion. Man geht spät zu Bette, und steht früh auf; man ifst und trinkt mäfsig und schlecht, und erhält seine Heiterkeit, auch wenn man

in Gefahr ist Hungers zu sterben. Der gemeine Mann legt sich nicht nieder auf die Bank, seine leeren Stunden wegzuschnarchen. Nicht greift er zur Arbeit; aber er nimmt sein Saitenspiel in die Hand, scherzt mit seinen Nachbarn, und hängt den Vorübergehenden eins auf. Der Italiener spricht wenig von Politik, am wenigsten beinahe der Römer, und die Geschichten des Tages sind vielleicht das Einzige, was die Unterhaltung belebt. Da wird geklatscht wie in den kleinsten Landstädtchen unsers Vaterlandes: wird der Nachbar in seinen unbedeutendsten Handlungen beobachtet; wird sein Thun und Lassen mit einer Strenge, aber auch mit einem Wize bekrittelt, der ihnen freilich alles Recht zur Kritik zu geben scheint. Es kommt darum nicht leicht zu ernsthaften Auftritten. Man pflegt der benedetta malizia, wie mir einst eine Römerin sagte, mit Behaglichkeit, weil man weiſs, daſs es andere auch so machen.

Alles dies hat das grosse Sittenverderben erzeugt, welches in Rom herrschend ist. Aber es ist gewachsen seit der lezten Revolution, weil das Elend bei einem gesunkenen Volke immer diese schrekliche Wirkung hervor bringt. Ganz allgemein ist es unter allen Standen, und der Menschenfreund hat in dieser Stadt nicht einmal den Trost, doch wenigstens Eine Klasse von dem Verderben rein zu wissen. Von den Geistlichen habe ich Ihnen schon gesprochen. Nehmen Sie daher den höhern Adel. Es ist unangenehm in das Nähere einzugehn: aber werfen Sie mit mir einen Blik auf das schwächere Geschlecht, welches immer, treu wie ein Spiegel, die Fehler des Stärkern zurük wirft. Der Karakter der Messaline ist unter den romischen Damen noch nicht ausgestorben; Unersättlichkeit ein Hauptzug ihrer Wollust. Ausser dem Gatten hat beinahe Jegliche noch einen Liebhaber, und man dürfte froh seyn,

wenn ihr Einer genügte. Aber sie muſs deren immer mehrere haben. Einen, dem sie sich aus Leidenschaft hingiebt; einen andern, mit welchem sie im Publikum prangt; einen Dritten, dem sie aus Verhältnissen, um eine Intrigue durchzusezen, nicht ausweichen kann; einen Vierten', der beim häufigen Wechsel solcher Verbindungen je zuweilen alte Ansprüche geltend macht; mehrere Andere, welche die flüchtige Gelegenheit beim Haarschopf zu greifen gewuſst haben. — Erschreken Sie nicht über diese lange Leiter von Liebhabern. Es sind keine sehr gefährlichen Leute. Sie vertragen sich alle recht gut mit einander; denn das gepreſste Herz macht sich höchstens durch ein feuriges Sonet oder ein beissendes Pasquill Luft. Die meisten unter ihnen sind sogenanntte Pasticcietti, welche man in Paris Elegants und Incroyables heifst, im alten Rom Faceti *), und im neuen Pa-

*) Quintil. L. II. c. 3.

stetchens genannt hat *). Dies sind allerliebste Bürschchens, für die es keine Neuigkeit und keinen Gedanken giebt, als den Wechsel der Moden und der Liebschaften. In den leztern sind sie nicht so lächerlich, wie in den ersten; denn die römische Sparsamkeit und Armuth kann der hüpfenden Göttin nicht immer schnell genug nacheilen, und macht dem wohlhabendern Fremden Spafs genug, wenn sie so erbärmlich einher hinkt. In weite, englische Reiterstiefeln sind manchmal ein paar dürre Beinchen getaucht, und die lange Weste umschleicht ein leichtes französisches Fräkchen. An den Füfsen, welche sich höchstens über einen Geigensattel schwingen mögen, flimmern gewaltige Sporen, und die Hand, für die eine Straufsfeder eine Last seyn möchte, stüzt ein gewaltiger Prügel. Das Geschlecht ist durch eine

*) Dies ist die Bedeutung des italienischen Worts: Pasticcietti.

lange Verdorbenheit gesunken, und häufig hat das Alter die welke Jugend mit Leichtigkeit ereilt. Aber so ein Männchen ist in allen Theatern und Gesellschaften, an allen Kirchthüren zu finden, schwebt beständig im Korso auf und nieder, schwingt sich gar zuweilen auf einen hohen Fäeton, und glaubt Wunder, wenn er so die Strasse zieht, auf welcher sich ehmals so mancher Triumphwagen in hoher Majestät einher bewegt hat. Selbstzufrieden blikt es über die andern Sterblichen weg, und träumt von seinen Siegen über — liederliche Weiber.

Vormittags wird die Messe besucht. Wohlweislich hat die Konvenienz diese Zeit für die schöne Welt bestimmt, weil man da das Recht hat, ohne Begleitung auszugehen. An den Thüren der Kirche lauern die süssen Pastetchens weltlichen und geistlichen Standes, bis die Schönen kommen, und sind sie angelangt, so ist ihr Angelegentlichstes, sich

ihnen gegenüber zu stellen, oder neben sie zu knien. Da beginnen dann die Verbindungen, welche um Mittag auf der Spazierfahrt im Korso fortgesezt werden, in den Abendgesellschaften und im Theater zur Vollendung gedeihen. Dies ist ungefähr das Tagwerk einer römischen Dame, so lange sie in der Stadt ist, und das dauert so fort, bis sie auf diesen gewohnten Schauplätzen ihrer Siege endlich die Erfahrung macht, dafs die goldene Zeit vorüber sei. Aber sie erscheint doch immer noch, um sich wenigstens mit den Erinnerungen der vergangenen Zeit gütlich zu thun. Denn jezt bleibt ihr nichts mehr übrig, als sich durch Geld und Erniedrigung Freuden zu erkaufen, welche sie ehmals so freigebig ausgespendet hat. In einer Stadt, wie Rom, fehlt es an Glücksrittern nie, welche gern ein altes Weib für die veränderliche Göttin auf der Kugel nehmen; fehlt es eben so wenigen Hagestolzen

und Monsignoren, die bereits über die Lebenshälfte hinüber sind; und giebt es noch immer handfeste Kutscher und breitschuldrige Kapuziner, deren Geschmak nicht so ekel ist, wie der süssen Pastetchens.

Unter den Weibern der niedrigern Stände geht es eben nicht viel besser her. Freilich fehlen ihnen die Gelegenheiten, sich so öffentlich und so vortheilhaft zu zeigen, wie die Vornehmern ihres Geschlechts: aber sie suchen das einzubringen, so gut sie das können. Ihre Eroberung ist eben so leicht, wie die der Andern; nur werden Gunstbezeugungen häufiger von ihnen verkauft. Wechsel und Uebermafs im Genufs ist eben so gut ihre Leidenschaft. Sie sind vielleicht noch weniger zurükhaltend als die Ersteren, wenn man den Beweisen von Schaamlosigkeit glauben darf, welche man täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Bei offenen Thüren, an der Hausthüre sizend, sich Läuse fangen

zu lassen, in der Gesellschaft nach Flohen zu jagen, sich der Taschentücher der Männer zu bedienen, sind Freiheiten welche man sich täglich nehmen sieht. Denn die neuern Römerinnen sind in dem lezten Punkte nicht mehr so kizlich wie die Alten, bei denen es für einen grossen Fehler galt, nur überhaupt ein Taschentuch zu gebrauchen.

Bei der grossen Verdorbenheit des zweiten Geschlechts fällt es denn doch sehr auf, dafs man die Männer nicht mit so ängstlicher Sorgfalt um die Weiber bemühen sieht, als in andern Städten Italiens. Glauben Sie nicht, dafs sie sich diese anscheinende Vernachlässigung durch die Leichtigkeit zugezogen haben, mit der sie sich erobern lassen. Der Grund davon besteht, meiner Meinung nach, vielmehr darin, dafs die Liebhaber häufig durch die Verhältnisse ihres Standes zu einer gewissen Zurükhaltung gezwungen sind, welche nach und nach, bei der Mehr-

heit derer die dieselben Fesseln tragen, allgemein werden mufste. In grössern Zirkeln sizen gewöhnlich die Damen beisammen, und die Männer begnügen sich hinter ihren Stühlen mit Augensprache und flüchtigen Worten. Auch ist die Unterhaltung da um nichts freier, als in andern Städten Italiens; sie ist vielmehr eher gezwungener als in diesen. Vertraute Verhältnisse werden mit einem Anschein von Geheimnifs betrieben, welches die Rolle des Cicisbeo niemals allgemein werden liefs; aber dem ungeachtet für ein geübteres Auge leicht zu durchdringen ist. Schliessen Sie indefs daraus gar nicht auf eine höhere Zartheit solcher Verbindungen. Sie werden dem Auge der Welt entzogen, weil Heuchelei immer da herrscht, wo man Frömmigkeit zu suchen berechtigt ist, und die entfesselten Sinne ergiessen sich, wenn die Bande gesunken sind, in desto unbändigerem Laufe.

Nie zeigte sich das römische Sittenver-

derben auf eine auffallendere Weise, als während der Revolution. Sie hat dadurch auch einen so unterscheidend schmuzigen Karakter erhalten, welcher die wenigen redlichen Republikaner empörte. Nur die verworfenste Klasse beinah, darf man sagen, hat sich in derselben hervorgethan, und es ist traurig zu bemerken, dafs dies nicht, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in andern grossen Städten, die niedrigste Klasse der Bewohner war, sondern vielmehr ein Theil der mittlern, wo man sonst noch Tugend zu suchen gewohnt ist. Die elendesten Menschen hatten sich für die kurze Zeit zu den ersten Stellen des neugebohrnen Staates empor geschwungen, und es gab damals nicht Wenige in Rom, welche die Gemeinschaft der Weiber zum ersten Geseze der Republik erheben wollten. Die heiligsten Geseze der Natur und der Religion wurden da auf eine empörende Weise entweiht; denn in der

zügellosesten Ausgelassenheit suchte man das Heil und den Lohn der Freiheit. Einer hatte die Frechheit sich auf dem spanischen Plaze, in Gegenwart einer zu diesem Schauspiel versammelten Menge die Taufe abzuwaschen; ein Anderer legte sich mehrere Tage ins Bette, und lies sich für todt ansagen. Nach einiger Zeit stand er wieder auf, und verkündigte, dafs er aus dem Grabe erstanden sei, und nun den Nahmen Tisifonte trage. Kann ich Ihnen etwas abschreckenderes erzählen als eine Familienscene aus dem Hause eines der Häupter des neuen Staats, wo die Frau ihrem Manne vorwarf, dafs er ihre Tochter geschwängert habe, und er ihr antwortete: was hast du mir vorzuwerfen, da ich dich mit deinem Sohne und einem seiner Bekannten zusammen in Bette, in der schändlichsten Umarmung, angetroffen habe?

Wenden Sie das Auge weg von diesen

Zügen der abscheulichsten Verworfenheit, und erholen Sie sich in der Betrachtung so manches andern Vorzugs, den die Römer haben. Wenn man sich oft über ihren satyrischen Geist ärgern möchte, so mufs man doch noch häufiger über die Einfälle Pasquins und der Karnavalsmasken lachen. In jeder Gesellschaft, in die ich Sie führe, finden Sie einen oder mehrere Lustigmacher (Buffoni), die mit einer reichen Gabe von Wiz eine Gefälligkeit verbinden, welche auch das freiste Wort nicht im Argen aufnimmt. Ueberall treffen Sie Leute vom feinsten Sinne für Musik und andre schöne Künste, und Sie erkennen beinahe in jedem Römer das Recht seiner Vaterstadt, ein gültiges Urtheil über Gegenstände der Kunst zu fällen. Nehmen Sie dann noch die Freundlichkeit, mit der Sie, wo Sie auftreten, empfangen werden, und die grosse Gelindigkeit, womit man über Ihr ganzes Thun und Lassen ur-

theilt, und Sie werden St. Evremonds Ausspruch, dafs ein Weltmann — un honnêt homme drückt er sich aus — nur in Paris, London und Rom leben zu können, wenigstens für die leztere Stadt nicht so sehr übertrieben finden. —

Rom, 10. *den Jänner* 1805.

Es wird einem eigentlich schwer, in diesem Lande an den deutschen Winter zu denken. Und doch rufe ich mir die Erinnerungen an das theure Vaterland so gerne zurük, wenn ich ganz mit mir allein da size. Sie wurden in diesen Tagen wieder besonders lebhaft bei mir, da ich so Manches sah, was mich an die schöne Vergangenheit mahnte. Die Weihnachttage werden auch hier auf eine Weise begangen, welche mit den deutschen Christfreuden Aehnlichkeit hat, und es giebt wohl nichts, was so schön für die Humanität der christlichen Religion zeugte, als der besondre Antheil, welchen sie in diesen Festtagen an dem zarten Alter der Kindheit nimmt. Sie erscheint dem jungen Weltbürger bei seinem ersten Aufblike so freundlich, so liebevoll, dafs der süsse Eindruk, welchen er empfangt, unmöglich

n aller Zukunft verlöschen kann. Sie knüpft
hn durch seine Eltern und Geschwister, die
ie als Mittel der Weihnachtsfreuden ge-
raucht, aufs freundschaftlichste zugleich an
ich selbst und an die Lieben an, welche
hm doch immer, so viele Guten er auch
n der Welt finden mag, am eigensten an-
gehören. Darum waren mir diese Tage auch
la noch, als der Glaube an ein himmlisches
Kindlein, welches sich mit den Weihnachts-
geschenken zu den irrdischen Kindlein herab
enke, längst bei mir aufgehört hatte, immer
lie theuersten im ganzen Jahr. Sie erinner-
en mich an so manche unschuldige Freude
meiner Kindheit, so freundlich an die, wel-
che sie mir gemacht hatten.

Besonders lebhaft wurden mir diese Erin-
nerungen am zweiten Weihnachtstage. Es
war der schönste Frühlingsmorgen, welchen
du dir denken magst. Der Winter wischt
in diesem Lande die Blüthen der Natur nicht

so grausam hinweg, wie im Norden. Die Felder sind noch grün; mancher Baum hat frische Blätter getrieben, unzählige Pflanzen wachsen munter fort, und du kannst kaum einen Spaziergang machen, von dem du nicht eine Blume zurükbrächtest. Wir hatten eine Wanderung nach dem Grabmal der Cæcilia Metella gemacht. Unter den Trümmern pflückten wir Veilchen, und viel hätten wir darum gegeben, wenn wir unsere Lieben über den Bergen mit einem frischduftenden Strausse hätten erfreuen können. So trösteten wir uns mit dem blossen Wunsche, und mit dem Vergnügen, sie wenigstens mit der Beschreibung unsrer Freude zu erfreuen.

Ein so freundlicher Himmel muss auch freundlich auf die Gemüther wirken. Er schliefst den Menschen nicht durch rauhe Schneegestöber in seine Wohnung ein, wo sich, wenn es draussen stürmt, so gerne und so leicht finstre Fantasien erzeugen.

Darum weiſs man auch wenig oder nichts von den Weihnachtspopanzen, durch welche man die armen Kinder in so manchen Gegenden von Deutschland das Harren auf das menschenbeglükende Kindlein bezahlen läſst. So nahe als möglich suchte man sich die Bilder des Hirtenlandes zu rüken, in welchem der Erlöser gebohren wurde, und überredet sich gerne daſs überall Bethlehem sei, wo die Menschen des ewigen Heils bedürfen. Hirten aus der Gegend von Rom, und selbst aus den Bergen von Abbruzzo, kommen mehrere Wochen vor Weihnachten in die Stadt, um dem Santo bambino (dem heiligen Kinde) ihr Loblied zu entrichten. Zu der Schalmei und dem Dudelsak singen sie einen Gesang ab, welcher äusserst einfach und höchst rührend ist. So singend und spielend ziehen sie durch die Strassen, und gehen sie in die Häuser. Der nächste beste Tisch, welcher unter einem Madonnabilde

steht, wird da zum Altare umgeschaffen. Ein Licht, das auf demselben angezündet wird, vollendet die Verwandlung, und mit entblöfstem Haupte horcht man dem Lobgesang. Dies geschieht täglich in jedem Hause, bis das heilbringende Kindlein geboren ist.

Schon vorher rüsten sich die Kirchen durch den höhern Schmuk, welchen sie anlegen, auf den Empfang desselben; die Säulen und Wände werden mit Tapeten überhängt; silberne Kerzen prangen auf den Altären; feierliche Processionen bereiten zu andächtiger Begehung der heiligen Tage vor. Am Weihnachtsabend sammeln sich Verwandte und Freunde beim Schmause zusammen, und häusliche Zirkel, welche durch Heirathen und andre Verbindungen getrennt worden sind, schliessen sich jezt wieder fröhlich zusammen. Mütten und Väter finden sich mit ihren Kleinen im Hause der Grofseltern ein, und

e Geburtsstunde des Erlösers wird so durch
e unschuldigsten Familienfreuden gefeiert.
n die Zeit bis zur Mitternacht hin zuzu-
ingen, unterhält man sich mit den Kin-
rn, denen zu lieb ganz allgemein das Gän-
spiel, wie bei den alten Römern während
r Saturnalien, um Nüsse gespielt wird.
Nach Mitternacht beginnen die Glocken
ganz Rom zusammen zu läuten. Denke
r die vielen Kirchen der Stadt, und du
ärst dir einen Begriff von der sonderbaren
lusik machen. Zugleich entsteht auf allen
rassen die lebhafteste Bewegung. Alles was
eine hat eilt nach den Kirchen. Denn bei-
ahe jede giebt diese Nacht eine Musik zum
esten, welche entweder durch wirkliche
chönheit entzükt, oder durch ihre Sonder-
arkeit merkwürdig wird. In einer z. B.
urde sonst immer ein Oratorium gegeben,
n welchem man die ganze Bewegung, welche
n der todten und lebendigen Natur bei der

Geburt des Erlösers entstanden ist, auszudrücken suchte. Das Schreien der Esel, das Mekern der Ziegen und Schafe, das Gebrülle der Ochsen, das Geschwirr der Vögel, die durch den überirdischen Glanz aus dem Schlafe aufgeweckt wurden, alles das hatte man in Tönen darzustellen gesucht.

Am lebhaftesten aber ist die Bewegung nach der Kirche von Santa Maria maggiore. Obgleich auf einer sehr entfernten Seite der Stadt gelegen, versäumt es doch nicht leicht Jemand, dahin zu wallfahrten. Selbst die Landleute aus der Nähe von Rom kommen herein, die heilige Wiege zu sehen, welche nun durch den frommen Glauben einer Spanierin in neuem Glanze wieder hervorgegangen ist. Erst gegen Morgen beginnt die Funkzion, und bis dahin sind die Thüren verschlossen. Man hat die ganze Nacht gewacht, und sich daher vor der Zeit aufgemacht, um nach der Kirche zu kommen.

ele wohnen auch so entfernt, dafs sie un-
öglich die Zeit genau nach dem Wege ab-
essen können. So geschieht es dann, dafs
h schon eine grosse Menschenmenge ein-
funden hat, ehe die Thore eröfnet werden.
an ist in Rom gewohnt, die Gegenstände
rne in Kunstrüksichten zu betrachten, aber
ese Nacht begünstigt jene Art zu sehen
nz besonders. Auf den Treppen der Kirche
erum lagern sich die Harrenden in den
annigfaltigsten Stellungen, welche der Schlaf
der die Kälte der Nacht gebietet. Zwischen
en Schläfern hindurch bewegen sich diejе-
gen, welche entweder zu Hause schon ge-
hlafen haben, oder durch ein fröhliches
achtessen von innen erwärt, sich der kal-
en Nacht erfreuen. Um diese schliefst sich
ine Wagenburg von Kutschen, alle mit
chläfern angefüllt. Ist nun die Nacht helle,
ielleicht gar Mondschein, so gewinnt die-
er Plaz eine so malerische Wirkung, dafs

die Ansicht durch das grosse Gebäude der Kirche selbst, den nahestehenden Obelisk, und durch den Blik auf die, in ernstes Dunkel nach und nach verschwindenden, Hintergründe Roms wie zu einem Fantasiebilde erhöht wird.

Du erinnerst dich m. B. mehrerer meiner Briefe, in welchen ich die Gesichtspunkte festgesezt habe, aus welchen in diesem Lande dergleichen Kirchenfeste angesehen und geprüft werden müssen. Auch diese Nacht, mit ihren frischen Winterlüften, lähmt die Federn der Freude nicht, und in der Ungeduld, bis das Heil erscheint, wird vielleicht mehr gesündigt als es versöhnen mag. Manche sind voll sussen Weins hergekommen *), und vertreiben sich die Zeit damit, dafs sie die

*) Im Hollsteinischen heifst der Weihnachtsabend der Kullbuuksabend, der Vollebauchsabend, und in Rom verdient er bei Manchen denselben Nahmen.

Scenen der vergangenen Nacht ärgerlich genug wiederkäuen, oder gerade diese Stunden des Dunkels und der Mattigkeit dahin benuzen, um Verhältnisse zu geniessen, welche vor wenigen Augenbliken nur durch Augenwinke angefangen worden waren.

Mit noch mehr Verwegenheit werden diese Scenen fortgespielt, wenn sich die Thore der Kirche endlich eröfnet haben. Alles drängt sich in denselben zusammen, und die allgemeine Verwirrung bietet die schönste Gelegenheit dar, auf einige Zeit der Begleitung los zu werden, welche bis jezt beschwerlich gebunden hatte. Die Kirche ist bald von der Menge gänzlich angefullt, und es wird schwer, wen man verlohren hat, wieder zu finden. Das Gedränge ist so grofs, dafs kaum die vertraulichste Stellung verdächtig ist, da sie hier so häufig durch den Zufall entsteht, und so beides die Entschuldigung für sich und die Versuchung zur Folge hat.

Alle suchen sich dem Hochaltare zu nahen, auf welchem die Wiege steht. Um denselben her schliessen sich die Andächtigen in einem bunten Kreise zusammen, und Betende und Lachende, Stehende und Kniende, Liebäugelnde und Schlaftrunkene sind so sonderbar durcheinander gemischt, dafs, wer von heiligen Symbolen auch noch so tief durchdrungen ist, bei einem Blik auf dieses komische Spiel von Gedanken und Gefühlen sich kaum eines Lächelns über den Eifer enthalten kann, womit die Menschen einander und sich selbst zu betrügen bemüht sind.

Die Weihnachtstage werden besonders durch Schmausereien gefeiert. Ob man gleich dem Italiener in seinem gewöhnlichen Lebensgang Unmäfsigkeit nicht zum Vorwurf machen kann, so ist doch zuverlässig, dafs er bei gewissen Gelegenheiten viel weiter über die Linie hinaus stolpert als andre Na-

Univ. Bibl. München

nen. Und dies thut er am häufigsten,
nn ihn die Tage des Müssigganges und der
he am aller wenigsten dazu berechtigen.
iche festlichen Tage sind es daher haupt-
hlich, an welchen die Tafel mit einem
berfluss beladen wird, in welchem sich
reits der künftige Mangel erkennen läst.
ein Leckerbissen ist dem Römer da zu theuer;
ine Schüssel zu gross: er verschlukt an
nem Essen die Nahrung eines Monats.

So sehr freilich die laute Fröhlichkeit, zu
elcher es bei solchen Gelegenheiten kommt,
r Ruhe und Stille entgegen ist, womit der
ste Weihnachtstag begangen werden soll,
ist dies doch Niemand neu, welcher es
eifs, wie die Menschen überhaupt ihre Göt-
r zu feiern pflegen. Aber einem Fremden,
elcher Rom als den Zentralpunkt der katho-
schen Religion ansieht, fällt es im höch-
en Grade auf, wenn er am zweiten Weih-
achtsfeiertage alle Buden geöfnet, und in

denselben die Thätigkeit der gewöhnlichen Zeit bemerkt. Weifs er auch gleich, dafs der römische Kalender beinahe ganz roth gedrukt ist, und der Staat zu Grunde gehen müfste, wenn man alle Heiligen feiern wollte, so kann er sich kaum von dem Erstaunen erholen, einen Tag so entweiht zu sehen, welcher doch in der ganzen Christenheit als ein heiliger Tag begangen wird.

Jeder hat indes die Freiheit dem eigenen Sinne zu folgen, und seinem Schöpfer durch Mussiggang oder Arbeit zu ehren. Im Ganzen aber erlaubt man sich in diesen Tagen doch mehrere Erholungen, zu welchen die verschiedenen geistlichen Schauspiele einladen, welche gegeben werden.

So läuft in diesen Tagen alles nach den Presepi. (Krippen.) Die Unterhaltung dreht sich häufig um sie herum. Wo der schönste Presepio sei? Wodurch er sich vor dem der Andern auszeichne? Wer vergangenes

Jahr den schönsten gehabt habe? Wie die damalige Witterung die sonderbarsten Effekte auf denselben hervorgebracht habe. Dies sind die Punkte, welche in diesen Tagen allgemein abgehandelt werden, und woran besonders auch die Kinder den lebhaftesten Antheil nehmen. Man verabredet sich in Gesellschaft, die Wallfahrt nach diesen heiligen Orten herum zu machen, und ich will mir denken, mein Bester, dafs auch wir sie mit einander antreten. Ich führe dich zu dem Presepio, welcher leste Weihnachten den Ruhm hatte, der schönste zu seyn.

Wir wandern durch eine Menge enger Strassen gegen die Tieber zu. Endlich kommen wir in ein Gäfschen, über welches mehrere Gerüste in der Höhe einen Schatten verbreiten, der eine Vorbereitung auf das ist, was wir sehen werden. Wir steigen mehrere Treppen bis in den höchsten Theil eines Hauses hinauf, und werden da von

einem freundlichen Manne empfangen. Er hat das Wunder hervorgebracht, und freuet sich nun des Beifalls, welcher ihm hier in allen Zungen zu Theil wird. Wir werden von ihm in ein geräumiges Zimmer geführt, das mit alten Tapeten so gut wie möglich herausgeschmükt ist. Wo die Fenster waren, sind plumpe Erdklumpen aufgethürmt, welche hohl sind, und verschiedene Oefnungen ins Freie haben. Was zuerst den Blik auf sich zieht, sind elende Figuren von Hirten, Schafen und dergleichen, die im Innern dieser Höhle — das soll sie seyn — in den verschiedensten Stellungen sich zeigen. Schon möchten wir uns beinahe darüber ärgern, dafs wir uns einer solchen Kinderei zu lieb herbemüht haben, so werfen wir den Blik hinaus ins Freie, wie er sich durch die Höhle eröfnet. Aber wie grofs ist dann auch unser Erstaunen, eine weite Aussicht in ein fremdes Land vor uns zu sehen, welches

ich mit aller möglichen Wahrheit vor dem
Auge hinauszieht, worin Bäche mit grünen
Auen, Seen mit dicken Wäldern, Gärten
und Ruinen abwechseln — überhaupt eine
Schäfernatur sichtbar ist, welche man in
Italien nicht findet. Das Ganze verliert sich
in blaue Fernen, um die sich der Dunstflor
der italienischen Berge malt, und worüber
sich der blaue Horizont mit der Sonne wölbt,
welche in dieser Nachbildung mit dem Wech-
sel der Tageszeit die schönsten Effekte her-
vorbringt. Diese Zauberperspektive ist die
sonderbarste Vermischung von Kunst und
Natur. Jene Berge sind eine nur wenig be-
malte Holztafel, aber in einer Entfernung
von etwa zwanzig Fuss, und bei der Wir-
kung welche die Sonnenstrahlen durch das
Medium von Luft auf sie, wie auf die wirk-
lichen Berge, hervorbringen, stellen sie die
Natur so getreu dar, als es immer möglich
ist. Die grünen Gefilde sind lebendiges Moos,

die Bäume grünende Zweige, jener See ist eine matte Spiegelscheibe, welche die Sonnenstrahlen auffängt, und Felsen und Ruinen sind aus Korkholz geschnizt. In der ganzen, aus unzähligen Bretern zusammengesezten Perspektive herrscht ein ganz eigener orientalischer Karakter, den wohl einst ein frommer Pilgrim treulich auf seiner Wallfarth aufgefafst, und in solchen Bildern darzustellen gewufst hat. Denn schon aus frühern Jahrhunderten schreiben sich diese Presepi her. In einigen Familien hat sich die Kunst sie zu verfertigen fortgepflanzt, und der geschikteste Künstler ist nicht im Stande nachzubilden, was eine rohe Hand aus alter Uebung hier hervorbringt. Kaum kannst du dich losreissen von diesem Kunstwerk, das an Wahrheit und Täuschung alles andre übertrift, was man nur in diesem Fache sehen kann. Du kannst dir daher wohl denken, wie die schaulustigen Quiriten, die all-

gegenwärtigen Fremden, mit so vieler Andacht die Wallfarth zu diesen Presepj verrichten, auf welcher man noch überdies manchem schönen Abenteuer begegnen kann. Denn in Rom pflegt man Alles zu nuzen, was die günstige Stunde beut, und es kann nichts so Merkwürdiges, so Heiliges geben, was den Hang zur Freude nur auf einen Augenblik unterbrechen könnte.

So kommt denn der Neujahrstag heran, der in aller Stille über die alte Stadt hervorbricht, welche schon so manchen Jahreswechsel gesehen hat. Kein Lärmen, wie bei uns, feiert des Jahres erste Stunde. Ruhig läfst man den Tag anbrechen, und seine Feier besteht nur in der freundlichen Sitte, seine Freunde und Bekannten mit einem Blumenstraufse zu bedenken. Vor jedem Fenster ist an diesem Morgen einer aufgestellt; Jedermann hat einen in der Hand, womit er spielt, und die Sitte macht um so grossern

Eindruk, da die Römer sonst gar keine Freunde von Blumen sind.

Wie das aber wohl thut, schon in diesen Tagen, wo der Winter noch schwer bei Euch über der Erde liegt, die Kinder des Frühlings in Fülle zu sehen, kannst du dir vorstellen. Wie gerne folgt man der Landessitte, und schikt auch an seine Freunde einen Blumenstrauſs. Wie gerne hätte ich dir einen gesandt, wenn er eben so schnell, wie meine Gedanken, zu dir hätte fliegen können!

Du siehst, wie fröhlich bisher die Weihnachtsfeier gewesen ist, wie sie so gar nichts, als Bilder des Frohsinns und des Glüks darstellt. Allein am Vorabend vor dem Dreikönigstag ändert sich die Ansicht, und die finstern Ueberbleibsel der alten, dunklen Jahrhunderte werden sichtbar. Diese Nacht hängen die Kinder ihre Strümpfe in den Kamin, um den folgenden Morgen etwas darin beschert zu finden. Jedermann kauft etwas,

um Morgens seine Kinder oder seine Freunde damit zu erfreuen. Darum sind alle Buden, besonders die wo Eſswaren verkauft werden, so prächtig herausgepuzt, als es die Leute nur immer verstehen. Der römische Kunstverkehr zeigt sich auch hier in einer geschmakvollern Anordnung, als ich sie bei ähnlichen Gelegenheiten in andern Städten Italiens gesehen habe. Jede Wurst, jeder Schinken soll eine bedeutende Gestalt erhalten. Selbst die Butter wird in Gipsformen zu mancherlei niedlichen Bildern gegossen, und den Eingang der Bude bewacht ein grosser Sphynx, der, statt aus Marmor, aus Butter gearbeitet ist.

So wie es dunkler ist, verändert sich die Scene. Den Tisch vor jeder Bude besteigt ein altes Weib, oder ein Junge, denen man das Gesicht schwarz gefärbt hat. In seiner Hand hält der Popanz ein langes Schilfrohr. Sein Amt ist, die abscheulichsten Grimassen

zu schneiden, und es ist glaublich, dafs ein römischer Strassenjunge sich dieses Amts gewifs in gröfsten Ehren entledigt. Vor diese Popanze führt man die Kinder. Durch sie sucht man sie in Schrecken zu sezen; sie zeigt man ihnen, und bemerkt dabei, dafs der Popanz kommen würde, wenn sie wieder ungeschikt wären.

So, mein Bester, schliessen sich die muntern Weihnachtstage gerade so unangenehm, wie sich eine heitere Gesellschaft durch einen unglüklichen Scherz endet. Aber so ist es ja auch bei Euch, und ist es überall nach grosser Freude. Unsre Kinder haben sich ja nach Weihnachten auch alle den Magen verdorben.

Rom, 15. den Februar 1804.

Was heutzutage noch von eigentlichem cisbeat übrig ist, findet sich mehr im ern Italien als im untern, ohne dafs die- darum, in Bezug auf sittliche Verhält- sse, einen Vorzug vor jenem hätte. Auch ar dort finden sich die Ausdrüke für den hrenmann, welcher das Supplement der he ausmacht, und der beständige Begleiter er Dame ist, ob ihn gleich dazu nichts nders als die Verdorbenheit der Sitten be- echtiget. Der Nahme Cicisbeo ist bei- ahe ganz aus der Mode gekommen; man ezeichnet ihn artiger mit dem Ausdrük: ienender Ritter, (Cavaliere ser- ente,) und nennt ihn in Genua z. B. il atito; in Venedig il Mascherotto, und n andern Orten anders. Was er ehmals war, weifs Jedermann: heutzutage hat er sich n der Regel modernisiert, ist unbeständiger und anspruchsvoller geworden.

Wie dieser Karakter entstanden ist, darüber sind die Italiener selbst nicht einig. Schon bei Bandello kommt eine Dame mit ihrem Compagno d'onore vor, welcher, wie aus dem Zusammenhang erhellt, nichts anders als ein Cicisbeo ist, und man sieht aus diesem Ausdruk, daſs damals bereits die Begleitung des Gatten nicht mehr die ehrenvollste für eine Frau war. Offenbar aber ging diese Sitte aus den Zeiten hervor, in welchen sich die Frauen kaum ausser dem Hause sehen lassen durften, wie zum Beispiel ums Jahr 1522 in Rom, wo eine Verheirathete nur an gewissen Tagen des Jahres, die im Ehekontrakt festgesezt waren, ihr Haus verlassen konnte. Als diese Sitte anfing zu drükend zu werden, und die Männer dennoch ihren Weibern nicht mehr trauten, als vorher, liessen sie sie nicht anders, als unter Begleitung eines Mannes, auf den sie sich verlassen zu können glaubten, sich

fentlich zeigen, und man fand einen sol-
ıen sehr leicht unter den vielen ehelosen
erwandten des geistlichen und weltlichen
ıandes. Wie diese im Anfang ganz unschul-
ge Sitte nach und nach ausartete, begreift
eder, der den Gang der menschlichen Dinge
ennt; aber zuverlässig war er denjenigen
anz unbekannt, welche das Cicisbeat aus
iner gewissen Familienpolitik, alte Geschlech-
er nicht aussterben zu lassen, herleiten woll-
ten. Einzelne Fälle, die ich gar nicht läug-
nen will, berechtigen noch nicht zu einer
solchen Schlufsfolge.

Ein Cavalier servente im alten Styl, wie er sich wirklich noch hie und da findet, ist ein sehr geplagtes, unglükliches Geschöpf. Alfieri läfst in seinen Satyren einen solchen Veteran, den er

tra i Serventi il Cavalier Decano

nennt, sich bitterlich über sein Amt beklagen.

Intronato l'orecchio dai garriti
Ch'odo la sera dalla dolce Dama
M'alzo il mattino a nuovi oltraggj e liti:
E corro a lei in fretta, che nulla m'ama,
Ma un po' mi soffre per velar gli astuti
Suoi vaggiretti, che torriamle fama.
Non glie la tolgo io, no, che dai canuti
Parenti suoi son giudicato degno
D'insegnarle dal mondo le virtuti.
E ciò più fammi del suo amore indegno;
Ch'oltre all'esser maturo, esser concesso,
Frutto non son da femminile ingegno.
Ad ogni suo voler pronto e sommesso,
Mezza grazia appò lei così ritrovo;
Ma fuvvi tocca amari uffici spesso.
Ogni giorno mi nasce un dover nuovo;
Andar, venir, portar, cercar, condurre,
E sempre udirmi dir, ch'io non mi muovo.
E guardi il ciel, se avvien ch'io ne sussurre;
Tosto veggio infiammarsi in fuoco d'ira
Le non benigne a me pupille azzurre.

Ne già il mio cuor per lei d'amor sospira;
Ma il mio decoro vuol, che alla più bella
Io serva, e l'ozio innato a ciò mi tira.

So klagt der arme dienende Ritter, und können Sie ihm Ihr Mitleiden versagen?

Heutzutage indefs hat man diesen Ritterdienst weit angenehmer gemacht. Die Verbindung wird nicht mehr durch die ältern Glieder der Familie, oder durch den Gatten gestiftet, sondern sie ist die bequemste Art geworden, ein Liebesverständnifs zu unterhalten. Der dienende Ritter findet sich beim Lever der Dame ein, ist bei der Toilette zugegen, hat gewöhnlich sein Couvert bei Tische, und begleitet sie Abends auf der Spazierfahrt ins Theater und an den Spieltisch. Sie sehen dafs man unzertrennlich ist, und der Gatte seine Frau nur dann aus der Hand des Cicisbeo zurückerhält, wenn sie von den Zerstreuungen des Tages ganz ermüdet ist. So dafs es also Albergati in sei-

nen Comödien gar nicht übertreibt, wenn er sagt: „Das Cicisbeat ist nichts anders, als „ein maskirter Ehebruch.“

Ueberhaupt geben die Schriftsteller Italiens selbst die richtigste Ansicht dieses Verhältnisses. Nehmen Sie z. B. folgende Stelle aus einem Lustspiel von Gherardo de Rossi, il secondo giorno dél matrimonio (der zweite Tag der Ehe) wo ein alter Marquis der jungen Frau erklärt, dafs sich ihr Gatte nicht darüber beklagen könnte, wenn sie den Grafen, ihren ehemaligen Anbeter, zum dienenden Ritter erwählte.

„Der Marquis. Verzeihen Sie, Madame, Ihr Gemahl kann sich nicht darüber beklagen. Der Graf ist nicht mehr sein Nebenbuhler; er war es, als Hyacinth (ihr Gemahl) Ihr Liebhaber war. Jezt aber, da Hyacinth Ihr Gatte ist, darf er ihn einmal nicht mehr als seinen Nebenbuhler ansehn, und Ihr Herz kann dem einen sehr gut seine

Stelle als Gatte, und dem andern als Liebhaber anweisen.

Eugenia. Aber, mein Herr, das menschliche Herz ist nur Eines, und kann nur Einem angehören.

Marquis. Da bitte ich recht sehr um Verzeihung. Sie irren sich, Madame. Stellen Sie sich vor, das Herz einer schönen Frau sei wie ein grosser Palast. Die Liebhaber bewohnen darin die verschiedenen Gemächer, und der Gemahl sein Erstes, welches übrigens nicht zu gros seyn darf; er könnte zum Beispiel den Entresol bewohnen."

Sehen Sie hier, mein Freund, den Begriff, welchen die grosse Welt in Italien von diesem Verhältnise hat. Bedauern Sie übrigens die Ehemänner nicht zu sehr wegen ihres Unglüks. Die Lektion, welche hier der Marquis giebt, hat seine Frau auch erhalten und benuzt. Ist einmal der erste Erbe da,

und oft noch früher, so ist dem Gatten die Fessel der Ehe zu beschwerlich, und er will, wie jener französische Herzog sagte, le moins marié qu'il est possible seyn. Bringt daher eine Frau auch bessere Begriffe in die Ehe, so werden diese bald durch die Vernachlässigung ihres Gatten umgekehrt, und sie sucht sich dafür auf eine ähnliche Weise zu entschädigen.

Wollen Sie noch weiter hierüber die Urtheile der Italiener hören, so will ich Ihnen eine Stelle aus den Briefen des Grafen Albergati an den Ab. Compagnoni *) anführen.

„Erschrecke nicht, mein Freund," schreibt er, „dafs man nicht von der ehelichen, ge-„sezlichen Liebe sprach, welche man in „glänzenden und lebhaften Gesellschaften „zur Rede zu bringen nicht die Zeit verlie-

*) Lettre piacevoli. Modena. 1791. und auch in der vollständigen Sammlung von Albergati's Werken.

ren mag. Es ist ja schon lange entschie-
den, dafs diese ehliche Liebe nicht exi-
stiert, oder, wenn sie sich zufälliger Weise
in einem Winkel der Erde befindet, so
mufs sie sich verbergen, sich schämen, und
sogleich entfernt werden, wenn sie entdekt
wird. Unter Gatten — dies ist der Kanon
der schönen Welt — unter Gatten ist eine
gegenseitige Achtung, und jene kalte, matte
Freundschaft hinreichend, welche beinahe
um einen halben Grad über die Nächsten-
liebe geht. Die wahre Liebe entsteht und
wächst nur unter Männern und Weibern,
die nicht durch das heilige Band gebunden,
nicht durch das, vor dem Altare Gottes
gegebene Wort, und durch den Segen eines
armen Priesters gefesselt sind, welchen man
sehr auslachen würde, wenn man Glauben
an dieses Wort verlangen wollte. Prospe-
ro's Weib kennt kein andres Band, als
welches sie an Petronillen's Gatten knüpft.

„Ja, wenn man auf Spaziergängen, oder an „andern öffentlichen Orten diesen oder jene „bezeichnen will, so sagt Niemand, diese ist „N.s Weib, jener ist der und der Gatte; Nie„mand würde ja dies verstehen. Man sagt „daher: dies ist die Frau welche Herr N. N. „als dienender Ritter hat; dann weifs Jeder„mann wo er daran ist."

Alles dieses gilt hauptsächlich von den höheren Ständen, wo der Cicisbeo noch oft in die Bedingungen des Ehekontrakts kommt. Es ist darum in den niedrigen nicht viel besser, nur dafs die Unverschämtheit in dergleichen Verhältnissen bei jenen grösser ist. Ich will meinen Brief daher noch mit einer Stelle aus Albergati's Lustspielen schliessen, in welchen wirklich durchgängig reine, moralische Grundsäze herrschen. Ich mufs sie in der Ursprache hersezen, weil die unsrige, bis jezt wenigstens, Gott gebe dafs es so bleibe! — noch nicht so fein unterscheiden gelernt hat.

„*L'amore fralle persone basse maritate dicesi aver una pratica, e si gastiga. Fralle persone mezzane dicesi far all' amore, e se ne mormora; fralle persone civili, dicesi trattar una donna, e si tace.' Ma fralle persone nobili l'amore chiamasi servir una Dama; e su questo amore non cadono mai nè accuse, nè mormorazioni, nè condanne.*"

Rom, den 6. Mai 1804.

Es ist freilich keine neue Bemerkung, dafs die italienische Sprache unter die reichsten in Europa gehört. Der Beweis hievon darf aber nicht allein aus Wörterbüchern geführt werden, indem diese nur die gröbsten Belege liefern, und den Tonreichthum einer Sprache unmöglich bezeichnen können. Es wäre übrigens der Mühe werth, diesen Gegenstand ganz auszuführen; mir mangelt dazu Ruhe, Apparat und Kenntnifs. Indefs will ich es versuchen, Sie auf einige Punkte aufmerksam zu machen.

Man behauptet, und mich dünkt mit allem Recht, dafs die Ausbildung der Prose den Triumph einer Sprache ausmacht, und hat es gewifs den Italienern zu gutmüthig auf ihr Wort hin geglaubt, dafs sie im Besiz dieses Vorzugs seien. Man sehe einmal den

Boccacci *) an, welcher ihnen für ein Muster von schöner und fliessender Prosa gilt, und urtheile. Offenbar hat das Studium der lateinischen Sprache, in deren Schoos sich ihre Tochter, die italienische, so gerne geflüchtet, diese verdorben, indem man in der römischen Literatur sich Vorbilder wählte, die auf den einfachen Erzählungston z. B. wie ihn Boccacci bedurfte, nicht vortheilhaft wirken konnten. Cicero's Reden konnten, so schön und vortheilhaft sie sind, nur Schlimmes stiften, indem die ernste würdige Haltung, der strenge logische Faden, das Zusammenfassen einer Menge von Kettenideen auf Einen Punkt, zwar sehr gut für einen öffentlichen Redner, aber wahrlich nicht für einen schlichten, gefälligen Erzähler mun-

*) Es ist von neuern Schriftstellern mit Grund erwiesen worden, dafs er eigentlich Boccacci, und nicht Boccaccio heifst.

terer Begebenheiten paſste. Daher die langen Einleitungen, die endlosen Perioden, die vielen Zwischensäze, und das schwerfällige Aufeinanderhäufen von Participien, welches dem unbefangenen Leser in dem genannten Vater der italienischen Prose, jeden Augenblik beschwerlich wird. Auch erkennt sich jene Nachahmung oft genug in der Armuth von Wendungen, wovon ich Ihnen aus Boccacci nur Eine Stelle anführen will. „Es „starben so viele, daſs es zum Erstaunen war „es nur zu hören, ich will nicht sagen zu „sehen: perchè quasi di necessità „cose contrarie a' primi costumi de' „cittadini nacquero tra coloro, li „quali rimanean vivi." Ist es möglich sich unbehülflicher auszudrüken, als hier geschehen ist?

Diese Fehler haben übrigens noch manche andre Gründe, besonders aber die unvernünftige Götzendienerei gegen die Dichter,

deren Sprache zu sehr in die Prose übergegangen ist, und dieser manchmal einen unerträglichen Schwulst gegeben hat. Stellen, wie diese: se sotto i fiori di una graziosa dimanda si nascondesse mai il maligno serpe di pretendere u. s. w. welche ich aus der Prose eines gerühmten literarischen Blattes ausbebe, sind nicht selten, und ich wollte Ihnen aus den besten Schriftstellern ähnliche genug anführen.

Bei diesen Fehlern nimmt es der Italiener darum gar nicht leichtsinnig mit seiner Sprache, und gerade der Umstand, dafs sich frühe, ehe noch die Literatur in allen Fächern der schönen Wissenschaften Meisterwerke aufgestellt hatte, ein Sprachtribunal erhob, verhinderte die weitere Ausbildung derselben. Schon dafs sich dieses — die Akademie della Crusca — anmafste, gleichsam das Wörterbuch der Nazion abzuschliessen, war ein grosser Fehler: aber ein gros-

serer war es, den eigentlichen Geist der Sprache ganz zu vernachlässigen, und Schriftsteller zu Klassikern zu erheben, welche keinen andern Vorzug besafsen, als den, keine unkruskanten Worte gebraucht zu haben. Dabei gingen die Schriften andrer italienischen Volker, als der Toskaner, ganz leer aus, welche in ihren einzelnen Mundarten alles dargeboten hätten, was die anspruchsvollste Sprache bedurfte; somit wurde das Streben der Nichttoskaner in Sprachsachen verhindert, und fingen die meisten darunter an, entweder Schlechttoskanisch, oder die Vernünftigern lieber Lateinisch zu schreiben. Es ist dahin gekommen, dafs die einmal den Ton angebende Nazion schon zum voraus gegen jedes literarische Produkt eingenommen ist, das ausser Toskana erscheint, und manche Schriftsteller unsrer Tage sich durch ein Zeugnifs der Crusca (wie sich ein formliches Attestat in den Gedichten der

Sulgher Fantastici befindet) gegen alle böse Nachrede zu sichern suchten, oder andre, wie Alfieri in seiner kraftvollen Prosa, als gefährliche Neuerer und verwerfliche Beispiele verschrieen wurden.

Stand aber einmal ein Schriftsteller auf, der sich über diese Vorurtheile wegzusetzen Muth und Geist genug hatte, so machte er auch aus seiner Sprache was er wollte. Selbst die Uebersetzungskunst, welche man wohl als einen grossen Beweis für die Gewandtheit einer Sprache ansehen darf, ist einzeln vortreflich gelungen, und die künstliche Zusammensetzung verschiedener Worte zu einem ideenreichen Einzigen, wie sie bei neuern Zeiten unter uns durch die Uebersetzungen aus dem Griechischen aufgekommen ist, hatte lange schon in Italien Statt gefunden, und war auch da bereits zur Ausschweifung gestiegen worden, wie bei uns. Auch die Italiener haben einen Giove altitonante,

eine Venere aurocrinita, Bacchanti ebrifestanti, einen Nettuno chiomacquoso, und sind davon schon wieder zurückgekommen. Dafür haben sich andre Schriftsteller, nach den Regeln der Sprache, eigene bezeichnungsreiche Worte gemacht, wie Alfieri, welcher überhaupt unter den neuern Schriftstellern Italiens, in Rücksicht auf Sprache die meiste Aufmerksamkeit verdient, und in dessen Satyren allein die größeten Bereicherungen für dieselbe liegen.

Es ist bekannt, wie detailliert bezeichnend die italienische Sprache durch die Veränderung ihrer Endsylben wird, und wie reich und kurz sie das Wort Donna z. B. in Donnetta, Donnicciuola, Donnaccia, Donnone, Donnuccia, Donnicina, und Donnina verändert. Wie vermöchte der Deutsche Tasso's nachzureden, wenn er Armiden beschreibt?

Ella inchinollo riverente, e poi
L'ergognosetta non facea parola

wie sie

mill' altre semplicette astringe,

wenn sie soletta dasteht? Oder wenn Alfieri in seinem Sonett über die Frauen, diesen sagt?

Se tristarelle alquanto riuscite,
Colpa ognor di chi affibbiasi i calzoni. —

Oder wenn Firenzuola in einer seiner Novellen erzählt, es hätte einer den andern aus Lustigkeit umarmt, und ihm con certe amorevolezzoccle svenevolone einen Vorschlag gemacht.

Jenes Zusammensezen verschiedener Worte ist, wie bemerkt, zur Ausschweifung getrieben worden, und es gehörte ehmal zur vorzüglichen Schreibart, einen Brief, oder ein Buch überhaupt mit einem recht langen Sintemalen und Alldieweilen anzufangen. Die Zusammensezung ist erlaubt; aber man hat

eingesehen, dafs sie gegen den guten Geschmak war, kann sie aber immer noch gut gebrauchen, wenn man einen abgeschmakten Pedanten reden läfst, wie Albergati einen Grammatiker mit folgender Rede einführt: e concios i a cosa massimamente che la strada del sapere è malagevole e penosa, quindi molto spesso avviene, che i miei scolari si annojano terribilmente, so hat der Mann mit dem einzigen Wort seinen ganzen Karakter bezeichnet, und man weifs zum voraus, dafs er seine Schüler fürchterlich langweilt.

Den Wortreichthum der italienischen Sprache habe ich auch in der toskanischen Kindersprache bemerkt, welche zum Theil durch die Crusca selbst sanktioniert worden ist. Denken Sie sich die komische Bezeichnung einer grossen, nicht aus seiner Familie gekommenen, Lämmels, welcher sich der Aus-

dröke babbo; Vater: mamma, Mutter: pappo, Brod: bombo, Wein: dindi, Geld: ciccia, Fleisch: und far la nanna, zu Bette gehen, bedient, wie ich es einmal auf einem Theater gesehen habe.

Am bewunderungswürdigsten ist aber die Sprache dieses Landes in dem Reichthum von Tönen, durch deren Wechsel ein einziges Wort die vielfachste Bedeutung erhält. Man hat es einmal versucht, zu zeigen, was der Franzose mit seinem Monsieur zu sagen weiss; ich will die Probe mit dem kleinen Partikel ma machen.

Fragen Sie einen nach etwas, worauf er nicht gerne antwortet, oder nicht antworten kann, so dient er Ihnen mit einem lange hinausgezogenen ma —

Bitten Sie ihn um etwas, das er nicht thun will, z. B. Geld zu leihen, so zieht er die Achseln in die Höhe, legt den Kopf gesenkt auf die Seite, und giebt ein kurz abgestos-

senes ma von sich, welches heifst: ich habe nichts.

Zieht er aber das ma etwas länger hinaus, so bedeutet es die Besorgnifs, dafs von seiner Gefälligkeit Mifsbrauch gemacht werden könnte, und verweigert nicht ganz.

Schliefst er daher einen Vertrag mit Ihnen ab, so setzt er nach Abschlufs desselben noch ein langes ma hinzu, wodurch er ihnen wiederholt, er hoffe, dafs alles sein Verbleiben haben würde.

Hat er einen Fehler gemacht, so entschuldigt er sich mit einem klaglichen ma, welches nichts anders heifst, als: Bedenken Sie die Umstände, was kann ich dafür?

Der Zornige stöfst, statt aller Drohung, sein ma durch die Zähne.

Auch ist es der Ausdruk des Schmerzens, und wenn Sie den Leidenden fragen, wie ihm sei, so antwortet er Ihnen mit seinem

langen, aber am Ende scharf abgestossenen ma, dafs sie nicht auszudrüken sind.

Sie sehen, mein Freund, dafs ich nur andeute, was alles weiterer Ausführung würdig wäre. Schliefslich noch eine Bemerkung, die ich an verschiedenen der besten Schauspieler, und im Leben gemacht habe. Sie sprachen das questo z. B. im Zorn wie questchio aus, so Morrochesi in Alfieri's Octavia als Nero:

E tu sia questo il tuo trionfo estremo

und

L'ultima e questa, e la più orribil tremo.

Rom, den 10. *März* 1804.

„Der Mensch wird gut gebohren; aber die Erziehung muſs entscheiden, was aus ihm werden soll. Wir haben Katheters, auf denen über logische Spizfündigkeiten disputiert wird; wir haben Akademien, in welchen die Jünglinge singen lernen; aber es fehlt uns an einer Schule, in der man zum guten Vater, guten Gatten, guten Sohn, Freund und Bürger gebildet werden könnte."

So schreibt der Ab. Zachiroli an seinen Freund Albergati, und ich wählte diese Stelle um so lieber, weil es immer besser ist, ein Glied der Nazion selbst über ihre Gebrechen reden zu hören, als einen Fremden. Der Mann, welchen er das sagt, verdiente ein Wort der Wahrheit, wie Ihnen eine Stelle aus seiner Antwort beweisen mag. „Ich gestehe dir, daſs mir mein Haus immer angenehm ist, sei es in der Stadt, oder auf

dem Lande, da ich mich an der Seite eines Weibes sehe, die ich zärtlich liebe, und einen Jungen von acht, und ein Mädchen von Einem Jahr besize, welche ich mit gleicher Zärtlichkeit liebe. Die Sorge, die eine glüklich zu machen, die Beschäftigung, die andern gut zu erziehen und zu unterhalten, lassen mich meine Stunden froh und süfs verleben. Und ich glaube wirklich, dafs es kein alltägliches Schauspiel ist, eine Frau zu sehen, die keinen Cavalier servente, einen Mann, welcher keine Cicisbea, und einen Knaben, der keinen Lehrmeister hat."

Sehen Sie hier die ersten Gründe der schlechten Erziehung der Italiener unter den höhern Ständen, von einem Mann aus dieser Klasse selbst angegeben. Sie liegen in der Lebensweise der Eltern, und im gänzlichen Mangel an häuslichem Gluke. So lange die Mutter jung ist, will sie ihre Jugend geniessen; und der Vater wird unter

dem ewigen Jagen nach Jugendgenüssen zwar vor der Zeit alt, aber nicht leicht vernünftig, sondern höchstens stumpfsinnig. Jene sucht ihre Töchter, als Verrätherinnen ihrer Lebensjahre, von sich zu entfernen, und bringt sie in die Klöster zur Erziehung; dieser hat nicht Zeit unter seinen Zerstreuungen an die Söhne zu denken, und wähnt die ganze Vaterpflicht erfüllt zu haben, wenn er ihnen einen Hofmeister giebt, welcher gewöhnlich unter den unwissenden Abbaten aufgegriffen, ohne Kenntnifs ist, und wie ein Bedienter behandelt wird. Ist der Vater einer der bessern, so wird ihm die mildeste Behandlung der Kinder anbefohlen, und versteht der Lehrer etwas, so sagt man ihm etwa, wie der Graf in Alfieri's Satyre über die Erziehung:

Non me li fate uscir dei Dottorini;
Di tutto un poco parlino, in tal modo
Da non parer nel mondo babbuini *).

*) Mach Er mir ja keine Gelehrten aus

Für diese Bemühung erhält er monatlich drei Skudi, also halb so viel als der Kutscher seiner Exzellenz. Dabei ist er auch mit der ersten Erziehung der Comtesse beauftragt, für welche er folgende Regel erhält:

— — — *la ragazza*

Farete legicchiar di quando in quando,

Metastasio, le arsette; ella n'è pazza *).

Dies ist die Sorge der Eltern für ihre Kinder. „Ich studiere," seufzt ein solches armes Kind bei Albergati, „und mein Vater und meine Mutter spielen. Ich studiere, und indes sitzt mein Vater ruhig und vergnügt auf einem Caffée. Ich, schlecht gekämmt und schlecht gekleidet, bin verurtheilt Langeweile unter meinen Büchern und bei mei-

ihnen. Sie sollen nur so ein Bischen von Allem reden können, dafs man sie nicht für Finsel hält.

*) Das Mädchen läfst er von Zeit zu Zeit ein wenig lesen, den Metestasio, die Arien; das Mädchen ist ganz toll damit.

nem Lehrer zu haben, während mein Vater sich parfumiert und sich putzt, um bei allerhand Weibern und Sängerinnen und Tänzerinnen herumzulaufen, und zu tanzen und sich zu belustigen: während meine Mutter, nachdem sie spät genug aufgestanden ist, sich lange im Spiegel besehen hat, sich weichlich auf einen Sopha hinstrekt, und da die Komplimente und Späße der vielen jungen Herrchen anhört, welche ihr den Hof machen, oder auch nur Einen bei sich hat, dem sie gerade den Vorzug giebt. Sie geht aus; ich bleibe zu Hause und gehe schlafen. Wenn meine Eltern nach Hause kommen, so stehe ich auf. Entfährt mir ein unziemliches Wort, so werde ich ausgescholten und gestraft, und mein Vater sagt deren jeden Augenblik."

Noch eine Stelle: „Die Erziehung," sagt ein italienisches Zeitungsblatt, „sollte der Hauptgegenstand jedes Vaters seyn, und ist

gerade das, woran die meisten Väter am wenigsten denken. Man vertraut die Kinder unwissenden, bezahlten Ammen an; dann kommen sie unter Meisterinnen, welche nicht einmal Buchstabieren, geschweige lesen können. Nach diesen kommen die Pedanten. Und wer sind diese? — Abbéchen, (Abbatucoli,) welche für zehn Paoli monatlich nichts anders thun, als ihre Schuler, wie ein Rudel Hunde, spazieren führen. Und was soll man vollends von den Lekzionen sagen, die sie geben? Der unwissende Meister hat zwar Rhetorik studiert, aber unterscheidet keine Figur, und soll doch ein kleines Kind lehren, wozu die gründlichsten Kenntnisse und die vollkommenste Gabe der Mittheilung erfordert werden. Freilich nimmt man auch zuweilen schon weiter beforderte Geistlichen. Aber diese sind entweder auf dem Lande, und darum wenig geschikt, den Kindern gute Sitten und gefälliges Beneh-

men beizubringen, und verstehen sich auch meist besser auf Flinten und Hunde als auf die Grammatik; oder sie sind in der Stadt. Aber da haben sie andere Abhaltungen, geben sich mit Galanterien ab, (sioccupano in Galantesia,) machen der Frau vom Hause den Hof — genug! Wir wollen diese Nachtheile nicht weiter auseinandersezen, und sagen Alles, wenn wir bemerken, daſs der Friseur der Dame besser und höher bezahlt ist, als der Lehrer ihrer Kinder."

Späterhin wird der junge Herr meist auch in ein Kloster, und selten auf die Universität geschikt, weil man diese gröſstentheils nur für Gelehrte vom Handwerk bestimmt glaubt. Etwas Schreiben und Lesen, einigen Religionsunterricht, aber Singen und Guitarrespielen sind hier seine Studien, damit er im achtzehnten Jahre ein gemachter Mann ist, heurathen und Kinder zeugen kann, die dem Beispiele der Eltern zu folgen es eben nicht schwer finden.

Von Reisen, welche im übrigen Europa als die letzte Erziehung eines jungen Mannes von Stande angesehen werden, ist keine Rede, und wenn die Italiener über irgend etwas entschuldigt werden können, so ist es über diesen Punkt. Was ist das gewöhnliche Resultat der Reisen unserer jungen Herren von Stande? — Wenig für die Kosten, und noch weit weniger im Verhältnifs zu den sonstigen Nachtheilen an Gesundheit des Körpers und der Seele. Freilich unterläfst der Italiener das Reisen nicht aus diesen Gründen, sondern aus Bequemlichkeit, und in der Ueberzeugung, dafs in seinem Lande selbst alles vereiniget sei, was man zu wissen brauche. Der Graf Albergati hat auch hierüber eine interessante Stelle. „Wenn ich dumm geblieben bin," sagt er, „so ist der Grund davon gewifs nicht, weil ich nicht gereifst habe; denn ich kann das Reisen nimmermehr für etwas Nutzliches, sondern nur

als etwas Unterhaltendes, aber höchst Gefährliches, ansehen. In diesem so aufgeklärten Zeitalter, bei der Mittheilung des Besten, was alle Nazionen besizen, durch den Druk, bei den genauen Karten, den lebhaften Gemälden, welche wir von den Sitten und Karakteren anderer Völker haben; in einem Zeitalter das alle Geheimnisse der Staatsverwaltung und alle Quellen der Industrie und des Handels aufgedekt, und alle Theile, Entdekungen und Züge der moralischen und physischen Geschichte in Umlauf gesezt hat, kann man frei behaupten, dafs die vorgebliche Nothwendigkeit des Reisens eine blosse Vision ist. Für die Wenigen, welche einen wahren Vortheil daraus ziehen, der aber immer noch durch Gefahren, Unbequemlichkeiten und Kosten theuer genug erkauft wird, bringen unsre meisten jungen Leute nichts als Vorurtheile fremder Nazionen, (und, möchte ich hinzusezen, eine un-

sinnige Verachtung des Vaterländischen) zurük. Wer einen gesunden Verstand und Scharfsinn besizt; wer mit Vortheil und Nachdenken zu lesen versteht, der kann durch Vergleichung und weise Methode überhaupt, auf seinem Studierzimmer ein recht braver Weltbürger werden. Es wäre daher sehr lobenswerth, wenn man den Artikel des Reisens ganz aus der Erziehung ausstriche, als etwas Ueberflüssiges, das auf einem andern Wege gefunden werden kann. Der beste Plaz für unsre Gesellschaft sollte ein angenehmer, fröhlicher Landsiz seyn. Da kann derjenige, welchen die Vorsehung in gute Umstände versezt hat, oder einen hellen Kopf empfangen, und diesen durch Bildung und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften erhoben hat, sich selbst und der Gesellschaft äusserst nüzlich werden."

Ich mufs Ihnen gestehen, dafs ich dem Grafen Albergati nichts einzuwenden wüfste,

besonders da er blos von Leuten seines Standes, also vom güterbesizenden Adel spricht, dessen erste Bestimmung Landwirthschaft ist, und bleiben muſs, so lange das Feudalwesen in seiner bisherigen Form in Italien besteht.

Die Erziehung der Mädchen geschieht in den Frauenklöstern, und die deshalb bestehenden Verordnungen wären nicht so übel, wenn sie gehalten würden. In dem Governo interno ed esterno delle Monache heiſst es von den Pflichten der Nonnen gegen ihre Zöglinge unter anderm: „sie sollen sie nie aus den Augen verlieren, weder bei Tag noch bei Nacht, und bei allen ihren Beschäftigungen und Vergnügungen, beim Schlafengehen und Aufstehen zugegen seyn; sie sollen auf sich selbst aufmerksam seyn, um ihnen in allen Tugenden das beste Beispiel zu geben; sie sollen besonders in ihrer Kleidung sich des besten Anstandes befleissen, und die Mädchen nicht zu sehr liebkosen;

sie sollen sie keine verliebten Lieder, Karnevalsgesänge u. dgl. singen, kein unanständiges Bild oder verdächtiges Buch unter ihre Augen kommen lassen; besonders auf die Besuche die sie erhielten, wohl achtung geben, und gleiche Aufmerksamkeit auf ihre Lehrer haben; überhaupt aber wäre es am besten, ihnen keinen Unterricht zu gestatten, den sie nicht im Kloster selbst erhalten könnten, keinen im Tanz, in der Musik, ausser für heilige Gesänge; und sollten sie besonders auf die ältern Zöglinge das schärfste Auge haben," u. s. w. — Sie sehen dafs es an den Vorschriften nicht fehlt, die Reinheit der Gesinnung in den jungen Gemüthern zu bewahren. Aber meistens bleiben diese Vorschriften auch nichts weiter als Vorschriften, und wird sonst weiter gar nicht dafür gesorgt, die Mädchen zu guten, fleissigen Hausmüttern zu bilden. Die Religionsbegriffe, die man ihnen beibringt, sind unver-

nünftig und unduldsam; die Vorstellung, welche man ihnen von der ausserklösterlichen Welt macht, übertrieben und schwarz, die gesellschaftliche Bildung, die sie mitbringen sollten, ganz mangelnd. Tritt daher ein solches Mädchen aus dem Kloster in die Welt, und kommt ihm diese mit allen ihren Reizen entgegen, so sind jene Begriffe verschwunden, und erwachen nur zuweilen in den ersten Augenbliken der gefallenen Tugend wieder, um dann auf immer zu verschwinden.

Sie können denken, dafs die Mädchen nicht immer unverdorben ins Kloster kommen. Hören Sie darüber das Bekenntnifs eines Italieners: Die ersten Worte, welche man unsern Töchtern lehrt, sind die der Galanterie. Es giebt nichts Lächerlicheres als ein solches Zierpüppchen von fünf bis sechs Jahren. Die öffenlichen Spazierfahrten zeigen am besten die Thorheiten der Eltern. In ein

modisches Kleid eingezwängt, macht man es schon auf die Haltung, die Blike, das Benehmen dieser oder jenen Marquise oder Gräfin nach der Mode aufmerksam, oder die Mutter selbst giebt ihm das glorreiche Beispiel. Steh aufrecht, schönes Kind, da ist dein kleiner Cavalier servente! ist die Lehre, so sie von Mama erhält, und es knüpfen sich natürlich früh genug alle Ideen an diese Lektion an, welche später im Leben zu Thaten werden. Da entsteht dann jenes gezierte, abgeschmakte Benehmen, in welchem jede natürliche Anmuth untergeht, wird der Grund zu den weiblichen Karakteren gelegt, wo kein Zug von wahren Gattin- und Muttergeist mehr sichtbar ist."

Mit Vorsaz habe ich die Italiener selbst sprechen lassen, weil es leicht im Munde des Fremden Uebertreibung scheinen könnte. Ich will auch mit Alfieri endigen.

Educandi, educati, educatori,

Armonizzando in si perfetta guisa,

Tai ne usciam poscia Italici Signori,

Frigio — Vandala stirpe, irta e derisa *).

*) Zöglinge, Erzogene, Erzieher, so vollkommen zusammenstimmend, gedeihen wir italienische Herren zu einem rohen, verlachten phrygisch-vandalischen Stamme.

Rom, den 20. März 1804.

Der Zustand des gemeinen Mannes in Italien ist um vieles besser, als der von ähnlichen Volksklassen anderer Länder. Gerne gebe ich Ihnen zu, dafs diese in den meisten Fällen wohlhabender sind, als jene: ihre Lage ist aber weit nicht so sorgenfrei, als die des Italieners aus den niedrigsten Ständen. Ich spreche hier nur von den Städtebewohnern, weil sich über den Zustand des Landmanns nicht wohl etwas Allgemeines sagen läfst, und das Detail Degressionen in die konstituzionellen Verhältnisse der einzelnen Staaten erfoderte, welche hier nicht an ihrer Stelle wären.

Der niedrigste Stand ist in Italien nicht so scharf abgeschnitten von dem mittleren, als in andern Ländern. Jeder, dem es auf seiner Lebensbahn mifslungen, oder welcher zu träge ist, um mit Ernst an einer gründ-

lichen Befestigung seines äussern Glüks zu arbeiten, tritt in diesen zurük, und Sie werden mich nicht tadeln, wenn ich in die Klasse der Bettler, der Lastträger, Bedienten u. s. w. auch jene verdächtigen Abarten der Industrie, des Kuppler - Mäklerwesen und dgl. sezе. Offenbar manchen diese Erwerbszweige in den Augen der Bessеren verächtlicher, als das Handwerk des Bettlers; aber man kann damit doch noch manchen Schein von äusseren Ansprüchen verbinden, wodurch sich der, welcher die Verhältnisse der Nation nicht genauer kennt, manchmal täuschen läfst. Natürlich ist der Schritt von da noch tiefer herunter leicht gemacht, und der Bettler fertig, sobald die Gelegenheit zum schnöden Dienste mangelt.

Alle grössern und kleinern italienischen Städte enthalten eine unverhältnifsmäfsige Anzahl Pöbels, welcher zuweilen, wie in Neapel, eine Art von eigner Kaste bildet.

Diese Classe ist bisher von den Regierungen mit einer Nachsicht behandelt worden, welche Jedem unbegreiflich scheint, der die Geschichte der italienischen Staaten nicht kennt. Bei allen gingen die monarchischen Verfassungen aus aristokratischen hervor, und häufig hat sich ein adeliches Geschlecht nur durch den Beistand des Volks gegen seine Nebenbuhler erhoben. Heutzutage ist dies freilich nur noch eine politische Idee, deren Befolgung aber ordentlich herkommlich geworden ist, und welche auch in neuesten Zeiten oft die wichtigsten und nothwendigsten Reformen, besonders im Polizeiwesen, verhindert hat.

Diese Klasse von Menschen lebt nicht übel, wenn Sie mir erlauben, das leben zu nennen, was nur in Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse besteht. Während der Bessere sich in seinem Gewerbe abmüht, hat er den müssigen Pobel zum Zuschauer, welcher, bei

allem Nichtsthun doch auch fett wird. Vor der Bude des fleissigsten Handwerksmanns liegt oft ein rüstiger, junger Kerl halb nakt, und schläft, oder fodert Almosen. Da die Polizei dieses nicht verbietet, und die religiöse Idee durch ihre reichlichen Beiträge erhält, so ist es zu begreifen, wenn ein roh erzogener Mensch sich am liebsten einem Gewerbe wiedmet, von dessen Verächtlichkeit er gar keine Vorstellung haben kann. Mit Weib und Kindern liegt er auf den Strassen, und weit entfernt, dafs ihm seine Familie zur Last ist, sieht er sie als so viele Mittel weiter zum Erwerb an; weil sechs Hände mehr einnehmen als zwei, und die Hülflosigkeit des Alters und Geschlechts stärker zum Mitleiden rührt. Um Mittag oder am Abend geht er dann in die Osterie, (das Speisehaus,) und verzehrt hier, was er eingenommen hat. Reicht die Einnahme nicht zur Befriedigung des Bedürfnisses hin, so

ist ihm immer noch irgend eine fromme Anstalt übrig, wo er Suppe und Brod erhält, und zuweilen noch mehr.

Es giebt nicht leicht ein etwas wohlhabendes Haus, in welchem man nicht jede Woche Einen Tag bestimmte Almosen ausspendet, und ein Bettler, der sich auf sein Handwerk versteht, mag an einem solchen Tag immer so viel einnehmen, als er die Woche über braucht. Auf diese Weise hat er sich, so zu sagen, eine feste Rente gemacht, und was er nebenher verdient, wird für Leckerbissen u. dgl. verbraucht. Machen ihn Alter oder Krankheit zu diesem Verdienste untüchtig, so giebt es Hospitäler genug, welche ihn aufnehmen, und für das Nothwendigste sorgen.

Im Durchschnitt, darf man sagen, führen die niedrigsten Klassen in Italien keine Haushaltung, ja, haben sie selten eine feste Wohnung. Das Klima erlaubt das letztere: und

das Erstere wird durch die Mässigkeit der Nazion und die geringen Preise der nothwendigsten Bedürfnisse möglich gemacht. Hat der Italiener ein Stük Brods, Zwiebel und Salz, so sättigt er sich damit, und ist guter Laune; was er mehr geniefst, ist schon Ueberfluſs und somit festlicher Genufs. In seinen Augen giebt es nichts Wünschenswertheres, als Essen und Müssiggang, und wie er gewohnt ist, was er erworben wieder essend zu verzehren, nennt er so das Verzehren überhaupt, durch welche Art von Genufs es auch geschieht. Wenn einer daher sein ganzes Vermögen durchgebracht hat, so sagt der Pöbel, er hat es gegessen, und bezeichnet damit seine ganze Ansicht des Lebens und seiner Freuden.

Neben der Klasse der Bettler, und häufig unter ihnen, entweder durch Trägheit oder körperliche Umstände genöthigt, steht die Klasse der Lastträger. Wo nicht grosse,

merkantilische Thätigkeit herrscht, halten sie sich hauptsächlich in der Nähe von Gasthöfen und auf grossen Plätzen auf. Hier drängen sie sich zu kleinen Diensten, welche man ihnen theuer bezahlen muſs, und haben sie sich einmal ihren Taglohn verdient, so geben sie sich manchmal nicht einmal mehr zu diesen her. Alsdann sizen sie in den Osterien zusammen, und lassen auftragen, so viel sie nur immer bezahlen können. Nach und nach wird die Unterhaltung sehr laut, der Wein wirkt auf ihre Köpfe, und es entstehn Zänkereien, welche manchmal mit blutigen Auftritten endigen. Sind sie nicht in den Osterien, so liegen sie behaglich in den Strassen, singen und improvisiren mit einander, daſs es doppelt beschwerlich ist, sie zu hören und zu verstehen.

Indes habe ich mich doch in Livorno oft damit unterhalten, ihren Gesprächen zuzuhören. Der gewöhnliche Gegenstand dessel-

ben war Essen und Trinken, schlechte Zeiten und Lotto. Wer mehr gewinne, der Pabst oder der König von Toskana? Wie viel dieser, wie viel jener täglich? — Dies waren die Fragen, welche mit so ganz eigenen statistischen Bemerkungen abgehandelt wurden, dafs es eine Lust war, es anzuhören.

Den nothwendigsten Bedürfnissen aber wird abgebrochen, um ins Lotto zu sezen, und man hat mich an verschiedenen Orten versichert, dafs man immer einige Tage, bevor die Lose gezogen werden, die durch den Einsaz entstandene Entkräftung am Verkauf des Brods in den Bäkerläden verspüre. — Mir hat von dieser und jener Nummer geträumt, was meinst du, soll ich sie sezen? — Ich wollte auf die herausgekommene Nummer sezen: hätte ich es nur gethan! — Um zwei Nummern hab' ich gefehlt, u. dgl. Dies ist der gewöhnliche Gegenstand ihres Ge-

sprächs. Was ihnen daher Auffallendes vorkommt, suchen sie als eine Mahnung des Gluks zu nuzen, und einzelne Vorfälle vom Eintreffen solcher Vorbedeutungen vermehren natürlich die Aufmerksamkeit auf dergleichen geheime Winke des Schiksals. So kam einst in Livorno ein Büffel, welcher eben geschlachtet werden sollte, los, rannte durch mehrere Strafsen, stürzte endlich in ein Haus hinein, stiefs die Thüre auf, und mit den Hornern die Fenster hinaus. Ein Gewinnlustiger bemerkte ihn, dem die Sache gleich dermafsen ominös vorkam, dafs er aus der Zahl 2 der Horner, der Anzahl der gebrochenen Scheiben, und einer ähnlichen Combinazion eine Terne formierte, welche er auch richtig gewann. Von da an wünschte der Pobel nichts sehnlicher, als dafs recht viele Buffel loskommen möchten. In Haufen belagerten sie das Schlachthaus, um im Augenblik bereit zu seyn, den flüchtigen Wink

zu nuzen; und dies dauerte so lange, bis neue, ähnliche Vorfälle das Andenken an diesen verwischt hatten.

Eben so grossen Glauben erwarb sich einst ein florentinischer Almanach, welcher um sich seinem Publikum anzupassen, einige Nummern zum Lotto vorschlug. Durch einen sonderbaren Zufall kamen diese alle heraus, und seit der Zeit unterläfst kein Lottospieler, sich diesen Almanach anzuschaffen, ob er gleich seit mehreren Jahren nie mehr eine Nummer errathen hat.

Auf diese Leichtgläubigkeit der Menschen wird, wie uberall, auch in Italien spekuliert. Es erscheinen z. B. Almanache, blos für Lottospieler, und ein solcher in Venedig gedrukter, mit dem Titel: il vero mezzo per vincere all' estragione de' lotti, welchen ich gesehen habe, machte mancherlei Mittel bekannt, die launige Glüksgöttin zu fesseln. Indes war der Verfasser ehrlich genug, mit dem Verse zu schliessen:

Ma se vincer talor desiderate,
Ginocate sempre, o mai ginocate;
E se vincer sicuro to vorrai,
Prendi esempio da me, non ginocar mai.

Auch eine italienische Zeitschrift, welche ernsthafte Aufsäze ankündigte, suchte das Publikum durch das Versprechen anzuloken, Nummern, welche gewifs heraus kommen würden, anzugeben. Wie weit es sein Wort gehalten hat, weifs ich nicht; aber dafs die Lokung gewirkt, bin ich fest überzeugt.

Halten Sie mir diese Ausschweifung über das Lotto zu gut; aber ich glaubte mich durch die Ueberzeugung dazu berechtigt, dafs diese Anstalt, wie überall, auch in Italien eine der Hauptursachen des elenden Zustandes der niedrigen Stände ist. Die übrigen liegen in der Schlafheit der Regierungen, und im Vorurtheil, und werden durch Klima und fruchtbaren Boden begünstigt.

Neapel, den 4. Mai 1804.

Ich habe mich nun zum zweitenmale von Rom getrennt, mein Freund, und diesmal nach einem langen Aufenthalt. Es würde mir schwer seyn, das Gewebe von verschiedenen Empfindungen und Gedanken darzustellen, welche mir Kopf und Herz durchkreuzten. Ich mußte so oft zurükbliken nach der einzigen Stadt — wahrlich es war mir, wie dem Bräutigam, der von dem Land absegelt, wo er seine Braut zurükgelassen hat. Er blikt hin nach dem Lande unaufhörlich. Wie ihm erst das Ufer verschwindet, dann die Spizen der Häuser und der Thürme, und endlich auch noch die fernen Berge hinabsinken, und die große Leere sich vor ihm ausbreitet, und die Leere des Herzens immer weiter und tiefer wird, und er sich so ganz allein fühlt — wer das nie empfunden hat, der möge es auch nie empfinden. Aber, wer

sich auf immer von Rom trennen muſs, dem wird es so ums Herz seyn.

Fragte man mich, was es gewesen sei, das mir Rom so theuer gemacht hat, ich könnte ihm wohl antworten. Aber du kannst Hunderte fragen, die mit blutendem Herzen von Roms lezten Zinnen geschieden sind, sie werden dir nicht Rede geben können. Es ist etwas, was sich kaum ergründen läſst, aber eben darum so viel tiefer liegt.

Wie die Zeit in Rom dahinflieſst, als ob sie über die Stadt, der sie so oft so wehe gethan hat, wegeilte, weil sie sich dessen schämt, was sie zerstörte! —

Es schläft sich in Rom gar herrlich. Die vielen Klöster und Kirchen läuten bescheiden zur Frühmette, auf daſs ja jeglicher sich entschuldigen könne, wenn er nicht erschienen ist. Früh aufstehen ist meine Sache nicht. Die Morgenstunde hatte nie Gold für mich im Munde; und so schön die Sonne

über die blauen Berge herauf gehen mag; ich habe es selten gesehen.

Aber man wird sich auch nicht lange beim Frühstük oder bei der Toilette verweilen. Du mufst hinaus, und nimmst das Frühstük gerne im Vorbeigehen auf dem Kaffée mit. Es findet sich da stets Jemand, an den man sich anschliefst, mit dem man einen gemeinschaftlichen Gang verabredet.

Mein liebster Weg war immer durch den Korso am venezianischen Palast hinein, über das Kapitol weg, die Via sacra hinunter nach dem Kolosseum. Ich mochte da gerne hineintreten, und mich ein Paar Minuten auf die untersten Stufen sezen. Oft blieb ich lange. Die Schatten wurden immer kürzer, ich ward von einer Station zur andern herumgetrieben, und uneingedenk des Märtirerbluts, das da geflossen, dachte ich an die Heiden, welche das ungeheure Werk zu denken und zu vollenden gewagt haben. Von

da ging ich dann meistens wieder zurük nach dem Campo Vaccino, lief dem Tieber entlang, und hielt am esquilinischen Hügel unten, wo ich mich nach Ripa grande übersezen liefs. Ein frischer Trunk Malaga mundet da nicht übel, und es kehrt sich so ganz angenehm durch den Trastevere wieder nach dem spanischen Plaze zurük.

Was gibt es aber nicht unterwegs zu sehen? Mit einem Glase guten Weins im Magen betrachtet man die Gemälde noch einmal so vortheilhaft. Die schlechte Beleuchtung ist nicht ärgerlich; man läfst auch den elenden Styl hingehen, und findet sich in der Stimmung, viel in die Sachen zu legen. Man täuscht sich freilich dabei, aber sehr unschuldig. Das was du ausser dir zu sehen glaubst, siehst du in dir selbst.

Ist noch ein Theil des Vormittags übrig, so besucht man wohl noch einige Künstler-

werkstätten. Man plaudert da sein Stündchen weg, lobt mit, und ohne Ueberzeugung, tadelt in seinem Herzen, und geht fröhlichen Sinnes zum Essen.

Wer wäre auch verlegen um den Abendspaziergang? Du brauchst dich ja nur auf den Plaz von Trinità de' Monti zu stellen, und hinab zu bliken auf die vielen Kuppeln und Zinnen, oder hinaus zu sehen, wie die Sonne im Meere sich allmählich untertaucht, nach und nach der Abend heraufbricht über die alte Stadt. Und da wirst du nicht lange stehen, so zieht dich ein munterer Sänger mit der Guitarre in der Hand hinter sich her, und du folgst ihm wo er hingeht, weilst, wo er stehen bleibt, denkst an das Nachhausegehen, wenn es ihm einfällt.

Oder du gehst in die Villa Borghese. Die schöne Welt findet sich in der kühleren Jahrszeit immer um die Mittagsstunde hier ein. Erfreuen dich nicht die lieblichen Frauen-

gestalten welche aus den Wagen steigen, und fröhlich auf- und niedergehen, so kannst du ja ein einsames Plätzchen im Gebüsche suchen, wo dich nichts in deinen Träumen stört, als der Sang der Vögel, das Getöse der Fontainen und das Säuseln der Winde. Am Ende trittst du wohl noch in den Casino selbst, der die herrlichen Kunstwerke des Alterthums aufbewahrt. Magst du hier allein geniessen wollen, so kannst du es; willst du stillschweigend die Gesellschaften begleiten, so werden dir ihre Bemerkungen oft genug Veranlassung geben, über den Lächerlichkeiten des Lebens seine schlimmeren Seiten hinweg zu lachen.

Wenn die fernen Gebirge sich in ihr herrliches Blau hüllen, die Schatten der Bäume sich verlängern, und die weissen Mauern der Villa Medicis im Abendroth erglänzen, so kehrst du in die Stadt zurük. Im Korso bewegen sich nun die ersten römischen Schön-

heiten in ihren Wagen, und du hast hier Gelegenheit genug wenigstens schöne Köpfe zu sehen. Irgend ein Kaffeehaus bietet dir vor seiner Thure eine Bank, wo du geniessend und betrachtend sizen kannst, so lange du willst.

Entweder besuchst du nun das Theater, oder eine Gesellschaft, wo du hauptsächlich durch Musik unterhalten wirst. In keiner derselben kann es dir fehlen, dafs du nicht ein schönes Weib erblicktest, mit welcher du ins Gespräch zu kommen suchst. Deine Ansprache wird freundlich erwiedert werden, und es sollte mich sehr wundern, wenn du nicht eine Einladung erhieltest, auch ihr Haus und ihre Gesellschaften zu besuchen.

Ein solcher Tag, mein Freund, ist nur ein gewöhnlicher, so wie du ihn immer durchleben kannst. Andre, welche durch grofse Festlichkeiten u. dgl. noch merkwürdiger werden, stellen sich von selbst einla-

dend ein. Ich will dir nichts von diesen sagen.

Du siehst aber, wie viel man in Rom zurükläfst, wenn man sich von der Einzigen Stadt verabschiedet, hast du dich auch nicht noch von besondern Gegenständen der Liebe und Freundschaft zu trennen.

Die Wehmuth, mit welcher ich zum Thore von St. Giovanni hinausfuhr, wuchs mit dem weiteren Vorrüken auf der so öden Kampagne von Rom. Freilich hat man hier die Gebirge von Albano, Frascati und Tivoli im Auge; aber auch dieser Anblik, verbunden mit den schönen Erinnerungen an dort genossene Freuden, war nicht im Stande mich aufzuheitern. Erst auf den Höhen von Albano, in der üppigen Vegetation von Aricia und Genzano, unter den mannichfaltigen Blumen womit der Weg umkränzt ist, schliefst sich das Gemüth der reizvollen Nähe und der grofsen Ferne auf, wie sie im Morgen-

schimmer da liegt, vom Meere, als von einer ungeheuren feurigen Schlange umwunden. Hier begegneten mir schöne, blühende Gesichter, und volle von Gesundheit strozende Menschenformen.

In Veletri verweilt man gerne, um das Museum des Kardinals Borgia zu sehen. Der Maltheserritter, sein Neffe, nahm mich auf die Empfehlung des Oheims freundlich auf, und zeigte mir die Schäze dieser in ihrer Art gewifs einzigen Sammlung. Aufrichtig gestanden, machte sie nicht den besten Eindruk auf mich. Es waren freilich da zu sehen Gözen aus allen Zeitaltern, von allen Nazionen und von abscheulichen Formen. Aber wenn man von Rom kommt, kann das nicht erfreuen. Mag man mir immer sagen: auch das hat seinen Nuzen! Meinetwegen, ich will es euch gerne glauben; nur erlasset mir die Mühe, zu wissen, ob die alten Egiptier ihren Gott mit oder ohne Schwanz verehrt haben.

Ein Stük, das ich in dieser Sammlung sah, gehörte zwar nicht zu derselben war mir aber merkwürdiger als Alles andre. Es war ein italienischer Bischof, welcher auf seiner Durchreise hieher gekommen war, um dem Kardinal nachher sagen zu können, auch er habe seine Sammlung bewundert. Das wird nun freilich dem guten Kardinal ganz gleichgültig seyn; aber ich versichre dich, der Mann hat aus allen Leibeskräften bewundert. Die unwissenden Fragen, sein kindisches Anstaunen der unbedeutendsten Dinge bewiesen mir freilich, dafs, wenn Bolingbrokes Sar: „nichts zu bewundern sei der höchste Grad der Weisheit," auch übertrieben, doch der andre: „dafs alles Bewundern der niedrigste Grad der Dummheit sei," desto wahrer ist. Seine höchste Extase bemerkte ich in dem sogenannten Museo sacro, wo nichts als christlich-kirchliche Alterthümer zu schauen sind, und ich konnte

mich des Gedankens an jenen Schuster nicht enthalten, der an einem Gemälde des Zeuxis oder Apelles einzig die Sandalen einer seiner Figuren bewunderte. Die alte Bischofsmüze, welche hier war, gewann seine vorzüglichste Aufmerksamkeit. — „Damals," sagte er — und dies war die einzige Bemerkung, die ich aus seinem Munde hörte — „damals waren die Bischofe noch arm, e per questo erano santi;" ja wohl, Bischof, damals war es anders. Nur hättest du bei diesen Worten nicht auf den grofsen Saphir in deinem Ringe bliken sollen; dein Auge sprach etwas anders, als den Wunsch, in solchen Zeiten Bischof zu seyn. Es gefällt dir besser in denen, wo der Reichthum dir die Mühe erspart, ein Heiliger zu werden!

Die pontinischen Sümpfe, welche den Reisenden bald, nachdem er Veletri verlassen hat, aufnehmen, haben im Frühjahr ein sehr freundliches Ansehen. Die Strafse ist vor-

treflich, und immer mit Bäumen eingefafst. Das üppigste Grün liegt über dem Wasser, so weit beinah das Auge reicht, und nur das kränkliche Aussehen der Bewohner, die schönen, aber beinah öden, Häuser erinnern an die Gefahr der Atmosphäre, in welcher man sich bewegt. Die Gasthofe sind erbärmlich, und die von Terracina nicht viel besser, wenn man gleich noch theurer bezahlen mufs.

Von diesem Orte aus geht die Strafse eine Zeitlang am Meeresufer hin, bis in die Nähe von Fondi, wo dich schon der neapolitanische Himmel aus den goldenen Orangen seiner Garten anlacht. Freilich verliert diese Vegetation beim weiteren Wege viel von ihrem freundlichen Aussehen, aber dafür gewinnen die Meeresufer durch schönere Linien und den Golf von Gaeta. Auch zeigt man dir schon in weiter Ferne den rauchen-

den Vesuv, und die Erwartung wird desto gröfser.

Unbedeutende Ruinen sieht man an diesem Wege. Eine, welche mir weniger wegen ihres Alterthums, als wegen eines schönen Zugs aus dem Karakter des Königs Alfons von Arragonien gefiel, wird für ein Ueberbleibsel einer Villa des Cicero ausgegeben. Als dieser König Gaeta belagerte, so befahl er, diese Trümmer zu schonen, „indem er," wie er sagte, „lieber die Belagerung aufheben, als diese zerstören wollte." Es war der König Alfons, von welchem sein Freund, Anton von Palermo, ohne Verdacht der Schmeichelei sagen konnte, was man wenigen Männern in der Geschichte nachrühmen kann: „Mihi quidem satis abunde exploratum et compertum est, Alphonsum cum pueris innocentia et puritate, cum adolescentibus strenuitate et viribus, cum viris prudentia et consilio, cum senibus gravitate et

auctoritate, cum acutis subtilitate ac argutia, cum ingenius candore et simplicitate, cum omnibus denique ingenio, doctrina, virtute, arte et sapientia contendisse."

Weiterhin aber wird der Weg sehr unangenehm. Die Gegend am Garigliano, über welchen man in einem weiten Fahrzeug setzt, ist äusserst öde. Lieblicher werden die Umgebungen von Capua, wenn sie gleich heutzutage nicht mehr die ehemaligen Gefahren für einen neuen Hannibal haben. Je näher gegen Neapel, desto üppiger wird die Vegetation. Die Strafse ist von majestätischen Pappeln umgeben, durch welche sich die Perspektiven in die hohen Rebengeländer der Felder eröffnen. Mit einem Mal befindest du dich in dem Menschengewühle von Neapel, wo es immer ein Paar Tage braucht, ehe du zum ruhigen Beobachten kommen kannst.

Capri, den 26. April 1804.

Von Neapel aus betrachtet, mein Freund, zeigt sich die Insel Capri in ihrer ganzen nördlichen Länge. Der Himmel mufs sehr umwölkt seyn, wenn ihre Umrisse nicht ganz sichtbar seyn sollen. Bei heiterem Wetter und einem klaren Horizont, kann man sogar die weissen Häuser des untern Theils der Insel erkennen. Sie hat, von hier aus angesehen, etwas sehr Kühnes, was dem grofsern Ischia, troz seines hohen Ezomeo's, fehlt. Man fuhlt sich daher auch weit stärker gereizt, die Reise dahin zu machen, als nach den übrigen Inseln des grofsen Meerbusens von Neapel. Ob es viel brauchte, meine Neugierde anzuziehen, wissen Sie. Wie lieb war es mir daher, als sich eine kleine, aber gute Gesellschaft zusammen fand, um die Fahrt nach dem Eiland zu unternehmen, das in den alten Zeiten einmal den

glänzenden Mittelpunkt der römischen Weltherrschaft ausmachte!

Wir waren unserer Sechse an der Zahl, die wir uns auf einer kleinen neapolitanischen Barke, von fünf Seeleuten geführt, einschifften. Morgens um sieben Uhr fuhren wir, fast bei gänzlicher Seestille und heiterem Himmel aus dem Hafen von Neapel. Nach einer Fahrt von einigen Stunden, als wir eben den Vesuv zur Seite hatten liegen lassen, stellte sich ein starker Scirocco ein. Wir mufsten gegen denselben lavieren, und hatten dabei den Vortheil, der Küste des Landes wieder näher zu kommen. So waren wir nicht zu entfernt, um die schöne Ebene von Sorrento ganz nahe vor unsern Augen zu sehen. Blos über den Bergen oben hiengen weisse Wolken, welche einem halb aufgezogenen Vorhang ähnlich waren, der nichts als das reizendste Land vor unsern Blicken entrollt hatte. Schwerlich kann es

eine gefälligere Ansicht geben, als die der eben genannten Stadt mit ihrer Umgegend. Das Seeufer senkt sich hier zwar ganz steil, aber nicht scharf und wild in das Meer hinab, und scheint auch nach und nach von den Wellen bis zu dieser Form abgewaschen zu seyn. Herrlich angebaut ist es bis da, wo es sich niedersenkt, und unter dem schönen, tausendfach wechselnden Grün leuchteten die weissen Häuser von Sorrento, mit seinen Villen freundlich abwechselnd, heraus. Man glaubt es so recht zu fühlen, dafs in diesem, rings herum von wilden Bergen eingeschlossenen, Thal, unter dieser schönen Natur, die zarte Seele Tasso's sich entwikeln mufste, wie sie sich in seinen Gedichten darstellt. Wenn er uns Armidens Zaubergärten schildert, so mag er manchen der Zuge, welche uns so lebendig anlachen, aus seiner Vatergegend genommen haben.

Der Wind wurde, wie wir uns Capri eben

nähern wollten, immer stärker. Unsre Seeleute getrauten sich nicht die Insel zu erreichen, und liefen, ob es nun nöthig war, oder nicht, weifs ich nicht zu entscheiden, in Massa ein. Dieses kleine Dörfchen liegt einige Meilen von dem Vorgebirge entfernt, dem es den Namen gegeben hat (Capo di Massa). Seine Häuser ziehen sich an den Bergen hinauf, welche gut angebaut, und ziemlich fruchtbar zu seyn scheinen. Meist zwar von Fischern bewohnt, scheint die Bauart der Häuser einigen Wohlstand anzuzeigen: allein die Bewohner versicherten es uns selbst, dafs sie sehr arme Leute seyen. Und wenn wir dem Mangel, welcher in der Scheuke herrschte, glauben durften, so hatten sie keine Unwahrheit gesagt. Bange war es uns vor dem Gedanken, bange, in derselben eine Nacht zuzubringen, und wenn ein Tempel des Oeolus hier gewesen wäre, so hätten wir ihm wohl recht gerne ein Stük von dem

Eierkuchen geopfert, welcher unser Mittagsmahl ausmachte, damit er uns mit gutem Winde seegnen möchte. Aber auch ohne dieses neigte er sein Ohr zu unsern Wünschen, und nachdem wir einige Stunden hier zugebracht hatten, ward das Meer wieder ruhiger, dafs wir noch diesen Abend Capri zu erreichen hoffen durften.

Die Zeit, welche wir hier zubrachten, unterhielten wir uns indes so gut es gehen mochte. Ein Spaziergang auf die Höhen, wo wir uns im Schatten eines Oelbaums lagerten, und die Unterhaltung mit einigen Seeleuten, welche sich in unserer Schenke einfanden, vertrieben uns einige Stunden. Es war besonders einer unter denselben, der auch in seinem Kreise die Rolle des Buffone darstellte, welche man in den höhern Zirkeln dieses Landes so häufig antrift. Mit einer Thersitesgestalt verband er eine Menge lächerlicher Bewegungen, womit er alles,

was er sagte, begleitete. Mit Sprüchwörtern und Spottreden vergalt er uns die Gläser Weins welche wir ihm einschenkten. Und als wir uns einschifften, kam er auch so wenig aus seiner Rolle, dafs er uns noch in der Ferne den freundlichen Wunsch nachrief: Iddio vi faccia tutti schiavi *)!

Nach einer Fahrt von etwa einer Stunde landeten wir an unserm Eiland. Es senkt sich hier nach und nach bis an die Meereswellen herunter, und gestattet da die einzige Ansicht seines Innern. Von Marina an, so heifst eine Anzahl am Landungsplatze stehender Häuser, steigt das Land terrassenmäfsig in die Höhe. Auf der Ostseite machte sich, durch eine nicht allzusteile Erhöhung der Berg, mit den Ruinen der Kaiserpaläste, von dem Thale los; auf der andern steht die ungeheure Felswand, welche Capri von Anacapri trennt, wie eine gewaltige Mauer

*) Gott mache euch alle zu Sklaven!

da, die sich von einem Ufer zum andern hinstrekt. Zwischen diesen beiden Bergen liegt das freundlichste Thälchen, das die Natur auf allen Seiten, wie zum Wohnsiz eines der Welt entflohenen liebenden Paars, umschirmt, und zu welchem sie nur Einen Zugang offen gelassen hat, um es finden zu können. Oben in demselben liegt das Städtchen Capri, das durch die sonderbare Bauart seiner Häuser einen wunderbaren Effekt hervorbringt. Weiter hinauf wird die höchste Linie des Thals durch einen runden Hügel angenehm unterbrochen, auf welchem ein altes Castell, und, wenn ich nicht irre, ein Nonnenkloster liegt. Das Ganze ist vortreflich und mannigfaltig angebaut; überall durch die Felder sind freundliche Häuser zerstreut, und ohngefahr in der Mitte der Anhöhe liegt die Villa Thorold, wo wir wohnen.

Besonders gefällig war die Ansicht des

ganzen Thälchens, als wir ankamen. Die Sonne stand ihrem Untergange nahe am Himmel. Nur einen kleinen Theil desselben trafen ihre Strahlen. Im ernsten Schatten lag das Uebrige da, sanft beleuchtet aber war der Vodergrund. Schwarz stand die Felswand von Anacapri, hinter ihr hervor zog sich eine Spize von Ischia, in purpurnen Dunst gehüllt, und schlofs sich an das Vorgebirge von Misene, das nur noch, wie ein ferner Nebel, sichtbar war. Von den Balkons unserer Wohnung genossen wir lange noch dieses schöne Schauspiel, bis sich die Sonne nach und nach in das Meer untergetaucht hatte, und die Nacht immer stärker von Anacapri herunter sank.

Capri, den 27.

Die vortrefliehste Milch war heute unser Frühstük. Die ganz eigene Vegetation der Insel giebt ihr einen Wohlgeschmak, den

sie nur auf den Schweizeralpen hat. Herrlich gestärkt durch dieses in Italien so seltene Getränk, sezten wir uns auf unsere Esel, um die Reise nach Anacapri anzutreten. Anfangs windet sich der Weg durch die Gärten des Thals langsam in die Höhe, bis er, näher gegen die Felswand und das Meer zu, desto steiler wird. Wir waren sehr begierig auf die sogenannte Scalinata, vor der uns die Fragmente über Italien etwas bange gemacht hatten. Wir fanden uns aber in unserer Erwartung, wenigstens in so fern, getäuscht, als wir auch nicht die geringste Gefahr auf diesem Wege fanden. Zik zak steigt die Treppe freilich steil genug in die Höhe; aber die Stufen sind niedrig und gut erhalten, und auf der Seite gegen das Meer zu bildet eine etwa drei Fuſs hohe Mauer eine sichere Brustwehr gegen die Abgründe. Wir waren abgestiegen, und machten die 500 Treppen zu Fuſs. Wer sich nicht ent-

schliessen kann hinauf zu reiten, dem kostet das beständige Steigen freilich Anstrengung genug. Bei jeder Wendung der Treppe indefs kann man Halt machen, und man thut dies um so lieber, weil sich von jedem dieser Ruhepunkte aus immer eine schöne Aussicht eröffnet. Auch steht eine Kapelle unterwegs, welche in mir die Vergleichung mit der Via crucis erwekte, mit der diese Treppe freilich in Hinsicht auf den Schweis und die Brustanstrengung, so sie uns kostete, Aehnlichkeit hatte. Indes fanden wir uns doch reichlich belohnt, als wir die ganze Felswand erstiegen hatten. Wir traten, wie durch einen Zauberschlag, in ein paradiesisches Ländchen, welches mir beim ersten Anblik die Jugenderinnerung an die Insel Felsenburg wieder erwekte. Um den Berg der obern Insel zieht sich eine Streke von vortreflich angebautem Lande hin, welches von der Natur mit aller Güte gesegnet ist.

Durch die Felder sind die Wohnungen der Bewohner zerstreut, und man wandert um so lieber durch dieselben hin, als die lezteren einen Karakter von Wohlhabenheit und Reinlichkeit darstellen, wie man ihn nirgends in Italien findet. Ohne indes noch weiter in diese Gefilde einzudringen, sezten wir auf unsern Eseln sogleich die Bergreise weiter fort, um den Monte solare, den höchsten Punkt dieses Eilandes, zu besteigen.

Da hinauf ist aber der Weg sehr beschwerlich. Er geht beständig über steinigtes Heideland in die Höhe; allein die Wohlgerüche welche der Majoran und andere aromatische Kräuter verbreiteten, die zwischen den Steinen blühten, hielten uns einigermafsen für unsere Mühe selbst auch dann schadlos, als wir noch den beschwerlichsten Theil des Weges zu Fufse machen mufsten. Aber man hat ja das Ziel vor dem Auge, und so lange sich der Mensch mit beständiger Hinsicht

auf einen Zwek abmüht, so achtet er der Mühe nicht. Je näher wir ihm kamen, desto höher hob sich die Spize: aber wir schritten immer rüstiger voran, je steiler der Weg wurde. Sonderbar genug ist es, und die Meinung, die ganze Insel seye von Grotten unterhöhlt, bestätigend, dafs wir bei jedem starken Fufstritt es hohl unter uns tönen hörten. Unangenehm aber war es uns, als sich nach und nach, noch ehe wir die Spize erreicht hatten, Nebel aus der Tiefe erhoben, und das Haupt des Berges umhüllten. Denn gerade die Aussicht von demselben ist der Lohn der Mühe, ihn zu ersteigen, und um diesen Lohn auch hatten wir uns ihr unterzogen. Allein bei dem Wechsel der Winde, und bei der immer mehr sich vergrösernden Sonnenhize, hofften wir doch noch auf eine glükliche Aenderung, und gaben die Hoffnung auch nicht auf, da wir uns auf der Spize ganz in Wolken einge-

hüllt sahen. Ja es hatte etwas Erhabenes, über diese Wolken hinweg in die klare See hinunter zu bliken, dafs mich dieses Spiel der Natur nicht im geringsten reuete. Es ward vielmehr abwechselnder, je länger wir uns verweilten. Denn ob sich gleich anfangs ein dichter Nebelschleier über die ganze Insel hingelegt hatte, und Wolkenstreife in der Tiefe uns die Aussicht auf das feste Land trubten, so rifs er doch an manchen Stellen plözlich hinweg, und zeigte uns das Inselland nur um so frischer, und so — wenn man das Hochste mit dem Gemeinen vergleichen dürfte — als wäre man mit einem nassen Schwamm über dasselbe weggefahren. So zeigten sich plözlich auf der einen Seite des Berges die fröhlichen Gefilde von Anacapri, am Rande von der heitern See umkränzt; auf der andern aber stürzte sich ein tiefer Abgrund auf zakichte Felsen hinab, vor denen es dem Auge selber bangte. Weiter

hin stellten sich, wie durch einen trüben Flor, die entferntern, in das Meer hinein gepflanzten Felsen dar, und die Sonne, welche durch den Nebel in die Fluthen schien, bildete ein höchst eigenes Lichtspiel, das die Feder eben so wenig beschreiben, als es der Maler malen konnte. Die Insel glich von dieser Seite einer Festung, welche die Natur selbst gewaffnet hat; denn die Felsen waren eben so viele Palisaden, an die sich gewifs kein Angriff wagen wird. Eben so schnell ward auf einmal der Vorhang aufgezogen, welcher bisher die Seeküste, von Gaeta an bis nach Salerno hinunter, verhüllt hatte. Um so überraschender, da sie sich eben so schnell zeigte, als wieder verschwand, war diese Aussicht, und wie die Phantasie das, was das Auge nur plözlich vorüber eilen sah, mit so brennendern Farben ausmalt, so däuchte mir auch, was ich hier gesehen hatte, um so idealischer, und es prägte sich mei-

nem Gedächtnisse darum desto tiefer ein, je plözlicher entstehend und wieder verschwindend die Erscheinung gewesen war.

Auf der südlichen Spize des Berges von Anacapri steht die Wohnung des Einsiedlers, welche wir nun besuchten. Der Alte begrüfste uns mit einem Handkufs, dessen wir uns nicht erwehren konnten. Er führte uns durch die Kapelle in seine ärmliche Wohnung, von der aus man das Thal der untern Insel, wie einen grofsen Garten, überschaut. Armuth, Nebel und Winde waren es hauptsächlich worüber er klagte, und das Auge konnte sich leicht genug überzeugen, dafs seine Klage gegründet war. Für einen Mann, welcher das Puppenspiel des Lebens in der Einsamkeit betrachten wollte, wäre hier der Standpunkt. Die Aussicht auf die kleine Insel, auf das seegelreiche Meer, auf die Küsten von Sorrento und Salerno, und auf den ungeheuren Ameisenhaufen von Neapel,

noch mehr aber das vielfache Spiel der Natur, könnten ihm, bei einem reichen Schaze von Erfahrungen und Naturkenntnissen, den schönsten Stoff zum Nachdenken geben, wenn die Leidenschaft in seinem Innern eben so ruhig wäre, wie sie sich in dieser Entfernung ihm von Aussen darstellt. So aber sieht er in einer landenden Barke nichts anders, als die Fische, oder die Fremden, welche sie bringt, von denen er sich ein gutes Mittagessen, oder ein reichliches Trinkgeld verspricht.

Der ganze Monte solare, den wir nun wieder herabgestiegen waren, ist im höchsten Grad wild und unfruchtbar. Zwischen den weissen Steinen nur wuchert üppiges Heidekraut, welches da oben eine ungewöhnliche Höhe erreicht, und am Felsen schon die wollüstige Vegetation des Bodens verkündigt. An dem Fuſse des Berges aber, der den Insulanern, wie den alten Egiptiern ihre Pira-

miden, als Stundenweiser dient, legt sich eine Streke des fruchtbarsten Landes hin. Noch etwas in der Höhe schon kann sich das Auge an diesem lieblichen Erdstrich nicht satt sehen, welches in einer Höhe von mehr als 1000 Fuſs über die Meeresfläche erhaben, in einer hohen Ruhe da liegt, der das Treiben des festen Landes gänzlich fremd ist. Je weiter man in das angebaute Feld hineintritt, desto gröfser wird die Veränderung. Alles, bis auf die Linien der Felder, hat hier einen so ganz eigenen Karakter, daſs man in einen andern Welttheil zu kommen wähnen müſste, wenn man nur einen Augenblik das Ufer von Neapel mit seinem weissen Häuserkranz aus dem Auge verlieren könnte. Ueberall zeigt sich nichts als Ordnung, Wohlstand und Reinlichkeit, und die Felder, die Wohnungen und die Menschen, stellen diese drei Vorzüge gleich deutlich und liebenswürdig dar. Die Häuser, welche

meist im Felde stehen, scheinen Landhäuser zu seyn, die man eigens zum Vergnügen angelegt hat, und ihre Bewohner kommen einem wie Menschen vor, welche zur Lust auf dem Lande leben. Nichts ist freundlicher, nichts einladender, als eine Wohnung in Anacapri. Die vielen Steine des Erdreichs sind zu zahllosen Mauern aufgeschichtet, die das Eigene von dem Fremden scheiden. Eine solche ziemlich hohe Mauer trennt den Hofraum des Hauses von der Strafse. Eine grofse Thüre führt durch dieselbe gerade nach der untern Halle des Hauses hin, das durchgängig, und jedes weifs getüncht, schon von der Strafse aus zum Besuch ladet. Aber der Weg über den Hofraum hin, welcher mit Estricht übergossen ist, verführt noch mehr einzutreten. Er ist auf beiden Seiten von runden, weifs gemauerten Säulen umgeben, die, im einfachen Style gearbeitet, eine Art von Portikus bilden, dessen Deke

aus Rebenlaub besteht. Die Dächer der Häuser sind alle gewölbt, heben sich oben ganz flach, halbrund in die Höhe, und erinnern an die Bauart der Barbarei. Beinahe alle haben freistehende Balkons, auf welchen die Weiber, wenn es die Sonne erlaubt, mit ihrer Arbeit sizen. An manchen geht die steinerne Treppe von aussen in die Höhe, und das Ganze gewinnt dadurch ein gewisses lustiges Ansehen, als ob man hier eben so sehr vom Wechsel des Wetters und der Jahrszeit, als vom Treiben und Jagen der übrigen Welt entfernt wäre.

Der höhere Grad von Wohlstand, in welchem die Bewohner von Anacapri leben, stellt sich besonders liebenswürdig in ihrer Kleidung dar. Es war Sonnabend, also der Tag, wo es der gemeine Mann sonst mit der Reinlichkeit seiner Wäsche nicht mehr so genau zu nehmen pflegt, und dennoch bemerkte ich, dafs diese, an den Weibern

besonders, noch blendend weiſs war. Ueberhaupt aber zeigt sich in ihrer Kleidung nicht die Armuth der Bewohner des niedrigen Theils der Insel. Unter diesen kann man keinen Schritt thun, ohne von Bettlern umringt zu seyn, da oben aber wird man von Schaaren neugierigen Kinder verfolgt, welchen die Erscheinung eines Fremden etwas neues ist. Aber keines strekt einem die Hand bettelnd entgegen; höchstens bieten sie einen Vögel zum Kauf an, und wir machten uns oft das Vergnügen, einen solchen armen Gefangenen für die Freiheit loszukaufen. In den Gesichtern dieser Kinder ist der tief ausgeprägte Nazionalkarakter der Bewohner von Anacapri mit wunderbarer Uebereinstimmung ausgedrükt; wir konnten in denselben die schönen Züge aber nicht erkennen, welche der Fragmentist über Italien findet. Vielmehr glaubten wir in den Formen überhaupt viel Ausdruk von Kraft, in den Ge-

sichtern hingegen auch eben so viel Stumpfsinn zu bemerken.

Wir sezten unsern Weg bis zu der Nordspize der Insel fort. Es sind hier noch einige elende Ruinen, die man Trümmer einer Villa von Tiberius nennt. Ueberhaupt aber giebt man auf dieser Insel jedem alten Gemäuer, das man sonst nicht mehr zu benennen weiſs, den Namen dieses Kaisers, welcher in der verdorbenen Sprache der Insulaner Temberio heiſst. Aufser höchst unbedeutenden Mauern, und einem kleinen Stük Fufsbodens von mosaischer Arbeit, sind nur zwo Cisternenöffnungen vorhanden, welche, in einer Entfernung von etwa 20 Schritten, unter der Erde mit einander zusammenhängen. Unter den vielen in dieser Gegend zerstreuten Trümmern erkennt man doch manches nicht ganz unbedeutende Fragment von Verzierungen und kostbaren Steinen, woraus man mit Recht auf die Pracht des Gebäu-

des schliessen darf, welches hier gestanden hat.

Wir kamen gerade gegen Mittag wieder in unsere Wohnung, im untern Theil der Insel, an. Gleich nach Tisch aber machten wir uns wieder auf, um die südliche Bergspize zu ersteigen.

Dieser Berg, welcher nun fast ganz unangebaut da liegt, war in den alten Zeiten der glänzendste Punkt der Insel. Hier befanden sich die zwölf Villen der höhern Gottheiten, welche von der Jupitersville, die Tiber selbst bewohnte, und auf der höchsten Spize des Berges lag, beherrscht wurden. Statt der ehemaligen prächtigen Strafse, die da hinaufführte, geht man jezt auf einem engen steinigten Pfade in die Höhe, welcher selten mehr als einen Wanderer fassen kann. Ueberall am Wege sind Trümmer, und besonders noch viele Gewölbe zu sehen, die man, nach der gewöhnlichen Weise der Italiener, alls

solche Mauren, deren Bestimmung man nicht mehr genau weiſs, wenns auch nur zehen sind, doch hundert zu nennen, le cento camerelle di Tiberio, getauft hat.

Das Meiste aber ist dennoch verschüttet, und Hadrawa's Grabungen haben wenig gefruchtet. Am bedeutendsten sind noch die Trümmer der Jupitersvilla, welche dem Anschein nach, und dies erst in neuern Zeiten, mit Gewalt zerstört worden ist. Auf der Spize des Berges hat sich ein Einsiedler angebaut, den wir seiner Kleidung nach für einen Husaren gehalten hatten. Eine braune, roth und grün gestikte Jake, eine rothe Müze, braune Pantalons und hohe Stiefeln waren der Anzug, in welchem er uns hinter den Steinen hervor entgegen kam. Er schien ein schöner Geist zu seyn, denn er hatte sein Häuschen über und über mit Versen bemalt, welchen wir es wohl ansehen konnten, daſs er sie selbst verfertigt hatte.

Die meisten derselben erinnerten an Hinfälligkeit und Sterblichkeit: die übrigen ersuchten den Wanderer um eine Gabe, welche ihm die harte Lebenslast leichter machen sollte. Nur in einigen beklagte er sich bitter über das Gesez, welches ihm immer magere Kost anbefiehlt. Er hatte aber überall Neze zum Vogelfang ausgestellt.

Von dieser Spize herunter stürzt sich der Berg beinahe senkrecht in die See hinab. Obgleich nicht der höchste Punkt der Insel, so genieſst man doch von hier aus eine der schönsehen Aussichten, die man sich denken kann, und man ist eben nicht in Versuchung, den Kaiser Tiberius über seine Wahl zu tadeln. Ueberhaupt drängt sich einem auch hier, wie in Bajæ und den Gegenden von Tivoli u. s. w. die Bemerkung auf, wie vortreflich die Alten die Pläze für ihre Landhäuser gewählt haben. Hier, wo sich alles vereiniget was die Natur Schönes

und Grosses darstellt, wo er so leicht Alles vereinigen konnte, was Kunst und Wissenschaft hervorbringt, im Genusse der reinsten, und während der höchsten Sonnenhize kühlendsten, Berglüfte, umgeben von Allem was die Sinnen reizen und befriedigen kann, und in der Lage, seinen Wohnsiz, wenn's ihm gefiel zu verändern — hätte sich freilich ein schöneres Resultat aus des Kaisers Leben in Capri ergeben sollen, als es uns die Geschichte darbietet. Vielleicht war es aber gerade diese Einsamkeit, welche seinen Karakter entwikeln mufste: denn dafs sich hier die römische Welt nicht so sehr um ihren Herrscher versammelte, wie in Bajæ, beweist schon der enge Raum der Insel, so wie die weit geringere Anzahl ihrer Trümmer.

Von dieser Felswand zog sich in ältern Zeiten eine Treppe bis zur See hinab, von der man heutzutage noch einige Stufen erkennt, und welche immer noch für einen

kühnen Kletterer gangbar ist. Dadurch, so wie noch durch andere Treppen, besonders in Anacapri, wird die Meinung widerlegt, dafs dieses einzig und allein durch die Scalinata zudränglich seye. Der Wachtelfang schon wurde mehrere Wege nöthig machen, da die meisten Neze am Secufer aufgestellt sind, und diese Jagd einen der vornehmsten Erwerbszweige der Einwohner ausmacht.

Statt dafs man sonst so gerne den Blik in die Zukunft hinaus richtet, schaut man auf merkwürdigen Plätzen, wie diese Insel ist, in die Vergangenheit. Es kostet einer etwas lebhaften Phantasie sehr wenig, aus diesen Trümmern die Paläste der Vorwelt wieder emporsteigen zu lassen, diese engen Feldwege in prächtige Strafsen, diese mit indianischen Feigen überwachsenen Steinfelder in reizende Gärten umzuschaffen. Aber kurze Zeit nur dauert das Luftbild, und die Zauberinsel sinkt wieder zum Aufenthalt einiger

Tausende herab, welchen es sauer genug wird des Lebens Last zu ertragen.

Sehr ergiebig sind die angebauten Stellen der Insel, aber ihre Produkte werden zu theuer verkauft, als dafs der Arbeiter selbst sie geniefsen durfte. Der Wein, das Oel, welches er pflanzt, werden nach Aussen verführt, und der erste besonders gehört unter die geschätztesten Weine des Königreichs. Von den vielen Fischen welche sie fangen, von den zahllosen Wachteln, deren sie oft in einem Tage 30 — 40,000 in ihren Nezen finden, und welche im Durchschnitt das Stük zu 3 — 4 Gran verkauft werden, kommt ihrem Gaumen wenig genug zu gut; die nahe Hauptstadt verschlingt das Alles, und der Bewohner von Capri nährt sich fast einzig und allein mit Kräuterwerk. Das Brod, welches er von aufsen kaufen mufs, verzehrt den meisten Gewinn, und was übrig bleibt, davon mästet sich eine Anzahl von Mönchen,

welche sich in der reinen Inselluft wie Unkraut vermehren. Die Gerechtsame derselben hindern sogar die völlige Benuzung des Bodens, indem der zarte Oelzweig nicht überall vor den Klosterziegen gesichert ist.

Neapel den 28.

Diesen Morgen machten wir uns früh auf, um die Reise zu Wasser um die Insel herum zu machen. Wir haben sie auch in etwa 3 — 4 Stunden in unserer von vier Ruderern bewegten Barke geendigt, und ich rathe Ihnen, wenn Sie ja nach Capri kommen, diese Fahrt ja nicht zu versäumen.

Wir fuhren zuerst nach der südlichen Spize. Das Ufer bis dahin war zwar auch sehr steil; aber ohne grosse Formen. Sie vergrösserten sich inzwischen gegen die Spize zu, auf welcher die sogenannte Villa Jovis steht. Die Höhe ist hier erstaunlich, und da sollen ehemals die Verbrecher herunter

gestürzt worden seyn, an denen es freilich unter der Regierung eines Tirannen nicht fehlen kann. Man bemerkt hier einige Hohlen, welche aber unzugänglich sind, und leicht mit andern, die wir später bemerkten, zusammenhangen dürften.

Weiter um die Spize herum wird das Ufer wilder, werden die Gebirgsformen abentheuerlicher. Ueberall sieht man Oeffnungen und Tuffsteingrotten, worunter die della Matromania — und nicht del Matrimonio, wie sie auf Herrn Rehbergs Blatt, das sie darstellt, genannt wird — besonders ins Auge fallt. Man kann in derselben landen; allein wenn die See hoch geht, wie es während unserer Fahrt der Fall war, so ist nicht Raum genug da, um darin zu stehen. Eine Felswand begränzt sie bald; aber uber ihr thut sich eine weite Oeffnung ins Dunkel auf, welche mit Tuffsteinzacken, wie mit Zahnen, eingefaßt ist, und sie dem

Maul eines ungeheuren Thieres vergleichbar macht. Sie ist übrigens ebenfalls unzugänglich, und dürfte sich wohl bis über den Monte solare erstreken, welcher unter unsern Tritten hohl ertonte.

Am malerischsten wird das Gebirge in der Mitte der ganzen Länge der Insel. Hier ist es an manchen Orten in lauter Piramidalformen ausgezakt, welche, gleich Palisaden, eine hinter der andern, stehen. Dabei sind viele Felsen senkrecht ins Meer hinein gepflanzt, und bilden mit den Schluchten des Ufers und den branden der Wogen fürchterliche Kontraste. Einer davon, den die Schiffer il Faraleone nannten, bildet ein grosses Felsenthor, durch welches wir mitten hindurch fuhren. Gewaltig drang die Strömung aus demselben gegen uns her, die Wellen thürmten sich uns von innen her so sehr entgegen, dafs wir weit unter der Meeresfläche schwebten. An diesen Zaken,

so wie in den vielen Grotten, welche sich in die Insel hinein gewühlt haben, bricht sich das Wasser mit furchtbarer Gewalt, und bildet Töne, welche dem entfernten Kanonendonner gleichen, und die wir auf dem Berge auch wirklich dafür gehalten hatten.

An dem Ufer hin erblikt man noch hie und da alte Mauern, welche beweisen, dafs hier ehmals auch Gebäude gestanden sind. Ueberall sind Neze zum Wachtelfang ausgestellt. An vielen Orten steigt man, wiewohl gefahrlich genug, ans Meerufer herab.

Mit der nördlichen Spize wird das Ufer wieder niedriger, die Bergformen gemeiner. Anacapri senkt sich hier tief herunter, und seine herrlich angebauten Fluren werden dem Auge freudig sichtbar, das schon lange nichts als die See und die wilden Steine gesehen hat. Ehe man wieder auf dem Landungsplaze zuruk ist, kommt man erst an einigen

unbedeutenden Trümmern alter Landhäuser vorüber, in welchen Hadrawa einst graben liefs.

Wir fuhren Nachmittags wieder nach Neapel zurük. Einige Stunden vor Mitternacht kamen wir da an, nachdem uns der ungeheure mit beleuchteten Häusern umgebene Uferbogen lange genug erfreut hatte.

Neapel, den 12. April 1804.

Was ich in einem meiner vorigen Briefe über das italienische Theater gesagt habe, hat Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie verlangen von mir eine ausführliche Darstellung der italienischen Schaubühne überhaupt. Aber muſs ich nicht fürchten, Ihre Geduld zu ermüden, wenn ich Ihr Verlangen in dem Umfange zu erfüllen suche, welchen der reiche Gegenstand, und die Sparsamkeit womit die Reisebeschreiber sonst über denselben zu sprechen pflegen, zu erfodern scheint? Werden Sie es sich gefallen lassen, eine Reihe von Briefen über eine Bühne zu lesen, über welche man im Auslande zum Theil gar keine, zum Theil die falschesten Begriffe hat? Wenn ich nicht hoffen könnte, Sie in meiner Darstellung eben so gut manchen bedeutenden Blik gleichsam ins Herz der Nazion thun zu lassen, als

Sie durch mancherlei komische Züge zu unterhalten, so würde ich mich begnügen, die italienische Schaubühne nur von den falschen Vorstellungen zu retten, welche man sich gewöhnlich von ihnen macht.

Lassen Sie mich zuerst von der Menschenklasse reden, welche die italienische Schaubühne ausmacht.

Die Meisten, welche sich in Italien der Bühne wiedmen, sind entweder Leute die sonst kein Gewerbe verstehen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen; oder solche, die bereits mehrere Stände mit schlechtem Glük durchlaufen haben; oder Kinder von Schauspielern, welche schon beinahe in der Wiege, wohl gar schon vor derselben, auf dem Theater erschienen sind. Ein Theil von ihnen ist auch aus gewissen Provinzen, besonders des obern Italiens, gebürtig, die seit uralten Zeiten in dem Rufe eines guten Humors stehen, und entweder wizig genug

sind, andre zum Besten zu haben, oder gutmuthig genug, sich von andern zum Besten haben zu lassen. Es sind natürlich diejenigen Gegenden, in welchen mehrere der italienischen theatralischen Masken entstanden sind, die dieses Vorrecht geniessen, und die Bühne des Landes am reichlichsten bevölkern. Lassen Sie mich Ihnen nichts davon sagen, ob der Lebensgang solcher Leute gerade zu einem guten Schauspieler führen könne. Aber Sie sehen, wie vielen Einfluſs er auf die Moralität des Standes haben mag. Man darf, ohne Unrecht zu thun, behaupten, daſs die Schauspieler Italiens im Ganzen die verächtlichste Menschenklasse ausmachen. Alles Leute ohne Erziehung und Geistesbildung, mit der Niederträchtigkeit, welche so häufig durch eine drükende Lage erzeugt wird, und nicht selten in der öffentlichen Meinung durch zuvor begangene, niedrige Handlungen geschändet, ergeben sie

sich einem Stande, der ihnen einen matten Schimmer von bürgerlicher Existenz, dürftiges Auskommen, und reiche Zeit zum Müssiggange verspricht.

Gewöhnlich wird das Theater an einen Unternehmer (Impressario) vermiethet, welcher auf diese Art oft mehrere Theater in verschiedenen Städten des Landes inne hat. Dieser findet sich dann mit dem Führer (Direttore) einer Truppe ab, welcher die einzelnen Glieder derselben wieder in seinem Sold hält. Dieser Umstand, dafs erst der Theaterunternehmer auf den Führer der Truppe, und dieser auf die Schauspieler zu gewinnen hat, verbunden mit den höchst niedrigen Eintrittspreisen, hat für die Bühne selbst die allerschädlichsten Folgen. Ausser der grofsen Sparsamkeit, mit welcher die Dekorazionen, die Beleuchtung und das Orchester besorgt werden, sucht man natürlich den Schauspieler so wohlfeil als möglich zu

dingen, und der schlechtere wird oft genug dem Besseren vorgezogen, weil er sich mit einer geringern Bezahlung begnügt. Der schnelle Wechsel des Aufenthalts der Truppen, welcher an einem Orte gewöhnlich nur eine Jahrszeit (stagione) von höchstens drei Monaten dauert, verhindert natürlich dafs der gute Schauspieler durch fortdauernden Beifall seines Publikums sich dem Führer der Truppe unentbehrlich macht. Dieser aber begnügt sich gewöhnlich nur einige gute Subjekte in derselben zu haben, und ist mit einer reizenden ersten Frau (Prima donna) einem hübschen ersten Liebhaber, (primo amoroso) und einem tüchtigen Buffo höchlich zufrieden, um sich des Beifalls seines Publikums zu versichern. Nicht selten ist eine einzige schöne Frau im Stande, die sonst erbärmlichste Truppe wirklich in Glanz zu erhalten. Denken Sie sich, welchen Einfluss alle diese Umstände auf die

Kunstbildung des ganzen Standes haben mögen.

Die übrigen Glieder der Truppe sind sodann aber auch meist die erbärmlichsten Wichte, welche Sie sich nur denken können. So wie gewöhnlich die ersten Frauen derselben nicht blos ihre Kunst, sondern auch ihre Gunstbezeugungen, an den Meistbietenden verhandelt haben, so gewinnen sich die Weiber vom niedrigen Range bei derselben blos durch ein Gewerbe ihren Lebensunterhalt, das sich so leicht mit diesem Stande verbindet. Die männlichen Glieder der Truppe lassen sich zu dem jenem Gewerbe verwandten Amt des Mittelmannes gebrauchen, und verschmähen nicht leicht eine Art sich etwas zu gewinnen. Sie machen die falschen Spieler, sizen den ganzen Tag auf dem Kaffeehaus, und harren der Neulinge, welche sie auf eine höfliche Art berauben können. Häufig sind sie Dichter in allen möglichen Weisen,

die für ein gutes Abendessen ihre Begeiste-
rung verdingen, und im Stegreifgesang die
Tugenden ihres Wirths bis zu den Sternen
erheben. Die nächste beste Hochzeit oder
Kindtaufe vergleichen sie für eine Kleinig-
keit mit Thetis Hymenäen oder Alexanders
Geburt. Sie verschmähen nicht leicht ein
Mittel, das unfreundliche Glük zu fesseln.
Statt sich durch Sparsamkeit und regelmäfsige
Auffuhrung eines mäfsigen Auskommens für
die Tage des Alters zu versichern, werfen
sie ihren lezten Heller in den Glükstopf,
um sich durch das verderbliche Lotto zum
reichen Manne zu machen. Aus gleicher
Absicht fanden auch die Revoluzionsideen
unter diesem Stande so leichten Eingang.
Mancher arme Schöps, der auf der Scene
mit Banknoten zu Millionen gespielt, und
so manchmal theatralisch für die Freiheit
gestorben war, oder gesiegt hatte, dachte
sich die Rolle eines Brutus so leicht, und

auf derselben zu der des Krösus aufzusteigen.

Diese Schilderung ist von dem ganzen Stande gewifs nicht übertrieben, ob ich gleich weifs, dafs es auch sehr achtungswerthe Glieder unter demselben in diesem Lande giebt. Zum Theil von solchen selbst habe ich die angegebenen Züge erfahren, und ihre frommen Wünsche für die Verbesserung ihres Standes geben ihnen in dem Auge der Vernünftigen eine um so ehrenvollere Ausnahme, je seltener sie unter demselben sind. Aber auch ihnen wird es schwer genug, sich über ihren Stand zu erheben, und sich eine Achtung zu gewinnen, welche sich derselbe so selten zu verdienen sucht. Ihre übrigen Handwerksgenossen hingegen sind so wenig geachtet, dafs sich jede gute Gesellschaft schämen würde, sie in ihren Kreis aufzunehmen. Die an ihnen hängende Verachtung hört zwar da auf, wo sie in Frankreich

ehmals anfing, im Grabe: aber es wird ihnen sauer genug sich bis dahin zu schleppen, wo jede Verfolgung sich endigen mufs.

Die Gründe der geringen Achtung, in welcher die Schauspieler in Italien stehn, liegen grofsentheils in dem bereits angeführten gewöhnlich so verächtlichen Charakter derselben. Unter den Erinnerungen ihres vergangenen Lebens, und den ewigen Kämpfen mit den nothwendigsten Bedurfnissen, gelangt der Schauspieler kaum zu einem Gefühle seiner selbst. Er wird hieran noch durch den Leichtsinn verhindert, mit welchem die Würde des Theaters jeden Augenblik von den Besizern desselben verlezt wird. In den Adventszeiten wird die Bühne nicht selten von Seiltänzern und dergleichen andern lustigem Volke besezt. Einmal sah ich sogar ein Schauspiel von abgerichteten Hunden und Affen auf den nehmlichen Bretern aufgeführt, auf welchen kurz nachher die

ersten Sänger Italiens erschienen sind. Ich brauche Ihnen nur den von Athenæus (B. 1. K. 16.) erzählten Zug anzuführen, um Ihnen durch einen auffallenden Kontrast den Mangel an Selbstachtung anschaulich zu machen, zu welchem die Italiener ihre Schauspieler verurtheilt haben. Die Athener erlaubten einst dem Marionettenspieler Pothinius, auf dem Theater seine Künste zu zeigen, wo sonst die ersten Meisterwerke der griechischen Bühne gegeben wurden: da verliessen Euriclides und Aeschylus, voll Unwillens über diese Verlezung der Würde des Hauses, ihre Size, und giengen weg.

Eine Stufe höher in der Meinung des Volks, aber in der Achtung der Rechtschaffenen gewifs nicht, steht die Klasse der Sänger und Tänzer. Unter den erstern zeichnen sich besonders die Kastraten durch eine Menge von Lastern aus, welche sie zu den gefährlichsten Menschen machen. Mit der

niedrigsten Feigheit und Schwäche verbinden sie einen Uebermuth und ein hochfahrendes Wesen, das an einem Halbmann unerträglich ist. Selbst der sonst so achtungswerthe Sänger Marchesi, liefs das für ihn höchst freigebige Publikum von Livorno seine Verachtung einst auf eine so übermüthige Weise fühlen, dafs er von demselben beinahe todtgeschlagen wurde. Sie hatten ihn zuvor fast vergöttert. Allein sie äufserten einst ihren Unwillen über seine Launen auf eine vielleicht etwas derbe Weise, und er rächte sich dafür dadurch, dafs er mehrere Abende lang immer die Worte an das Publikum absang: stoccafisi! baccalà! (Stokfische! Stokfische!) zween Ausdrüke, womit man sich im übrigen Toskana über die Livorneser lustig zu machen pflegt. Eine dieser ganzen Menschenklasse eigene Neigung und Geschiklichkeit für die Intrigue bringt nicht selten eine gefährliche Verwirrung unter die

höhern Stände, mit denen sie leben, und macht das Theater selbst zu einem unaufhörlichen Schauplaz von Streitigkeiten und Verfolgungen. Geschmeidig bis zum tiefsten Kriechen, wo sie einen Höhern vor sich haben, lassen sie den Niedrigern ihren Hafs und ihre üble Laune auf die ausgelassenste Weise fühlen. Ihrem unnatürlichen Hange zu allen Ausschweifungen der Wollust kommt ihr unerklärbares Glük, die Weiber beinahe überall auf ihrer Seite zu haben, zu Statten; und der unbegränzte Beifall, welchen die vorzüglichern Künstler unter ihnen genieſsen, kommt noch hinzu, um aus diesen Leuten die unerträglichsten Menschen zu machen. Lassen Sie mich Ihnen nur ein einziges Beispiel von dem lächerlichen Stolze eines Kastraten anführen, das als charakteristisch für diese ganze Menschenklasse gelten kann.

Der Sänger Balthasar Ferri aus Pistoja hatte sich zu seiner Zeit durch sein Talent

die allgemeine Bewunderung von ganz Italien erworben. Wo er hinkam ward seine Ankunft und sein Aufenthalt auf das ausgelassenste gefeiert. Wo er durch die Stadt fuhr regneten Blumen auf sein Haupt. Als man ihn einst in Florenz erwartete, fuhren ihm die Vornehmsten der Stadt gegen drei Meilen weit entgegen. Ein Ritterkreuz erhob ihn fast beispiellos über seinen Stand. Geschenke und unverhältnifsmäfsige Bezahlung bereicherten ihn so sehr, dafs er noch in guten Jahren das Theater verliefs, und sich in der Gegend von Neapel ankaufte. Ueber seinen im kostbarsten Geschmak ausgezierten Palast liefs er die Worte schreiben: Amphion Thebas, ego domum. Aber ein wiziger Kopf züchtigte seinen Hochmuth durch die beissende Inschrift: ille cum, tu sine welche er unter sie sezte.

Die grofse Vorliebe der Nazion für den Kastratengesang hat bisher die abscheulichste

aller Verstümmlungen erhalten. Aber ein solcher Mensch wird — wenn er mehr als mittelmäfsig ist — auch reichlich genug für das Opfer entschädigt, welches er dem Lieblingsgeschmak seines Volks gebracht hat. Mit der Achtung, welche Männer geniefsen, wird ihm die Aufmerksamkeit zu Theil, womit die Frauen behandelt werden. Diese leztern interessiren sich selbst meist unbegreiflicher Weise für ihn. Man hat Beispiele von den heftigsten Leidenschaften, welche die Italienerinnen für die Kastraten gefafst haben, und ich kenne selbst eine zwar schon verblühte, genuesische Dame aus dem Hause B . . . ., welche den Sänger Marchesi mit der zärtlichsten Zuneigung geliebt hat. Lange Zeit reifste sie ihm überall nach, wo er sang, und man darf in Rüksicht auf seinen allgemein bekännten achtungswerthen Charakter behaupten, dafs sie sich mit dem platonischen Genusse begnügen mufste.

Auf eine dauerhafte Art könnten die meisten Sängerinnen von vorzüglicherem Range ihr Glük befestigen, wenn sie die Jahre des Alters reiflich genug bedächten, und sich von einer Lebensart trennen wollten, die ihnen freilich, so lange sie jung sind, Alles gewährt, was ein leichtsinniges Weib nur immer wünschen mag. Auch eine minder vortheilhafte Gestalt gewinnt durch einen geschmakvollen Anzug, überhaupt durch die Künste der Theatertoilette, einen Reiz, welchem der wärmere Italiener selten widersteht. Kommen dann noch die Schönheiten eines rührenden Gesangs, oder bei Tänzerinnen, der anmuthigsten Bewegungen dazu, nun so ist er im Stande, eine Leidenschaft zu fassen, welche ihn alle andre Rüksichten vergessen läßt. Manche solche Frau hat ein glänzendes Glük durch eine vortheilhafte Heirath gemacht, und noch mehrere würden dies können, wenn ein vernünftiges Weib unter

dieser Klasse nicht so selten wäre. Aufser verschiedenen solchen Frauen in Florenz und Rom, kenne ich besonders eine in Genua, welche durch ihre verständige Aufführung ihren vorigen Stand wirklich vergessen macht. Ein vornehmer Patrizier dieser Stadt hatte die heftigste Zuneigung für sie gefafst. Aber was von den übrigen Weibern ihres Standes für den Reichen so leicht zu erhalten ist, wurde ihm nur unter Einer Bedingung zu Theil, welche ein zu grofses Opfer zu fordern schien. Er heirathete sie. Die junge Frau untersuchte sogleich den Vermögenszustand ihres Gatten. Sie fand die vielen Güter desselben mit den gröfsten Schulden belastet, und überzeugte sich bald, dafs nur die strengste Oekonomie sie retten könnte. Diese ward nun sogleich eingeführt. Sie versagte sich und ihrem Gatten die nothwendigsten Bedürfnisse, und lebte einzig und allein ihrem Plane, das Vermögen desselben

schuldenfrei zu machen. Ohne die sonstigen Vortheile der Weiber von Stande zu genieſsen, schränkte sie sich und das ganze Hauswesen auf eine höchst bürgerliche Weise ein, und brachte es auch nach mehreren Jahren dahin, ihrem Manne sagen zu können: wir sind schuldenfrei. Ihre ganze Lebensweise war von der Stunde ihrer Verheirathung an so regelmäſsig, daſs selbst die Verwandten ihres Gatten diesem am Ende gestehen muſsten, er hätte keine bessere Wahl treffen können.

Aber wie selten sind solche Beispiele von Vernunft bei Weibern, die, von Jugend auf dem Schmuz einer liederlichen Lebensart hingegeben, nur unter den Schmeicheleien verächtlicher Liebhaber zu einem undeutlichen Gefuhle ihrer selbst, und zu einer übertriebenen Schäzung ihrer Vorzüge gelangen. Denn nichts geht über den Weihrauch, der einem solchen Weibe gestreut wird, wenn

sie mit ihrem musikalischen Talent noch eine reizende Gestalt verbindet. Die glänzendsten Feste werden ihr zu Lieb gegeben, bei welchen sich aber freilich nur Männer einfinden. Billington und Grassini wurden so kurze Zeit nach einander in Livorno gefeiert, und einige griechische Kaufleute liefsen der Einen zu Ehren sogar silberne Medaillen, sechs Paul — beinhe einen Thaler werth — schlagen, welche in den 150 mit Menschen angefüllten Logen des dortigen Theaters an Jedermann ausgetheilt wurden. Mit Gedichten sie zu feiern, ist etwas so gewöhnliches, dafs man kaum mehr davon spricht. So verwöhnt, und ohne die entfernteste Geistesbildung, verbinden diese Weiber mit dem ausgelassensten Uebermuth einen Grad von Stumpfheit, welcher den Umgang mit ihnen ganz unerträglich macht. Ein sehr witziger Italiener, der Abbate Zacchiroli, welcher diese Menschenklasse genau genug kannte,

entwirft von einer Sängerin folgendes, im Ganzen etwas übertriebene Bild, zu dem sich aber gewifs manches Original findet, an welchem man nicht einmal die Ueberladung abzurechnen hat.

„Die Mademoiselle Tonnina," schreibt er an seinen Freund Albergati, „welche dir mein Empfehlungsschreiben bringen wird, ist ein Mädchen zwischen 16 und höchstens 18 Jahren. Troz ihrer Jugend wirst du sie doch reich an Kleidern, Edelgesteinen, Dosen, Ringen, Uhren und andern dergleichen Kleinigkeiten finden. Sie ist zuerst im Theater von Coventgarden in London aufgetreten, und die edelmüthigen Engländer haben ihr musikalisches Talent reichlich genug belohnt. Im Ernst, sie mufs eine grofse Virtuosin seyn; denn sie ist schön, wie die Liebe, und vielleicht anmuthiger als die Grazien selbst. Blonde Loken, welche über das sie umschlingende Haar hinaus wallen, eine griechische

Stirne, eine römische Nase, feurige, aber doch schmachtende Augen, einen Purpurmund, mit einer Reihe von Zähnen, wie aus Perlen geschnizt, einen Hals, weifs wie Alabaster, ein Kolorit aus Rosen und Lilien gemischt. — Die Natur erschöpfte sich, ihre kostbarsten Geschenke über dieses herrliche Mädchen auszugiessen. Zudem versteht sie die englische und französische Sprache von Grund aus, denn sie hat es so weit gebracht, sagen zu können: my dear heart und je vous aime à la folie."

„Madame Bijabo, die würdige Mutter der Mademoiselle Tonnina, ist das seltenste Geschöpf, das du unter allen Virtuosinnenmüttern finden kannst. Sie wird dir sagen, dafs sie von Adel ist, aber dafs sie, ich weifs nicht welchen Schurken von Mann gehabt, der sie unglüklich gemacht; oder dafs sie ihre unglükliche Lage einem kostbaren Prozefs zu verdanken habe, welcher den Grofs-

vater ihres Urgrofsvaters zu Grunde richtete, und dafs sie sich nur nach unsäglichem Widerstande entschlossen habe, ihre Tochter auf das Theater zu geben. Sie wird dir sagen, dafs Fürsten, Herzoge, Grafen und Mylorde alles mögliche gethan haben, ihre Unschuld zu verführen, nemlich die des armen Mädchens, aber sie sei so tugendhaft, dafs sich gewifs keiner rühmen könnte, nur den kleinen Finger ihrer linken Hand berührt zu haben. Dann wird sie eine lange Lobrede auf die schönen Eigenschaften der kleinen Tonnina halten, welche damit endiget, dafs du der erste Kavalier seist, der das Glük habe, sie öfters zu besuchen."

„Alles das wirst du von einer kleinen, feisten Figur hören, deren Arme von ungleicher Länge sind. Ihre Nase und ihr Kinn sind einander so gewogen, dafs sie sich beinahe berühren. Du wirst an ihrer Oberlippe ein gewisses gelbliches Kolorit

bemerken, das von Tobak herrührt, womit sie immer beschmuzt ist. Ihre Haut ist ein nufsfarbichtes Fell. Sie hat fast keine Zähne mehr, und vorne zwischen den obern ist eine fürchterliche Leere. Ehemals war sie galant, und ich habe mancherlei Geschichten von ihr gehört: auch soll sie vor dreifsig Jahren nicht ganz häfslich gewesen seyn."

Dieses leztere Karikaturbild einer Virtuosinmutter, welche in der frivolen Sprache der Theaterfreunde la mammaccia heifst, ist völlig nach der Natur gezeichnet. Um ihre Delikatesse nicht zu beleidigen, habe ich einige eben so wahre Züge weggelassen, welche die minder sittsame italienische Sprache leichter verträgt. Sollten Sie begierig seyn ein solches Weib näher kennen zu lernen, so verweise ich Sie auf die sehr wizig geschriebene Novelle von Kasti, il Vescoro di Praga, worin eine mammaccia mit aller möglichen Freiheit darge-

stellt ist, welche die Götter des Scherzes nur immer erlauben dürfen. Nach dem gewöhnlichen Schiksal der verächtlichsten Klasse von Weibern läfst sie sich zur Mittlerin eines Handwerks gebrauchen, das sie selbst in ihrer Jugend getrieben hat, und bereut in der schmuzigsten aller Lagen die Tage derselben, welche sie mit Leichtsinn ungenuzt vorbeistreichen liefs; ohne der armen Kreatur übrigens, die ihr in die Klauen gefallen ist, einen bessern Weg zu zeigen. Sie können sich denken, dafs auch das dümmste Mädchen durch die lange Gewohnheit, Männer zu reizen und zu betrügen, einen gewissen Grad von Schlauheit erhält, welcher ihr in den ersten Augenblikken leicht das Ansehen eines freien Geistes giebt. Wenn aber die in Rom so gepriesene Sängerin B . . . . . an einen ihrer Freunde ein Billet folgenden Inhalts schreiben kann: „Mit aller Sehnsucht der Liebe

erwarte ich dein Portrait. Gieb aber genau acht, dafs die Brillanten um dasselbe herum recht grofs und klar sind; denn ich liebe sie sehr.“ so kann jene Schilderung der Mademoiselle Tonnina eben nicht so sehr überladen seyn, und man stimmt dem französischen Sprüchwort gerne bei, welches einen Dummkopf une bête, comme un Musicien nennt.

Aber noch wahrer ist dies bei Tänzern und Tänzerinnen. Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, dafs Leute, welche ihre Körperkräfte gewaltsam üben, an der Kraft des Verstandes leiden, und dafs, seit jenem berühmten Aesopischen Tänzer, der so vorzüglich in Rhodus gesprungen hat, keiner dieses Handwerks durch hohe Geistesanlagen geglänzt hat. Um eine Stufe in der Achtung der Nazion noch niedriger gestellt, als die Sänger und Sängerinnen, zeichnen sie sich nur durch noch gröfsern Hoch-

muth aus, wenn es anders möglich ist, diese zu übertreffen. So viele habe ich gefunden, welche jenem thörichten französischen Tänzer gleich, in einer Rhodomontade, wie die mit Friedrich dem Grofsen und Voltaire'n der gröfste Kopf zu seyn, ausbrechen könnten, auch ohne nur würdig zu seyn Vestris die Schuhriemen aufzulösen.

Ein vollständig gut besetztes Schauspiel findet man nirgends in Italien. Bei der Oper und beim Ballet ist dies der nemliche Fall: nur sind in diesen beiden die übrigen Glieder, ausser den ersten Künstlern, wo möglich noch schlechter als im Schauspiel. Die Chöre, die schweigenden Personen sind aus den niedrigen Ständen des Orts genommen, und machen oft genug zu lachen, wenn sie sich in Rollen römischer Senatoren, griechischer Helden und turkischer Priester mit der gröfsten Ungeschiklichkeit von der Welt benehmen. In den Ballets besonders sind

die Stellen der Figurantinnen für den Theaterunternehmer sehr einträglich. Denn die liederlichen Weiber der Stadt lernen alle einige Tanzschritte machen, und bezahlen gerne eine Summe, um unter dem Titel, Tänzerinnen, den Verfolgungen der Polizei nicht ausgesezt zu seyn.

Ausser den ersten Virtuosen in der Oper sind die Sänger vom niedrigen Range ganz erbärmlich besoldet. Die Bezahlung der erstern verschlingt beinahe alles, was auf die ganze Truppe verwendet wird. Und kaum zufrieden mit einer Bezahlung, welche dem verdientesten Manne kaum für Jahre lang dauernde Arbeiten zu Theil wird, glauben sie einen Theaterunternehmer noch höchlich zu ehren, wenn sie sich mit ihm in einen Vertrag einlassen. Ein solcher Virtuose, männlichen und weiblichen Geschlechts, hat eine Menge Capricen, mit denen sie ihn quälen, und welche nicht selten den schäd-

lichsten Einfluſs auf die theatralische Darstellung selbst haben. Unter den übrigen Gliedern der Truppe durchkreuzen sich gewöhnlich so viele Leidenschaften, daſs hinter den Kulissen beinahe ein unaufhörlicher Krieg geführt wird. Alle suchen sich bei den Künstlern vom ersten Range auf die niedrigste Art einzuschmeicheln, weil sie durch ihren Schuz jezuweilen unter bessern Bedingungen einer Truppe angeflikt werden, und beneiden sich gegenseitig über die Fortschritte, welche sie in der Gunst desselben machen. Die Verläumdungen, Rangstreitigkeiten, persönlichen Beleidigungen bilden häufig hinter der Scene Schauspiele, die für den unbefangenen Zuschauer weit merkwürdiger und unterhaltender sind, als die auf derselben vorgestellten Begebenheiten. Wer die geheimen Verhältnisse dieser Leute kennt, dem gewährt das Theater einen doppelten Genuſs. Er weiſs, wie viel es zwei Sänge-

rinnen kosten mag, auf der Bühne in die zärtlichsten Ergiefsungen der Freundschaft und Liebe für einander auszubrechen, wenn sie sich so eben hinter den Kulissen beinahe mit den Nägeln in die Augen gefahren sind. Eine italienische Farçe, welche ich einmal gesehen habe, und die, wenn ich nicht irre, die Schauspielprobe heifst, stellt diese kleinen Kriege auf eine höchst wahre und komische Weise dar.

In meinem nächsten Brief von der Oper selbst.

Leben Sie wohl!

Beilagen.

Anekdoten, Fragmente, Karakterzüge u. s. w.

Kaiser Leopold II.

Das Andenken des Kaisers Leopold II lebt noch, für jeden Deutschen erfreulich, in Toskana. Seine Regierung wird jezt, wie das gewöhnlich der Fall ist, weit richtiger und dankbarer geschäzt, als zu seinen Lebzeiten, wo er in dem alten Adel und der Geistlichkeit die entschiedensten Feinde hatte.

Was ihn beim gemeinen Mann am beliebtesten machte, war seine Popularität. Bekanntlich war sein Hof ohne alles Gepränge, das Leben in der grofsherzoglichen Familie so bürgerlich zugeschnitten, dafs er dadurch selbst seine wohlhabenden Unterthanen be-

schämte. Bei seinen häufigen Reisen im Innern von Toskana sals er gewöhnlich in einem Kabriolet, mit einem einzigen Bedienten, und ohne alle Bedekung. Oefters reiste er sogar mit Gelegenheiten ganz allein, und wenn er sich in Pisa aufhielt, benuzte er manchmal die nächste beste Kutsche, welche nach Livorno abgieng. Einmal war er auf diese Weise in die genannte Stadt gekommen, und Er schikte, um wieder nach Pisa zurükzukehren, alla Tromba, wo man die Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande fortzukommen, ausbietet. Man bringt ihm die Nachricht, dals eine Kutsche da sey, in welche sich bereits eine Person einen Plaz bestellt habe. Er fragt, wer diese sey: der Leibschneider seiner Königlichen Hoheit. — Und Leopold fuhr wirklich mit diesem Manne nach Pisa.

Ein andersmal wählte er bei der Geburt eines seiner Kinder einen alten Kapuziner,

welcher im Geruch der Heiligkeit stand, und einen ehrlichen Bürgersmann von Florenz zu Taufpathen.

Solche Vorfälle mufsten ihm natürlich die Liebe des gemeinen Mannes gewinnen, wie das überhaupt einer der schönsten Züge ist, welche man den Gliedern des östreichischen Hauses nachrühmen kann. Aber die Anhänglichkeit des Adels hätte er dadurch verlohren, wenn er sie jemals besessen. Der alte toskanische Adel hat die Vergangenheit noch nicht vergessen, und die Geschlechter, welche einst mit den Medicis um den Thron von Toskana eiferten, haben den Besiz desselben noch keinem fremden Fürstenhause verziehen. Um wie viel weniger einem Leopold, welcher, wie die Grofsherzoge aus dem Hause der Medicis, nur um die Liebe des Bürger- und Bauernstandes sich bewarb, und den Adel oft, selbst auf eine etwas muthwillige Weise kränkte. Wenn er sogar den Barigello, den

Anführer der Sbirri, welche in ganz Italien, beinahe wie die Henker, verachtet werden, in den Adelsstand erhob, und verlangte, dafs ihm der Zutritt in jede Gesellschaft offen stehen sollte, so dachten die Strozzi, Riccandi, Corsini u. dergl. nicht daran, dafs es einst ihren Streitigkeiten, unter einander, und mit dem Volk, auszuschreiben war, wenn im Jahr 1316 der Barigello sogar Florenz beherrschte, und Münzen schlagen liefs, welche noch heutzutage unter dem Namen Bargellino, eine Hauptseltenheit der toskanischen Numismatik ausmachen. Und als er einmal einem vornehmen Cavalier, welcher auf seinem Stand hin Schulden machte, die er nicht bezahlte, am hellen Tage, auf offener Strafse, die Pferde vom Wagen spannen und sie verkaufen liefs, da vermeinte der Adel freilich, diese Prozedur sey gegen einen Stand nicht erlaubt, welcher das Vorrecht hat, für die infamsten Verbrechen

nicht gehangen, sondern nur enthauptet zu werden.

Leopold hatte das Unglük, nicht nur von seinen Unterthanen, sondern auch von fremden Reisenden falsch, oder wenigstens einseitig beurtheilt zu werden. Natürlich fasten die lextern die Stimme der Einzelnen im Lande auf, und gaben sie entweder für die der Mehrheit zu einer Zeit, wo sie es wirklich nicht war, oder sammelten ihre Berichte in einer Periode, da die Geistlichkeit alles gegen ihn aufgebracht hatte. Man kennt seinen treflichen Gesezkodex, seine Einrichtungen in kirchlichen Sachen, sein Verfahren gegen die Klöster; aber wer dieses kennt, muſs auch wissen, welche gefährliche Klasse er gegen sich aufgereizt hat. Wenn er am Ende nachgab, und den helldenkenden Bischof Ricci von Pistoja aufopferte *), so

*) Man erzählte mir in Toskana, ohne daſs ich übrigens für die Wahrheit bürgen

bedenke man, dafs er einen Aufstand zu fürchten hatte, dem er, aus Mangel an Truppen, in den ersten Ausbrüchen nicht begegnen konnte, und dafs er vielleicht am Ende eingesehen haben mag, das Land sey für derlei Verbesserungen noch nicht reif, welches auch gewifs ist. Die Vernünftigen, die wahren Patrioten sind nie seine Feinde gewesen; aber wie viel sind derer? Und sind diese es gerade nicht, welche lieber schweigen als reden, und ihr Urtheil nicht an den

wollte, die nächste Veranlassung zu Ricci's Fall folgendermafsen: Er hatte den Zustand eines Frauenklosters in Prato so schlecht gefunden, und die Sitten darin so verdorben, dafs er alle Hoffnung zu einer Reform aufgab, und Leopolden, dem er Bericht hierüber erstattete, rieth, es lieber ganz aufzuheben, und ein Conservatorium daraus zu machen. Dies geschah; aber es entstand ein Aufstand, welcher von solcher Wichtigkeit wurde, dafs Leopold sich genöthigt fand, Ricci'n der Ruhe seines Landes aufzuopfern.

nächsten besten Fremden wegwerfen, welcher sie ausforschen will?

Einer der einsichtsvollsten, und am besten unterrichteten Schriftsteller über Italien hat ihm die Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen, welche er verdiente. Was Goranl ihm vorwirft, ist, wie das meiste, was er sagt, nicht der Widerlegung werth, weil er darauf ausgieng, nur Böses zu sehen und zu berichten. Aber man beurtheilt Leopolden ganz falsch, wenn man glaubt, dafs er sich von Günstlingen habe leiten lassen. Schon seine, bis zur Ausschweifung gehende Kenntnifs des Details seines Landes, sein eigener heller Verstand, und seine wissenschaftliche Bildung lassen dies nie vermuthen, und wenn der Barigello den Anschein eines einflufsreichen Günstlings hatte, so war er in Wahrheit nur sein Spion, und höchstens in Liebessachen sein Vertrauter. Wenn er ihn hoch erhob, so war dies keine Frucht seiner

Gunst, sondern ein Muthwillen gegen den Adel, und ein vielleicht bisarrscheinender Versuch, die Sbirri bei dem Publikum geachteter zu machen. Gianni, welcher dem Barigello folgte, leitete ihn auch nicht, sondern genoſs sein Vertrauen nur in einem ungewöhnlichen Grade. Dieser erzählt noch manchmal, wie ihn Leopold oft geplagt habe. Er muſste groſse Plane, Gutachten u. dergl. niederschreiben, welche, wenn sie mit vieler Mühe fertig waren, von dem Groſsherzog in sechs Zeilen so bündig widerlegt wurden, daſs nichts dagegen einzuwenden war. Dies erfuhren auch andere Minister von ihm, welche sein Scharfblik eben so oft beschämte, als seine tiefen Kenntnisse in der Jurisprudenz. Er liebte es sehr, über wichtige Gegenstände zu sprechen, und wenn er in Pisa war, hatte er alle Abende einen Kreis von den gelehrtesten Männern der Universität um sich. Alle bewunderten da seinen scharfen schnellen

Blik, und die Klarheit, mit welcher er die verwikeltsten Materien durchschaute, und berichtigte.

Immer schäzbar wird sein Gesezkodex bleiben. Ich hörte ihn von Leuten, welche während der kurzen republikanischen Regierung Toskana's an der Spise waren, über alles rühmen, als den Bedürfnissen des Staats im höchsten Grade angemessen, und den Mifsbrauch der fürstlichen Gewalt selbst am zwekmäfsigsten einschränkend. Eben so vortreflich waren seine Polizeieinrichtungen, seine Quarantänehäuser, und seine Zolladministration. Toskana verdankt ihm vortrefliche Strafsen, der gemeine Mann einen bessern Jugendunterricht; und wenn er müssige Klöster aufhob, so liefs er dafür viele Kirchen bauen, wo die Kirchspiele zu weitläuftig waren, und vermehrte die Zahl der Landgeistlichen. Vor ihm hatte man die Austroknung der Maremmen von Siena für

eine Unmöglichkeit gehalten. Aber er versuchte es, und es gelang, wenn gleich seine Versezung nach Deuschland die wohlthätige Unternehmung abbrach. Eben so war die Gegend von Livorno gegen Pisa zu sumpfigtes ungesundes Land, welches er in fruchtbare Felder verwandelt hat.

Ueberhaupt kam er dem Unternehmungsgeist jedes seiner Unterthanen auf das wohlthätigste und uneigennüzigste zu Hülfe. Der Nachdruk der französischen Encyklopädie, welcher in Livorno herauskam, konnte auch nur mit seiner Unterstüzung gelingen, und eröfnete dem toskanischen Buchhandel Aussichten, welche leider bald wieder verschwunden sind *). Der päbstliche Hof sah sehr scheel

*) Schon vorher war in Lucca ein Nachdruk der Encyklopädie unternommen worden, welcher jedoch sehr kastriert ist. In Siena fieng man später an, sie ins Italienische zu übersezen; aber die Sache gerieth bald ins Stoken, da man hinge-

zu dieser Unternehmung; aber glüklicher Weise traf in die nehmliche Zeit eine andere literarische Erscheinung, welche Leopold klug benuzte. Es erschien dazumal die satyrische Oper: Il Conclave del anno 1774; Dramma per Musica, da recitarsi nel teatro delle Dame, Roma per il Kracas, 8, welche in Livorno bei Masi gedrukt war, und die feinste Satyre auf den Pabst und sein Kardinalskollegium enthielt. Pius der VI nahm den Scherz nicht so gut auf, als der muntere Grofsherzog, und verlangte von diesem die Unterdrükung jener Schrift. Leopold versprach es ihm gegen die Gefälligkeit, dafs er zu der Encyklopädie

gen in Livorno gegen 60,000 Piaster mit der Unternehmung gewonnen haben soll. Den meisten Fürsten Europa's wurden prächtige Exemplare zugeschikt, welche alle, ausser vom Pabste nicht, der den Empfang nicht einmal anzeigte, mit reichen Geschenken erwiedert wurden.

schweigen möchte. Lexteres geschah; aber die Satyre wurde dennoch ungehindert fort verkauft.

Was man ihm am meistèn vorwarf, waren seine Ausschweifungen mit dem schönen Geschlecht. Aber auch hier ist die Sache sehr übertrieben worden. Jene schreiende Geschichte mit dem Gärtnermädchen von Florenz z. B. ist, wie ich ganz gewifs weifs, unwahr, und dafs er keine Tugend mit Gewalt verführte, ganz gewifs. Einst war er in ein Mädchen von Pisa verliebt, das er zu sich bringen liefs. In der ersten Unterredung liefs er seine Absicht nicht merken; in der zweiten aber erklärte sie ihm, dafs sie seinen Wunsch nicht erfüllen würde, und es seines hohen Amts unwürdig halte, ein unschuldiges Mädchen zu verführen. Er war verliebt, und Grofsherzog — aber er entliefs sie mit einem Lob ihrer Tugend, und der Erklärung, dafs er sie nur auf die Probe habe stellen wollen.

Ich will diese kurze Apologie Leopolds mit einem guten Impromptu schliessen, welches ein Pisaner machte, als Kaiser Joseph II in Pisa war. Der Grofsherzog hatte ihm zu Ehren ein grofses Tanzfest angestellt, bei welchem sich die ganze schöne Welt der Stadt befand. Gegen Mitternacht verliefen sich indefs die Damen, und Leopold bat einige Herren, Taschentücher an den Arm zu knüpfen, um Frauenzimmer vorzustellen, damit der Tanz nicht aufhörte. Ein wiziger Kopf, dem er das nehmliche sagte, antwortete ihm:

Altezza reale,

Questo è un prerogativo riserbato alla Capitale, *)

worin er sehr fein auf ein Laster der Florentiner anspielt, welches übrigens in ganz Italien häufig ist.

*) Königliche Hoheit! Dies ist ein Vorrecht, (dafs Männer Frauendienste leisten) welches nur die Hauptstadt besizt.

Kaiser Paul I.

Der Karakter Kaisers Pauls I von Rufsland und seine Geschichte haben so viel Eigenes, dafs beide, als auf einander wirkend betrachtet, ihm mehr Mitleiden als Hafs und Verachtung gewinnen müssen. Seine Jugend war bekanntlich nicht glüklich, und wenn er vor seiner Thronbesteigung zu bedauren war, so wurde er nach derselben gewifs nicht beneidenswürdig. Freilich hat er Europa durch eine Entwiklung seines Karakters überrascht, welche dem tiefern Menschenkenner nicht so unerwartet war, als den meisten, welche nichts Seligeres kennen, als die Wonne, die Ersten zu seyn, und sich mit schönen Gedanken von Volksbeglükung wiegen. Zur Ehre der Menschheit will ich behaupten, dafs es wenige Fürsten gegeben hat, welche sich nicht für die besten Herrscher hielten, und sich da, wo die Menschheit

über sie seufzte, mit dem Gedanken zu trösten wufsten, ihre wahre Gröfse bestehe darin, dem Wohl des Ganzen, auch gegen die schmerzliche Regung ihrer eigenen Menschlichkeit, das Einzelne zu opfern. Eine Entschuldigung ist dies freilich: aber eine schwache, welche vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht bestehen kann.

Aber was ist es denn um diese eitele Gröfse, welche den Herrscher für so manche Fesseln, die er sich anlegen mufs, entschädigen soll? Als Kaiser Paul auf seinen Reisen als Grofsfürst in Parma war, wurde ihm zu Ehren eine Oper gegeben, welche ausdrüklich für diese Gelegenheit verfertigt war. Sie hatte den Titel: Alexander und Timotheus, und war von dem Cavalier Rezzonico gedichtet, und von Sarti in Musik gesezt. Während der Aufführung sagte Paul bei den Worten:

È dunque un sogno, un ombra la grandezza de' Re! *)

zu Rezzonico: Lassen Sie diese Worte in Gold graben.

Und wahrlich, wer den mächtigen Kaiser, vor welchem vierzig Millionen Menschen zitterten, in seinem Palaste in ewigem Argwohn beben sah, der wird keinen Konig um diesen Traum von Gröfse beneiden.

*) So ist die Gröfse der Könige denn ein Traum, ein Schatten.

Joseph II.

Glüklicher, als Kaiser Paul I, war freilich Kaiser Joseph II, mit seinem natürlichen Frohsinn, in einer etwas ähnlichen Lage zu seiner Mutter, deren Kronen er lange nicht beerben konnte, wie der russische Grofsfürst. Auch darin aber besteht die Aehnlichkeit der Lage allein. Die Karaktere sind ganz verschieden. Beide sind in Italien gereist; von beiden erzählt man noch mancherlei Geschichten; aber wie verschiedenen Inhalts! Schon seine Gestalt sezte den russischen Grofsfürsten dem Spott der Italiener so gut aus, wie dem der Franzosen, und wenn er nicht immer laut wurde, wie einmal in Paris, so fühlte das ein so oft gedemüthigter, so argwohnischer Mann dennoch. Reiseabentheuer, wie sie Kaiser Joseph begegneten, konnte er keine haben, weil er sich zu streng an die Formen seines Standes hielt, bei denen sich

ein finsteres Gemüth immer noch am besten zu befinden wähnt. Der muntere deutsche Fürst reiste oft seinem Gefolge voraus, und hatte dafür manchmal den Spafs, für den Kourier des Kaisers gehalten zu werden. Etwas Aehnliches begegnete ihm zu Bologna, wo er in ein Kaffehaus trat, in welchem sich nur der Adel der Stadt zu versammeln pflegte. Man bedeutete ihm, übrigens mit vieler Höflichkeit, dafs es sich von einem Orte entfernen möchte, zu welchem Leute seines Standes keinen Zutritt hätten. Joseph gieng; aber die adelichen Herren erfuhren es nachher, was sie einem Mann gethan hatten, der, nach seiner eigenen Aeusserung, in der Gruft seiner kaiserlichen Vater leben müfste, wenn er in Gesellschaft von seines Gleichen seyn wollte.

Pius VI.

Pius VI hat durch das Unglük, in welchem er sein hohes Alter beschlofs, wieder viel in der öffentlichen Meinung gewonnen. Während er durch die Auströknung der pontinischen Sümpfe, den Bau der Sakristei von S. Peter, des Palastes Braschi u. s. w. die Welt viel von seiner Thätigkeit für das allgemeine Beste, seiner Prachtliebe und seinem Nepotismus sprechen machte, blendete er die Römer und Fremden oft durch seine äussere Würde, und den Glanz, mit welchem er jede Handlung seines Amts zu umgeben wufste. Das Glük hatte ihn hochmüthig gemacht, und wenn er auf seiner unpolitischen Reise nach Deutschland manche Kränkung erfahren hatte, welche ihn über den Zustand der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Hierarchie belehren konnte, so erholte er sich dafür in dem eigenen Staate, wo ihn nur

Pasquin zuweilen ein Wörtchen der Wahrheit hören liefs. Er war hochmüthig und jähzornig; eitel, wie eine schöne Frau, buhlerisch, so lange es gehen wollte, unternehmend, wenn es auch den Untergang seines Staats kosten konnte, und im Wahn seiner Gröfse so verlohren, dafs er erst spät zur Einsicht seines Sturzes kam, in welchem er erwachte.

Einer meiner Freunde, der selige Mahler Dorfmeister aus Ungarn, hatte Gelegenheit, sich ihm öfters zu nähern, als er sich in der Karthause bei Florenz in Gefangenschaft befand. Wie tief war der stolze Priester gesunken! Er war jezt der gutmüthigste, nachgiebigste, liebreichste Greis geworden, dessen Zustand jeden rühren mufste, der ihn auch ehemals in seiner Herrlichkeit getadelt hatte.

Seine Gesundheit war dahin; er kämpfte lange fruchtlos gegen einen kranken Körper,

und wohl mag dieser ihm die Leiden des Geistes erträglicher gemacht haben, weil der körperliche Schmerz dennoch die Schmerzen des Gemüths überwiegt, wenn diese auch gleich peinlicher sind. Von den tausend Prunkzimmern seines Vatikans waren ihm zwei kleine Zimmer in der Karthause geblieben, das eine zum Schlafen, das andre zum Besuchzimmer. Dennoch war noch ein unbedeutender Nachschimmer seines ehemaligen Glanzes in der Unverschämtheit seiner Dienerschaft übrig geblieben, welche die guten Karthäuser die Ehre ihres vornehmen Gastes theuer genug bezahlen liessen. Nichts davon, dafs sie von den Mönchen immer fettes Essen verlangten, verunreinigten sie das Kloster auf eine ekelhafte Weise, und machten einen Lärm, welcher in der stillen Wohnung nie gehört worden war. Während mein seliger Freund sich bei dem Pabste befand, stritten sich die Diener im Nebenzimmer, und sagten

laut die abscheulichsten Worte und Flüche. Che chiasso! Bst! — welch ein Lärm! Bst! — war alles, was Pius ihnen in einem bittenden Tone sagte, und che chiasso! Bst! alles, was der Kardinal Caraccioli durch die geöfnete Thüre den Unverschämten zurief. Man versichert sogar, dafs ihn einer derselben porco F... ins Gesicht genannt hätte, und dafs der ehemals so stolze jähzornige Mann so leidengeübt gewesen sey, hiezu zu schweigen.

Bourgoing hat ihm in seinem Werke selten Unrecht gethan, und wer es gelesen, der wird ihn in seinen letzten Jahren für die Vergehungen der frühern stark genug bestraft finden. Ich seze hier noch einige Anekdoten bei, welche für seinen Karakter und seine Regierung bezeichnend sind.

Er hatte sich das häfsliche Wort der Italiener C...o sehr angewöhnt, und brauchte es oft im Gespräch über die ernsthaftesten

und heiligsten Gegenstände. Unverhoft trat er einst in eine Kirche, wo eben die Messe gelesen wurde. Aus Diensteifer verlängerte sie der Priester durch einige Gebete, welche er ablas. Dem Pabst dauerte diese Andachtsübung zu lange; er wurde ganz ärgerlich, und liefs nachher den Priester vor sich rufen. Dieser erschien in der Hoffnung gelobt zu werden; aber Pius zupfte ihn tuchtig an den Ohren, und sagte ihm mit gröfster Heftigkeit: voi dovete aggiugnere nn c...a!

Oftmals liefs ihn Pasquin bittere Wahrheiten hören; aber diese Sprache war sehr gefährlich, und wer sie gebrauchen wollte, mufste es schlau angreifen, um nicht im Ernst seinen Scherz zu büssen. Einmal kam ein Kohlenträger mit einem Sak auf dem Rüken, und sezte sich, wie um auszuruhen, vor die Bildsäule des Pasquin nieder. An seinen Sak war der Zettel, worauf die Satyre stand, leicht befestigt, und die äussere Seite

mit Leim beschmiert. Als er daher wieder aufstand, und weggieng, blieb dieser hängen, und niemand konnte begreifen, wer es gewagt hätte, am hellen Tage eine Pasquill aufzukleben.

Sehr hoch zu stehen kam aber zween andern ihr Scherz, als sie sich im Karneval über die damalige Brodtheurung lustig machten. Der eine hatte, in der Maske eines Nüsseverkäufers, kleine Brode an eine Schnur gereiht, und rief: kauft Haselnüsse! Ein Anderer hatte sie sich als Knöpfe auf den Rok befestigt. — Aber beide wurden ergriffen, und mit der Korde bestraft.

Zu derselben Zeit kam Pius in das vatikanische Museum, wo ein Piedestal für eine, darauf zu stellende, antike Statue bereits fertig war. Schon trug es die gewöhnliche Inschrift: Munificentia Pii sexti — aber oben lag ein kleines Brödchen darauf, und nichts weiter.

Pius VI und Pius VII.

Man erzählt von dem Kardinal Rohan, dafs, während er zu Rom den Purpur des Kardinals Dubois negozierte, die Tische in seinem Zimmer mit Edelsteinen bedekt waren, von denen er blindlings an die Römer austheilte. Bei seiner Abreise, sezt man hinzu, bedauerte er sogar, dafs er sie nicht alle angebracht hatte.

Urbs venalis, si emptorem invenerit!

Aber wie sehr hat sich dies alles verändert! Sonst eiferten die Gesandten von Frankreich, Oestreich und Spanien durch Pracht und Verschwendung um den grofsern Einflufs auf die päbstliche Regierung. Heutzutage hat der französische sich desselben so fest versichert, dafs er gar keines jener Mittel mehr nöthig hat.

Freilich, wer es sich recht stark und oft in die Seele sagen lassen will, dafs es nichts

so Festes giebt, was nicht am Ende von der Zeit niedergestürzt wird, mag nach Rom gehen, wo es ihm jeder Stein, der ihm begegnet, laut genug verkündiget. Mitten unter so vielen Ruinen steht jedoch immer noch das Gebaude der Hierarchie, zwar nicht mehr in seiner alten Furchtbarkeit, aber doch noch fester da, als man vor einigen Jahren vermuthen konnte, wo es seinem gänzlichen Zusammensturz so nahe war.

Wer hätte aber auch glauben sollen, dafs des heil. Augustinus Eversio rerum publicarum ipsius ecclesiæ incrementum est, in unserer Zeit noch sich bestätigen würde? Als der heil. Dionys seinen Ausspruch in Voltaire's Mädchen von Orleans:

Mes chers Français seront tous catholiques!

wiederholte, da war freilich das Incrementum eben nicht sehr grofs; aber es war schon Glüks genug für die Kirche, wenn sie nur stehen blieb; denn konnte auch schon

der römische Freistaat nicht bestehen, so war es doch auch nicht vorauszusehen, dafs die alte Ordnung der Dinge sich der so sehr veränderten Zeit wieder anpassen würde.

Die päbstlichen Regierungen haben immer grofse und gefährliche Stürme ausgehalten. Sie bestanden sie eben so glüklich, als der Nachen Petri; aber wahrlich sonst aus ganz andern Gründen, als er sich aus den empörten Fluthen unserer Zeit gerettet hat. Damals war es die Geschiklichkeit des Steuermanns, die magische Gewalt der Worte, mit denen er die Wellen beschwor, die Neuheit und Festigkeit des Fahrzeugs u. dergl. Heutzutage treibt es gleichsam lek und steuerlos auf der wilden See, welche es zu verschlingen nicht der Mühe werth zu halten scheint.

Der Vergleichungspunkte zwischen dem Jezt und Ehemals sind mancherlei. Ich will nur auf einige aufmerksam machen. Zuerst auf die grofsen Verluste an Kunstwerken, welche Rom erlitten hat.

Sie sind unersezlich, und haben diesem Staat eine Wunde geschlagen, die er kaum verschmerzen wird. Wer es weifs, wie innigst die schonen Kunste und ihre Ueberbleibsel aus dem Alterthum mit dem ganzen Wesen des römischen Volks und seiner Regierung zusammenhängen, der wird das einsehen, was hier in nothiger Kürze nicht auseinander gesezt werden kann. Indefs ist es jedermann bekannt, dafs manche in der Wanderung der italienischen Kunstwerke nach Frankreich noch ein grofses Glük zu finden wufsten, indem sie sagten, dafs diese Wanderung durch brittisches Geld ohngefähr nach England geschehen wäre, wo sie alsdann ganz für die Welt verlohren gewesen wären. Sonderbar! die entgegengesezte Besorgnifs äusserte zu Ende des 17ten Jahrhunderts ein Engländer in Bezug auf Frankreich. Es ist der Doktor Burnet, welcher in seiner Reise durch Italien im Jahr 1685, (der deutschen

Uebersezung Leipzig 1687) sagt: „In diesem „Lande (Italien) sind die herrlichsten Anti-„quitäten, welche jedoch täglich abnehmen. „Denn nachdem der König von Frankreich „durch seine Agenten alles, was von kost-„baren Statuen und Gemählden feil geboten „wird, kaufen läfset, wird er endlich alle „Schäze in Italien, davon er schon einen „guten Theil besizet, massen wohl kein Po-„tentat in Europa so viel Schildereien hat, „als er, an sich bringen. Auf diese Weise „werden endlich in kurzem alle italienischen „Mobilien in Frankreich zu finden seyn."

Diese Prophezeiung ist nun freilich auf eine eigene Art wahr geworden. Was die italienischen Staaten Bewegliches besessen haben, wurde eine Beute der glüklichen Sieger, und ein Mittel weiter, ihre Hauptstadt zu der einzigen in Europa zu machen.

Die merkwürdigste Parallele wäre wohl die zwischen Pius VI und seinem Nachfolger, und

weniger in Rüksicht auf ihre Karaktere, als auf die Geschichte ihrer Regierungen. Wie vielen Anlafs zu lehrreichen Betrachtungen geben die Reisen der beiden Päbste; die Reise Pius VI nach Wien, und Pius des VII nach Paris! Der erste gieng mit der Zuversicht aus, durch seine persönliche Gegenwart das zu wirken, was Bullen nicht mehr vermochten, und mufste, in seiner Erwartung höchlichst getäuscht, die unangenehme Erfahrung machen, dafs die Welt anders geworden sey, als sie in den glüklichen Zeiten seiner Vorfahren gewesen war. Pius VII kannte sein Zeitalter, und reiste gewifs mit sehr kleinen Hoffnungen nach Paris. Indefs war der Zwek seiner Reise immer eine schmeichelhafte Anerkennung seiner hohen Würde, welche mit seines Vorgängers Leben in Valence den schreiendsten Kontrast bildete. Die Regierung eines grofsen Volks, das sich noch vor wenigen Jahren ganz vom päbstlichen Stuhl

und seinen heiligsten Sazungen losgerissen hatte, nahm ihn mit aller möglichen Huldigung bei sich auf, und sezte auf seinen Segen die feierlichste Sanction einer neuen Dynastie.

Pius VI und Pius VII stellen überhaupt, beinahe in jeder Rüksicht, die auffallendsten Gegensäze dar. Der erste eitel, wie ein Weib, prachtliebend, verschwenderisch, leichtsinnig, im höchsten Grade seine Familie bereichernd und sein hohes Amt blos in der glänzenden Aussenseite mit Würde verwaltend; der zweite einfach in seinem Leben und seiner Denkweise, sparsam, aufrichtig besorgt für das Wohl seines Volks, nichts für seine Verwandten thuend, und von reinem apostolischen Sinne und Leben. Pius VI übernahm seinen Staat in tiefster Ruhe, genofs eines langen Friedens, und hinterliefs nichts, als einige Denkmale seiner Prachtliebe

und Eitelkeit; Pius VII erhielt den Scepter über ein Volk, welches in kurzer Zeit alles erfahren hatte, was das Schiksal über einen unglüklichen Staat verhängen kann, und hat doch schon so vieles für die Verbesserung der Finanzen, die Polizei, die Industrie, die Kirchenzucht und die schönen Künste gethan — und dieses alles, während er die Lasten seiner Unterthanen erleichterte, welche sein Vorgänger bei seinen manchmal scheinbar nuzlichen Unternehmungen nur immer schwerer gemacht hatte.

Und dennoch ist Pius VII nicht von seinem Volke geliebt. Man suche den Grund hievon aber nicht ganz in der politischen Gleichgültigkeit, welche die meisten Völker Europa's seit einigen Jahren ergriffen hat. Clemens VIII, mit welchem Pius VII wohl die meiste Aehnlichkeit hat, mußte das nehmliche erfahren. Clemens IX und Benedict XIV hatten dasselbe Schiksal — weil sie zu wenig

von sich sprechen machten *). Doctor Burnet, dessen Reise immer noch eine der besten Schriften über Italien ist, machte die ähnliche Bemerkung, und erhielt von einem vornehmen Römer die auf Pius VI und seines Nachfolgers Regierung ganz anwendbare Erklärung: „Wenn die Päbste durch ihren Nepotismus viel Aergernifs gegeben haben, so trachten sie darnach, das Volk immer wieder durch etwas zu besänftigen, das ihm gefällt. Dies hat z. B. Paul V gethan, welcher nichts ermangeln liefs, was zur Zierde der Stadt Rom dienen konnte, und doch seine Familie nicht dabei vergafs. Dies haben auch andere Päbste gethan. Die übrigen aber, welche ihre Häuser nicht emporbringen wollten, waren ohne Sorge sich auf diese Weise beliebt zu machen, wie man an dem jetzigen Pabst ein sehr schönes Beispiel hat."

*) D. h. für ihre Familien nichts thaten, und keine unnützen Gebäude aufführten.

Die Wahl Pius VII war völlig einstimmig, und in den Augen der Gläubigen von mancherlei die verherrlichenden Umständen begleitet. Schon dafs man das

Patrem patrum fecit discordia fratrum

nicht auf ihn anwenden konnte; aber an dem Sterbetag Pius VI fand sich eine weisse Taube in seines Nachfolgers Zimmer ein, und hielt sich lange darin auf. Sage man nicht mit Rousseau: Quelque veridique, qu'on soit, il faut bien mentir quelquefois, quand on est évêque. Pius VII ist ein zu redlicher Mann, und am Ende ist es ja doch immer ein Wunder, das man ohne vielen Scharfsinn natürlich erklären kann *).

*) Sehr lustig ist die Anwendung einer Prophezeiung auf Pius VII, welche in einem 1794 zu Ferrara gedrukten Büchlein: La Profezia de' sommi Pontefici romani steht. Er heifst dort: Aquila rapax. Hinterher fand man dies nun freilich sehr unpassend; man

half also damit, dafs man die beiden Worte so theilte: A. Qui. La. Ra. Pax. und las: Astrum quietis Lariі: rapacibus pax. — Man sieht, diese Erklärung ist eines Erklärers von Prophezeiungen würdig!

König Ludwig I.

König Ludwig I von Toskana sah ich 1801 in Florenz, als er seinen Einzug in das neue Königreich hielt; ein Jahr später in Livorno, da er sich mit seiner Gemahlin nach Spanien einschifte; und im Jahr 1803 in der Kapelle von St. Lorenzo zu Florenz im Sarge. Der lezte Anblik machte den Eindruk nicht auf mich, welchen die Leichname der Fürsten sonst bewirken, und der sich leicht aus der Vorstellung dessen, was der Todte in seinem Leben vermocht hatte, und was er jezt nicht mehr vermag, erklärt. Ich sprach einen Glukswunsch an Ludwig I in meiner Seele aus, als ich an seinen Sarg trat: denn so oft ich ihn lebend erblikt hatte, so oft stiegen in mir Empfindungen des Mitleids auf, als bei einem Mann, dem man eine schwere Last aufgeburdet hat, deren er sich nicht

entledigen kann, und die ihn dennoch jeden Augenblik zu erdrüken droht.

Ludwig war von kleiner Statur, sehr mager und kränklich aussehend. Seine Physiognomie ernst, vielsagend, und sein Auge und seine Stirn verriethen den Denker. Auch erkennen sich die Züge von Gutmüthigkeit, die er wirklich besafs, obgleich sehr umflort durch Ernst, und mehr noch durch Trübsinn. Aber ein Mann, welcher lange am spanischen Hofe gelebt, und den König von Hetrurien dort gekannt hat, fand sich noch stärker bei seinem Anblik gerührt, als er ihn in Toskana sah. In Spanien war er der munterste, lebenslustigste, selbst aufgeklärteste Prinz gewesen. Er hatte sich da viel mit Wissenschaften, und besonders mit Chemie beschäftigt, in welcher er auch tiefe Kenntnisse besafs. Die neue Krone aber, welche auf sein Haupt gesezt wurde, erdrükte seine Jugend, seine Gesundheit und seinen Frohsinn.

Er wurde finster, traurig, matt, und hat wohl wenige frohe Stunden mehr gehabt.

Ein Sturz vom Pferde, sagte man, hatte ihm eine unheilbare Krankheit zugezogen. Sein Verstand hatte sehr trübe Augenblike, und in den hellen war er wohl durch die Rükerinnerung an jene so gedemüthigt, dafs er sich nicht mehr zu freuen vermochte. Er warf sich in die Arme der Religion, und die Priester gewannen, wie natürlich, grofsen Einflufs auf ihn.

Man versichert, dafs es eine Zeit gegeben, wo Spanien zwischen dem Kirchenstaat und Hetrurien zu wählen hatte, und dafs es, auf einen gemachten Anschlag des Grundeigenthums des ersten Staats zu 300 Millionen Skudi, von welchen 160 Millionen der Geistlichkeit, 190 Millionen dem Adel, und das Uebrige dem Volk gehörte, Toskana vorgezogen habe. Wie dem sey, für Ludwig wäre es offenbar wohlthätiger gewesen, wenn man

sein Leben nicht mit einer Krone beschwert hätte.

Freilich nahm er wenigen Antheil an der Regierung, und sein Minister Salvatico, dessen plözlicher Sturz vor kurzem erfolgt ist, ohne dafs die Veranlassung dazu von den meisten mehr als nur vermuthet wird, führte die Zügel der Regierung. Den König aufzuheitern, versuchte man mancherlei Mittel, welche nicht immer zum Besten gelangen. So fuhrte man auf einem Lustschlofs bei Florenz einst eine komische Oper auf, in welcher Ludwig den eifersüchtigen Ehemann, die Königin die erste Liebhaberin, und Salvatico den ersten Liebhaber machte. Aber Komödienspässe vermögen freilich die Wunden des Geistes und der Seele nicht zu heilen.

Ludwig I hat nie die Liebe seines Volks gewonnen; aber würde sie auch nie verlohren haben, wenn er sie je besessen. Oft sind die Zeitumstände so drükend, dafs

auch der beste Fürst unverschuldeter Weise dadurch in den Augen seiner Unterthanen verliert, und dieser Fall war bei ihm. Während seiner ganzen Regierung hatten die Toskaner nie die Hoffnung aufgegeben, ihren geliebten Grofsherzog Ferdinand wieder bei sich zu sehen. Der Muthwillen wurde oft hierüber laut, und zu meiner Zeit fand man einst einen Zettel an allen Eken angeschlagen, welcher nichts als die Worte enthielt:

Giuocate il numero tre (III)
Perchè verrà di certo;

und in dem Doppelsinn, die Nummer drei werde im nächsten Lotto gewifs herauskommen, und der dritte, nehmlich Ferdinand, werde gewifs kommen, den Wunsch vieler, und wohl auch geheime Machinazionen gegen die bestehende Regierung verrieth. Aber die Zahl gewann nicht — das Schiksal hatte es anders beschlossen.

Die Königin zeigt sich sehr viel im Pub-

likum. Ihre Jugend und ihr Frohsinn lassen sie, übrigens ohne die Formen ihres Standes zu verlezen, an allen öffentlichen Belustigungen Theil nehmen. Ich habe sie bei solchen Gelegenheiten oft gesehen. Sie ist von mittlerer Frauenzimmerstatur, etwas mager und bleich. Eine stark hervorliegende Stirne, schwarze Augen und ein sehr satyrischer Zug um den Mund sind die hervorstechendsten Theile ihrer Physiognomie.

Auf einem öffentlichen Maskenball zu Florenz erschien sie einst als Brodverkäuferin. Niemand kannte sie, und sie wurde von einigen Masken etwas unanständig geneckt. Unwillig riefs sie endlich die Maske herunter. Wifst ihr wer ich bin? sagte sie, ich bin eure Königin. — Das hätten Sie sich auf den Rüken schreiben sollen, antworteten ihr Einige mit Hohngelächter, und verlohren sich im Gedränge.

Königin Maria Carolina.

Menschen, welche auf hohen Posten stehen, sind der Gefahr, mifsverstanden und falsch beurtheilt zu werden, am meisten ausgesezt. So lang dies nur bei ihren öffentlichen Handlungen geschieht, so mögen sie sich leicht getrösten, da die Menschen am liebsten über Dinge urtheilen, die sie nicht verstehen, und auf jeden Fall einst die Zeit kommt, wo die Wahrheit erkannt wird. Greift aber die Unwissenheit und Verläumdung die Handlungen ihres Privatlebens an, so wird der Fall um vieles wichtiger, weil sie nur bei ihren Zeitgenossen die Zeugnisse ihrer Unschuld finden können.

Abgesehen von ihrem öffentlichen Leben hat man einer Fürstin wohl nie weher gethan, als es der Königin von Neapel durch Corani und mehrere andere geschehen ist. Nicht genug, dafs man in ihr das Weib an-

klagte, griff man sogar die Mutter durch die empörendsten Beschuldigungen an, und ich weifs gewifs, dafs man sie nicht tiefer und schmerzlicher verwunden konnte, als durch diesen Vorwurf.

Die Königin Maria Carolina ist die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, und wer je ihren Hof in der Nähe gesehen, hat sich gewifs davon überzeugt. Ich würde den Verläumdungen Corani's einen Schein von Wahrheit zu geben fürchten, wenn ich sie gegen ihn vertheidigte. Sie selbst hat es auch nie gethan, und nie zu thun versucht; aber ich weifs, dafs sie bittere Thränen weinte, als sie sein Buch las, und ausrief: Weher hätte man mir nicht thun können!

Corani und seine Parthei haben in jenen Beschuldigungen die Meinung des grofsen Haufens von Neapel aufgefangen, welcher von jeher geneigt war, alles Schlimme, was geschah, ihr zuzuschreiben, weil sie den

Pöbel einer Hauptstadt nicht achten konnte, der ihre Achtung nie verdiente. Wenn sie den, damals in Deutschland aufkommenden Grundsäzen einer bessern Erziehung zufolge, ihre Kinder nicht immer in Pelz hielt, sondern durch Abhärtung des Körpers zuerst die Gesundheit derselben zu befestigen suchte, so konnte das ein vorurtheilsvoller Haufe nicht begreifen. Ein Kind mit unbedektem Haupte ausgehen, selbst während des Regens ins Freie zu lassen, war unverantwortliche Barbarei. Offenbar hatte man keine andere Absicht, als sie zu tödten.

Ein deutscher Kaufmann in Livorno liefs seine Kinder auch, auf deutsche Manier, mit bloſsem Haupte gehn, und sie blühten dabei natürlich, wie die Rosen. Die Italiener schüttelten die Köpfe, und meinten, der Mann musse offenbar die Absicht haben, seine Kinder umzubringen.

Freilich ist die Erziehung eines Kindes

vornehmer Eltern in Neapel eine ganz andere. Das darf so wenig wie möglich der freien Luft ausgesezt werden, so wenig wie möglich Bewegung machen, den Kopf ja nicht anstrengen, für alle Unarten nicht gezüchtigt werden; aber seinen Magen von Morgen bis Abend mit Lekereien überladen, das ist erlaubt. Freilich erzieht man so auch Schwächlinge an Körper und Geist, ein Pymäengeschlecht, welches keinen Funken von der alten Kraft und dem kühnen Muth übrig behalten hat, wodurch seine Stammeltern erglänzten.

Wenn die Königin von Neapel die Schuld der Zeit drükender empfindet, als manche andere Fürsten, so will ich nicht untersuchen, wie weit sie es verdient. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo alles im Zusammenhange vor uns liegt, was geschehen ist. Aber Gerechtigkeit muſs man ihr widerfahren lassen, und ihr eingestehen, daſs sie eine Frau von

hohem Muth, von unerschütterlichem Karakter, und einer seltenen Consequenz ist. Wenn sie durch diese Vorzüge den Ruin eines Zweiges der Bourbons beschleunigt hat, so sezе man sich in ihren Fall, mit dem schmerzlichen Andenken an eine geliebte Schwester, und mit der in ihr nicht neuen Ueberzeugung, dafs die neue Ordnung der Dinge die alte verschlingen werde, und dafs fester Muth, treues Zusammenhalten und unerschütterliche Ausdaurung nur dem allgemeinen Sturz begegnen könne. Wenn aber die Geschichte unserer Zeit durch den unerwarteten Gang der Begebenheiten jede Regierung von Europa überrascht hat, warum durfte sie sich weniger irren? Und wurde nicht auch der gegenwärtige Zustand der Dinge grofsentheils durch Fehler der Ausfuhruug veranlafst, welche so unerwartet waren, dafs man zulezt nur auf ein Schiksal zurükkommen mufs, dem keine menschliche Kraft widerstehen kann?

Blindlings ist sie nicht hineingegangen in die Wellen, welche sie verschlungen haben. Sie war gefafst auf ihr Schikeal, und hatte die Ueberzeugung, dafs es sich so ergeben würde, wenn sie sich auch weniger in die Unternehmungen gegen Frankreich eingelassen hätte. Ein merkwürdiges Aktenstük bleibt darum immer ein Brief, welcher zur Zeit der römischen Revoluzion aus dem geheimen Archiv Pius VI bekannt gemacht wurde, und der hinlänglich jene Festigkeit des Karakters beweist, welche auch der gröfste Mann unserer Zeit um so eher [redacted] ihr anerkennen mufs, je mehr sie selbst ein Hauptgrundstein seiner Gröfse ist. Es ist ein Brief an den Pabst, den ich hier in der Uebersezung mittheile:

Allerheiligster Vater!

„Der Marquis del Vasto hat mir das werthe „Schreiben I. H. überbracht. Ich würde „schon eher meine Pflicht erfüllt, und auf

„die liebreichen Aeusserungen desselben ge-
„antwortet haben, wenn ich es nicht in der
„Absicht aufgeschoben hätte, meine Bitten
„mit denen des Königs, meines Gemahls, zu
„vereinigen, dafs I. H. geruhen möchte, die
„Ernennung der Subjekte für die zahlreichen
„vakanten Kirchenämter zu bestätigen, dem
„gemäfs, was I. H. uns gütigst durch den
„Marquis del Vasto hat mittheilen lassen.
„Ich bin sehr gerührt von der Freundlich-
„keit und Aufmerksamkeit, mit welcher Sie
„diesen verdienstvollen Cavalier aufgenom-
„men haben, und bin äusserst erfreut, dafs
„er seinen Auftrag erfüllt, wie unser Ver-
„langen war, und I. H. von unserer aufrich-
„tigen und wahrhaften Ergebenheit für Ihre
„Person, so wie von unserm lebhaften Eifer,
„alles was von uns abhängt, zu Ihrer Sicher-
„heit und Vertheidigung anzuwenden, über-
„zeugt hat."

„Ihr zutraulicher Brief, allerheiligster Va-

„ter, bewegt mich, auf Ihre schmerzlichen
„Ausdrüke wegen des harten Friedens *), den
„Sie zu unterschreiben durch die traurigsten
„Umstände gezwungen worden sind, zu ant-
„worten. Ich habe mich unendlich darüber
„betrübt. Es waren die schmerzlichen Folgen
„des unglüklichen Waffenstillstands **) und
„der langen Unschlüssigkeit. Ich zweifle nicht
„im geringsten, dafs diese beiden Ursachen
„die einzige Quelle alles Unglüks sind, und
„dafs noch neuere und gefährlichere Nach-
„stellungen, und mächtige Insinuazionen,
„welche in Ihrer Hauptstadt ausgestreut wer-
„den, das Verderben Ihrer Heiligkeit und
„des ganzen Italiens beabsichtigen. Ich be-

*) Er wurde den 10. Februar 1797 zu Tolentino geschlossen. Vermöge desselben trat der Pabst Avignon an Frankreich, und Bologna, Ferrara und die Romagna an Cisalpinien ab.

**) Neapel schlofs ihn am 5. Juni, und der Pabst den 23. Juni 1796 ab.

„fürchte, heiliger Vater, dafs wir noch lange „nicht am Ende sind, und dafs noch jezt „schlimmere Unfälle bereitet und angespon- „nen werden, um die Standhaftigkeit der „Völker zu erschüttern, und die wenigen „Regierungen zu zerstören, welche noch an „den äussersten Enden dieser stolzen, aber „unglüklichen Halbinsel übrig sind. Diesen „schwarzen Betrachtungen bleibt uns nichts „entgegenzusezen übrig, als standhaften Muth, „und jene Geistesstärke, welche nur die Re- „ligion und ihre Vertheidigung, und die „Gerechtigkeit unserer Sache einflöfsen. Wir „werden uns, allerheiligster Vater, mit der „gröfsten Sorgfalt und entschiedenen Festig- „keit gegen jede neue Nachstellung zu schü- „zen suchen. Ich kann nichts thun, als I. H. „einladen, unserm Beispiel zu folgen, und „den innerlichen Partheien und den falschen „Freunden zu mifstrauen, denen Sie sich, „wie ich mit Herzeleid höre, wieder genähert

„haben. Hätte Italien vor fünf Jahren die „Einladung des Königs, meines Gemahls, „angenommen, und sich in einen Bund ver- „einigt, um den zerstörenden Strom, der „uns bedrohte, abzuhalten: hätte I. H. Ih- „rerseits die Mittel geltend gemacht, die in „Ihrer Gewalt standen, den Krieg belebt, „und die Gemüther, welche damals sehr „empfänglich dafür waren, durch die Reli- „gion gestärkt, so wären wir unverlezt ge- „blieben. Allein das Unglük, falsche Rath- „geber und Privatabsichten haben dieses Glük „verhindert; wir sind die Opfer davon ge- „worden, und werden es noch mehr werden, „wenn wir uns nicht durch eine vollkommene „Uebereinstimmung und durch ein aufrich- „tiges Zutrauen gegen den gemeinschaftlichen „zerstörenden Feind vereinigen. Verzeihen „Sie mir diese wahrhafte, aber gut gemeinte „Digression über einen Punkt, über welchen „noch so vieles zu sagen wäre. Ich bitte I. H.

„meinerseits sich zu überzeugen, dafs wir „mit gröfster Aufrichtigkeit und Theilnahme „bereit seyn werden, Sie zu beschüzen und „zu vertheidigen, so bald wir uns auf Ihre „Standhaftigkeit bei den jezigen, äusserst „gefährlichen Umständen, welche nun unsere „und Ihre Entwürfe begleiten mufs, verlassen „können. Möge die Vorsehung die Unter„nehmungen des Erzherzogs Karls *) segnen. „Ich bitte I. H. um Ihren Segen für mich „und meine Familie, und bin mit Achtung

Neapel, den 27. Merz 1797.

Carolina."

*) Erzherzog Karl übernahm damals eben das Kommando in Italien. Kurz darauf, den 16. April erfolgten die Friedenspräliminarien von Leoben.

Der Erzbischof Capecelatro.

Einer der würdigsten Prälaten, welche ich in Italien kennen lernte, ist der Erzbischof von Tarent, Monsignor Giuseppe Capecelatro. Er lebte gewöhnlich, aber gegen seinen Willen, in Neapel, und regierte von da aus seinen Sprengel besser, als jeder andere seiner Kollegen, der bei seiner Heerde selbst war. Die gegenwärtige Regierung von Neapel beweist ihm mehr Zutrauen, als die vorige, der er durch einigen, aber unverschuldeten Antheil an der Revoluzion verdächtig geworden war.

Capecelatro besafs das Zutrauen und die Liebe seines Sprengels im höchsten Grade. Eine Folge davon war, dafs er während der kurzen Zeit der parthenopeischen Republik zum Repräsentanten desselben erwählt wurde, ohne dafs er übrigens eine Funkzion verrichtet hätte. Dies wäre indefs genug gewesen,

um ihn schuldig zu machen, wenn er auch nicht noch während der Gegenrevoluzion den Zorn des Kardinals Ruffo auf sich geladen hätte.

Als dieser kriegerische Priester die Kalabresen bearbeitete, drang das Feuer jenes Aufstandes auch bis nach Apulien. Mehrere Mönche aus dem Sprengel von Tarent bewafneten sich, und erschienen so vor ihrem Erzbischof. Dieser verwies ihnen ihr kriegerisches Handwerk, und befahl, dafs sie sich ruhig verhalten sollten. „Ha, sagten sie, Ihr seid auch einer von denen? Wir gehorchen Euch nicht."

Wer ich bin, will 'ich euch zeigen antwortete der würdige Prälat, und liefs jedem von den Widerspenstigen hundert Stokprügel geben. Da sie sich auf den Kardinal Ruffo berufen hatten, so schikte er sie diesem zu, mit der Weisung: So würde er es jedem Priester machen, welcher gegen die kanonischen Geseze das Schwerdt umgürtete.

Dies hatte denn die Folge, dafs Monsignor Capecelatro nach der Wiedereroberung von Neapel eingekerkert wurde. Bei den Verhören zeigte er eine Geistesgröfse, und eine so ehrfurchterregende apostolische Festigkeit, dafs seine Richter vor ihm zitterten. Gegen Einen unter ihnen, welcher die Achtung vor der Würde und dem Alter des Gefangenen vergafs, erhob dieser sogar seinen Stok, und würde ihn geschlagen haben, wenn er nicht sogleich seinen Ton umgestimmt hätte.

Er wurde wieder frei. Sein erster Gang war zu Acton. An diesen hielt er eine Rede mit so vieler Kraft und Wirkung, dafs der allmächtige Minister ganz zerknirscht vor ihm stand, das Gesicht mit den Händen bedekte, und reuevoll ausrief: Vater, Verzeihung, ich habe gefehlt!

Diese Beredsamkeit soll auch in seinen Amtsvorträgen wirksam seyn. Wenigstens erkennt sie sich in einigen Hirtenbriefen von

ihm, die ich gelesen habe. Wer ihn kannte, liebte und verehrte ihn, vor allen aber seine geistliche Heerde, deren sehnlichster Wunsch es immer war, dafs er doch wieder in ihre Mitte zurükkehren möchte.

Doctor Salvadori.

Unter den kalabresischen Insurgenten gegen die französische Regierung im Königreich Neapel während des Jahrs 1806, zeichnete sich ein gewisser Doctor Salvadori aus. Dieser Mann ist ein gebohrner Tyroler, und war Agent der Engländer, als der Kardinal Ruffo seinen bekannten Heereszug machte. Er wufste aber seine Absichten den neapolitanischen Patrioten so gut zu verbergen, dafs er sich von den Engländern als solcher in Genua aussezen liefs, und sich unter die cisalpinischen Refugie's mischte, welche sich zu Grenoble befanden. Kurz nach der Schlacht bei Marengo kam er nach Mailand, wufste sich dort einzuschmeicheln, und entwarf einen Plan, das Tyrol zu revoluzionieren. Man lernte ihn aber bald kennen, und er fieng andere ähnliche Unternehmungen in Mailand an. Im Brumaire des Jahrs 9 streute er überall

aus, wie gefährlich die Lage Frankreichs sey, und suchte durch Furcht die Gemüther zu erhizen. Glüklicher Weise befand sich ein Mailänder von gleichem Namen daselbst, welcher ihn der Regierung angab. Er wurde verhaftet und in das Kastell von Mailand gebracht. Später entwischte er aus dem Fort Finistrelle, und hatte die Kühnheit, im Jahr 1804 wieder auf kurze Zeit in Mailand zu erscheinen. Man erfuhr von da an nichts mehr von ihm, bis er 1806 wieder in der Truppe der Gnora Laurazza in Kalabrien figurierte.

Insurrection von Arezzo.

Am 3. Februar 1802 legte der Minister Addington dem Parlament zu London eine Uebersicht der Kriegsausgaben vor, und berechnete unter andern 7000 Pf. an den englischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, und 10,000 Pf. an den Herrn Windham zu Florenz. Herr Robson trat mit verschiedenen Einwendungen auf, und sagte: „Diese Ausgaben erschrekten ihn um so mehr, da er „nichts, wie den Schein des Friedens, mit „allen Kosten des Kriegszustandes, vor sich „zu sehen glaubte; besonders wären die lezten Vorfälle in Italien so beschaffen, daſs „wenn die Minister sie vorausgesehen hätten, „sie es wohl schwerlich gewagt haben würden, die Präliminarien zu unterzeichnen."

Offenbar hatte Herr Robson hier recht; denn so viel Mühe und Geld die Engländer auf die Unruhen in Italien verwendeten, so

dienten sie doch nur immer dazu, die Macht Frankreichs auf dieser Halbinsel weiter auszubreiten, und dieselbe in mannigfachen Jammer zu stürzen.

Die bekannte Insurrection von Arezzo im Jahre 1799, welche für die Franzosen leicht hätte gefährlich werden können, wurde durch Herrn Windham veranstaltet. Als der Grofsherzog Toskana verlassen mufste, wurde Windham nach Palermo geschikt. Von da kam er aber, da das Land nur schwach von den Franzosen besezt war, und ihre Lage in Italien überhaupt sehr schwankend wurde, ins Geheim wieder zurük, und wählte die Stadt Arezzo, in der Nähe von Florenz, zum Aufenthalt und Organisazionspunkt des allgemeinen Aufstandes. Er benuzte hiezu ein in Italien gewöhnliches Mittel, den religiösen Fanatismus, und erkaufte einen Schuster jener Stadt, um den ersten Lärm zu schlagen. Ein gewisses Madonnenbild von Arezzo steht in

grofser Verehrung, und diese Madonna wurde von dem Schuster gesehen, wie sie in einem, mit zwei weissen Pferden bespannten Wagen, aus welchem die toskanische und die östreichische Fahne wehten, durch die Stadt, und mehreremale um den Freiheitsbaum herum fuhr. Ein solches Wunder, und Windham's Geld waren genug, den Pöbel in Bewegung zu sezen, welcher nun schon die Franzosen als eine von dem Himmel verworfene Nazion ansah.

An verschiedenen andern Orten von Toskana machten sich die Madonnen auf ähnliche Weisen verständlich. Der Aufstand grief um sich, besonders da jeder gemeine Mann dabei, ausser freier Zehrung und Quartier, noch täglich eine Lira Sold, und Hoffnung zum Plündern hatte. Diese rohe Masse von Volk bedurfte eines Führers, und man verlangte von der kaiserlichen Armee hiezu einen brauchbaren Mann. Verschiedene Offi-

ziere, denen dieses Kommando angetragen wurde, schlugen es mit Verachtung aus. Endlich fand sich dazu ein Mann. Er war Fähndrich, und hiefs Karl Schneider. Als ein entschlossener muthiger Soldat war er immer bei der Armee bekannt gewesen; aber bei manchen andern Fehlern besafs er einen sehr schlimmen, eine zügellose Spielsucht. Diese hatte ihn gerade der Verzweiflung nahe gebracht, als ihm jener Antrag gemacht wurde, und man kann denken, dafs er ihn mit Vergnügen ergriff.

An Mannszucht und Ordnung war bei einem solchen Häufen, einem solchen Führer nicht zu denken. Plünderung war die Hauptsache, und ob die Insurgenten gleich Toskana's Gränzen nicht verlassen hatten, so verbreiteten sie dennoch die Schreken und das Elend des blutigsten Krieges in ihrem Vaterlande. Schneider war ein schöner Mann, von wildem Ausschen, und liefs sich Bart

und Bakenbaare so stark wachsen, dafs ihm mehreremale von seinen Obern befohlen wurde, sich scheeren zu lassen. Als er an der Spize eines Räuberhaufens stand, gehörte jenes rauhe Aussehen zum Kostüm seiner Rolle, und hinderte ihn darum gar nicht, den schönen Florentinerinnen zu gefallen. Er that den Franzosen vielen Schaden, und hatte für kurze Zeit einen grofsen Namen. Suwarow schrieb an ihn: Herr Kamerad! und Karl Schneider führte sich auf wie ein Tartare, und wurde nur von seinem Haufen noch übertroffen. Wäre der Aufstand nicht zu frühe durch einen Priester aus dem Val d'Arno verrathen worden, so hätte Macdonald wohl in Toskana sein Grab gefunden. So aber machten sich die Insurgentenhorden bald so verhafst, dafs sich beinahe eine Insurrection gegen sie gebildet hätte. Indefs hatte Schneider seine Zeit genuzt, und viel Geld zusammengescharrt, das er aber, als er Tos-

kana verliefs, schon wieder im Spiel durchgebracht hatte, ehe er nach Ferara kam.

Uebrigens war in Toskana die Stimmung des Volks im Ganzen den Franzosen immer sehr entgegen. Als die Kaiserlichen im Jahr 1799 wieder in Livorno eingezogen waren, wurden viele wegen ihren republikanischen Gesinnungen verhaftet. Dieses Unglük hatte auch ein junger Mensch, welcher zum Halsbandstehen verurtheilt wurde. Er erlitt diese Strafe in Gesellschaft von zween abscheulichen Mördern. Der Pobel liefs seine Wuth auf das grausamste am den jungen Menschen aus, und that den beiden Mördern nicht das geringste zu Leide. Vielmehr rief es ihnen immer zu: nicht Euch gilt es, sondern dem Jakobiner!

Ich will hier noch eine andere, eben so karakteristische Anekdote hersezen. Der tapfere General Miollis kommandierte eine Zeitlang zu Livorno, und musterte einst das Bürger-

korps der Jäger, welches aus den angesehenen Leuten der Stadt bestand. Er hielt eine Rede an sie, die er mit den Worten beschlofs: Wer ein Kind der Freiheit ist, der trete auf die linke Seite; wer nicht, der bleibe! — keiner rührte sich. Brav, rief er aus, ihr seyd alle Kinder der Freiheit!

Der neue Jesuitenorden.

Als der neue Jesuitenorden wiederhergestellt wurde, bemächtigte er sich sogleich der meisten Unterrichtsanstalten im Königreich Neapel und Sicilien, und würde sie zuverläßig alle an sich gerissen haben, wenn die Zahl seiner Mitglieder für die Besezung der Stellen hingereicht hätte. Wie man aber denken kann, ergriffen die frommen Väter zuerst alle diejenigen Anstalten, von welchen aus auf den ersten Stand der Nazion, den Adel, am kräftigsten gewirkt werden konnte. So wurde auch das ehemalige Collegio de' Nobili in der Stadt Neapel 1805 wieder eröfnet, und von den neuen Vorstehern desselben folgende Belehrung über das Wesen ihres Hauses an das Publikum erlassen, welche, als eine der ersten öffentlichen Akte dieser Gesellschaft, alle Aufmerksamkeit verdient.

Erfodernisse.

„Dem königlichen Befehl zufolge werden in dieses Collegium nur Junglinge aus patrizischen Familien, (Fremden und Einheimischen) und aus Städten, welche alten Adel enthalten, (di tal citta, che faccia nobiltà generosa) oder aus Geschlechtern, welche der langjährige Besiz adelicher Lehen mit Glanz auszeichnet, aufgenommen. Auch dürfen die jungen Leute nicht unter sieben, und uber dreizehn Jahre alt seyn."

Religionsübungen.

„Der erste Zwek der Erzieher geht dahin, ihre Schuler in der heiligen Furcht Gottes zu erziehen und zu begründen. Darum werden sie auch Morgens frühe gleich mit lautem Gebet und stiller Andacht gemeinschaftlich beginnen. des Abends wieder laute Gebete mit Gewissensprüfungen, und alle Tage

Besuch des Ehrwürdigsten in der Kapelle. An Festtagen werden die Sakramente begangen, und ausser der Messe, der Gesang vom Dienst der heiligen Jungfrau, eine Ermahnung für die Gröfseren, und eine besondere Unterweisung für die Kleineren in der Gesellschaft. Ueberdies werden alle zusammen, jede Woche einmal, im Katechismus und in den Pflichten des bürgerlichen Lebens unterrichtet. Ferner werden dreitägige Andachtsübungen zur Vorbereitung auf gröfsere Feierlichkeiten gehalten, und die Schüler in den Fasten acht Tage lang hinter einander mit den geistigen Uebungen des heil. Ignazius beschäftigt."

Studien und ritterliche Uebungen.

Die zweite Absicht der Erzieher geht dahin, die Schuler in der Literatur und in denjenigen Künsten zu unterrichten, welche ein Bedurfnifs ihres Standes sind. Daher

werden sie von unsern Vätern in der Grammatik, Redekunst und lateinischen und italienischen Dichtkunst, in der griechischen Sprache, Philosophie, Mathematik, und auch die, welche es verlangen, in der Theologie unterwiesen. Ferner soll ihnen der Unterricht in der heiligen und profanen Geschichte, in der Geographie, Wappenkunst und allen denjenigen Fächern nicht abgehen, welche zur besondern Erziehung eines Cavaliers gehören. Verlangt man Unterweisung im bürgerlichen Recht, so wird einer der anerkanntesten Lehrer der Stadt diesem Verlangen Genüge thun, wiewohl auf Kosten des Schülers. Dieses ist auch bei Lectionen in fremden Sprachen, im Zeichnen, in Musik und Reitkunst der Fall. Der Unterricht im Tanzen und Fechten jedoch, welcher zweimal in der Woche statt findet, wird von dem Collegium bezahlt."

Wetteifer.

„Studien ohne Wetteifer werden gewöhnlich kalt und nuzlos betrieben. Um diesen daher in allen Klassen der Schule zu beleben, wird man die Schüler durch Aufrufen, Disputazionen, und öffentliche und Privatausarbeitungen in Uebung erhalten. Am Ende jedes Jahres müssen sodann alle Klassen einen öffentlichen Beweis ihrer Fortschritte ablegen. Um sie noch mehr anzufeuren, wird ausserdem eine literarische Akademie errichtet, zu welcher nur die Verdienstvollsten zugelassen werden, die auch eine ehrenvolle Auszeichnung haben sollen."

Lebensart und Wohnung.

„Die jungen Leute sind in Zimmer mit Betten, Vorhängen und anderm Zugehör, alles aber gleich, vertheilt, und immer unter der Aufsicht eines Vorstehers, bedient von

einem Kammerdiener und Friseur. Wenn einer krank wird, so bringt man ihn in ein besonderes Zimmer, wo er von den besten Aerzten behandelt, und von einem eigenen Krankenwärter aufs sorgfältigste gewartet wird. Alles dies geschieht auf Kosten des Collegiums; nur die Arzneimittel, und einige Erkenntlichkeit gegen die Aerzte, im Fall einer ausserordentlichen Kur, kommen auf Rechnung des Kranken."

„Aus Sorge für die Gesundheit sind übrigens bestimmte Stunden zur Unterhaltung, zum Spiel und zum Spaziergang bestimmt, und in den Herbstferien eine Villeggiatur mit den schiklichen Vergnügungen. Uebrigens wird es nicht erlaubt, ausser dem Collegium zu übernachten, oder eine Villeggiatur zu machen. Doch wird es einigemale im Jahr erlaubt, ausser dem Hause bei den Eltern, wenn diese in der Stadt sind, oder bei irgend einem Herrn, an welchen sie,

im Fall dafs sie fremd wären, empfohlen sind, zu essen."

Kleidung.

„In der Kleidung sind alle gleich, sowohl beim Ausgehen, als zu Hause. Im Winter eisengraues Tuch zu Hause, und Sommers aschengrauer Sarsch. Ausser dem Hause ein Kleid von schwarzem Tuch, und Winters mit einem seidenen Mäntelchen und Halskragen: Sommers von Sarsch, mit Unterweste und seidenen Strumpfen. Die Schuhe ganz einfach mit silbernen Schnallen; weder Uhren, noch Ringe, noch Dosen von Werth, noch Spizen. Welche zum geistlichen Stande bestimmt sind, tragen die Haare wie dieser. Neuangekommenen ist erlaubt, ihr mitgebrachtes Kleid, wenn es nicht zu sehr von denen der andern absticht, erst zu zerreissen; nur bei den sogenannten Pantelons wird es nicht gestattet."

Ausstattung beim Eintritt.

„Beim Eintritt bringen die Zöglinge ihr Weiszeug für den Leib und das Bette, aber ohne Spizen, ferner Waschtücher und ein silbernes Bestek mit, welches mit dem Wappen ihres Hauses bezeichnet ist. Das Bett mit eisernem Gestell, zwo Matrazen, zwei Kopfkissen, Vorhänge, einem abgenähten Couvert und weisser Ueberdeke. Jeder kann alles dieses um einen festgesezten Preis vom Collegium kaufen, oder selbst anschaffen, nur mufs es mit dem der andern gleich seyn. Ueberdies mufs jeglicher eine nufsbaumene Bequemlichkeit, Sessel und Leuchter haben."

Kosten.

„Für Nahrung, Bedienung und Unterricht im Tanzen und Fechten bezahlt man monatlich zwölf Silberdukaten. Da aber das Collegium noch keine Einkünfte besizt, um selbst

Vorräthe zu machen, so muſs diese Summe für drei Monate immer voraus entrichtet werden. Ausserdem zahlt man beim Eintritt zwölf Silberdukaten für den Verbrauch des Tafelzeugs, die Gläser und die übrige Nebenbedienung bei Tisch für die ganze Zeit des Aufenthalts. Hierunter sind auch noch begriffen die kleinen Trinkgelder, welche man den Bedienten beim ersten Eintritt zu geben pflegt. Während der Villeggiatur entrichtet man sechs Dukaten weiter für Fahrt und ausserordentliche Kost. Uebrigens werden die zwölf Dukaten fortbezahlt, wenn man sich auch aus wichtigen Gründen auf einige Zeit aus dem Collegium entfernt. Hiezu kommen noch die Kosten für Medicin und besondere Lectionen. Sonst aber finden keine Ausgaben weiter statt."

Marchesinus Grassini.

Man sagt den Kastraten sonst eben nicht viel Gutes nach, und schildert sie gewöhnlich als eine sehr hochmüthige, intrigante und boshafte Menschenklasse. Ich finde gerade keinen Grund, sie zu vertheidigen, und habe nichts dagegen, wenn man das, was ich von dem berühmten Sänger Marchesi erzählen werde, nur für eine Ausnahme erklärt.

Marchesi war in Umständen gebohren, welche ihn zu einer ganz andern Laufbahn zu bestimmen schienen. Aber ein unglüklicher Fall, welchen er in früher Jugend that, nöthigte seine Eltern zu der Operasion, welche nachher die Ursache seines ausgebreiteten Ruhms und seines grofsen Vermögens geworden ist. Vielleicht hatte sich zu dieser Zeit seine Stimme bereits etwas gebildet, und ist daher die eigene Beschaffenheit

derselben gekommen, welche im Sprechen und in den tiefern Tonen den Kastraten nicht erkennen läfst. Seine Töne sind die vollsten Brusttöne; aber etwas zäh. Dabei haben sie jedoch so viel Rührendes und Anziehendes, dafs man ihnen kaum zu widerstehen vermag. Mit diesen Vorzügen des glüklichsten Organs verbindet er das tiefste Studium seiner Kunst, und ist in Variazionen, die er mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Zartheit durchführt, unerschöpflich. Man hat ihm manchmal in Opern nachgeschrieben; aber, troz der oftmaligen Wiederholung der nehmlichen Stüke, waren seine Veränderungen unaufhörlich verschieden. Mein Freund S. in L. besizt eine solche Sammlung, deren Bekanntmachung zum besten der Tonkünstler zu wünschen wäre. Diese Talente unterstüzt er durch die schönste Gestalt, seltenen Anstand, eine herrliche Deklamazion, und eine beispiellos zarte und deutliche Aussprache.

So viele Vorzüge gewannen ihm bald den ausgebreitetsten Ruf. Alle italienischen Kastraten suchten ihm nachzuahmen, und verdarben sich häufig, weil ihnen ähnliche Naturgaben fehlten. Der neue Weg, auf welchem die ausgezeichnetsten Köpfe gehen, ist nicht für die mittelmäfsigen. Sie fallen auf demselben in Fehler, welche sie auf der alten gebahnten Strafse vermieden hätten. Diefs war der Fall bei seinen Kunstgenossen, und war es auch einigermafsen bei den Tonsezern, welche nicht für ihn, aber doch in seinem Geschmake komponierten.

Im Gefühl seiner Vorzüge zeigte er oft einen Stolz, welchen man ihm zum Vorwurf machen konnte, und womit er auch einige hohe Personen unserer Zeit beleidigt hat. Ueberall mufste er die erste Bezahlung haben, wo er sang; aber es war höchstens Eitelkeit und nicht Habsucht; indem er oft auf kleinen Theatern für eine geringe Bezahlung sang,

um irgend einem armen Theaterunternehmer, dem er wohl wollte, aufzuhelfen. Einen ähnlichen Zug von Grofsmuth übte er gegen seinen Freund, den mailändischen Kaufmann Ambrogio Radaelli, welcher in Gefahr war zu fallieren. Marchesi bot die beträchtliche Summe von 12000 Zecchini für ihn, und hatte die Freude dadurch alle Gläubiger des Mannes zu einem edeln Wetteifer der Grofsmuth zu beleben.

Aehnliche Züge erzählt man mehrere von ihm, welche beweisen, wie sehr er sich vor den gewöhnlichen Gliedern seines Standes auszeichnet. Ueber die meisten derselben erhebt ihn auch seine sonstige allgemeine Bildung, und das gute Benehmen, wodurch er sich in jeder Gesellschaft auszeichnet.

Eine Dame, aus einem der ersten Geschlechter Genua's, machte sich durch ihre romantische Liebe für diesen Mann sehr bekannt. Sie folgte ihm häufig in die Orte,

wo er sang, um sich an seinen Tönen zu ergözen, und schämte sich einer Leidenschaft nicht, welche — wie zu vermuthen ist — nur platonisch war.

Ich erinnere mich hiebei der Sängerin Grassini, welche ich in verschiedenen Städten Italiens gesehen habe, als sie eben von Paris zurükkam, wo sie sich bekanntlich einige Zeit aufgehalten hat. Auch sie hat sich einen grofsen Ruf erworben, und war noch, als ich sie sah, eine der schönsten Frauen. Ihr Schiksal ist einigermafsen in das von Marchesi verflochten. Sie war Anfangs Tänzerin, aber ohne grofse Auszeichnung. So lernte Marchesi das schöne Mädchen kennen, und interessierte sich auf das lebhafteste für sie. Er entdekte in ihr viele Anlagen zur Musik, gab ihr Unterricht in derselben, und legte durch sein Lob den Grund zu ihrem Rufe, welchen sie sodann durch ihre Schön-

heit sehr erhöhte, aber nicht selten durch ihre Intriguen entehrt hat.

Was man am meisten an ihr rühmt, ist ihre Aktion, ihre Deklamazion und ihr vortreflicher Anstand auf dem Theater. Sie pafst daher auch nur in die ernsthafte Oper, und hat in komischen Rollen nie gefallen.

Ich habe ihre Liebesintriguen erwähnt. Es sind deren gar viele, und es glänzen in denselben einige der bedeutendsten Namen unserer Zeit. So oft hatte diese Frau Gelegenheit das ausgezeichnetste Glük zu machen; aber sie benuzte sie nie. Nicht einmal ein Vermögen hat sie gesammelt, sondern immer mit einem begünstigten Liebhaber wieder durchgebracht, was sie von einem andern, blos zahlenden genommen hatte. Sie war in den lezten Zeiten, da ich sie kannte, sehr herabgesunken, und wird in ihrem Alter in eine Lage kommen, in der sie vergebens den Leichtsinn ihrer Jugend anklagen wird.

Ihre Geschichte greift indefs hie und da in die Geschichte unserer Zeit ein, und man weifs unter anderm, dafs der Liebe zu ihr, bei der bekannten Belagerung von Genua, 1500 brave deutsche Soldaten aufgeopfert wurden.

Vigano.

Warum sollen wir das Andenken an schöne und liebenswürdige Frauen unserer Zeit nicht auch auf die Nachwelt zu bringen suchen, wie die Griechen und Franzosen? Unsere Enkel werden uns darum nicht für weniger nüchtern halten, als wir wirklich sind; denn wenn die Schönheit gleich eine Himmelsgabe ist, und kein Verdienst, so ist sie eine der bewundernswürdigsten und seltensten, die Mutter der tiefsten Gefühle und herrlichsten Leidenschaften. Wahrlich es ist ein gutes Zeichen für eine Zeitperiode, wenn schöner und geistreicher Frauen Namen in derselben erglänzen. Ohne dies kommt ja das schöne Geschlecht im Buch der Geschichte immer zu kurz. Der Lohn aller ihrer Vorzüge ist Liebe, die sie erweken und erwiedern, und selten mehr. Ihre Tugenden sterben im Dank derer, welche von ihnen beglukt worden

sind, und es ist billig, dafs wir wenigstens zuweilen mit Seneka ausrufen: o wie vieler Frauen Grofsthaten umhüllt Vergessenheit!

Dies ist freilich etwas hoch angefangen, um von einer Tänzerin zu reden, wird man denken. Allein Vorzüge, wie sie die Tänzerin Vigano besizt, sind so selten, dafs sie einigen Enthusiasmus erweken dürfen. Unsere Nazion, welche so schwer zu begeistern ist, wurde ja auch für diese Frau begeistert. Als sie in Wien tanzte, wer wurde nicht bezaubert von ihrer Grazie, von ihrer hohen mimischen Kunst und ihrer natürlichen Schönheit? Wer hatte nicht das Porträt der seltenen Frau in seinem Zimmer hängen? Welche Dame kleidete sich nicht à la Vigano? Wie viele Puzhändlerinnen sezten das à la Vigano auf ihre Schilde, als ein mächtiges Lokungsmittel, bei ihnen sich etwas von dem zu kaufen, wodurch man ihr ähn-

lich werde? Und als sie durch die Aeusserung eines Monarchen: Dies Weib ist ein Engel! einen der mächtigsten Feinde erhielt, und zum leztenmal auftrat, weinte da nicht das ganze Haus vor Rührung und Wehmuth, sie verlieren zu müssen?

Sie ist bekanntlich von ihrem Gatten, dem Tänzer Vigano, geschieden. Die Richter sprachen, aus welchen Gründen weiſs ich nicht, ihm die Kinder zu. Sie kaufte ihm das eine mit ihrem ganzen Vermögen ab, und konnte es kaum erwarten, bis sie sich wieder so viel erworben hatte, um auch das andere zu erhalten.

Ich lernte sie in Livorno kennen, als sie sich nach Lissabon mit ihrem Freunde, dem Sänger Naldi, einschifte. Die erste Blüthe ihrer Schönheit war freilich vorüber; aber sie besafs noch immer seltene Reize. Ich habe nicht leicht eine liebenswürdigere Frau kennen gelernt. Ihre Unterhaltung, durch alle

Anmuth des feinsten gesellschaftlichen Tons, vielseitige Kenntnifs von Sprachen und Wissenschaften, und reichem Wiz belebt, konnte man nur dann vergessen, wenn sie irgend eine Scene aus der Mythologie oder Geschichte im mimischen Tanze darstellte, wie sie gerne und oft that. Wer sie so gesehen, dem ist manches von dem zur lebendigen Wahrheit geworden, was Wieland im Agathon und den Briefen des Aristipps so reizend beschrieben hat.

Morghen.

Der berühmte Kupferstecher, Raphael Morghen, ist in Neapel gebohren, und der Sohn eines deutschen Kupferstechers, welcher vor wenigen Jahren daselbst gestorben ist. Er heirathete eine Tochter des eben so berühmten Kupferstechers Volpato in Rom, und hat auch einigen Antheil an verschiedenen Werken, welche unter dem Namen dieses Mannes erschienen sind.

Der Arbeiten Morghen's sind sehr viele. Am bekanntesten ist sein Kupferstich geworden, welcher Lionardo's da Vinci Nachtmahl in Mailand vorstellt. Er kam auf Subscription heraus, welche im Anfang nur einen geringen Preis festgesezt hatte, aber bei der Menge von Liebhabern bald auf fünfzehn bis zwanzig Zecchini stieg. Indeſs wurden einzelne avant la lettre davon in London zu 100 Guineen, in Paris zu 50 — 60 Louis-

d'ors verkauft. Als ich ihn in Florenz sah, hatte er schon 1900 Abdrüke von seiner Platte machen lassen, welche durch einen besondern Kunstgriff noch alle sehr gut waren. Er liefs nehmlich beim Abdruk immer eine eigene elastische Deke zwischen die Presse und das Papier legen, wodurch sich diese in die feinsten Striche einlegte. Man versicherte mich, dafs er mit dieser einzigen Platte, an welcher er drei Jahre gearbeitet hatte, gegen 30,000 Skudi gewonnen habe.

Uebrigens ist er gar nicht reich. Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zehren den gröfsten Theil seines Erwerbs auf. Er ist in den lezten Jahren so devot geworden, dafs er selbst manche seiner frühern Arbeiten bereut, und mit schweren Kosten einige Stüke aus der Fabelgeschichte, wie die Leda, aufkaufen läfst, um sie zu vertilgen. Ausser einigen Porträts, hat er sich daher in neuern

Zeiten nur mit Werken religiösen Inhalts abgegeben, und ist seit einigen Jahren mit einer Platte nach der Verklärung Raphaels beschäftigt, deren Subscriptionsbillette so gesucht sind, dafs man sie bereits zu fünfzig Procent Vortheil wieder verhandelt, ehe die Platte fertig ist.

Ich mufs hier auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher nicht allzubekannt seyn dürfte. Raphael Morghen hatte in frühern Zeiten schon die Verklärung angefangen, die Platte aber, da ihm die Anlage mifsfiel, seinem Bruder, einem übrigens sehr verdienstvollen Kupferstecher, zur Beendigung überlassen. Natürlich hat dieser Kupferstich die Vorzüge nicht, welche man von seiner neuen Bearbeitung desselben Gegenstandes erwartet. Aber auch von dieser stimmen viele ihre Hoffnungen etwas herab, da er blos nach einer Zeichnung, und nicht nach dem Original arbeitet, — was er über-

haupt gewöhnlich thut, aber nicht thun sollte, — und auch jene Zeichnung nicht ganz vorzüglich seyn soll.

Volpato.

Johann Volpato, welcher den 26. August 1803 in Rom gestorben ist, verdient eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der Kupferstecherkunst. Er verstand es, wie wenige, den Karakter einer Zeichnung auf das Kupfer überzutragen. Sein Stich war rein und nett, und seine Blätter haben fast alle Kraft, Bestimmtheit und Harmonie. Sein Geschmak in der Kunst war sehr ausgebildet, welches schon die Wahl seiner Gegenstände beweist, und er wuſste mit grosser Verständigkeit und seltener Klarheit über sie zu sprechen. Canova verdankt ihm vielleicht seine erste Anerkennung in Rom, indem er von Volpato bestimmt wurde, das Grabmahl Clemens XIV zu unternehmen, welches ihn so vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Vor allen Dingen aber ist ihm Rom die

blühende Schule von Kupferstechern schuldig, welche es gegenwärtig besizt. Auch vor Volpato hat es gute Meister in diesem Fach daselbst gegeben. Er aber brachte durch die vielen interessanten Gegenstände, die er bekannt machte, und die grofsen Werke, welche er mit Ehre ausführte, diesen Zweig der Kunst zu höherem Ansehen, und, so zu sagen, in die Mode, wodurch ein rühmlicher und nüzlicher Wetteifer entstanden ist.

Volpato's erste Jugend verlohr sich in andern Beschäftigungen, die der Kunst fremd sind. Bassano, im Venezianischen, wo er 1755 gebohren wurde, konnte seinem frühen Hang für dieselbe wenige Nahrung geben. Erst später wurde sein gewaltsam hervorbrechendes Talent über seine Verhältnisse Meister, und er wiedmete sich in reifern Jahren der Kunst. Aber er durchflog die mühsame Bahn. Seine ersten Versuche gewannen die Bewunderung aller Kunstverständigen, und

in sehr kurzer Zeit hatte er den ersten Plaz unter den venezianischen Künstlern eingenommen. Dazumal arbeitete er für die italienische Schule, welche Hamilton herausgab. Die Raphael'schen Logen aber, welche in Rom herauskamen, wurden die Veranlassung zu seinem Rufe dahin. Nur die Pilaster dieses Werks waren erst fertig. Ihm wurde die Bearbeitung der Dekengemählde und der Stukarbeiten übertragen. Seine Blätter übertrafen das schon Fertige in so entschiedenem Grade, dafs ihre Würdigung eben so leicht, als vortheilhaft für den Künstler war.

Nun übernahm er für sich selbst den Stich der Stanzen Raphaels. Die Schule von Athen war mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden, dafs er wohl einsah, wie er sich nicht nur in der Fortsezung getrost auf die Theilnahme des Publikums verlassen dürfte, sondern noch Hulfe brauchte, um die Erscheinung des ganzen Werks zu beschleuni-

gen. Nachdem er drei grofse Blätter bekannt gemacht hatte, wurde Raphael Morghen sein Schüler. Wie glüklich seine Wahl hierin war, hat der Erfolg bewiesen, welcher in ihm einen der gröfsten Künstler dieses Fachs entwikelt hat.

Sein ganzes Leben widmete Volpato unermüdet der Kunst, wovon seine vielen Werke zeugen. In seinen lezten Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit Landschaften. Die schöne Ruhe eines ehrenvollen Alters fand sich am heitersten in den lieblichen Schöpfungen Claude's wieder. Den Abend vor seinem Todestag hat er noch den Grabstichel geführt. Nach demselben weinten alle, welche den rechtschaffenen, klugen, religiösen und wohlthätigen Menschen, und den guten Familienvater und Bürger gekannt hatten.

Unter den vielen Kupferstichen, welche von seinen Erben verkauft worden, sind manche, die nur unter seiner Leitung und

vielleicht für seine Rechnung ausgeführt wurden. Von ihm selbst aber sind folgende:

Die Vatikanischen Stanzen, und unter diesen, die Schule von Athen, die Disputa über das Sakrament, Heliodor Attila, der Parnafs, der Burgbrand und das Gefängnifs des Petrus.

Die Aurora, und Tag und Nacht, von Guercino in Villa Ludovisi.

S. Andreas, wie er zur Marter geführt wird, von Guido Reni.

S. Andreas Geiselung von Dominichino, in einer Kapelle von S. Gregorio.

Noah's Opfer von Poussin.

Merkur, welcher den Argus einschläfert, eine Landschaft von Poussin.

Die Farnesische Gallerie.

Egeria, eine Landschaft von Claude.

Eine andere mit Räubern von ebendemselben.

Die Flucht nach Egypten von demselben in der Gallerie Doria.

Der Tempel von Delfi, von demselben ebendaselbst.

Apoll und Merkur.

Cefalus und Prokres, beide von demselben ebendaselbst.

Das Crucifix von Guido, in der Kirche von S. Lorenzo in Lucina.

Die Kreuzabnehmung von Raphael, in der Gallerie Borghese.

Die Propheten Joel und Zacharias, und die delphische und kumäische Sibyllen von Mich. Angelo.

In ihren Urtheilen über ausländische Literatur sind die Italiener bald fertig — weil sie sie nicht kennen. Haben sie etwas Gutes, so ist es in ihren Augen das Beste, was es überhaupt giebt. Ein Beleg hiezu ist ein im Giornale di Pisa 1802. Nro. VIII. S. 106. gefälltes Urtheil über Cesaroti's Homer.

„Zuverläfsig ist es, dafs niemand noch in neuern Sprachen den Homer mit mehr Kraft, Mannigfaltigkeit, Elegans und Harmonie sprechen liefs, als Cesarotti; und dafs es keinem vor ihm gelungen ist, den langen und trokenen Schifskatalog, ich will nicht sagen, angenehm und bewundernswürdig wieder zu geben, sondern nur erträglich." Wie stolz wiederholten sie Voltaire's bekannte Verse:

Nous avons l'agrément, la clarté, la justesse;
Mais égalerons-nous l'Italie et la Grèce?

Nun ein Urtheil aber fremde Literatur! Ich hebe es aus den Lettere capricciose aus, welche der bekannte Schauspieldichter Albergati, und der durch einige wizige Gedichte bekannte Ab. Zacchivoli mit einander gewechselt haben. Sie stehen im 9ten Brief von des Erstern Werken. Albergati schreibt:

„Unter den Engländern wird Shakespeare „wegen seinen theatralischen Werken ver„göttert. Man sagt, er sey einer der ersten „Dichter dieses Fachs bei seiner Nazion ge„wesen, unerachtet es ihm gänzlich an „Kenntnifs und Bildung gefehlt, er keine „Muster bei seinem Volke fand, und die der „andern nicht lesen konnte. Mag man Sha„kespearen immer loben und bewundern! „Aber man kann seine Lust- und Trauerspiele „doch nicht anhören ohne zu gähnen, zu „schlafen, oder sie auszuzischen. Das Nehm„liche ist bey Ariosto's Komödien, und bei „so vielen andern unserer besten der Fall."

Nun etwas über die Alten: „Man lese ein-
„mal die Iliade und das befreite Jerusalem:
„die Batrachomyomachie, und den geraubten
„Eimer und den Pult: den Menander und
„dann den Moliere: den Euripides und So-
„phokles, und den Corneille, Racine, Vol-
„taire und auch den Pradon wenn man will.
„Die ersten werden unsere Bewunderung er-
„regen, weil sie die ersten waren. Aber die
„andern werden in unserer Seele das ange-
„nehmste Vergnügen erregen: sie werden
„uns unsern Beifall abzwingen. Ja diese
„Alten waren unsere Lehrer, das geb' ich
„zu. Aber ich frage dich, lieber Freund,
„ist es gesund gedacht, bei einem Lehrer zu
„studieren, der nur lehrt? Wird man nicht
„lieber bei seinem Schüler in die Schule
„gehn, der schon gelernt, und seine Kunst
„vortreflich ausgeübt hat? Wenn ich mich
„mit Vergnügen unterrichten kann, warum
„soll ich es mit Verdruſs thun?"

Und jezt über vaterländische Literatur:

„Ich möchte Komödien schreiben können,
„wie Goldoni, und Tragödien, wie Voltaire.
„Und ich lese auch beider Werke unaufhör-
„lich mit gespanntestem Nachdenken. Warum
„soll ich mich über Terenz, Plautus, Aeschy-
„lus und Euripides halb zu todt studieren?
„die genannten Franzosen, und der nie genug
„gepriesene Goldoni haben schon von ihnen
„gelernt, wie man vortreflich in der Kunst
„werden soll. Drum will ich lieber sie stu-
„dieren, von ihnen lernen."

Aber jezt eine grofse italienische Keserei!

„Aeusserst angenehm ist es, wenn man, um
„eine Schönheitsidee zu fassen, die nicht vor-
„handen ist, den Kopf auf die Folter spannen
„soll, blos um zu fassen und zu sehen, was
„nicht zu fassen und zu sehen ist. Z. B.
„um die göttliche Komödie zu verstehen, die
„von vielen mit Recht weder für eine Ko-
„mödie, noch für göttlich anerkannt worden

„ist, muſs man sich in jene rohen Zeiten
„der Wissenschaften und der Sprache verse-
„zen, in denen sie geschrieben worden ist.
„Gut! Ich will mich hineinversezen. Aber
„welche Schwierigkeiten stellen sich mir ent-
„gegen! Ich gebe dem Herrn Alighieri einen
„Handschlag, welcher sie gröstentheils über-
„wunden hat. Und was kommt nun heraus?
„Mich soll eine rauhe Sprache (linguag-
„gio) vergnügen, die ich nicht verstehe:
„eine Verbindung von Bildern, die mir den
„Kopf schwindeln machen: ein Heer von
„Gedanken, die mir mehr sein Erklärer, als
„der Dichter sagt?"

„Wenn die Schwierigkeiten des Siegs den
„Preis desselben so sehr erhöhen soll, so
„muſste man doch den Springer Turchetto,
„welcher über acht Männer zu Pferd weg-
„sprang, dem leichten Tänzer Le Pique vor-
„ziehen, welcher mit der gröſsten Anmuth
„die seltenste Kunst verbindet, welcher tau-

„send und tausend verschiedene Schritte „macht, ohne dafs der Zuschauer für ihn „zittern darf."

Aus derselben Schrift ein Wort der Wahrheit. „Man verdamme einmal keinen Verbrecher zum Tode. Was wird nun die „höchste Strafe seyn? — Verdammung zu „öffentlichen Arbeiten. Nimmt man zu diesem „nun Verbrecher, so ist doch gewifs, dafs „man Leute dazu nöthig hatte, ehe der Diebstahl, der Mord begangen war. Warum „fängt man jene Landstreicher nicht auf, „und gebraucht sie, ehe sie das Böse gethan „haben, zu öffentlichen Arbeiten, und kommt „so dem unglüklichen Augenblik zuvor, da „man sie strafen mufs? Warum ist man nicht „aufmerksam auf diejenigen, welche Talent „haben, und denen nichts fehlt, als die Gelegenheit sie zu zeigen? Die Wirkungen

„des Müssiggangs vermeiden, die Müssigen „zur Arbeit zwingen, dem Talent Aufmun- „terung und Unterstüzung geben, dies sind „die sichersten Mittel, jede Regierung sanft „und beglükend zu machen. Aber, sagen „sie, man kann nicht. — Ja, man kann! „Man kann! Leicht könnte man es beweisen. „Man wende die Aufmerksamkeit nur auf die „Erhaltung guter Sitten. Man betrachte, an „welche Gegenstände Fürsten ihr Geld und „Gut wegwerfen, und dann sage man mir, ob „das Vermögen, oder der gute Wille fehlt."

„Aber das beste Mittel ist freilich, den „Untergebenen ein gutes Beispiel zu geben. „Ich weifs, und gesteh' es mit Erröthen, „dafs ich, wenn ich einen grofsen Theil des „Tags am Spieltisch zugebracht, nicht den „Muth habe, einen meiner Bedienten zu „zanken, seh' ich ihn auch mit den Karten „in der Hand."

Als Cola Rienzi während der Abwesenheit der Päbste in Avignon die alte republikanische Gesinnung bei den Römern wieder zu erweken strebte, konnte es auch nur durch die Künste geschehen, wodurch es unruhigen Köpfen jederzeit gelungen ist, die Menge zu einem vorübergehenden Auflodern von Selbstgefühl zu bringen.

Wir haben es ja gesehen, wie sie's in unsern Tagen machten. Cola Rienzi hatte die römische Republik in die Höhe geblasen, da mufste er den Burgern derselben doch auch einen augenscheinlichen Beweis des neu aufgegangenen Glükes geben. Vom bronzenen Pferde, worauf Kaiser Mark Aurel reitet, wurde der Beweis ad hominem geführt. Einen ganzen Tag strömte das edle Thier aus dem einen seiner Nasenlöcher rothen Wein, und aus dem andern klares Wasser.

Beim Einzug Leo's X in Rom gehörte dieselbe Freigebigkeit des neuen Pabsts unter

die gröfsten Festlichkeiten des Tags. Wasser flofs neben Wein zur Erquikung des römischen Volks.

Nun wissen wir zwar sehr gut, dafs dergleichen Feste auch in unsern Tagen nicht selten sind; aber wir haben nie gehört, dafs man in Deutschland bei solchen Gelegenheiten Wasser neben dem Wein fliessen liefs.

Darin könnte ein karakteristischer Unterschied beider Nazionen liegen. Er könnte beweisen, dafs die Italiener schon das Recht haben, uns für gute Trinker zu erklären, da es immer noch zum Ruhme der Mäfsigkeit bei denselben gehört, den Wein nicht unvermischt zu trinken.

Sind es aber vielleicht die stärkern italienischen Weine, die jene Vermischung nöthig machen? — Wenn wir ehrlich seyn wollen, so müssen wir immer gestehen, dafs unsere deutschen Landsleute in Italien den Wein des Landes selten mit Wasser gemildert trinken,

wenn sie das nicht auch schon zu Hause gewohnt waren.

Die Böker in Rom mufsten uns bereits zu Beweisen dienen, dafs das Est, est, est noch heutzutage eine anziehende Kraft besizt. Die deutschen Soldaten, deren sehr viele in neapolitanischen Diensten sind, haben diese Schwachheit selten diesseits der Alpen gelassen. Die Wohlfeilheit der italienischen Weine verführt sie nur noch mehr zum Genusse eines Getränks, worin der gemeine Mann in Deutschland so häufig alle seine Lebensfreuden zu finden pflegt. Sie geniessen desselben mit einer Unmäfsigkeit, die ihrer Nazion den Schimpf der Trinksucht erhält, und sie frühe ins Grab liefert. Die meisten sterben an der Schwindsucht dahin, weil sie sich zu viel gestärkt haben.

Ihnen ist das klare Wasser umsonst geflossen. In ihren Augen ist Mark-Aurel ein

Knauser, wenn sein Roſs nicht aus beiden Naselochern des Weins die Fülle ausströmt.

Auf den Spaziergängen durch Rom kommt dem Fremden ein wenig Kenntniſs der Wappenkunde ganz vortreflich zu Statten. An den vorzuglichsten Werken der neuern Kunst haben die Pabste, die sie errichtet, sich immer ein ewiges Gedächtniſs stiften wollen. Sie banden ihren Namen an irgend etwas fest, was länger dauren muſste, als die Erinnerung an ihre Verdienste, und haben damit wirklich einigermassen ihre Absicht erreicht.

Was haben diese Bienen zu bedeuten, mit welchen man das Gebäude der Propaganda und anderer Kirchen und Paläste überladen sieht? fragt jedermann, der nach Rom kommt. — Sie sind das Haupt-Emblem des Barberinischen Wappens, und sollen an Urban

VIII erinnern, mit welchem der Glanz dieses Hauses begann. Kein Wappen karakterisirt so deutlich seine Familie, wie dieses. Es ist die fleissige Biene, welche allen Blumen ihren Honig raubt, ihn in ihrem Korb anzuhäufen; noch triftiger die Wespe, die den Bienen selbst den Honig stiehlt, um ihre Zelle zu füllen.

Urban VIII hieng mit Aberglauben an diesem seinem Wappen. Während des Conclave's, aus welchem er, mit der Tiare verherrlicht, hervorgieng, hieng sich ein Bienenschwarm an die nördliche Seite des Vatikans. Urban VIII war ein Florentiner, und als man ihn zum Pabst erwählt hatte, war das, übrigens ganz natürliche Phänomen, ein übernatürliches geworden, welches die Schmeichelei leicht erklärte.

Noch deutlicher sprach sich das Wohlgefallen des Himmels über diesen Pabst in einem — Ei aus. Unter seiner Regierung

ward das wunderbare Ei von einem Huhn in Rom gelegt. Auf demselben sah man eine Sonne, auf dieser eine Biene, und unten die beiden Buchstaben C. B. Die beiden ersten Erscheinungen waren leicht erklärt, und das C. B. wurde natürlich auf die Familie des Pabstes gedeutet.

Wenn die Pabste eben so leicht unter die Sterne als in das Paradies versezen könnten, so dürfte das wunderbare Huhn jezt am Himmelsgewölbe prangen. So liegt sein Ehrengedächtnifs in einem alten Buche begraben, aus welchem wir es wieder erwekt haben.

Bisher kannte man nur Hosenmahler; jezt kennen wir auch Hosenbildhauer. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir es sahen, und waren am Ende wenigstens mit der Sprachbereicherung zufrieden.

Eigentlich hat es ja doch schon Hosenmahler gegeben, seit es Pinsel giebt; und

Hosenbildhauer, seit der erste Meisel sich dem Marmorblok näherte; aber es gieng da, wie in allen Dingen: die Sachen und die Begriffe waren längst, nur das Wort fehlte, so es bezeichnete.

Bekanntlich ist die Erbschaft des reichen Hauses Pamfili an das römische Haus Doria übergegangen. Der Kardinal dieses Namens machte neulich die schöne Erbschaft, welche ihm auch die reizendste aller römischen Villen, die Villa Pamfili zubrachte.

Sehr viele antike Statuen sind in derselben. Aber die meisten hatten den, dem frommen Kardinal gar anstössigen Fehler, dafs sie nakt waren. Nicht zufrieden selbst mit der Bedekung, womit sich der gewifs frömmere Pius VII begnügt, mit dem Feigenblatte, grif er zu jenem Hulfsmittel, womit man einst Buonarota's jüngstes Gericht sich zu schämen zwang — er liefs ihnen Hemden und Hosen von Gyps anziehen.

Die meisten dieser Statuen benehmen sich in ihren Gewändern sehr links. Eine Venus, in der Stellung der mediceischen, zum Beispiel, wird äusserst lächerlich durch ihre Schamhaftigkeit. Sie scheint sich ihrer Hosen für den frommen Kardinal zu schämen.

Der Italiener hat mehr Vaterlandsstolz, der Deutsche mehr Vaterlandsliebe. Jener beruft sich auf die Vergangenheit; dieser auf die Gegenwart, und beide haben vielleicht gleich viel, oder gleich wenig Recht dazu.

Was hilft es, dem Blinden einen Spiegel vorzuhalten? Er wird sich selbst nicht sehen. Aber man pflegt sich sonst gerne seiner Jugendzeiten zu erinnern. Die Italiener thun dies mit der Resignation des alten Weibs, welche einen gerne vor ihr Jugendporträt führt.

Eine der sonderbarsten Aeusserungen dieser

Eitelkeit war der Prozefs, welchen zween Flüsse der Romagna, oder vielmehr die Anwohner derselben, mehrere Jahre mit einander führten. Beide stritten sich um die Ehre, der Rubicon zu seyn; und über diesen, denn doch blos antiquarischen Streit mufste am Ende das Tribunal della Ruota entscheiden, welches hier zum erstenmal in den Fall kam, einen Urtheilsspruch zu thun, der noch höhere Appellation gestattete.

Sollte es nicht karakteristisch seyn, dafs sich ein Volk um die Ehre stritt, einen Flufs in seinem Gebiete zu besizen, welcher blos darum merkwürdig geworden ist, dafs an seinem Ufer der Tod der römischen Freiheit beschlossen wurde?

In Italien ist der Bettel ein Handwerk, welches erlernt werden mufs. Wer seine Schule nicht schon in früher Jugend ange-

fangen hat, bringt es nie weit. Es ist damit beinahe wie mit dem Seiltanzen.

Man lache nicht über diese Vergleichung. Es gehört eine ausserordentliche Herrschaft über den Körper und den Geist, und eine ungewöhnliche Geschicklichkeit beider dazu, in den krampfhaften Bewegungen einer wilden Krankheit Stundenlang auszuharren, des Winters halbnakt auf dem nassen Boden zu liegen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dafs eine schmerzliche Wunde doch immer ein gutes Mittagessen werth sey — steige hinab unter die Lahmen, die Blinden, die Krüppel, wer will, und versuche, ob er es ihnen gleich thut.

In der Zeit, als sich der unbändige Geist des Mittelalters in die Handwerksinnungen verlohr, machten die Bettler in Florenz eine eigene Gilde aus. Sie hatten ihre Geseze, ihre Heerberge, wie die übrigen Handwerker, und waren so zahlreich, dafs sie sich wieder

in einzelne Zweige theilen mufsten. Die Blinden zum Beispiel sonderten sich von ihren übrigen Handwerksgenossen ab, weil sie oft von ihnen betrogen wurden, wie manche lustige Geschichte in den ältesten Novellenerzählern der Nazion beweist.

Es ist nichts so ganz ungewöhnliches, dafs ein Bettler, die Hulfe, so man ihm gegen sein Gebrechen reicht, hartnäkig ausschlägt. Ein solcher Mensch, denken wir Nordländer, sollte durch eine Prügeltracht zur Vernunft gebracht werden. Aber in diesem Lande rührt diese Hartnäkigkeit nur deste mehr zum Mitleiden, weil da Kasteiungen grofse Verdienste sind. Denn der heilige Labre schlug ja auch eine gute Suppe aus, um sich mit weggeworfenen Citronenschaalen zu nähren. Wer kann einem solchen Gebrechlichen hart begegnen, da man nicht weifs, ob man nicht dereinst vor ihm wird knien müssen?

Im 18ten Jahrhundert war das freilich

anders in Florenz. Damals gab es ein Gesez, welches solchen Personen, wenn sie ein Gegenstand des Ekels seyn konnten, verbot, sich öffentlich sehen zu lassen. Aber das Gesez wurde bald vergessen, und es ist heutzutage ein Verdienst geworden, andere mit Abscheu und Ekel zu erfullen.

In jeder grofsen Stadt Italiens giebt es einen oder mehrere Bettler, welche sich durch irgend eine Geschiklichkeit über ihre Zunftgenossen erhoben haben. Wer jemals durch die Strafse de Condotti in Rom gegangen ist, hat da einen feisten Graukopf auf der Erde sizen sehen, welchem die Beine fehlen. Dieser Mann befindet sich so gut bei seinem Handwerk, dafs er jedes Jahr an seinem Namensfest, am Peters-Tage, seine Handwerksgenossen zu einem grofsen Schmause einladet, wo es recht lustig zugeht. Ein freundlicher Gruſs ist es, womit er seine Gabe fordert, und nur Wenige gehen ungerührt an ihm voruber.

Ein Anderer, welcher nun gestorben ist, improvisirte nicht mittelmäfsig, und hatte eine solche Stärke im leidenschaftlichen Ausdruk des Körpers, dafs er immer kleine mimische Schauspiele gab. In einem Augenblik hatte er einen Kreis von Zuschauern um sich geschlossen, welche natürlich nicht weggiengen, ohne sein Talent durch eine kleine Gabe geehrt zu haben.

Die bekannte Grabschrift eines Deutschen in Monte Fiaschone wird den Deutschen noch heutzutage in ganz Italien erzählt, wenn man ihnen beweisen will, dafs sie grofse Freunde des Trinkens seyen.

Dieser Glaube ist sehr alt bei der Nazion. Schon Bandello sagt: der Deutsche ist gut zu behandeln. Gieb ihm tüchtig zu trinken, so machst du mit ihm, was du willst.

In Rom sind freilich die Berauschten,

welchen man begegnet, beinahe durchgängig deutsche Bäkerknechte; denn die meisten dieser Gilde sind unsere Landsleute. Der Wein ist in Italien sehr wohlfeil; andre Vergnügungen können sie sich nicht machen; darum lassen sie sich's herzlich schmeken.

Aber diese wird man doch durch das est, est, est, welches ich über mehrerer Weinbuden in Rom geschrieben las, nicht loken wollen. Es scheint mir vielmehr ein römischer Scherz zu seyn, der nicht ohne Salz ist.

In Livorno haben die Liquerbuden gewöhnlich englische Aufschriften. Dies erklärt sich sehr leicht. Aber die lateinischen der römischen Weinkeller sollen doch nur deutsche Bäkerknechte anziehen.

Die päbstliche Chalkographie in Rom giebt ein Verzeichnifs der Bücher und Kupferstiche heraus, welche bei ihr zu haben sind.

Unter den lezten sind viele Porträte, und jeglicher Kardinal ist da in effigie zu haben. Zur Bequemlichkeit der Sammler sind die Rothbehuteten und Rothbestrümpften darin unter die Päbste geordnet, von welchen sie ins heilige Collegium aufgenommen worden sind. Denn weiter läfst sich doch gewöhnlich nichts von ihnen sagen.

Es geschieht unter dem Titel: Creature di Pio VI, Pio VII u. s. w.

Im Italienischen hat das Creatura den Sinn gewöhnlich nicht, welchen das deutsche Kreatur Pius VII haben würde. Wir glauben, unsere Landsleute auf diesen Sprachunterschied aufmerksam machen zu müssen, weil sie sonst leicht glauben könnten, dafs man in Rom etwas anders bei seinem wahren Namen nennen dürfte.

Man verkauft in Rom Visitenkarten mit allen möglichen Bezeichnungen. Beinahe jeg-

licher kann da welche finden, die seinen Stand und sein Gewerbe symbolisch vorstellen.

In dem leztern Sinne scheinen die Visitenkarten erfunden worden zu seyn, welche alle möglichen alten und neuen Monumente der Stadt vorstellen. Sie waren wohl auf die Fremden berechnet, von denen man glaubte, dafs es eigentlich nichts gebe, was ihnen in Italien verständlich wäre, als Ruinen, Kirchen, Statuen u. dergl.

Wir haben Jemand gekannt, der mit dem Abgeben solcher Karten Sinn verband. Bei einer alten Dame liefs er gewifs nie andere, als solche, die etwa irgend eine, von der Zeit recht übel mitgenommene Ruine darstellen. Einen Monsignore, der dem Trunk sehr ergeben war, erfreute er immer durch eine Ansicht von Ripa grande, einer Ufergegend der Tiber, wo die fremden Weinverkäufer ihren Siz haben, und, wo immer volle Fässer aus den offenen Thüren heraus-

achen. Einem Kardinal, dessen Karakter un-
rklärbar war, schenkte er eine Karte, mit
rgend einem Obelisken, und so trieb er ein
vielfach bedeutendes Spiel mit einer Sache,
welche sonst so wenig Sinn hat.

Als wir nach Girgenti kamen, beehrte uns ein vornehmer Geistlicher des Orts mit einem Besuche. Er fand uns nicht zu Hause, und liefs daher seine Karte. An sich ist das nun nichts Bedeutendes. Aber die Karte fiel uns sehr auf. Sie enthielt nichts weniger, als geradezu alle alten Monumente der Stadt im Auszuge beisammen. Wir schlossen daraus, wie grofsen Werth dieser Mann auf einen Vorzug seiner Vaterstadt sezte, an welchem er doch so wenige Schuld hatte, als am trojanischen Krieg, und fanden uns, da wir ihn selbst kennen lernten, wirklich nicht in unserm Schlusse betrogen. Der Mann blähete sich eigentlich über diese Merkwürdigkeiten, und wie oft mufsten wir ihm das

Geständnifs machen: dafs Girgenti die Stadt aller Städte sey!

Die Revolution hat in Italien, wie in Frankreich die Sprache bereichert. Das Wörterbuch der Crusca enthält diesen Ausdruk gewifs nicht; und wir können wetten, dafs nur wenige Münzkundige ihn verstehen werden.

Die römische Republik des achtzehnten Jahrhunderts bekam auch den Einfall Münze zu schlagen. Hauptsächlich brachte sie erbärmliche Kupfermünze in Umlauf, welche mit dem Bilde der Madonna, statt vorher mit dem des heiligen Petrus geziert war.

Die neuern Römer verstanden, wie die Völker beinahe durchgängig, den Ausdruk Republik nicht ganz richtig. Sie dachten sich darunter einen Staat, worin es jeglicher treiben könne, wie er nur möge. Und sie haben es wirklich arg genug getrieben!

Sie konnten z. B. nicht begreifen, warum der Staat allein nur Munzen schlagen sollte, da sie derselben doch so sehr benöthigt waren. Im Vertrauen auf die republikanische Freiheit, machten sich daher manche einen Stempel und prägten sich Geld für ihren Hausbrauch. Der Kürze halber nahmen sie die alte, mit dem heiligen Petrus geschmükte Kupfermünze, welche weit gehaltreicher war, und prägten eine Madonna darauf, wodurch der Werth verdoppelt wurde.

Wahrscheinlich fanden sie das Ding so vortheilhaft, dafs sie sich nicht genug beeilen zu können glaubten, die günstige Zeit zu benuzen. Da geschah es denn sehr häufig, dafs eine Madonna zum Vorschein kam, welche St. Petrus Bart beibehalten hatte.

Alle dergleichen, für den Hausbedarf verfertigte Munze hiefs man moneta casareggia. Roba casareggia nennt man überhaupt in in Rom ein Mädchen, welches, ohne

dem Volke zu dienen, von irgend jemand zum Privatbedürfnifs unterhalten wird.

Man sieht, wie diese Sprache so bequem ist! Die Sache haben wir wohl auch, aber die Ausdrüke nicht.

Der Italiener überhaupt räsonnirt nicht so viel über das Leben, wie man im Norden, thut; und lebt darum doch vergnügter, als wir. Er berechnet seinen Schritt nicht leicht mit den Folgen, und sind diese eingetreten, so macht er ein gutes Gesicht dazu.

Bei uns mufs sich jeder schon im frühen Alter für sein künftiges Leben bestimmen. Der grofste Theil seiner Erziehung wird für den entfernten Zwek eingerichtet, den er sich gewählt hat; und ehe man nur weifs, ob er je ein Pferd erhalten wird, lehrt man ihn schon die Grundsäze der Reitkunst.

So wie er nur auf den Beinen stehen kann,

muſs er schon ein Kompliment machen; ehe er seine Muttersprache spricht, lehrt man ihn bereits eine fremde; ehe er nur weifs, ob es, ausser seiner Kinderstube, noch eine andere giebt; spricht man ihm schon vom fünften Welttheil und von den Bewohnern des Hundssterns.

Kurz, man sucht ihn mit aller Gewalt gescheut zu machen.

Wie ganz anders der Italiener! Weit entfernt, seinem Kinde schon in der Wiege vor dem Leben Bangigkeit zu erregen, zeigt er ihm höchstens die Schreken eines künftigen. Und wie er es mache, aber das Kind begreift bald genug, dafs man eben darum das jezige geniessen müsse.

Keine unnüze Last von Worten und Sachen, die ihm nie etwas nüzen, beschwert den zarten Geist. Nicht zeichnet man ihm mit der Kreide die Schritte auf den Boden, die es thun soll: man spricht ihm nichts

von Anstand, und seinem Betragen, und b
alle dem ist der italienische Junge im 12te
Jahr klüger, als der deutsche im 18ten. Ma
darf ihn immer in gute Gesellschaft bringe
wo der deutsche Knabe eine erbärmlich
Rolle spielen würde.

Darum hat man ihm aber auch das un
glükliche Mifstrauen gegen sich selbst nich
beigebracht, womit wir unsere Kinder quä
len, wie uns unsere Religion. Er thut Alles
was er thut, mit Zuversicht, und gewifs
dafs er nicht bei jedem Fehltritt abgekanzel
wird, schreitet er gerade zu.

Keinem Eintritt in irgend eine festere Le
bensbahn geht eine ängstliche Zeremonie vor
aus. Er mufs nicht auf Jahre seinen Lei
und seine Seele dem Gewerbe verschreiben
er versucht es einmal, und gelingt es, s
ists gut. Wo nicht, so probiert er es anders

So geschieht es, dafs die geringere Klass
sich auf mehrere Weisen versucht: dafs an

Ende freilich oft mehrere mifslungene Versuche zu nichts geführt haben — aber auf jeden Fall bleibt ihm doch noch mehr, als ein Ausweg übrig — er wird Mönch, Mäkler, Lastträger, oder Bettler. Von diesen Gewerben mufs Eins ihn nähren.

Wir wissen recht gut, was dagegen gesagt werden kann. Aber die Vortheile springen vielleicht nicht so sehr in die Augen. Wir vergleichen hierin die Italiener gerne mit den Volontairs der Armeen, die oft die bravsten Thaten verüben, ohne dafs man auf sie rechnen könnte.

Nirgends räsonnirt man vielleicht so viel über das Heirathen, wie in Deutschland. Wie viele Weiber haben wir, wie sie seyn sollten? Wie viele Theorien der Ehe? Wie viel betrügerische Ehespiegel sind uns in unsern bessern Romanen vorgehalten, aus welchen gewöhnlich ganz was anders heraussieht, als das ist, was hineinblikt.

Von dem Allen weiſs der Italiener nichts. Er macht entweder eine Konvenienzheirath, oder eine Heirath aus Liebe — und bei diesen beiden Gattungen fällt bekanntlich alles vernünftige Räsonnement weg.

Er macht den gewaltigen Anlauf unserer Junggesellen nicht, die erst Jahre lang um das Mädchen herumschleichen, auf das ihr Plan geht. Es soll ja keine Seite ihres Kaſakters seyn, welche er nicht kennen will, ehe er wirbt, und leider entdekt er dann immer so viel, daſs es ihm recht herzlich bange wird vor derjenigen, mit der er sich an das Ehejoch spannen will. Sonderbarer Weise scheint er gar nicht zu wissen, daſs die Ehe das Treibhaus ist, in welchem sich jeder moralische Keim, wie jeder physische, entwikeln muſs, und daſs sehr viel und Alles von dem Gärtner abhängt, wie er aufgehen soll.

Das italienische Mädchen besinnt sich nicht

lange, ihre Hand zu geben, wenn sie gefodert wird. Ihre Mutter hat sie ferne gehalten von den Männern, aber ihr keine Furcht vor ihnen beigebracht, wie die unsern — für sie ist die Ehe das Thor der Freiheit, in welches man nicht frühe genug eingehen kann.

Freilich treiben sie es dann in der Ehe auch ganz anders, wie wir. Aber wir wollten der Sache auch gerade keine Lobrede halten. Für die bedächtliche Nazion geht das nicht; denn am Ende müfsten die Deutschen ja doch wohl Italiener seyn, wenn sie's auch so machen sollten.

Ein deutscher Arzt entband eine Frau. Als das Kind glüklich zur Welt gekommen war, frug ihn die dabei gegenwärtige Hebamme: ob er ihm die Zunge gelöst habe. Der Arzt antwortete ihr, dafs es nicht nöthig sey.

Avete ragione, sagte sie, per le vostre parolaccie anderà pur troppo bene.

Des Winters haben die Italienerinnen bekanntlich immer ein Kohlbeken in den Händen, welches oft sehr niedlich von Silber gearbeitet ist. Gut italienisch nennt man es il caldanino; in Rom aber heifst es scherzweise il marito (der Ehemann). Eine junge Bolognesserin kam zur Erziehung in ein Nonnenkloster daselbst, und frug, mit diesem Provinzialausdruk unbekannt, als sie eine der Schwestern sagen hörte: dov'è il mio marito? (wo ist mein Kohlbeken?) — ganz erstaunt: Come? Le monache hanno mariti? (Wie? Haben denn die Nonnen Männer?)

Der Abbé Prévost erzählt in seinen Avantures et Anecdotes die Geschichte eines

Genuesers, der nach Livorno kommt. Da heifst es denn: „Rien ne le frappa (in Livorno) si sensiblement, que la vue d'une infinité de Turcs captifs, que les habitants prennent ou achetent sur mer, et qu'ils emploient de toutes sortes de manières à leur service, quoiqu'avec moins de rigueur, que les Turcs n'en usent avec leurs esclaves chretiens."

Die Infinité ist hier karakteristisch. Bekanntlich hatte Toskana nie eine ansehnliche Marine, und der Türkensklaven waren immer sehr wenige in Livorno. Indefs machte das die Sache frappant; denn Türkensklaven hatte der Genueser auch in Genua gesehen; es konnte also nur die Infinité seyn, welche grofsen Eindruk auf ihn machen mufste.

Einer meiner Freunde wurde dem Kardinal C.... vorgestellt, und von diesem nach seinem Vaterland gefragt. Von N. N. in Franconia. — Wie sind sie denn ein Franzose und kein Deutscher? sagte der Kardinal. — Franken liegt in Deutschland, war die Antwort, und gränzt an Baiern, Niedersachsen — ach, unterbrach ihn jener wieder, ich kenne den Kurfursten von Sachsen.

Merkwürdig für den Geist italienischer Zeitungen, so wie der Nazion überhaupt, ist eine Stelle aus der zu Florenz erscheinenden Gazzetta universale, vom Jahr 1801, Nro. 37.

„Der, unter dem Namen des Gobbo di Livorno bekannte Billiardspieler, welcher bis gestern eben so oft gewann, als er spielte, hat endlich an diesem Tage seinen Meister gefunden, und, zum allgemeinen Erstaunen

derjenigen, die seine Bravur kannten, eine Partie an einen Fremden verloren. Diese Nachricht möge zum unzweideutigen Lobe des Siegers dienen. Wir verschweigen seinen Namen, und überlassen es den Liebhabern, ihn selbst herauszubringen, und kennen zu lernen."

In einer andern Rüksicht karakteristisch ist eine Stelle derselben Zeitung vom Merz 1803, wo von dem florentinischen Bildhauer Bartolini, welcher in der Kunstausstellung zu Paris den ersten Preis gewonnen hatte, schon geweissagt wird: „Die Bildhauerkunst werde sich durch ihn wiederum zu der Höhe emporschwingen, auf welcher sie zu Phidias und Praxiteles Zeiten gestanden habe."

Es giebt gewisse Perioden, in welchen man mit hochklingenden Beiwörtern nichts

weniger als sparsam ist. Ein solches war die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, in welcher die neuen Vorzüge der bessern Köpfe ein ungewöhnliches Erstaunen bei ihren Zeitgenossen hervorbrachten. Daher die vielen glänzenden Worte magnifici, magni, splendidi, welche damals so gewöhnlich waren. Selbst der Ausdruk divino, welcher doch das Höchste allein nur bezeichnen sollte, was die gluklichste Natur hervorbringt, wurde damals leichtsinnig verschwendet. Wenn Dante, Petrarka, Tasso, Ariosto, Raphael, Buonarota u. a. damit geehrt wurden, so war das der gerechte Zoll der Bewunderung ihrer Verdienste. Aber auch Petrarka nennt die Frau des berühmten Azzo da Correggio eine Donna divina. Bandello heifst den Dichter Nicolo Amanio einen poeta divinissimo, und selbst der elende Aretino hiefs der göttliche.

Von diesem Mifsbrauch ist den Italienern

noch vieles übrig geblieben, so heifst eine minestra (Suppe) häufig famosa, stupenda u. s. w. Dies ist heutzutage kein gutes Zeichen.

Alfieri in seinem Philipp und Schiller im Dom Carlos berühren sich nicht wenig. Beide haben den Karakter des Königs streng historisch aufgefafst; aber Schiller den Tyrannen weit feiner gezeichnet, welchen Alfieri nur mit schwarzen Farben mahlt. Schiller läfst ihm natürliche Empfindung, Gefühle des Vaters, Bewunderung des Schonen und Grossen, und eine Schäzung der Menschheit, wie sie dem Despoten durch sein Augenglas erscheinen kann, weil er nur von gemeinen Menschen oder grofsen Verbrechern umgeben ist *). Alfieri's Philipp aber ist ein wahres

*) Sagte ja auch Friedrich der Grofse, bei welchem alles doch ganz anders war,

Ungeheuer, welches nichts als Verstellung besizt. Das Beste, was er sagt, dünkt mich, und was ihn ganz als Tyrannen schildert, sind die Ausdrüke, welche er ihm in den Mund legt, als er zum erstenmal auf einen Augenblik Mensch ist, um gleich wieder Tyrann zu seyn:

Scorre di sangue — e di qual sangue — un rio —
Ecco! piena vendetta orrida ottenga; —
Ma felice son io? — Gomez, si asconda
L'atroce caso a ogni uom. — A me la fama,
A te, se il taci, salverai la vita.

Gomez ist Schillers Alba. Aber der lezte ist ein grosser, stolzer, rachgieriger Spanier; der erste nur ein gemeiner Verbrecher, eine elende Maschine zum Verbrechen.

Perez ist der Marquis von Posa. Perez ist ein treuer Freund, ein edler Mann, aber nichts weiter.

zu Sulzer: Vous ne connoissez pas assez cette maudite raçe, à laquelle nous appartenons.

Isabelle ist in den Hauptzügen Schillers Elisabeth. Liebe, aber tiefes Gefühl ihrer Pflicht; bereit, der leztern alles aufzuopfern: aber doch nur ein Weib. Alfieri läßt ihren Faden ganz ablaufen: Schiller zog den Schleier um die leidenschaftlichen Momente, in welchen das Weib in der Heldin untergeht.

Carlos; wir lernen ihn bei Alfieri nicht so ganz und so schön kennen, als bei Schiller: aber wer diesen gelesen hat, erräth und vollendet den Italiener. Die Delikatesse des Sohns gegen den Vater vermißt man bei diesem ganz.

Alfieri's Stük aber ist weit regelmäßiger als Schillers. Bei diesem tritt ein ungeheures Schiksal auf; bei Alfieri leiten Menschen die ganze Geschichte. Zu seinen Karaktern mag es in Italien in den ältern Zeiten Originale gegeben haben; Schillers hingegen sind in der Welt der Ideale zu Hause. Alfieri's Philipp ist ein Nachtstük, mit welchem man

die Moral zu Bette jagen kann; vor Schillers Scenen kann der Freund der Menschheit seine Schüler führen.

Auf einem Landgut, in der Nähe von Padua, an der Brenta, sind mancherlei Gartenanlagen in chinesischem, französischem und aller Völker Geschmak. Vieles davon ist sehr sinnvoll angebracht. Am besten gefiel mir der Furienaltar mit der Aufschrift:

Ignorantiæ,
Invidiæ,
Calumniæque,
Ne nocent amplius.

Im Campo santo zu Pisa befinden sich zween antike Särge von griechischem Marmor. Der eine stellt Meerungeheuer mit Nereiden und Genien vor, der andre die Diana, welche ihren Wagen verläßt, und

ihn indefs einer Nymphe giebt, um sich dem schlafenden Endymion zu nähern. — Man darf aber von diesen Sarkophagen, so wie von andern Bildnereien aus griechischem Marmor, welche man in Pisa noch aufbewahrt, nicht schliessen, dafs es eigentliche griechische Kunstwerke sind. Vielmehr ist es bewiesen, (s. Storia del Commercio e della navigazione dei Pisani, di Lorenzo Cantini, Firenze 1797, 2 Bd. B. 1. S. 78 — 99.) dafs die Pisaner in den allerältesten Zeiten schon griechische Marmors kommen liefsen, und sie verarbeiteten. Sie waren in Marmorarbeiten überhaupt sehr berühmt, und arbeiteten viel für die Römer. Im Pantheon zu Rom sollen z. E. mehrere, in Pisa gearbeitete Säulen seyn.

Eine weitere Untersuchung dieser Sache würde ein willkommener Beitrag für die Geschichte der Kunst seyn.

Das ehemalige Künstlerleben in Florenz wäre einer Bearbeitung sehr werth. Ich will hier einen Beitrag dazu aus einem wenig bekannten und genuzten italienischen Werke geben.

In dem Hause des Mahlers Giovanni Francesco Rustici, in der Strafse alla Scala zu Florenz, versammelten sich gewöhnlich zwölf Künstler, alle sehr muntere Brüder, um sich recht lustig mit einander zu machen. Nach den Gesezen, welche sie für ihre Gesellschaft entworfen hatten, mufste Jeder, nach der Reihe, ein lustiges Gedicht, und eine Blatte für den Tisch mitbringen, welche neu und bisarr war. Einst traf es den Rustici, das Abendessen zu geben. Er richtete die Tafel so ein, dafs sie in einem Kessel, der von einer mächtigen Kufe gemacht war, zu schwimmen schien. Der Henkel derselben trug zugleich eine schöne Lampe, und die Speisen, die aus ihrer Mitte heraufsprangen,

schienen aus dem Grunde des Kessels zu kommen. Dieser Scherz gab der Gesellschaft den Namen der Kesselgesellschaft. (Accademia del Pajola).

Von den übrigen Gliedern derselben kennt man nur noch den Andrea del Sarto. Von ihm erzählt Francesco Redi in der Vorrede zu Andrea's Gedichte, la guerra de' Ranochj e de' Topi, folgenden Spafs.

Er stellte, als er das Abendessen zu geben hatte, einen achtseitigen Tempel vor, welcher auf Säulen stand. Der Fufsboden desselben bestand aus einer grofsen Platte mit Gallerte, in welcher verschiedene Fleischarten die Mosaiken ausmachten. Die Säulen schienen von Porphyr; waren aber grofse Würste, deren Basen und Kapitäler von Parmesankäse gemacht waren; die Cornischen und die Tribune aus Marcipan und Zukerwerk bestanden. Den Altar stellte ein Kuchen vor. In der Mitte war ein Chorpult aus Rindsbraten,

darauf ein Buch, dessen Blätter Nudeln, Buchstaben und Noten aber Trüffeln waren. Statt der Chorbuben hatte er Krametsvögel mit offenen Schnäbeln, und in Hemden von Schweinsnez angebracht. Hinter diesen standen die Domherrn, als fette Tauben, aufgeblasen und breitschultrig, mit Bärten von Mangold.

* * *

Von dem Bildhauer Donatello erzählt Baldirucci unter anderm folgendes:

Donatello war ein sehr munterer, bescheidener, und uneigennüziger Mann. Sein Geld war in einem Korbe, der mitten in der Werkstätte hieng, und aus welchem jeder seiner Schüler herausnahm, so viel er wollte und bedurfte.

Pietro von Medici hatte ihm ein Gut geschenkt, um ihm sein Alter zu sichern. Er besafs es aber kaum ein Jahr, und gab es

ihm wieder mit den Worten zurük: er wolle lieber Hungers sterben, als sein Gut verwalten. Der gütige Grofsherzog sezte ihm dafür eine beträchtliche Leibrente aus.

Ein Kaufmann hatte eine Statue bei ihm bestellt, und fieng an, als sie fertig war, mit ihm um den Preis zu handeln. — Was versteht ihr euch auf Statuen, sagte er ihm ganz hizig: Pfeffer und Käse ist eure Sache — und damit warf er seine Arbeit vom Postament herab, und zertrümmerte sie.

Als er auf dem Todbette lag, besuchten ihn einige seiner Verwandten, um von ihm in sein Testament gesezt zu werden. Sie sprachen von einem Gut, das er in Prato besafs. Er gab ihnen troken zur Antwort: Einem Einen Besuch zu machen, ist doch ein zu wohlfeiler Preis für ein Gut. Ich halte es für billiger, es meinem Pächter zu schenken, der es sein Lebenlang bearbeitet hat.

Ein späterer, nicht unberühmter, florentinischer Mahler rühmte sich immer in seinem Alter der Ehre, als Jüngling den Donatello zu Grabe getragen zu haben.

* * *

Von Giotto erzählen die italienischen Novellieri manche lustige Geschichte. Ich will mich nur auf zwo Anekdoten einschränken.

Als Giotto in Neapel mahlte, sagte ihm einst der König: Giotto, wenn ich du wäre, so liefs ich bei der grofsen Ilize das Mahlen bleiben. — Er antwortete: Wenn ich Ihr wäre, so würde ich es auch so machen.

Dabei fällt mir eine Parallele aus Shandi ein. „Wenn ich Eugenius wäre, sagte Yorik, so würde ich mehr Wasser trinken. Und wenn ich Yorik wäre, sagte Eugenius, thät' ich's auch — welches anzeigt, dafs sie beide den Longinus gelesen."

Einst gieng Giotto mit einer muntern Gesellschaft in Florenz spazieren. Sie begegneten einer Heerde Schweine, von welchen eines dem Mahler zwischen die Beine lief, und ihn umwarf. Er stand wieder auf, und sagte lachend: Haben die Schweine nicht das Recht, mir so mitzuspielen? Ich habe mir schon so manches tausend Lire mit ihren Borsten verdient, und ihnen noch nie einen Löffel voll Brühe dafür gegeben.

Für die Geschichte der Juden in Italien will ich folgende zween kleine Beiträge aus guten Quellen geben.

Die Juden kamen im Jahr 1430 nach Florenz. Die Veranlassung dazu ist sonderbar. Das Elend war um diese Zeit sehr gros in der Stadt, der Geldmangel ausserordentlich. Um diesem Uebel abzuhelfen, erlaubte die Regierung den Juden sich in Florenz nieder-

zulassen, jedoch unter der Bedingung, nicht höher, als zu 20 Prozent monatlich, Geld auszuleihen. Die Florentiner-Wucherer hingegen waren nicht eingeschränkt, und man vermuthete, dafs der damalige Gonfaloniere von den Juden bestochen sey.

Gewifs ist, dafs sie in 50 Jahren 50 Millionen Gulden gewonnen hatten. Dieses wurde 1495 bekannt. Das Volk lief zusammen, und verlangte von seiner Regierung ihre Verbannung. Diese willigte ein in einem Edikt, welches mit einer Psalmstelle anfangt: **Beatus, qui intelligit super egenum et pauperem, in die mala liberabit eum Dominus.** Sie waren indefs so unentbehrlich geworden, dafs man sie nach wenigen Monaten wieder zurükrief.

Bei jener Gelegenheit sprachen viele davon, dafs man ihnen den Gewinn von 50 Millionen wieder abnehmen sollte. Es fehlte natürlich nicht an einem Franciskaner, welcher

in mehrern Predigten die Rechtmäfsigkeit dieses Verfahrens aus den kirchlichen Gesetzen und noch triftiger aus den Beispielen der Geschichte bewies. Der Erzbischof liefs ihm diese Vorträge verbieten, aber umsonst. Die Signoria sah sich genöthigt, ihn, ob er gleich aus der Familie der Visconti in Mailand war, zu verhaften und aus dem Lande zu schiken.

Sie mufsten sich indefs durch einen gelben Lappen kenntlich machen. Oft verbot man ihnen den Wucher; oft schränkte man ihn ein, aber vergebens. Sie durften keinen Grofshandel treiben, keine Waffen tragen, keine Aemter haben, keinen liegenden Grund besizen. Die fremden Juden durften sich nicht länger als 15 Tage in der Stadt aufhalten. Die Poligamie ward ihnen für immer untersagt.

Es ist sonderbar, dafs sie sich nicht mehr vermehrt haben. Im Jahr 1620 waren sie

nur 493 Seelen, und im Jahr 1767 nicht weiter als auf 822, oder 145 Familien gestiegen.

Im Anfang waren sie in der ganzen Stadt zerstreut. Erst 1571 wurde ihnen ihr heutiges Quartier angewiesen.

* * *

In verschiedenen alten Mosaiken der Tribunen von S. Marko, S. Maria Maggiore u. a. sind die Städte Jerusalem und Bethlehem vorgestellt, wie um jede Schafe weiden. Die, welche in der Nähe der ersten grasen, sind die Juden; die andern die Christen. Die Humanität dieser Kunstwerke hat mich immer gerührt. Auch die Juden sind Schafe wie die Christen, nur weiden sie lieber in der Nähe von Jerusalem als von Bethlehem.

Aber sehr frühe hatte man dennoch Sorge, die bethlehemitischen Schafe von denen von Jerusalem zu unterscheiden. Sie mußten

gelbe Mützen tragen — welche Farbe im alten Rom bekanntlich das Unterscheidungszeichen der Freudenmädchen war — und diese verwandelten sich nach und nach in rothe Hüte. Dadurch erhielten sie eine Aehnlichkeit mit dem Unterscheidungszeichen der Kardinäle, das von diesen natürlich nicht gebilligt wurde. Im Jahr 1636 ward ihnen befohlen, die alte Farbe wieder anzunehmen, welche sie heutzutage von den Christen in Rom auszeichnet.

Schon vor August befanden sich viele Juden in Rom. Dieser Kaiser war ihnen besonders günstig, und schenkte denen, welche im Krieg gefangen worden waren, die Freiheit. Sein Tod gieng ihnen sehr nahe, und sie beweinten ihn auch, nach Sueton, eine ganze Woche lang.

Von diesen, schon vor Christi Tod in Rom wohnenden Juden behauptet die heutige Gemeinde derselben abzustammen, und giebt sich damit einen Vorzug in den Augen der

Christen, indem man ihnen keinen Antheil an der Kreuzigung vorwerfen kann. Wirklich wurden sie in Rom auch immer besser behandelt, als in andern Städten der Christenheit. Beim Aufzug der neuen Päbste mufsten sie freilich erscheinen, dem jedesmaligen Pabst ein Pfund Pfeffer und zwei Pfund Zimmet überreichen, und ihn um die Bestätigung ihres Gesetzes bitten. Dies geschah in folgender Formel. Einer von ihnen sprach:

Beatissime pater, nos viri Hebraei, nomine Synagogae nostrae, supplicamus V. S. ut legem mosaicam ab omnipotenti Deo Moysi Pastori nostro in monte Sinai traditam nobis confirmare et approbare dignemini, quemadmodum alii S. Pontifices S. V. praedecessores confirmarunt et approbarunt.

Worauf der Pabst antwortete:

Commendamus legem; vestram autem observationem et intellectum condemnamus; quia, quem venturum dicitis, Ecclesia docet et predicat venisse Dominum nostrum Jesum Christum.

Die Abwesenheit der Päbste in Avignon hatte die Stadt Rom so weit herabgebracht, dafs sie bei Gregors XI Ankunft daselbst ganz verfallen war, und nicht mehr als 18000 Einwohner enthielt. Die ganze Umgegend der Stadt lag wüste, und der daraus entstandenen Schädlichkeit der Luft ist es wohl zuzuschreiben, wenn Innocenz III in seinem Buch de Contemplatione mundi sagt, dafs zu seiner Zeit nur wenige ein Alter von 40 Jahren erreichen, und 60 Jahre eine grofse Seltenheit seyen. — Und dennoch waren beim Einzug Pabsts Gregors XI nicht weniger als tausend Histriones zugegen.

Ehmals pflegte das römische Volk den Palast des Kardinals, welcher Pabst geworden war, auszuplündern. Bei der Wahl Pius II, im Jahr 1458, hatten mehrere Kardinalspaläste dieses Schiksal, weil die Namen verwechselt wurden.

Selbst bei den feierlichen Zügen der neuen Päbste nach dem Lateran fielen diese Unordnungen vor, und der Pöbel bemächtigte sich gewöhnlich des Pferds, auf welchem der Neuerwählte nach dieser Kirche geritten war. Dafs es dabei blutige Auftritte gab, ist natürlich. Diese Feierlichkeit kostete den genannten Pabst eben darum beinahe das Leben. Der Pöbel stritt sich mit den Degen um das Rofs, von welchem er abgestiegen war; er kam in das Gedränge, und wurde beinahe in demselben ermordet. Beim Zuge Sixtus IV fielen ähnliche Scenen vor. Das Volk griff, durch seine bewaffnete Begleitung gereizt, den Zug mit Steinwürfen an, und der alte Erzähler davon drükt sich ganz naiv hierüber aus: E fu voi fatto a sassi molto bene. Auch beim Zug Innocenz VIII ereigneten sich dergleichen Geschichten, so wie bei denen mehrerer anderer Päbste, deren Leben dadurch in Gefahr kam.

Eines der vielen Beispiele lächerlicher Vermischung des Heiligsten mit dem Komischen ist ein Fest, welches die Familie Colonna den Römern jedes Jahr zu geben pflegte. Ihr Palast stöfst an die Kirche degli Apostoli, und mehrere seiner Fenster öfnen sich in dieselbe. Erst wurde den 1. Mai die Messe gelesen, dann warf man aus jenen Fenstern eine Menge Geflügels auf das Volk in der Kirche herab, welches sich natürlich um die Beute stritt. Mitten in der Kirche stand sodann ein langer glatter Pfahl, auf dessen Spize ein Schwein mit vielen Wassergefässen befestigt war. An diesem kletterte das Volk hinauf, um den Preis zu erreichen. Den Hauptschers dabei machte das Mifslingen der Arbeit und das Begossenwerden durch die Töpfe aus. Pabst Clemens VII war selbst einmal dabei zugegen, und fand das Fest äusserst belustigend.

Auf die sogenannte Marforio-Statue, welche zu einer satyrischen Person geworden ist, und seit Jahrhunderten schon mit seinem Bruder Pasquino den Stellvertreter des römischen Wizes machte, wurde folgendes Sonett gemacht.

Quest' è di Roma un nobil Cittadino,
Il qual (nè alcun si pensi, ch'io l'inganni)
Nacque con questa barba, e in questi panni,
E fu si grande, in sin ch'era piccino.
Non mangiò mai, né bevve, età vicino
A forse più di mille e dugento anni;
E non di meno; disagj e affanni
Tutti del mondo non stima un quattrino,
Sempre, e si può dir nudo all'acqua, al sole
Al vento, e in terra stassi senzo tetto,
Né un dente par, non eb'altro mai si duole
Di natura queto, grave, ischietto,
Candido di pochissime parole,
Fà a molte facende atto, e perfetto
Anchor che per dispetto
Già lo stroppiassin certi traditori,
Come vedete, ed ha nome Marfuori.

Unsern heutigen Reisebeschreibern, welche die gedrukten Wegweiser und Beschreibungen von Rom erschöpft haben, will ich zwei Curiositäten Preis geben, die ihnen zu mancherlei schönen Betrachtungen über Gegenwart und Vergangenheit Anlafs geben können.

Ein altes Buch: Descriptio urbis Romæ, sagt vom Capitolium: „Palatium „Capitolii, ubi Consules et Senato„res versabantur ad gabernandum „orbem, in quo erat altissima turris „auro resplendens de die; de nocte „autem erat ibi lucerna ardens, ita „quod esset de die propter splendo„rem auri, de nocte autem lustrore „ignis, signum navigantibus in no„stro mari. *Eratque in ea turri unum spe„culum per magnam artem factum, et cum magno „diligentia custoditum, in quo videbatur, quid„quid in toto orbe fiebat. Ita quod quum aliis „ordinabatur, in quavis parte contra statum*

„*urbis, illico videbatur, et statim Romam in illis*
„*partibus succurrebant.*"

Ein anderes Buch von 1625 erzählt noch weiter: „Dafs auf dem Kapitol die Statuen „aller Provinzen des römischen Reiches ge„standen, deren jede eine Gloke am Hals „hängen hatte, welche, vermöge ihrer ma„gischen Kraft, sogleich von selbst läutete, „wenn in ihrer Provinz etwas gegen die rö„mische Regierung unternommen wurde."

Der Ehrgeiz und die Mufse der Geistlichen haben sich öfters auf Berechnungen eingelassen, um herauszubringen, in welchem Verhältnifs die Hoffnung jedes Geistlichen, Kardinal oder Pabst zu werden, zu der wirklichen Erreichung dieses Wunsches stehe *).

*) Manche sind über der Idee, Pabst zu werden, Narren geworden, wie z. B. der Jesuite Scipione Sgambati. Ein anderer

Ich will hier einen solchen, in Rom gemachten Kalkul geben.

Bis auf das Jahr 1800 zählt man 253 Päbste, so dafs also auf jeden sieben Jahre und eben so viele Monate Regierungsjahre kommen. Nimmt man an, dafs sie diese Würde im 66ten Jahr erreichen, so ist ihre weitere Lebenshoffnung im Durchschnitt acht Jahre. Da nun ein Mann von 30 Jahren noch in der Regel 28 Jahre leben kann, so mufs ein Kardinal dieses Alters demnach zum wenigsten drei Conklaven sehen.

Nehmen wir im Durchschnitt das Alter eines Prälaten à 40 Jahren, so darf er noch 22 Jahre hoffen. Ihre Zahl sey also, den Bullen gemäfs 150. Nehmen wir im Durch-

hatte sich vorgenommen, durch Studien jene Würde zu erreichen, und immer die Worte vor sich: Aut illud assequitor, aut extabescito; und er erreichte wirklich eine dieser Alternativen, und starb an der Schwindsucht.

schnitt auf jeden Kardinal 62 Jahre, und für jeden noch 10 Jahre Lebenshoffnung, so muſs sich in 22 Jahren das Kardinalskollegium zweimal erneuern, es müssen in dieser Zeit 170 Kardinäle gemacht werden. Aus 150 Prälaten werden demnach 140 Kardinäle. Nimmt man aber an, daſs sich in Rom 200 Prälaten befinden, von welchen 50 Bisthümer erhalten, oder aus Untüchtigkeit und andern Gründen nicht weiter rüken; zählt man von den übrigen 150 wiederum 30 ab, welche sterben, ehe sie Kardinäle werden können, so kann man gewiſs seyn, daſs von ihnen wenigstens die Hälfte den rothen Hut erlangt, so daſs also von 120 fähigen Prälaten 70 wenigstens diese Stufe ersteigen müssen, von welcher sich ihnen sodann die Hoffnung zur Tiare eröfnet.

Man kann sich denken, wie tröstlich dergleichen Berechnungen für manchen seyn müssen.

Lionardo da Vinci hat Aehnlichkeiten mit Lessing. Beide waren Köpfe, welche Tag machten, wo sie hinblikten. Bei Beiden Scharfsinn der hervorstechendste Zug ihres Geistes; bei Beiden das unstäte Herumirren von Wissen zu Wissen, und doch überall das auf die tiefe Sachen und Entdeken. Da Vinci vollendete nichts, und fieng viel an, wie Vasari sagt; aber seine Fragmente, wie Lessings seine, sind schäzbar, gleich dem Torso. Beide arbeiteten mit reifer Ueberlegung und rastlosem Fleisse, und die Familie Galotti und das Nachtmahl waren die Resultate langen und tiefen Studiums und vieler Arbeit. Beiden ist eine zarte Reizbarkeit des Geistes eigen, und eine Kindlichkeit, die bei so grosser Reife des Kopfs eine seltene Gröfse darstellt. Da Vinci gieng oft aus, um Vögel zu kaufen, denen er die Freiheit schenkte; von Lessing weifs man ähnliche Züge.

Es scheint denn doch nicht, dafs der Mensch von der Natur dazu bestimmt sey, im Schweifse seines Angesichts sein Brod zu essen; denn in denjenigen Ländern, wo dies nicht der Fall ist, bildet er sich weit vortheilhafter und edler aus. Beweises genug sind die Phisiognomien und Körper der Türken, Barbaresken und Italiener, aus welchen der Geist so vernehmlich spricht, die Leidenschaft so brennend hervorlodert. Ueppiger sich entfaltend, stärker duftend, sinnenreizender sind die Gewächse des Südens. Auch der Geist baut sich, von keinem kalten Winde angeweht, nicht vom Drang der Bedürfnisse eingeengt, seine Hütte freier und bequemer, und kündigt sich, in den Spielen der Mufse genährt, kraftvoller an. Stärkere Haare, ein gedrängter, krauser, schwarzer Bart, gröfsere Gesichtsformen durch den Knochenbau gebildet, dunkle, aber feurige Augen sind den Südländern Europa's eigen. Rascher im Wollen

und Handeln, kühner in den Gebilden seiner Phantasie, schärfer im Blike, gleicht sein Leben häufig seiner Poesie, sind seine Thaten kühn und gigantisch, wie der Geist, der jene beseelt. Sie hängen nicht am Alten, und öfnen leicht ihr Gemüth und ihren Verstand einer neuen Religion. Sie lieben die Ruhe des Körpers; aber hassen die des Geistes. Leicht verliert sich dieser bei ihnen in Selbstbetrachtung, weil die Aussenwelt einer kühnen Einbildungskraft nicht immer genügt. Sie sind Menschen, aus welchen alles gemacht werden kann, und die auch im niedrigsten Druk des Geistes und der Bedürfnisse doch nie zu der niedern Stufe herabsinken, auf welcher die Nordländer so oft gestanden sind, und zum Theil noch stehen.

Im Bau der Knochen besteht die Schönheit der Südländer, und darum trift man auch bei ihnen so viele schöne Greise an,

da das Alter nicht so viel Fleisch und Farbe wegfrafs und sich nur wenige Runzeln bildeten. Diese findet man bei so vielen Alten in Italien nur auf der Stirne, wodurch sie zu Mustern fur die Kunst werden, welche einmal die hohe Weisheit nur in einem schön gealterten Kopf darstellen zu können glaubt. Die älteste Kunst der Christen dachte freilich anders hierüber. Bei ihr gehörte zum Erfordernifs des Erlösers, seiner Apostel, der Propheten, ewige Jugend, und in dieser mufsten sie auch gemahlt werden. Der Gedanke war offenbar schön; doch poetischer, als fur die Kunst passend.

In den italienischen Seehäfen sind mir immer die Physiognomien der Juden aus der Barbarei am meisten aufgefallen. Sie sind einander so gleich, so ausgezeichnet, so edel und ernst, dafs man sie unter allen andern Juden sogleich unterscheidet. Ein länglichtes Gesicht, spiziges Kinn, ohne zu weit

vorzuragen, Habichtsnasen, grofse schwarze Augen, starke Bakenknochen, eingefallene Wangen, schwarzer Bart und Haare, und rund gewölbte Augbraunen unter der hohen Stirne, sind bei blasser Gesichtsfarbe und einem gewissen Ausdruk von Schwermuth, den man leicht mit Kränklichkeit verwechseln könnte, ihnen ausschliessend eigen. Im Ganzen sind sie hoch gewachsen, mit breiten Schultern und plumpen Füfsen begabt, und in der Jugend sehr mager.

Die Geschichte Italiens bewahrt viele Züge von Karaktergröfse auf, welche allen, was uns die Alten erzählen, gleich kommen. Ich will einige anführen.

Die florentinischen Geschichtschreiber versichern, der Vater Cosmus des ersten habe diesen seinen Sohn, als er noch ein Kind war, einen Stok hoch heruntergeworfen, um

zu sehen, ob ihn das Glük erhalten werde, und dadurch zeige, ob er zu etwas Grofsem bestimmt sey. Der Sturz schadete ihm wirklich nichts, und Cosmus Gröfse ist bekannt.

Ein Manuscript über die bekannte Plünderung Roms, welches im Vatikan aufbewahrt wird, erzählt, Karl V habe, als er zum zweitenmal auf jene Begebenheit nach Rom gekommen sey, das Pantheon bestiegen, um durch die Oefnung in der Kuppel in das Innere des Gebäudes herabzuschauen, welches bekanntlich ein ganz eigener Anblik ist. Bei dieser Gelegenheit begleitete ihn ein junger Römer, Namens Crescenzi, mit seinem Vater. Karl wurde damals sehr in Rom gehafst, und dem jungen Menschen kam der Gedanke, sein Vaterland an dem Kaiser dadurch zu rächen, dafs er ihn durch einen Stofs in das Gebäude hinunterstürzte. Er erzählte diese Versuchung nachher seinem Vater, und dieser gab ihm zur Antwort:

Queste cose si fanno, figliuolo, e non si dicono. (So was thut man, mein Sohn; aber man sagt es nicht.)

Im Jahr 1537 unterlagen die Strozzi den Medici's in der Schlacht von Montemurlo gänzlich. Philipp Strozzi wurde gefangen, und in die Fortezza da basso gesezt.

Er hatte selbst zum Bau dieser Festung gerathen, und schon damals war ihm vom Kardinal Jakob Salviati das ahnungsvolle Wort gesagt worden: Voglia Dio, che Filippo nel mettere inanzi il disegno della fortezza non disegni la fossa, nella quale abbia sotterrare egli stesso! (Gebe Gott, dafs Philipp in diesem Plane sich nicht die Grube gräbt, in welche er zu fallen hat!) Das Wort wurde erfüllt. Strozzi ermordete sich im Gefängnifs mit einem Schwerdt, welches einer der Soldaten zufällig daselbst zurükgelassen hatte. Mit

seinem eigenen Blute schrieb er auf die Mauer den Virgil'schen Vers:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Sein Testament, welches noch in Florenz aufbewahrt wird, endet mit den Worten: L'anima alla somma misericordia di Dio raccommando, umilmente pregandolo, se altro di bene darle non vuole, le dia almeno quel luogo, dove è Catone Uticense, ed altri simili virtuosi uomini, che tal fine hanno fatto. (Meine Seele empfehle ich der höchsten Barmherzigkeit Gottes, und bitte ihn demüthigst, dafs er ihr, wenn er ihr sonst keine Glukseligkeit verleihen will, wenigstens den Ort zum Aufenthalt vergönnne, wo Cato von Utika, und andere ähnliche tugendhafte Männer, die wie ich geendigt haben, wohnen.)

Man hat an dem Selbstmord Strozzi's gezweifelt, ohne historische Gründe zu haben,

und vermuthet, dafs ihn Cosmus der erste im Gefängnifs habe umbringen lassen, und dafs das Uebrige blos ein politisches Gaukelspiel gewesen sey.

Aber ich frage: welcher staatsweise Mann wird seinen Feind so sterben lassen, wenn er den Freiheitsgeist seiner noch übriggebliebenen Parthei zu fürchten hat?

Zur Zeit der Kriege mit Philipp Visconti von Mailand, hatte dieser schon grofse Vortheile über die Genueser und Florentiner davongetragen. Die leztern wünschten daher ein Bündnifs mit den Venezianern, und schikten den Messer Lorenzo Ridolfi nach Venedig, um es zu unterhandeln. Es wollte ihm nicht gelingen. Endlich trat er ernst in den Senat, und fieng an: Veneziani, nell'anno scorso! Genovesi da noi abandonati, Filippo crearon Principe. Noi, nelle presenti strettezze da voi non soccorsi, lo faremo Re;

e voi, quando sarete rimasti soli, noi vinti, e che nessuno, ancorchè il voglia, potra recarvi ajuto, lo farete Imperatore. (Venezianer, voriges Jahr machten die Genueser, da wir sie im Stich liefsen, den Philipp zum Fursten. In der gegenwärtigen Bedrängtheit werden wir ihn, wenn ihr uns nicht helft, zum König machen: und ihr, wenn ihr allein geblieben seyd, und wir überwunden sind, dafs niemand, wenn er auch wollte, euch zu Hulfe kommen kann, werdet ihn zum Kaiser machen.)

Damit gieng er weg, und verliefs die Stadt. Aber die kräftige Rede wirkte. Das Bundnifs kam zu Stande, und Visconti wurde in der Verfolgung seiner Plane gehindert.

Aehnlich ist folgende Geschichte. Als Karl VIII zu Florenz gegen gewisse Bedingungen den Florentinern ihre völlige Unabhängigkeit versprach, fanden diese sie zu

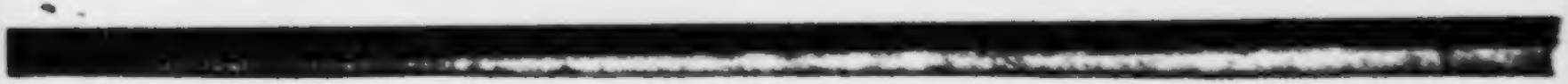
drükend. Schon war alles niedergeschrieben, und das Instrument wurde vorgelesen. Da trat Pater Capponi, einer der vier Abgeordneten der Stadt heraus, nahm dem Vorleser die Urkunde aus der Hand, und zerrifs sie in des Königs Gegenwart mit den Worten: „Sind das Eure Bedingungen, so mögt Ihr nur in die Trompete stossen lassen; wir werden unsre Sturmgloke läuten."

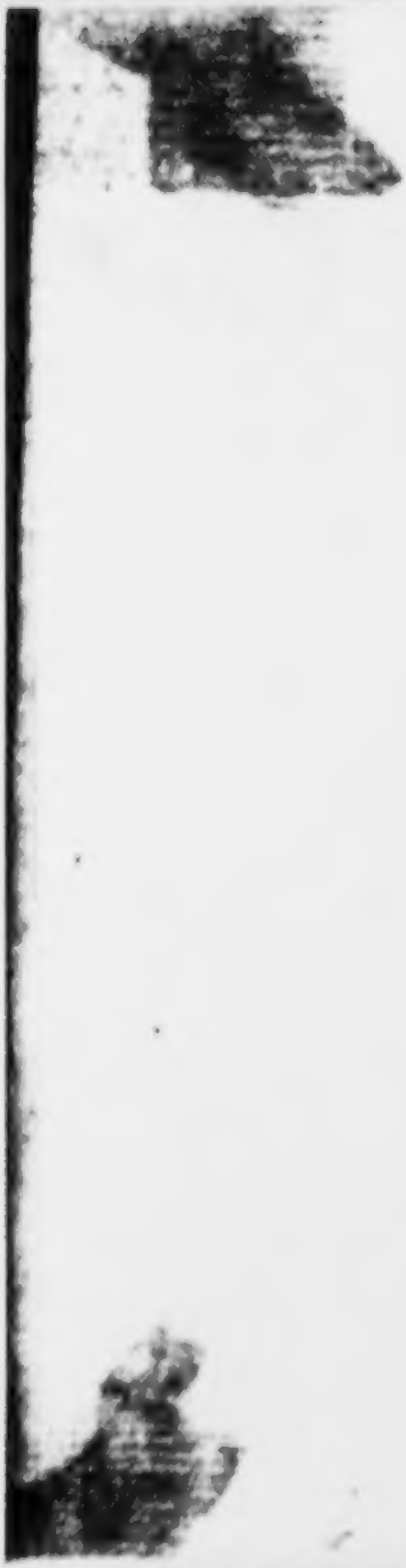
Mit diesen Worten verliefs er den Saal. Der König rief ihn zurük, und gestand der Stadt zu, was sie verlangte.

Altæ, et ad rerum publicarum gubernationem validæ mentes, ad omnem fortunam idoneæ, nennt schon Barclay die Italiener; und die Geschichten der neuern Zeit haben in einzelnen Zügen bewiesen, dafs sein Urtheil über sie noch heutzutage wahr ist.

Ich habe diese Züge defswegen ausgehoben, weil zu wünschen ist, dafs wir über den

grofsen Beispielen der Alten gegen die der Neuern nicht gleichgültig werden, und um die Hoffnung zu erhalten, dafs auch in unserer Zeit dergleichen möglich sey — denn sobald diese Hoffnung verschwunden ist, so ist auch nichts mehr möglich.





Briefe

aus

Italien

während

der jahre

1801. 1802, 1803, 1804, 1805,

mit

mancherlei Beilagen.

Dritter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des

Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gessner. 1809.

Universitäts-
München
Bibliothek

Neapel, den 1. September 1804.

Gleich bei ihrem Entstehen kündigte die Oper ihren wunderbaren Geist an. Stüke aus der Fabelgeschichte der Griechen waren die ersten musikalischen Dramen. Seit der Zeit hat sie sich, in Italien mehr, als in andern Ländern, der Wahrheit wieder etwas genähert, und ihre Gegenstände sind gewöhnlich aus der Geschichte, oder aus sonst bekannten Schauspielen genommen. Dadurch wurde aber freilich das Unnatürliche, was denn doch erst im Singen der Worte selbst, und dann noch in der, durch die Musik einmal nothwendig gemachten Oekonomie

der Poesie liegt, nicht gehoben. Es kann auch nicht gehoben werden, wenn diese ganze Gattung des Drama's nicht zerstöret werden soll. Und wer, den je der Genuſs einer guten Oper erfreuet hat, wird sich über dieses schöne Ungeheuer, wie sie ein französischer Schriftsteller nennt, beklagen?

In den ältern Zeiten hatte sie eine gewisse plumpe Unbeweglichkeit, welche ihre Aufführung im höchsten Grade erschwerte. Das Auge sollte darin eben so gut bezaubert werden, als das Ohr. Ungeheure Summen verwandte man auf Maschinen, Dekorationen und Kleidungen. So wurde — um nur Ein Beispiel unter so vielen anzuführen — in den drei Akten des Dario von Francesco Beverini, wie er einst in Venedig gegeben wurde, die Scene vierzehnmal immer neu geändert, und Elephanten, mit Thürmen auf dem Rücken, welche voll Soldaten waren, Ninus Mausoleum u. dergl. waren die

Vorstellungen, durch die man die Zuschauer in Erstaunen sezte; denn der Geschmak der Zeit fand ein Drama um so vorzüglicher, je mehr Dekorazionen — Veränderung und abentheuerliche Gröfse darin herrschte.

Durch Metastasio, und früher schon durch Zeno, war man aufmerksam auf die poetischen Schönheiten geworden, deren die Oper fähig ist. Der erste bildete sich selbst eine musikalische Sprache, welche aus dem ganzen italienischen Sprachreichthum nicht mehr als ungefähr 6000 Worte aufnahm. Lange Zeit waren seine Stüke die einzigen, womit sich die Tonsezer seiner und anderer Nazionen beschäftigten. Noch heut zu Tage ist er derjenige Dichter, welcher am meisten in dem Munde und im Herzen seiner Nazion lebt, und er hat für dieselbe so viel Bezauberndes, dafs man einen Italiener nicht leicht tiefer kränken kann, als wenn man übel von diesem seinem Liebling urtheilt.

Um so sonderbarer und auffallender ist es daher, dafs seine Stüke heut zu Tage beinahe ganz von dem musikalischen Theater — aber auch nur von diesem — verschwunden sind, ungeachtet sie von erbärmlichen Schmiereyen verdrängt wurden. Allein auch hierin zeigt es sich deutlich genug, wie sehr der Italiener in der Oper eigentlich nichts weiter, als einen blofsen Sinnengenufs für Auge und Ohr sucht. Es ist eine für die Geschichte seines Theaters Epoche machende Veränderung seit wenigen Jahren vorgegangen, ein neuer Operngeschmak entstanden, der, wie man mit Gewifsheit behauptet, durch den Sänger Marchesi eingeführt worden ist. Er hatte wohl seine Ideen hierüber in Frankreich gebildet, und konnte um so weniger Schwierigkeiten finden, den neuen Geschmak in seinem Vaterlande herrschend zu machen, da er, neben dem hohen, einschmeichelnden Talent des Reformators, wegen der grofsen

Bequemlichkeit, wodurch er sich dem Sänger empfahl, und der blendenden Wirkung, die er auf den Zuschauer machte, sich beiden gleich gefällig anschmiegen mufste. Ehemals waren die Ballette weit kürzer, und darum nur als Nebensache angesehen. Heut zu Tage aber, da sich die Tanzkunst aus der Kindheit, in welcher sie in Italien so lange lag, etwas zu erheben anfängt, interessiret man sich weit mehr für dasselbe, und es ist dahin gekommen, dafs das Publikum eben so sehr gute Tänzer, als gute Sänger verlangt. Dadurch hat aber das Ballett eine Ausdehnung erhalten, welche mit einem Stük des Metastasio und der Länge des Theaterabends im gröfsten Mifsverhältnifs steht, und die erstern natürlich verdrängen mufste, da es in der Geschichte aller menschlichen Dinge liegt, dafs das Alte dem Neuen weiche. Jene theatralische Revoluzion führte auch die Chöre ein, welche für Aug und Ohr von so pikan-

ter Wirkung sind, und bei dem häufigern Dekorazionenwechsel auch die schönen Colpi d'occhio erlauben, worauf die Theaterdirektoren so grofses Gewicht legen. Dies ist der karakteristische Unterschied zwischen den heutigen und den fruhern Opern, zu welchem Marchesi durch einige, im französischen Geschmak geschriebene Dramen, wie z. B. den Deserteur, die Lodoiska, die er ausdrüklich für sich arbeiten liefs, die Muster gegeben hat. Seit dieser Zeit ist der Dichter überhaupt mehr von dem Sänger abhängig geworden, und theilte das nehmliche Schiksal, wiewohl in minderem Grade, mit dem Tonsezer. Damit kam man aber auch von den strengen, sonst fest bestimmten Regeln der Oekonomie in dieser poetischen Gattung zurük, welche sonst für jeden der drei ersten Sänger bestimmt funf Arien, und zwar zwei im ersten Akt, andere zwei im zweiten, und Eine im dritten forderten, und ein gleiches Maafs

ungefähr für jeden der übrigen Sänger bestimmten. Jene, so genau abgemessene Hinsicht der Poesie auf die Musik — dafs z. B. nicht zwei pathetische Arien auf einander folgen durften; die Bravourarien, und die arie di azione, di mezzo-carattere, die Menuets und die Rondo's gleich vertheilt seyn mufsten — und auf den Rang der Sänger, dafs keine pathetische oder Bravourarie denen vom zweiten Range gegeben wird — weil sich, wie Goldoni sagt, diese armen Wichte keine Ehre machen dürfen — alles dieses hat von seiner alten Strenge gewaltig verlohren; dafür ist der Dichter aber so manchen andern Foderungen unterworfen worden, welche der Poesie noch weit mehr schaden, und ein dichterisches Meisterwerk in diesem Fache beinahe unmöglich machen. Er, so wie der Tonsezer, arbeiten meist fur einen Virtuosen ausschliefslich, und sie mussen ihre Arbeit daher nach dessen Launen

und Kräften einrichten. Darum sind aber auch die neuern musikalischen Kunstwerke der Italiener in Hinsicht auf die Poesie so erbärmlich, dafs es einem weh thut, diese Zaubertöne an die erbärmlichsten Machwerke verschwendet zu sehen. Wenn z. B. in der schönen Oper Zaira, ein alter, halbverstorbener Vater aus Freude über die Wiedererkennung seiner Kinder in eine Todesohnmacht fällt, welche ihn leicht am Wiedererwachen hindern durfte, so hat der Dichter doch keinen Anstand genommen, seine zärtlichen Kinder: o giubbilo! o piacere! (o Jubel! o Freude!) ausrufen zu lassen.

Die Tonsezer selbst aber besizen gewöhnlich bei weitem nicht die hinlänglichen Kenntnisse ihrer Sprache, um die gröbsten Verstösse gegen ihren Rhythmus zu vermeiden. Worte wie capace, auf der vorlezten Sylbe kurz absingen zu lassen, sind Fehler, die eben nicht sehr selten sind, und gegen

die man wohl durch die vortreflichen Kompositionen talentvoller Ausländer gleichgültig geworden ist.

Man hat die Geringschätzung der Poesie in Operntexten so weit getrieben, dafs man in denselben oft auch die allernothwendigsten Theile der Handlung hinwegläfst. Jeder Virtuose flikt eine, ihm besonders gelingende Bravourarie beinahe in jede Oper ein, und wo ein rührender Gesang stehen sollte, wird nicht selten ein munteres Rondo abgesungen. Man erzählt von dem Theater von S. Benedetto in Venedig eine lustige Anekdote, deren Gewifsheit ich verbürgen kann, und wozu ich Ihnen noch manchen Pendant liefern könnte Der erste Sopran hatte ein zärtliches Rondo an die zweite Frau abzusingen. Auf einem Stein sizend, sollte sie ihn anhören. Der Stein war nun immer da, aber die darauf Sizende fehlte häufig. Das hielt aber den Sänger nicht ab, die Klage über

die Grausamkeit seiner Geliebten an den sie vorstellenden Stein abzusingen. Und dies fand man höchstens lächerlich, nicht unschicklich.

Die Sparsamkeit, mit welcher die Sänger von niedrigerem Range bezahlt werden, hat die Folge, dafs diese gewöhnlich in ihrer Kunst ganz erbärmlich sind. Das Publikum besitzt daher auch selten die Geduld, ihnen in den oft wiederholten Opern jeden Tag ihre Arien abzuhören. Man erleichtert diesen armen Wichten aber den Verdrufs, nicht angehört zu werden, dadurch, dafs man von jenen unglücklichen Parthien bei der zweiten und den folgenden Vorstellungen, immer so viel als möglich wegschneidet. Ich habe es sogar gesehen, dafs die ganze Entwiklung der Geschichte öfters fehlte, weil es der ersten Frau unbehaglich war, jeden Abend eine ganze Viertelstunde lang *fortzusterben*.

Und doch wird niemand, wer je italienische Opern gehört hat, sie vergessen können.

Ausser den Reizen, welche die Musik diesem Volke überhaupt hat, wurde dasselbe von der Natur auch ganz besonders für sie begünstigt. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daſs die Stimmorgane der Italiener — was auch der Grund davon sey! — glücklicher gebildet sind. Man höre nur die Gesänge des niedrigsten Volks auf den Straſsen, höre die Mädchen trillernd durch die Häuser trippeln, und man wird sich sogleich von der Wahrheit dieser längst gemachten Bemerkung überzeugen. Denn bei keinem Volke bricht die Fröhlichkeit so leicht in Gesang aus, wie bei den Italienern. Man wird nicht leicht ein Mädchen ein Geschäft verrichten sehen, wobei sie nicht sänge. Die Handwerker besonders singen den ganzen Tag zu ihrer Arbeit fort, und in Rom ergreifen sie zur Erholung gewöhnlich die Guitarre, welche sie mit Gesang begleiten. — Auch ist ihnen dieser Vorzug schon so früh eingestanden worden,

dafs Paulus Diaconus ums Jahr 800 diesem Gesang den Preis der Anmuth und Weichheit zuerkannt, und Gregor von Salzburg (ums Jahr 1170 Weihbischof daselbst), im Bewufstseyn deutscher Kraft, den Sängern dieser Nation Weibischkeit vorwirft.

Zu diesem glüklichen Stimmorgan rechne ich noch eine andere Gunst der Natur, welche seltener, wie ich glaube, bemerkt worden ist. Ich meine das feine Ohr der Italiener. Die Leichtigkeit, mit welcher sie eine Melodie ins Ohr fassen, ist ausserordentlich, und eine vorzügliche Opernarie wird, kaum einigemale gegeben, auch schon auf den Strafsen nachgesungen. Ueberhaupt sind die vorzüglichsten Meisterwerke der italienischen Musik häufig in dem Munde des gemeinen Volkes, und ein Gassenhauer mufs wirkliche Vorzüge haben, wenn er sich bei demselben erhalten soll. Sehr merkwürdig äussert sich diese Begünstigung der Natur

auch darin, dafs es so wenige Uebelhörende in Italien giebt. Wenn das Alter häufiger in diesem Lande das Sehorgan verdunkelt, so verschont es dafür die Gehörwerkzeuge. Und von diesem Vorzug darf man doch gewifs auch auf die gröfsere Feinheit eines italienischen Ohres schliessen: denn, was auch der Grund davon seyn mag, er ist in der Natur gegründet, und mufs, wenn er selbst das Trommelfell der Alten erhält, doch gegen die Jüngern nicht ungerecht seyn.

Wenn man den Italienern in Rüksicht auf musikalischen Geschmak den Vorwurf machen kann, dafs sie mehr die Kunst, als die schöne Natur schäzen, so ist doch nicht zu läugnen, dafs sie auch für diese Sinn haben, wenn sie gleich nach jener mehr den Werth ihrer musikalischen Kunstwerke bestimmen. Das Parterre, das gemischte Publikum ist es, das im Theater klatscht, schreit, stampft — also Beifall giebt. Aber man mufs gestehen,

dafs sie es doch meist richtig genug treffen; und ob sie gleich durch kühne Rouladen und Kadenzen am lebhaftesten entzükt werden, so gleitet das Wahre, das Rührende, doch auch nicht ohne Wirkung an ihnen vorüber. Wenn sie die erstern daher durch laute, lärmende Beifallszeichen feiern, so druken sie ihre Gefühle über das leztere durch laut hörbare Athemzüge und durch ein leises, aus der Brust gezogenes, ah! Bravo! Bravo! aus, welches sich nach und nach bis zum höchsten Jubel verstärkt.

Jenen Begünstigungen der Natur kam ohne Zweifel die musikalische Bildung des Volks überhaupt glüklich genug zu statten. So wie dieselbe bei den Griechen zur Vollendung des καλος κἀγαθος gehörte, so wie bei ihnen die Theorie der Musik in den Schulen der ersten Weltweisen gelehrt wurde, so waren in ältern Zeiten auf allen italienischen Universitäten Lehrstühle für dieselbe errichtet. Es gab

musikalische Sekten, und somit natürlich auch musikalische Kriege. Und da es meist die Geistlichen waren, welche darin die Streiter machten, so ist es sehr begreiflich, wenn der Kampf sich oft so sehr erhizte, dafs sich Päbste und Concilien in die Sache mischen mufsten. Seit jener Zeit hat sich der Geschmak für die Musik niemals verloren, und die Nazion rechnete sie immer unter ihre theuersten Freuden. Heutzutage ist sie häufig der wesentlichste Theil der Erziehung, und wenn man auch nicht daran denkt, das Kindlein lesen und schreiben zu lehren, so wird wenigstens der Unterricht in der Musik nicht vergessen. In Rom besonders ist sie ein so wesentlicher Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung, dafs man beinahe sagen dürfte, sie wird am meisten durch sie belebt. In den Mittelständen giebt es kaum eine, auf einem etwas anständigen Fufs lebende Familie, welche nicht manchmal alle, auch die entferntesten

Bekannten zu einer sogenannten Akademie einladet, in welcher man sich fast einzig und allein mit Musik unterhält. Die Frau des Hauses macht gewöhnlich den Anfang, und wer Muth genug hat, sich hören zu lassen, folgt nach. Kardinäle selbst zeigen in solchen Gesellschaften ihre Geschiklichkeit, und ich habe den Kardinal Russo nicht selten mit dem fürchterlichsten Basse die Ohren seiner Zuhörer bearbeiten gehört. Man denke, ob dieses Alles nicht zur Bildung des musikalischen Geschmaks der Nazion beiträgt, und ihr zu dem Rufe verhelfen mufste, in welchem das Ohr der Römer, an das der gute Tonsezer appelliret, so wie es den schlechten in Schreken sezt, in ganz Italien steht.

In keinem Lande findet man so viele tiefe Kenner der Musik. Ihr Studium wird mit einer ausserordentlichen Gründlichkeit getrieben, und der Anfang desselben nicht mit

der Ausübung gemacht, wie in andern Ländern. Daher hat der Tonsezer auch strenge Richter zu befürchten, die, wenn sie das Gute gleich zu schäzen wissen, darum doch über die Fehler nicht hinwegsehen. So entfernte sich Gluk einst, ich glaube in seinem Orpheus, von den Regeln der Theorie, und brachte dadurch die gröfste Wirkung hervor. Bekanntlich sind die neapolitanischen Musiker die grundlichsten Theoretiker, und diese waren daher nicht mit der Neuerung zufrieden; doch äusserte einer der tiefsten Kenner unter denselben, dafs er, trotz der, in der Oper enthaltenen Fehler gegen das System, zufrieden seyn würde, sie gemacht zu haben.

Aber auch in keinem Lande geht der Enthusiasmus für die Musik weiter, als in diesem. Hier nur kann der wahre Künstler seinen Triumph feiern, und durch der Töne Gewalt aus seinen Zuhörern machen was er will. So oft schon hat man die ganze Volks-

menge eines Theaters in Thränen schwimmen, so oft sie schon in Ein, alle gleich stark durchdringendes Gefühl aufgelöst gesehen. Jede Huldigung scheint ihnen da zu klein. Oft nahmen sie den Künstler auf die Schultern, und trugen ihn im Triumphe nach Hause.

Diese Liebe zur Musik hat sich häufig in den bizarrsten Sprüngen gezeigt. Ich führe Ihnen nur Ein Beispiel von Raserei für dieselbe an, dessen Zuverläfsigkeit ich versichern kann. In Pisa lebte ein reicher Edelmann, welcher eine eigentliche Leidenschaft für die Musik gefafst hatte. Sie zu befordern, war ihm kein Opfer zu schwer. So lokte er z. B. die Kinder armer Eltern, an denen er musikalische Talente bemerkte, zu sich ins Haus, versprach, sie zu erziehen, und die Sorge für sie auf immer auf sich zu nehmen. Solche armen Geschöpfe liefs er dann an entfernten Orten ihrer Mannheit berauben,

und schikte sie, nachdem sie den vollständigsten Unterricht für ihr künftiges Gewerbe erhalten hatten, als Sänger in die Welt.

Sehr wenig konnten ihr daher die wenigen Gegner schaden, welche die Oper denn doch auch immer in Italien hatte. Mehrere Schriftsteller haben sie angegriffen, und ihr vorgeworfen, dafs sie, wenn sie auch nicht verderblich auf die Sittlichkeit des Volks wirkte, doch auch für die grofsen Summen, welche sie kostete, keinen wesentlichen Nuzen hervorbrächte. Nicht ohne Grund werfen ihr Albergati, Compagnoni — diese beiden besonders in dem gedrukten Briefwechsel von ihnen, und der erste dann wieder in seinen Briefen an den Ab. Zacchiroli (Lettere capricciose, und Lettere piacevoli — und Alfieri vor, dafs sie das Gedeihen der dramatischen Kunst in Italien verhindere, und der Erstere hauptsächlich hat es versucht, ihr durch Spott schädlich zu werden. So

behauptete er, dafs die Musik unmöglich Gefühle und Leidenschaften bestimmt und ausschliessend bezeichnend ausdrüken könne. Er habe mehrere Versuche gemacht, und z. B. die Musik der Arie:

Benedette le galline,
Che non hanno gelosia! *)

ganz passend zu:

Non è ver, che sia la morte
Il peggior di tutti mali

gefunden. Allein man lachte darüber, und gieng doch wieder in die Oper, die Schriftsteller mochten sagen was sie wollten. Denn, wenn es auch nicht der süsseste Sinnenreiz wäre, den man im musikalischen Drama findet, so enthalten doch schon die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt Gründe

*) Ich lobe mir die Hühner, die sind doch nicht eifersuchtig; und: Es ist nicht wahr, dafs der Tod das schlimmste aller Uebel sey. Beide Stüke aus zwei verschiedenen Opern, wie man sieht.

genug — wie Sie sich aus meinen verhergehenden Briefen erinnern werden — warum man dasselbe jeder andern dramatischen Darstellung vorzieht, und warum es auch wohl immer so bleiben wird. Leben Sie wohl!

Neapel, den 10. *September* 1804.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eine Darstellung der Schauspielkunst in diesem Lande zu geben, und hofte dieses gewifs ausführen zu können, weil ich den Vorrath von Materialien dazu von Tag zu Tag unter meinen Papieren anwachsen sah. Nun da ich anfange, sie zu ordnen, finde ich erst, dafs ich das Unmögliche unternommen habe. Es war mir nicht eingefallen, dafs es noch überhaupt keine Schauspielkunst giebt, und dafs in Italien am allerwenigsten an sie zu denken ist, wo man eine ästhetische Schäzung des Theaters bisher kaum geahnet hat. Wenn Sie also eine Schilderung der Schauspielkunst in ihrem ganzen Umfange erwarten sollten, so mufs ich Ihnen zum Voraus sagen, dafs das, was ich Ihnen geben kann, nichts weiter als einzelne Züge sind, welche die Art der dramatischen Darstellung in Italien karak-

teristisch unterscheidend bezeichnen. Ich schike sie meinen Bemerkungen über einzelne Schauspielertruppen, so wie über die Aufführung einzelner Stüke voran.

Es giebt vielleicht kein Theater in der Welt, welches einen so bestimmten Karakter hat, wie das französische. So wie sich der Franzose im Leben überhaupt nach gewissen konvenzionellen Geszen darstellt, und sich leichter, als das Glied jeder andern Nazion erkennt, so hat auch sein Theater eine Richtung genommen, welche auf nichts weniger als die Natur, sondern ganz auf gewisse Regeln gegründet ist, die zu einer Zeit, da die Nazion ihren höchsten Glanzpunkt erreicht zu haben glaubte, erfunden wurden, und dem Geschmak der Nazion eine Richtung gegeben haben, welche selbst die alles umwälzende Revoluziönsperiode nicht zu verrüken im Stande war. Italien hingegen, das sich, auch in seiner schönsten Zeit, nie in so

hohem Maafse für das Theater interessirte, dem es überdies von jeher eben so gut an einem Zentralpunkte der Geschmaksbildung, als der politischen Wirksamkeit fehlte, konnte niemals diesen Vortheil oder Nachtheil, wenn Sie wollen, haben.

Unstät, wie der Geschmak der Nazion, war auch der Antheil an seinem Theater, und wechselnd darum das Schiksal desselben. Es lagen auch, ausser vielen andern mitwirkenden Gründen, noch so manche in dem Stande und der Person des Schauspielers selbst, dafs es unläugbar ist, die Nazion habe bis jezt immer aufs Theater, das Theater nie auf die Nazion gewirkt. Daraus ergab sich dann natürlich, dafs es nie einen bestimmten Karakter annehmen konnte, weil es sich unaufhörlich einer gemischten Gesellschaft anpassen mufste. Es kam noch dazu, dafs in Italien nie stehende Schauspielertruppen statt gefunden haben, was

doch, wie ich nicht zweifle, dem französischen Theater in Paris, und somit auch in der Provinz, wo nur geachtet war, was die Hauptstadt achtete, jenen fest und deutlich gezogenen Karakter gegeben hat, der es von dem unstäten anderer Nazionen in diesem Punkte so auffallend unterscheidet. Frühe hatte die dramatische Poesie der Franzosen ihren höchsten Punkt erreicht. Die Stüke der Racine, Molière u. s. w. hatten sich, so zu sagen, für immer auf ihrer Bühne angesiedelt. Die einzelnen Rollen waren von der ganzen Nazion gekannt, und ihre Darstellung unterhielt die Zuschauer nur in sofern, als sie begierig seyn konnten, zu sehen, wie die ihnen so bekannte Rolle werde gegeben werden. Grofse Talente hatten sich in der Darstellung derselben gezeigt, und die Nazion, überzeugt, dafs das Höchste geschehen sey, schränkte den Ehrgeiz ihres Schauspielers nur auf die Erreichung jener Muster ein.

Ein Schauspieler, der einmal auf einem Pariser-theater angestellt war, verliefs es nicht leicht wieder. Er hatte da sein Vorbild im Auge, und es geschah auf diese Weise, dafs sich ein junger Schauspieler das alte immer wieder verjüngte. Dieses dauerte so Jahrhunderte fort. Der Schauspieler konnte das alte Muster nur vermehren und vervollkommnen, aber von seiner Bahn abzugehen, das machte ihm die einmal feste Geschmacksrichtung seiner Nation unmöglich. So entstand eine eigentliche Schule, welche sich durch Lehre und Beispiel fortpflanzte, und dem französischen Theater seine bestimmte Haltung gab.

Indefs wird sich auch nur der Franzose in seinem Theater gefallen; denn wenn Konvenzionen im Leben beschwerlich sind, so sind sie auf der Bühne nur dann erträglich, wenn sie durch ihre schlimmen Folgen als warnendes Beispiel dargestellt werden. Den

Zwang im Leben scheut keine Nazion leicht so sehr wie die italienische: und sie mag darum auch von jeher gefälliger, als jede andere, die Freiheit des Theaters verziehen haben. So wie die zufällige Stimmung des Publikums war, mußte sich auch das Schauspiel und der Schauspieler ihm darstellen, und es konnte schon ausser diesem keine solche bleibenden Rollen geben, wie auf dem französischen Theater, da auch seine Dichter bisher noch nicht dazu berechtigt hatten. Unmöglich konnte also auch eine Schule entstehen, es konnten sich unmöglich allgemeine Grundsäze festsezen, wie etwas dargestellt werden sollte. Richte dich nach denen, welche dich bezahlen, war der Grundsaz; und hast du diesen gefallen, so hast du alles gethan, was man fodern kann.

Leichter ist es, den verdorbenen Geschmak zu befriedigen, als sich zum Ideale zu erheben. Das leztere ist nur das Werk seltener

Köpfe: das erstere kann die Arbeit bequemer Menschen seyn. Leicht begreift sich's darum, wenn sich die meisten Schauspieler an die alte Bahn hielten, oder vielmehr auf der breiten Strafse hinwandelten, so wie es denen am Wege Stehenden gefiel. Liefs doch diese Methode ihren Launen selbst das freiste Spiel, und machte ihnen die Arbeit mehr zum Scherze. Dem Einzelnen kam dabei die gleichmäfsige Richtung seines Publikums zu statten, welches sich eben so gerne, als er, den Eingebungen und Wirkungen des Augenbliks überliefs.

So ergab sich dann das Hauptresultat: Dafs in Italien die dramatische Darstellungsart keinen bestimmten Karakter habe, sondern sich meist der zufälligen Geschmaksrichtung eines einzelnen Publikums, oder einer bestimmten Zeit anpafste; oder vielmehr

Es giebt auf dem Theater dieser Nazion keinen Styl, sondern höchstens gewisse Regeln, und diese nicht in Beziehung auf die Kunst, sondern nur auf den Zuschauer.

Es giebt also in Italien absolut kein System in der Darstellung, nur eine Politik. Man begnügt sich, wie ich später ausführlicher zeigen werde, mit einigen Hauptschlägen das Publikum zu treffen, und bekümmert sich im übrigen wenig um die Wirkung, welche hervorgebracht werden könnte. Der Schauspieler glaubt sich natürlich hierzu um so mehr berechtigt, da er das Publikum weder an ihm, noch an dem Stüke selbst Antheil nehmen sieht, wovon die Gründe in andern Briefen angegeben sind, welche das Theater als Conversazionsort karakterisirt haben.

Man vernachläfsigt es daher gänzlich, eine richtige, getreue und eine schöne Darstellung zu geben. Eine richtige und getreue,

indem, ausser der Poesie, weder auf Wahrheit im Kostüm, noch in den Dekorationen Rüksicht genommen wird; eine schöne Darstellung, indem der Schauspieler, troz des feinen Sinnes seiner Nazion für das Wohlgefallige, eben so wenig durch schöne Haltung des Körpers, als durch mahlerische Stellungen auf diesen Punkt hinarbeitet. Oefters scheint es zwar, als ob er durch ein gewisses Halten seiner Arme eine Schönheitsregel zu befolgen suchte; aber er dauert die Mühe, so ihm dies macht, nie das ganze Stük hindurch aus. Jezuweilen nur läst er sich durch den Dichter erheben; durchgängig begnügt er sich aber, nur in einer gewissen Attitude mit aufgehobenen Armen von der Scene abzutreten. Ueberhaupt beweist er so wenig Achtung gegen das Publikum, welches dies auch ganz billig um ihn verdient. Seine Stellungen gegen dasselbe nimmt er nicht leicht mit den Rüksichten, welche man sogar

im gesellschaftlichen Leben beobachtet, und die auf dem französischen Theater strenge Regel sind. Nur das Beiseite und die Sentenzen sagt er gewöhnlich in das Parterre hinunter, wozu er auch durch die Unnatürlichkeit der dramatischen Poesie seines Volks gezwungen ist, welche beides, gleichsam als Commentar und Glossen des Stüks, auch einzig und allein für das Publikum bestimmt zu haben scheint. Sie nimmt es damit so wenig genau, dafs sie die lezten, die Sentenzen, auf die lächerlichste Weise gewöhnlich den Kammermädchen und ähnlichen Karakteren in den Mund legt.

Gerne möchte ich die Schauspieler für die Nachläfsigkeit entschuldigen, mit der sie ihr Publikum behandeln, wenn man einem Menschen überhaupt das Streben nach dem Höchsten erlassen dürfte. Der Beifall desselben kann dem denkenden Kopfe in diesem Stande gar nichts werth seyn, da er ihn so selten

dem Verdienst so häufig dem Unverdienst ertheilt sieht. Wenn das Publikum zufrieden ist, so ruft es den Schauspieler am Ende heraus, und klatscht ihm lebhaft zu. Aber diese Auszeichnung wird mit so wenigem Zartgefühl ertheilt, dafs man die schlechtesten Subjekte oft damit nekt, sie mehreremale hintereinander herauszurufen. Einmal sah ich sogar in dem Pracht- Schlacht- Prang- und Drang-Stük: La vita e morte di Nerone, dafs man erst die besten Schauspieler, und endlich auch den Löwen herausrief, „weil er," wie Zettel beim Shakespeare, „gebrüllt hatte, dafs es ihnen im Herzen wohl that." Eine schöne Frau findet es eben so leicht auf der Bühne als im Leben zu gefallen, und wenn sie auf der ersten auch keinen der Vorzüge zeigt, so ihr im lezten fehlen. Ein niedrig komischer Spafsmacher — so erbärmlich er seine Rollen darstellt — gewinnt sich durch abgeschmakte

Verzerrungen des Gesichts bei dem grofsen Haufen im Parterre Beifall; denn es giebt noch keinen Stand in diesem Lande, welcher sich durch auszeichnende, unter ihm vorzugsweise herrschende höhere Bildung zum kompetenten Richter über das was gefallen, und was verworfen werden mufs, aufwerfen dürfte. Die meisten Schauspieler begnügen sich daher mit gewissen Handwerksknifffen, durch die sie sich so viel Beifall zu versichern suchen, als ihnen nöthig ist, um von dem Theaterunternehmer gut bezahlt zu werden.

Diese Kniffe zusammen bilden ein gewisses manierirtes Spiel, aber keine durchgängig erhaltene Manier. Der Zwek desselben ist, wie schon bemerkt, das Publikum auf Augenblike zu gewinnen, um ihm so nach und nach eine gewisse Dosis von klatschendem Beifall abzunöthigen, welche das respektive Glük des Schauspielers machen mufs.

Er legt die Kraft, die er dazu anwendet,

auf die starken Stellen seines Dichters. In diesen kundigt er den leidenschaftlichen Ausdruk des Karakters zuerst auf der Fläche des Korpers an, und bricht dann auf einmal heraus. So habe ich Morrochesi'n, von dem ich Ihnen spater sprechen werde, in verschiedenen Trauerspielen gesehen. So sagt ihm Poppea in der Oktavia des Alfieri als Nero:

Attonito da prima
Dalle insolenti popolari grida
Tosti al tornar di Ottavia, ercrescer odi
L'ardire, onde atterrito....

Das Atterrito greift ihm tief ins stolze Herz, schon zeigt sich des Zorns Anfang in seinem Gesicht — Atterrito io? — fragt er mit leiser aber furchterlich hohler Stimme. Und Poppea fährt fort:

So, che il forte tuo cuore ognor persiste
Nella vendetta: ma non dubbj i mezzi;
E retarte esposto a replicati oltraggi
Rimani tu. Le irrisorie fole
Per non udir di un Seneca t'è forza:
Ben vedi.

Und während dieser Rede drükte Nero die Steigerung des Zorns von der Entstehung desselben in den stillen, aber furchtbaren Bewegungen seines Gesichts und ganzen Körpers aus, wie ich sie Ihnen in Zukunft beschreiben werde, bis er endlich fürchterlich ausbricht:

Attervito io?

und Poppea schnell sich verbessert. Er gab diese ganze Scene mit einer Wahrheit im Ausdruk, dafs zu bedauren ist, wenn die Nazion nicht durch auszeichnenden Beifall ein Talent zu ermuntern sucht, welches sich gewifs zur höchsten Vollkommenheit in diesem Fache erheben würde. Solche Rollen sind es, welche wirken. Aber einem Blize gleich, der unschädlich niedergefallen ist, lassen sie keinen Eindruk zurük: denn die Nachläfsigkeit, womit der Schauspieler nachher gewöhnlich wieder fortfährt, verdirbt alles.

Eine andere, am häufigsten angewendete,

und des Beifalls gewisseste Manier ist die, dafs der Schauspieler den Ton nach und nach bis zur höchsten Stärke emporsteigert, und, als ob er sich plözlich besonne, auch eben so schnell herabsinkt, und in einem ruhigen, aber festen Tone fortfährt; dafs eine Schauspielerin mit Vorwürfen, Drohungen sich bis zur Spize des Ausdruks von beiden erhebt, und dann schnell in ein mitleiderregendes Jammern herabsinkt; kurz in den raschesten Uebergang von einem leidenschaftlichen Ausdruk in den andern sezt der italienische Schauspieler den Hauptbrennpunkt, mit dem er seine Zuhörer zu treffen sucht.

Eine andere Manier sich demselben gefällig zu machen, ist die Mahlerei des Körpers und der Töne in einzelnen Stellen. Kein Theater ist reicher an schmukvollen Reden, als das italienische. Es giebt unter den besten Dichtern desselben sehr viele, worin die

handelnden Personen eben so viele Redner zu seyn scheinen. Statt Handlung in das Stuk selbst zu legen, lassen sie sie ausser demselben beschreiben, und da die Nazion so vielen Sinn für Poesie hat, so begnügt sie sich gerne mit schönen Deklamazionen; ja das Gefallen an denselben ist vielleicht ein karakteristischer Zug jedes italienischen Theaterpublikums.

Auf gute Deklamazion kommt daher beim italienischen Schauspieler unendlich viel an, und ich habe manche gekannt, die sehr gerühmt wurden, ob sie gleich keinen andern Vorzug hatten, als diesen einzigen. Zwar sagt ein französischer Schauspieler selbst: „Deklamazion sey das Talent des talentlosesten Schauspielers;" allein es ist doch ein Talent, und wahrlich kein so häufiges; und es ist keine kleine Aufgabe, wenn Seneka eine Viertelstunde lang in seiner Todeswanne fortphilosophiren, Nero einen ganzen Akt

hindurch sterben, und doch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer erhalten; und wenn überhaupt die ganze Handlung des Stüks auf der Bühne sehr oft nicht dargestellt, sondern beschrieben werden muſs. Diese Akkommodazion an den Dichter und Volksgeschmak hat die Manier hervorgebracht und befestigt, jede Beschreibung mit eigener Hand zu begleiten *).

So sah ich Morrochesi'n, in Alfieri's Saul, den David auf dem heiligen Berge schildern,

*) Gerade wie in Peregrin Pikle (B. 4. 170.) dem Schauspieler Quin vorgeworfen wird, wo er in der Stelle:

. . . . Er nahm ihn auf;
doch kaum war er von seinem Blik entfaltet,
so starrt er schnell, als hätt' ein Pfeil sein Auge
durchbohrt, und warf ihn zitternd auf den Boden.

Alles das, was er beschreibt, selbst mimisch darstellt, unerachtet es hier noch

wie er sich vor Samuela niederwirft, und ihn fleht, ihm die angebotene Krone nicht aufzudringen. Der Schauspieler machte Sauln selbst, aber er stellte die Scene so dar, dafs er sich gleichsam in Davids Stelle versezte, wie dieser sich niederwarf, flehete, betete u. s. w. Sie sehen, wie unnatürlich das war. Aber Morrochesi kannte den Geschmak des Publikums. Er wufste, dafs er ihm, wenn er es in die Tauschung versezen könnte,

verzeihlicher ist, als bei Morrochesi. Aber noch stärker S. 171, wo er beschreibt:

Bestürzt und bleich stand erst mein Opfer da,
Hielt einen Seufzer noch zurük, und stiefs
Ihn dann heraus, rieb seine Stirn' und nahm
Ihn wieder auf . . . .

wo Smollet von Quin sagt: „Der Schauspieler starrt hier wild, seufzt zweimal jämmerlich, als wär' er im Begriff zu erstiken, reibt die Stirne, und macht die Pantomime, etwas von der Erde aufzuheben." —

David selbst vor sich zu sehen, den lebhaftesten Beifall abgewinnen konnte. Und es gelang ihm, er erreichte seinen Zwek.

Dies sind die vorzüglichsten Strebungspunkte des italienischen Schauspielers, als Resultat des Studiums, als Ueberlieferung der Schule betrachtet. Alles Uebrige, was ihn unterscheidet, ist so sehr im Karakter seiner Nazion gegründet, dafs es auch nur als bloße Eigenschaft, bloßes Talent derselben betrachtet werden mufs.

In keinem Lande, wie in Italien, hat das Konvenzionelle so wenigen Einflufs. Jeder zeigt sich, wenn er nicht Grund hat, seine Absichten zu verbergen, in seiner wahren Gestalt: und heftige Ausbrüche des Zorns z. B. sind eben so wenig unschiklich, als man Ausschweifungen der Liebe natürlich findet. Man hat daher Gelegenheit, den Menschen tagtäglich, wie er leibt und lebt, zu sehen, und ist so sehr an leidenschaftliche

Aeusserungen gewöhnt, dafs man sie weder merkwürdig noch unschiklich findet. Wenn der Schauspieler daher ähnliche Ausbrüche der Leidenschaft an sich darstellt, so wird er dadurch niemand in dem Grade interessiren, wie auf unsern Theatern. Er mufs die Leidenschaft im höchstmöglichsten Punkte des Ausbruches an sich sehen lassen, wenn er jenes will, und darf daher nicht auf die zarte Linie des Schönen und Anständigen Rüksicht nehmen, welche unserm Schauspieler, nach der Foderung seiner entscheidenden Richter, eben so heilig seyn mufs, als dem Mahler und Bildhauer. So habe ich einen Schauspieler in dem Stüke, la Crudelta è Morte di Nerone, sich als Nero einst, nach einem viertelstündigen Alleingespräch, auf dem Throne erstechen sehen. Er sank von Entkräftung nieder, und kollerte die Stufen herab. Allein, da er sich einmal vorgesezt hat, auf dem Throne zu sterben,

so kriecht er doch immer hinauf, so oft er auch wieder herabrollt. Mir und manchen andern war dabei herzlich bange um den Hals des armen Schelmen; allein es war sein Benefiz, und um eine volle Kasse zu leeren, setzte er gerne seinen Hals daran. — Nur sehr wenige haben das unschicklich gefunden; aber die italienische Bühne unterscheidet sich von der unsrigen gerade so, wie die neuere Kunst von der Kunst des Alterthums.

Das hat denn auf der italienischen Bühne die nehmliche Folge, wie sie, nach Herrn von Humboldts Bemerkungen, (in den Propyläen) auf dem französischen Theater statt gefunden hat. Die Rollen bekommen dadurch weniger Abwechselung und Individualität, da der hochsten Leidenschaften nur wenige sind, aber ihre Stufenleiter eine zahllose Mannigfaltigkeit darbietet.

Den Stuken überhaupt aber fehlt es darum gar nicht an Abwechselungen der Darstellung.

Natio comoeda est: sagten die alten Römer von den Griechen; und wer ist nicht in Versuchung, das Nehmliche von den neuern Italienern zu sagen? Der Schauspieler fühlt seine Rolle häufig tief genug, und wenn er aufgelegt ist, so giebt er sie oft wahr und innig empfunden, und würde es öfters thun, wenn ihm nicht so viele Bequemlichkeit in seinem Handwerk gestattet wäre. Aber eben daraus, dafs er mehr empfindet als denkt, ergiebt sich ein anderer Schaden für die Kunst. Er stellt gewöhnlich nur Leidenschaft, selten Karakter dar. Der Zuschauer ist in der Regel damit zufrieden, und da er seine Schauspieler nicht leicht aus einem andern als diesem Gesichtspunkt beurtheilt, so findet der Schlechteste unter denselben es nicht so ganz schwer, sich jezuweilen Beifall zu erarbeiten; ist es aber auch für den Vorzüglichsten unendlich schwieriger geworden, sich über die gewöhnliche Klasse seiner Brüder zu erheben.

Wenn der Schauspieler nur in einzelnen Rollen Karakter giebt, und wie natürlich nur in einzelnen Leidenschaften geben kann; wenn er diese, wenigstens für uns Nordländer, übertreibt, so leuchtet es doch selbst bei geringer Bekanntschaft mit der italienischen Bühne, in die Augen, dafs, dem Talent der Nazion nach, sie die erste in Europa seyn mufste. Aber ich habe es Ihnen mehrmals wiederholt, dafs eine gänzliche Veränderung in den gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnissen des Volks vorgehen mufste, ehe dieses geschehen könnte. So lange man das Theater nur als Konversazionsort betrachtet: den Schauspieler als das nichtswerthe Werkzeug ansieht, eine, etwa in der Unterhaltung entstehende Lüke auszufüllen; so lange Alfieri's schöner Traum, die Bühne zur Schule des Lebens zu erheben — so lange dieses nicht geschieht, und andere unzählige fromme Wünsche in diesem Lande nicht erfüllt werden,

ist an keine Schauspielkunst zu denken. Leise zwar, aber sehr langsam, scheint sich die Nazion denn doch diesem Ziele zu nähern. Die alten Possen verschwinden zusehends: die ausgelassensten Späße machen dem ernsten Trauerspiel nach und nach Platz; die Dichter fangen an, statt Deklamazionen, körnichte Erfahrung und Wahrheit auszusprechen; statt, wie bisher, nur durch Hauptschläge auf plözliche Erschütterung ihrer Zuhörer, auf ein sittliches Ergreifen ihrer Herzen und Gedanken hinzuarbeiten; man hat sogar schon Schauspieler gesehen, welche ein tiefes Studium des Lebens in völlig gerundeten Darstellungen ausgaben: man hat nie ernstlicher als in unsern Tagen von fest stehenden Truppen gesprochen; die Oper, mit ihren kostbaren Sinnenreizen, weicht immer mehr dem Schauspiel. — Sehen Sie nicht mit mir darin die Morgenröthe einer künftigen Schauspielkunst, und können Sie sich nicht, in derselben

schon die Sonne einer höhern Volksbildung zu erkennen, wenn wir glauben dürfen, dafs der Geist, welcher auf dem Theater herrscht, der ähnliche Zwillingsbruder des Geistes der Nazion ist?

Neapel, den 20. September 1804.

In meinen bisherigen Briefen habe ich Ihnen das Allgemeine über das italienische Theater gesagt, was ich wuſste. Leichter ist natürlich das Detail: aber es ist vielleicht auch unerschöpflich. Ich will Ihnen daher diesmal nur Fragmente geben, wie ich sie an einzelnen Theaterabenden aufgezeichnet habe. Sie sind gröſstentheils durch die Truppe Morrocchesi veranlaſst, welche von vielen für die vorzüglichste in Italien gehalten wird, und, meiner Meinung nach, diesen Ruhm auch wirklich verdient. Einzelnes mag Ihnen als Beleg zu dem dienen, was ich Ihnen früher geschrieben habe.

* * *

Friedrich II ist der Lieblingsheld der Italiener, ob er gleich ein Ketzer ist; was indeſs viele nicht glauben wollen. In mehreren

Stuken hat er die Hauptrolle, und der Schauspieler Andolfati spielt den grofsen König wirklich mit einer Wahrheit, über welche diejenigen, die ihn noch selbst gesehen haben, erstaunen. Die Eigenthümlichkeiten der Kleidung, des Gangs, der Stellung und anderer Gewohnheiten weifs er so treu zu geben, dafs er völlig dem Bilde entsprach, welches ich mir immer von Friedrich dem Grofsen gemacht hatte.

* * *

Pietro Andolfati — ein Venezianer — und Antonio Morrocchesi sind die vorzüglichsten Schauspieler, welche ich noch in Italien gesehen habe.

Der erste war, wie ich höre, ehemals Lohnbedienter, und hat in Marseille an Tafeln servirt. Während der Revoluzion von Neapel befand er sich in dieser Stadt, und wurde einmal genöthigt, den Kardinal Ruffo

lächerlich zu machen, welches ihn nachher das Leben gekostet hätte, wenn er nicht durch seine schöne Nichte gerettet worden wäre. Er hat mehrere französische Stüke ins Italienische übersezt, und auch Kozebue's Menschenhafs und Reue vom französischen Theater auf sein vaterländisches verpflanzt. Er ist ein Mann von vieler Bildung, sehr unbescholtenen Karakters, und geachtet, so weit ein Schauspieler in Italien es seyn kann.

Vorzüglich gut spielt er die Rollen schwacher, aber gutherziger Alten. Nichts vom Anzuge zu sagen, so ist jede seiner Stellungen und Bewegungen bei ihm von der höchsten Bedeutung. Wo ihn auch seine Rolle schweigen heifst, ist er desto deutlicher durch den stillen Ausdruk innerer Gemüthsbewegung, dafs das Auge sich nie von ihm wegwenden mag.

Alle seine Rollen sind im höchsten Grade individualisirt. Er greift sie immer nahe an

der gefährlichen Linie der Karikatur auf, und ist immer so glüklich sie zu vermeiden. Nie bindet er sich zu ängstlich an den Dichter, weil ihm sein eigener reicher Wiz, und die seltene Gabe des Impromptu's die schönste Hülfe leistet. In dem Stüke, Karl XII, machte er einen alten Kriegsrath, und sollte einen Brief schreiben, welchen ihm Karl diktiert, und worin dieser von seinen künftigen Planen spricht. Erst dies und jenes erobern, e poi prender Moskau, e poi in Turchia *). — Bei dem Worte Moskaw, welches wie Mosca (die Fliege) ausgesprochen wird, machte Andolfati die Pantomime des Mükenfängers dazu, welches um so besser angebracht war, da alles doch nur Chimäre schien.

Beinahe jedesmal wird er herausgerufen.

*) und dann Moskaw nehmen, und dann in die Turkei. — (Prender mosche) heifst auch Fliegen fangen.

und er antwortet dem Beifall des Publikums gewöhnlich durch ein gut angebrachtes Impromptu. So in der Rolle des Polycarpo, eines schon alten Mannes, (in l'amore ridicolo) welcher in seine Pflegetochter verliebt ist, tausend Lächerlichkeiten begeht, und am Ende, da er der Sache am gewissesten zu seyn vermeint, sie einem glüklichern Liebhaber abtreten muſs.

Als er herausgerufen erschien, fieng er an: „Unter allen Unglüksfallen des menschlichen Lebens, die ich auf dem Theater vorstellen muſs, kann mich wohl der, welchen ich heute vorstellte, am leichtesten selbst betreffen." —

Forte, Forte! riefen einige Stimmen. Ich muſs aber wohl, fuhr er fort, meine Danksagung auf ein anderes Mal versparen, und kann nun nichts besseres thun, als ein Glas Wassers zu trinken. (Er war ganz heiser.)

Nun ward er noch einmal herausgerufen, und kam. Aber er stellte sich, als ob er nicht mehr sprechen könnte, und dankte blos durch ausdrukvolle Pantomimen.

Eben so grofsen Beifall und wirkliche Rührung zwang er dem Publikum in einem Stuke von Federici ab, wo er einen äusserst rechtschaffenen alten Vater, Namens Barrington, machte. Die erste Frau war seine einzige tugendhafte Tochter, und beide rührten durch ihr natürliches, tief empfundenes Spiel die Zuschauer. Als er herausgerufen wurde, verbeugte er sich mit vieler Würde, und fieng an: „Dankbar gegen ein so edelmüthiges Publikum, glaube ich demselben keinen grofsern Beweis meiner erkanntlichen Rührung geben zu können, als meinen Wunsch, dafs jeder Vater ein Barrington seyn, und jeder Jüngling eine so schöne und tugendhafte Braut finden möge, als seine Tochter war."

Antonio Morrocchesi wird für den ersten Schauspieler Italiens im tragischen Fache gehalten. Er ist grofs, schön gewachsen, und hat sehr viel Ernst im Gesicht, und Würde in seiner Haltung. Minister, Fürsten, stolze Väter und Helden giebt er vortreflich, und es ist Schade, dafs er nur zu oft dem Geschmake seines Publikums nachgiebt, statt diesen sich nachzuziehen, wie er es vermöchte. Karl XII habe ich ihn vortreflich, und wirklich täuschend geben sehen. Aber in Stuken der höchsten tragischen Gattung besteht seine vorzüglichste Kraft. In Saul z. B. zeigte er tausend Schönheiten der Aktion und Mimik. Im lezten Akte hob er das etwas langweilige Stük durch sein vorzügliches Spiel ganz vortreflich. Die Seelenangst, die Wuth, die Verzweiflung Sauls wurden mit fürchterlicher Wahrheit gegeben, und den Krämpfen der Leidenschaft folgte immer jene erschöpfende Schwäche,

die sich in Mienen, Aktion und Deklamazion äussert. In den vielfach veränderten Stellungen des Körpers entwikelte er alle Vorzüge einer herrlichen Körpergestalt, und die gewagtesten derselben waren immer noch schön.

* * *

Heute wurde Alfieri's Oktavia gegeben. Das wirklich schöne Stük hat grofses Interesse, und das volle Haus war mit einer seltenen Erwartung auf die Geschichte gespannt. Es war aber nicht blos der bekannte Namen Nero's allein, der diese Scene aus seinem häuslichen Leben so anziehend machte, sondern das vortrefliche Kunstwerk, und die meisterhafte Darstellung einiger Schauspieler.

Morrocchesi machte den Nero. Vertraut mit dem historischen Karakter des Despoten gab er seine Rolle. Auf der leisesten Spur folgte er dem Dichter nach, welchen er in

seinem ganzen Umfang aufgefaſst hatte. Poppea sagt zu Tigellino:

. . . Kaum kenn' ich Nero mehr,
In dem die Reue nichts vermag, doch sprich,
Vermag die Furcht nicht alles über ihn?

und in diesen Worten ist des Kaisers ganzer Karakter gezeichnet, Grausamkeit und Feigheit.

Die erste, Grausamkeit, zeigt sich hauptsächlich in den Handlungen, und ihn hier zu zeichnen, war die Sache des Dichters. Aber die Nüancen dieses Karakters muſste der Schauspieler ausdrüken. Hauptsächlich geschah dies durch den Zorn; denn auch im Zorn liebt er die Poppea. Wenn diese Leidenschaft in Geberden auszudrüken ist, so hat es Morrocchesi gethan. Das Entstehen derselben bis zu ihrem höchsten Punkt drükte er in den leisesten Uebergängen aus, und jedes Wort, das ihm in die Seele geworfen wurde, schlug in der Sprache des Körpers

die geziemenden Saiten an. Jene gespannte Aufmerksamkeit, das langsame Erheben des Armes, das Ausstreken des Zeigefingers, das Beissen des Daumens, das Schwellen der Unterlippe mit den knirschenden Zähnen, die gefaltete Stirne, das rollende Auge, das fürchterliche Aufblasen der Nüstern — dies war die Gradazion des Neronischen Zorns, wie ihn Morrocchesi darstellte. Und in der Furcht, das Zittern des Tons, die unstäte Richtung des Auges, die immer wechselnde Haltung der Glieder und Stellung des Körpers, das unsichere Auftreten des Fufses, das plözliche und häufige Aendern des Plazes, auf welchem er stand, und dann das leidenschaftliche Anfassen Tigellino's, die Eile, mit der er ihm befielt, das Volk auf jede Weise zum Gehorchen zu bringen:

Nach Gefallen
Verstelle dich, sag zu, versprich, betruge,
morde,

Gold, Schreken, Waffen, Worte, alles magst
Du brauchen, bringst du sie zur Ruhe nur.
Geh, fliege, komm zurük —

dies drükte er durch ein plözliches Anfassen Tigellino's durch ein Fortreissen, Fortschieben desselbigen ganz vortreflich aus.

Es ist unbegreiflich, wie dieser Schauspieler seinen Körper und namentlich seine Mienen in der Gewalt hat. Wie Nero Poppea liebt, habe ich schon gesagt, im Zorn. In der Stelle, wo sie zu ihm spricht:

. . . . . Zuerst bestürzt
Durch unverschämtes Volksgeschrei warst du,
Als die Oktavia zurükgekehrt. Nun siehst du,
Wie frecher Muth sich kühner jezt ergeht;
Darum erschroken —

greift ihm das, **erschroken**, heftig an seinen Stolz:

. . . . ich erschroken? —

das er zur Antwort giebt, zeigt schon den

Anfang des furchtbarsten Grimms. Während sie weiter spricht:

Ich weifs, wie in der Rachelust verharrt
Dein starkes Herz; doch halb sind deine Mittel:
Und wiederholten Schmähungen bleibst du
Indessen ausgesezt. Noch mufst du ja
Des Seneka anmassendes Geschwäze
Anhören; du begreifst —

steigt sein Grimm auf den höchsten Grad. Er wendet sich mit dem völligen Ausdruk desselben im Gesicht gegen sie, und sein abgebrochenes:

. . . . ich erschroken?

bringt sie auf einmal auf eine Veränderung ihres gefährlichen Vorwurfs:

. . . für mich bist du erschroken, ja;
Denn andre Furcht ist deinem Herzen fremd.

antwortet sie ihm, und nun öfnet sich der Mund, das Auge thut sich weit auf, und er beugt das Haupt begierig horchend gegen sie

n. Während dieser Zeit sieht man, wie
in die Gesichtsmuskeln von der Anstrengung
s Zorns wieder in ihre natürliche Bequem-
hkeit zurüklegen, und er wird zärtlicher
s je.

Die erste Frau, Assunta Perotti, hatte den
ichter nicht verstanden. Einzelnes gab sie
hr vorzüglich, aber ihre ganze Rolle war
richtig aufgefafst. Eine sanfte hohe Dul-
rin sollte Oktavia seyn; aber sie brach
ehreremale heftig los. Manche schöne Kör-
rdarstellung entwikelte sie in ihrem Spiel;
anches gab sie treu und wahr; aber sie
ufs in den höchsten Momenten der Leiden-
haft seyn, um etwas zu leisten. Die Gra-
zion derselben versteht sie nicht. Wahr
nd schön starb sie; nur liefs sie das Gift
rasch wirken, und äusserte die Krämpfe
nd die Entkräftung zu schnell. Dadurch
urde die Sterbescene zu lang, und die Rüh-
ung durch das Hinhalten geschwächt, ob

sie gleich Jedem durch ihr wahres Spiel, ihr konvulsivisches Zerren und Festhalten am Kissen des Stuhls Beifall abzwang.

Brunacci machte den Seneka, aber auch nicht zu meiner Befriedigung. Ueberhaupt schwer ist es, diese Rolle ächt stoisch für ein Publikum zu geben, das nichts von Stoicismus weifs. Seine Kunst schränkte sich daher auf schöne Deklamazion, einige wahre Thränen, und ein verklärtes Lächeln des Weisen ein: aber es war vielleicht mehr historisch wahr, als poetisch schön, da er einmal über Nero's Drohungen gegen ihn zitterte.

Heute wurde Molière's Tartüffe gegeben. Brunacci machte den Tartüffe ganz vorzüglich. Er erschien in dem Aufzug eines Bacchettone, welche in Toskana bekannt genug

sind, und ganz für diese Rolle passen *). Er gab sie mit tiefem Studium, und mit bewunderuswürdigem Ausdruk und Wechsel der Geberden. Aber eben weil darin, so wie in der demüthigen Stellung und dem Ton der Worte, der etwas besonders affektiert Hingebendes hatte, seine vorzüglichste Kunst bestand, so läfst sich beinahe nichts darüber

*) Diese Sekte, welche in Florenz entstanden ist, ehemals sehr ausgebreitet war, aber heutzutage nur noch wenige Mitglieder zählt, ist eine Art von katholischen Pietisten, oder besser vielleicht, Separatisten. Der Frömmler Cosmus III, begünstigte sie sehr, und man kann den Geist seiner Regierung am besten nach der von ihm gegebenen Verordnung beurtheilen, welche allen jungen Leuten verbot, die Häuser solcher Eltern zu besuchen, die unverheirathete Töchter hatten. Nur die Geistlichen, befahl er, sollten Ehen stiften, und, wie man versichert, sogar das jus primæ noctis geniessen.

sagen. In der Scene, wie er von Damis überrascht wird, und dem Orgon durch ein demüthiges Geständnifs seiner Sündlichkeit nun gröfseren Glauben an seine Tugend beibringt, erschöpfte er, während Orgon seinen Sohn mit Vorwürfen überhäufte, den ganzen Panthomimenreichthum seines Volks, um seinen Hohn und seine Schadenfreude auszudrüken. Da nahm er z. B. auch den Daumen in den Mund, und bifs darein zum Zeichen des Schimpfs, wie Shakespeare in Romeo und Julie einen erzählen läfst.

Der Uebersezer hatte das Stük gewaltig nach italienischem Fufse zugeschnitten. Vieles, und sehr viel Gutes ist weggeblieben, und manches hinzugethan. Die so fein geschilderte Scene des Zanks zwischen Valère und Marianne hatte ihre Naivetät verlohren. Der Auftritt zwischen Tartüffe und Elmire, während Orgon unter dem Tische stekt, wurde noch etwas fetter an Zweideutigkeiten

gegeben, unerachtet er selbst bei Moliere deren zu viele hat. Elmire mufste weit öfters husten, als im französischen Original, und das Publikum hatte grosse Freude daran.

Merkwürdig waren die Zeichen des Abscheu's, welchen das Publikum gegen Tartüffe äusserte. Wie bei ähnlichen Karakteren brach es immer in ein einstimmiges Hu! Hu! aus, und als Brunacci nachher herausgerufen wurde, so sprang er nur an den Zuschauern vorbei, als ob er fürchtete, von ihnen mit Steinen geworfen zu werden.

Audolfati hatte den Orgon ganz vortreflich gemacht, und wurde auch heraus gerufen. Nach seiner Gewohnheit sprach er einige Worte des Danks an das Publikum, deren Wesentlichstes in folgendem bestand. Sie alle würden die Trüffeln (Tartufi) lieben; nur rathe er ihnen sich vor solchen zu hüten, wie sie eben gesehen hatten.

* * *

In den italienischen Lustspielen ist die Cameriera, das Kammermädchen, ein eigener, man darf sagen bestimmter, Karakter. Sie ist hochst neugenweis, mischt sich in alles, und laist ihrer geläufigen Zunge überall volle Freiheit. Selbst bei ihrer Herrschaft spricht sie immer mit, steht hinter dem Stuhl der ersten Liebhaberin, wenn diese weinend dasizt, trostet sie, und wirft dem Vater seine Härte vor, wenn er nicht vereinigen will, was sich liebt. Durch sie gehen die Intriguen ihrer Gebieterin; dieser ist sie immer treu, wenn sie anders nicht einmal selbst auf den Geliebten derselben Jagd macht. Sie spricht in den Beiseits und in den Monologen, deren sie immer am meisten hat, hält in diesen den Faden der Geschichte zusammen, plaudert alle Geheimnisse ihres Geschlechts aus, und verrath alle Schwachheiten desselben. Die meisten Sentenzen werden ihr in den Mund gelegt, und man ist oft in Versuchung zu

fragen: wenn die Kammermädchen so klug sind, wie müssen es erst vollends die Frauen sein?

* * *

Während der Weihnachtszeit sind die Theater für die gewöhnlichen Vorstellungen verschlossen. Dafür werden dann manchmal geistliche Opern aufgeführt, bemächtigen sich aber auch nicht selten Seiltänzer der Bühne. An diese schliefst sich immer eine kleine Schauspielertruppe an, oder die Gaukler vereinigen beide Gewerbe, um neben ihren Tänzen und Sprüngen immer auch noch pantomimische Schauspiele zu geben. Alle ihre Vorstellungen sind natürlich komisch, und zwar in der allerniedrigsten Gattung, welche aber für den Beobachter dennoch alle Merkwürdigkeit hat. Sie werden durch die sogenannten Theatermasken bewegt, welche im obern und mittlern Italien gewöhnlich aus

dem Pierrot, dem Pantalone, dem Arlechino und der Rozaura bestehen.

Die komischste Rolle ist immer die des Pierrot, eines dummen, boshaften, gefräfsigen, feigen Bedienten und unbehülflichen Lummels. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem neapolitanischen Polecenella, ist aber eigentlich ein bergamaskischer Bauer. Bei den Seiltänzern macht er den Pagliasso, und sein Kostüme ist in den Pantomimen ganz das nemliche, ausser dass er in diesen das Gesicht ganz weifs gefärbt, und, statt der Spizkappe, einen Schlapphut hat, welcher auf zwo Seiten aufgeschlagen, und ganz schmuzig ist. Dieser Hut gehört hauptsächlich zu seinem Wesen; denn er ist ihm Alles in Allem, Stok, Lächer, Messer u. dgl. Er mufs, so plump er übrigens ist, gewisse Sprünge machen können, und im Todniederfallen eine besondere Geschiklichkeit haben, da ihn dieses Schiksal in jedem Stok einige Male trift. Er ist der

Einzige, welcher die Stille der Aufführung zuweilen durch einige unartikulirte Töne unterbricht.

Der Pantalone ist ein einfaltiger Alter, welcher von Jedermann, seinem Bedienten Pierrot, seiner Tochter Rosaura, und ihrem Liebhaber, dem Arlechino, gewöhnlich betrogen wird. Beinah jedesmal bekommt er am Ende von Lezterem Prügel, und verfolgt er, übrigens ohne Nuzen, die Andern mit seinem breiten Messer.

Der Arlechino ist ein verliebter, verschmizter, spizbübischer, in alle Lagen passender, Karakter. Oft kann man von ihm sagen, was Shakespeare von den Bauern, die er darstellt, bemerkt: „sie verbergen sich hinter ihre Narrheit, wie der Vogler hinter sein Pferd, um desto treffender ihren Wiz abschiessen zu können." Er hat immer mit Rosaura Liebschaft, und muſs sich dieser zu lieb in viele Gestalten verwandeln können, z. B. als Zwerg,

als Hund sogar, wo er ganz natürlich das Bein aufhebt, und den Pantalone als Ekstein gebraucht, als ein Gerippe, um den Pierrot zu schreken, welcher ihm immer in den Weg kommt, u. s. w. und er leitet überhaupt die ganze Intrigue des Stüks. Wenn er als Schuster z. B. dem Pierrot den Schuh flikt, so nagelt er ihm sicher den Fufs an den Stuhl und prügelt ihn derb durch. Giebt er ihm die Konfekte, welche er dem Pantalone gestohlen, so stiehlt er sie ihm wieder aus der Tasche, und prägt ihm die Lektion noch mit seinem Stoke ein. Auf ihn kommt beinahe alles an, und wenn es auf der Ankündigung ans Publikum heifst: tutto da ridere (alles zum Lachen), so steht in Bezug auf ihn noch dabei: e pieno di transformazioni (und voll Verwandlungen). Seine gewöhnliche Kleidung ist bekannt: aber sein Gang ist so eigen, dafs es nicht leichter ist, ihn zu beschreiben, als nachzuahmen.

Rosaura hat gar keine komische Rolle, wie das niedrig Komische überhaupt nicht für weibliche Karaktere paſst, ohne daſs sie ekelhaft werden. Sie ist nur die Axe, um welche sich die Intrigue dreht, und hat gewöhnlich wenig mehr zu thun, als einige Male über das Theater zu laufen, um gleichsam zu mahnen, daſs sie noch da ist.

Die ganze Geschichte solcher Stüke beruht darauf, entweder den Pantalone, oder den Pierrot zum Besten zu haben. Arlechino stellt zum Beispiel ein Tischchen zwischen beide, die an der Erde sizen, und trägt immer auf. So wie etwas da ist, schnappt es Pierrot immer weg, und läſst dem Pantalone das Zusehen. Ein andersmal kommt er als Postillion mit einer Peitsche auf das Theater, wo Pierrot bereits mit einer Bouteille Weins und einem Glas in den Händen dasteht. Dieser schenkt sich ein, und will trinken; aber Arlechino fängt mit seiner Peitsche an zu klatschen,

dafs jener vor Furcht immer wieder absezt. Endlich verlangt Pierrot die Peitsche, und ist einfaltig genug, dem verschmizten Arlechino Bouteille und Glas zu geben, um es eben so zu machen. Aber dieser ist nicht so furchtsam, und trinkt die Bouteille aus, während jener unaufhörlich klatscht, um ihn daran zu hindern. — Lächerlicheres, als diese Scene ist, habe ich nie gesehen.

Alle solche Stüke endigen gewöhnlich damit, dafs Arlechino und Rosaura die andern mit Schwarmern über das Theater verfolgen. — Man sieht, wie alles auf den grossen Haufen berechnet ist; aber auch ein ekler Geschmak wird hier einigen Genufs finden, und, wer es noch so ernsthaft nimmt, mufs sich doch oft beinahe vor Lachen ausschütten.

* * *

Auf den Marionettentheatern ergeht sich das Niedrigkomische in der zügellosesten

Freiheit. Nur Ein Beispiel von einem Stüke der Art, welches ich in Rom gesehen habe.

Ein Milchverkäufer kommt aufs Theater, und bietet seine Waare zum Verkauf aus. Er stellt seinen Korb an die Erde, und sezt sich. Kaum ist diefs aber geschehen, so löst sich ein Arm von ihm ab, dann der andre, dann der Kopf und die Beine, bis nichts mehr, als der Rumpf übrig ist. Plözlich entwikelt sich aus dem einen Arm ein Mädchen, welche herumtanzt und schreit: voglio marito! voglio marito! (ich will einen Mann haben!) Nun entsteht aus dem andern Arm ein Polecenell, welcher sie ergreift, und mit ihr herumtanzt. Noch ein anderer Polecenella entwikelt sich, und will auch eine Frau haben; da sezt sich der Rumpf nieder, und ergiefst aus einem gewissen Theil so viele Polecenelle von beiden Geschlechtern, dafs die ganze Bühne voll ist. Sie fallen alle über den Milchkorb her; aber plözlich fügen sich

die grossen Glieder wieder zusammen, und die kleinen Polecenelle kriechen alle wieder hinein, wo sie herausgekommen sind.

*

In Bezug auf die italienischen Theatermasken will ich hier eine Stelle aus einem (ungedrukten) Briefe des Neapolitaners Signorelli *) mittheilen. „Um den Ursprung der komischen Karaktere des modernen Theaters aufzufinden, muſs man dem Entstehen der bürgerlichen Gebräuche der Volkerschaften nachspuren, und diese durch alle ihre Wechsel und Veränderungen verfolgen."

„Der kriegerische Geist der Nazion z. B. erzeugt immer tapfere, durch Waffenthaten berühmte Männer. Die Ausartung dieses Geistes aber die Scheintapfern, jene feigen Ei-

*) Bekannt durch seine Storia de' theatri, und sein Werk: Vicende della Coltura nelle due Sicilie.

senfresser und furchtsame Haudegen, deren sich das Theater leicht bemächtigt, um sie dem öffentlichen Spott auszustellen. Die Griechen schon machten sich über diese Pseudohelden lustig, wie Aristophanes im Frieden, und in andern seiner Stuke. Bei den Lateinern waren das die Pirgopolonici des Plautus; und wir haben vom 17ten Jahrhundert an den Capitan Sparento, Fracasso, Tempesta u. s. w. Eine Nazion, welche ihren religiösen Gebräuchen mehr, als eine andre, ergeben ist, wie die egyptische und die römische, ist voll von frommen Personen, von Hierophanten, Auguren u. dgl. Die wahre Frömmigkeit gewinnt ihnen Ehrfurcht, Bewunderung und Neid, und bald entsteht natürlich das Bestreben, wenigstens durch die Nachahmung ihrer Aussenseite die Vortheile ihres Anschens zu theilen. So entstehen dann die Scheinheiligen, welche vom Leben auf die Bühne übergehen, um da im öffentlichen

Hohn und Abscheu ihren Lohn zu erhalten. Daher in den Thesmophorien die egyptischen Priester, die Intriguen der Mysterien, die Heuchler des Aretino, der Don-Gil der Spanier, der Tartuffe der Franzosen, und der Don Pilone der Italiener. Ein hoher Grad von Geistesbildung, wie er bei den Griechen und Romern und einigen neuern Nazionen statt gefunden hat, wekt auch in gewohnlichen Kopfen die Sucht, durch jenen Vorzug sich auszuzeichnen, wodurch dann der Karakter des Pedanten bald fertig ist. Originale davon fanden sich in Athen, in Rom, in Florenz, Madrid und Paris. Daher der Fidenzio verschiedener Gattung, welcher durch lange Perioden, und gelehrte Broken Staunen zu erregen sucht. Ihn nimmt das Theater mit Vergnugen auf, so beschwerlich er der Gesellschaft ist. Bologna, das seit dem 15ten Jahrhundert sich mit Eifer und Erfolg dem burgerlichen Recht ergab, und den Alciato,

Bartolo, Bassi hervorbrachte, gewann sich Bewunderung und Beifall. Aber, wer auch an jenem Ruhm keinen rechtmässigen Antheil hatte, wollte ihn sich dennoch nehmen, und so fand sich schon seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts der Dottor Balanzoni, aus Bologna, auf der Bühne ein. Neapel, das sich frühe, besonders unter den Anjou's, durch gleichen Vorzug mit Bologna, auszeichnete, warf auch solche Scheindoktoren auf, welche indefs bald unter der Gestalt unwissender Curialen, von übertrieben ernsthaftem Aussehn, auf dem Theater entlarvt wurden. Im 17ten Jahrhundert waren die Pantaloni, Brighella's, Arlecchino's und Balanzoni ranzig geworden. Auch die römischen Gelsomini, die florentinischen Cispi, die Falloppi und Pagliacci wurden auf die Karren der Seilspringer und Tänzer verwiesen. Selbst der Pulcinella der Neapolitaner langweilte in den lezten Jahren des Domenico Antonio Fiore durch die ewige

Wiederholung seiner Späße, und der Maler Agostoro Russo war seinen Landsleuten sehr willkommen, als er in dem Pascariello einen neuen, dem Doktor von Bologna verwandten, komischen Karakter aufstellte. Aber er endigte mit seinem Erfinder gegen Anfang des 18ten Jahrhunderts wieder. Zugleich mit Russo lebte ein Schriftsteller, welcher einige brave Opern dichtete, und verschiedene, im neapolitanischen Dialekt geschriebene, Stüke verfafste, welche voll Salz sind. Er hiefs Gennaro Antonio Federici, und spielte selbst auf der Bühne mit. Hier nahm er den Titel des Notars, Prospero Battipaglia (Strohdrescher), an, welcher nachher zum Don Fastidio der Neapolitaner geworden ist, und belustigte lange seine Landsleute aufs herrlichste."

Neapel, den 28. August 1804.

Es gehörte zu der Mode des Tages, den Vesuv zu besteigen. Nicht die alles besichtigenden Fremden waren es allein, die den Weg in Schaaren machten. Die Neapolitaner selbst, welche sich bisher begnügt hatten, ihren launischen Nachbar in der Ferne anzustaunen, setzten sich in Bewegung. Sogar die ersten Damen der Stadt hatten das grosse Wagstuk unternommen, und waren bis zum Eremiten geritten, um bei ihm zu Nacht zu essen, und sich in das Buch zu schreiben. Von mehreren war selbst die Heldenthat glüklich bestanden worden, sich bis an des Kraters Rand hinaufschleppen zu lassen. Was es da zu erzählen gab! Die Herzogin M., die Fürstin P., die Marquise B. waren da gewesen, und hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als in allen Zirkeln herum zu fahren, ihr Wagstük zu erzählen, und den reichlichen Weih-

rauch, der ihnen für ihre Grofsthat geopfert wurde, einzuathmen. Schon drei Monate hatte ich mich in Neapel aufgehalten, ohne weiter, als an den Fufs des Berges gekommen zu seyn. Meine Aetnareise war mir noch in zu frischem Andenken, als dafs meine Lust so gar grofs hätte seyn können. Nun aber, nachdem in der Nacht vom 11ten August, da ich gerade beim stillsten Wetter von Ischia nach Neapel herüber fuhr, der Berg nach einer beinahe zehnjährigen Pause sich mit Rauch und Feuer wieder öffnete, war meine Neugierde zu sehr gereizt worden, um das seltenste Schauspiel der Natur zu versäumen. Und doch hatten mich verschiedene Umstände mehrere Wochen hingehalten, dafs ich mich nur mit der Erzählung derer begnügen mufste, welche, voll von dem Wunder, was sie gesehen hatten, überströmend von Bemerkungen und Erzählungen der Gefahr, die sie ausgestanden, zurückgekommen waren. Ueberall

frug man mich: sind Sie auf dem Vesuv gewesen? — Ich mufste mich am Ende schämen, mit Nein zu antworten.

Sie konnen denken, dafs es dieser Schaam nicht bei mir bedurfte. Was einzig in seiner Art ist, das mufs man nicht versäumen; und wer die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter in Rom, die Girandola von der Engelsburg gesehen hat, müfste, schon der Vergleichung wegen, neugierig seyn, dieses Feuerwerk zu sehen. Bereits mehrere Wochen hatte ich den Vesuv mit Aufmerksamkeit in der Ferne beobachtet. Bei Tage war nie was anders, als ein diker, aus ihm hervorsteigender, Rauch sichtbar, welcher sich manchmal in einer geraden Säule aus dem Berg erhob, die sich oben, wie ein Kapital, ausbreitete, und ein Himmelspfeiler zu seyn schien. Oefters noch zog sich von der Spize dieser Dunstsäule ein langer Streif in den Himmel, welcher sich, wie eine Fahne, ganz bestimmt in seinem Umrifs abzeichnete:

und die Wirkung dieser Ansicht war um so grosser, wenn der Himmel sonst ganz klar war, oder wenn sich des Abends noch der helle Mond in seine Nähe gepflanzt hatte. Manchmal, besonders gegen Abend, schien sich die Wolke auf die Erde herab zu senken, und hullte den Uferkreis von Portici, mit dem Landereien an des Berges Fufs, in einen trüben Schleier ein, der das Gemüth bei seiner Ansicht bange und ernst macht, als ob es grosser Dinge gewärtig wäre; und diese Beklemmung der Brust wird um so länger, wenn man weifs, dafs bei nahen Erdbeben die See gewöhnlich in dieser Grabesruhe zu liegen pflegt. Sinkt dann die Sonne tiefer hinunter, so verschwindet der Nebel nach und nach, oder sammelt sich in grössern Massen zusammen, welche dem Auge wenigstens bestimmte Umrisse zeigen. Jeden Abend, gleich nach Sonnenuntergang, waren seit mehreren Wochen immer Flammen auf des

Berges Spize sichtbar geworden, welche sich in ein grösseres Feuer ausdehnten, je tiefer die Nacht herab sank. In dem Maafse röthete sich auch der aufsteigende Rauch stärker oder schwächer. Nach den Veränderungen, welche im Krater selbst vorgiengen, gestalteten sich die Formen des Feuers, und ich habe es mehreremale einen regelmäfsigen Triangel darstellen sehen, welcher mich an die symbolische Vorstellung der Dreieinigkeit erinnerte, wie man sie häufig in unsern Religionsbuchern antrift. Oft dehnte es sich auf einer Seite gegen aussen schnell an den Berg herab, und wekte die bange Erwartung eines zerstorenden Lavastroms.

So änderte sich für ein aufmerksames Auge des Berges Ansicht jede Nacht. Am merkwürdigsten aber, wenigstens für mich, zeigte er sich mir jedesmal Abends, wenn ich ihn von Villa reale aus (dem öffentlichen Spaziergang der Stadt auf der Seite des Posilipo)

betrachtete. Der hohe Hügel Pizzifalcone, mit seinem Häuserkranz, versteckte dem Auge den Berg, aber nicht so sein Feuer, und seinen Purpurrauch. Aus den Häusern dieses Quartiers schienen beide hervorzubrechen, und mir kam immer meine Jugenderinnerung an den Brand, der meine Vaterstadt halb aufzehrte, wieder in den Sinn.

Im Ganzen wollte man aber bemerken, daß die Stärke der Eruption sich gewaltig vermindert hätte. Mir schien es nicht so: aber manche meinten in der, sich gleich bleibenden, Stärke des Feuers das allmählige Abnehmen desselben, bis zum gänzlichen Stillstand, zu erkennen: andere fanden darin die trugvolle Ruhe eines Elements, welches in seinem Innern rast, bis es die Hülle sprengt, und Tod und Zerstörung um sich schleudert; und diese führten mit allem Rechte die lange Stille des Berges an, während der sich die vulkanische Masse in seinem Bauch beträcht-

lich angehäuft haben müsse. Sie sprachen noch von dem ganz neuen, mir gleichfalls von dem Eremiten bestätigten, Phänomen, dafs alte, langst erkaltete, zum Theil schon wieder verwitterte, Lava zu rauchen angefangen habe; und ich mochte noch die verschiedenen Nachrichten über andere Vulkane anführen, welche Bewegungen an sich verspüren, und bei der, wahrscheinlich allgemeinen, Verbindung aller dergleichen Naturphänomene, auf eine Revolution im Innern der Erde schliessen lassen, die auf eine oder die andere Weise gewaltsam ausbrechen mufs. So schreibt man mir aus Catania vom 16ten Juli: „dafs der Aetna aufgehört habe zu rauchen (welches immer als ein Vorbothe eines Ausbruchs angesehen wird), dafs man einige starke Erdstosse verspürt, und mehrere Tage lang in der bangen Erwartung eines Ausbruchs geschwebt habe, bis ein 24stündiger, fürchterlicher Sturm eine solche Bewegung

in der Natur hervorgebracht, dafs der Berg wieder zu rauchen anfieng, und so die Furcht vor den Dingen, die da kommen sollen, vorüber gieng." Aehnliche Beobachtungen will man am Stromboli und der Solfatara gemacht haben, welche freilich alle beweisen, dafs es im Innern der Erde noch nicht ruhig ist.

Alles dieses habe ich in der Ferne vom Vesuv gesehen und erfahren. Ich schike es der Erzählung meiner Reise auf den Berg selbst deswegen voraus, weil ich immer gerne Erfahrungen in derselben Zeitfolge darstelle, in welcher sie mir aufgestossen sind.

Abends um 8 Uhr, also bei Sonnenuntergang, kamen wir in Portici an. Da, wo sich Resina mit der letztern Stadt durch eine grosse Strasse vereiniget, harrten die Landleute an Duzenden mit Eseln und Maulthieren. Erst konnten wir gar nicht aus dem Wagen steigen, so zudringlich umringten sie ihn, uns wetteifernd ihre Dienste anbietend. Als

es uns endlich gelungen war, schlossen sie uns an eine Mauer so sehr mit ihren Thieren an, dafs wir kaum durch die Drohung offene Bahn gewinnen konnten, sogleich wieder nach Neapel zurükzufahren, wenn sie uns nicht frei lassen wollten. Aber auch das half wenig. Wir konnten am Ende nichts bessers thun, als geradezu die Thiere, welche uns am besten gefielen, zu bezeigen, und so die Menge zu zerstreuen, welche nun ihr Zudringen vergeblich fand.

Der Weg am Berg hinauf ist lange Zeit sehr gut, ob er gleich häufig über alte Lavaströme führt. Er dreht sich so, dafs man anfangs dem Krater gleich ganz nahe zu kommen glaubt, aber oben immer mehr gewahr wird, wie man sich von ihm entfernt. Es sind herrliche, fruchtbare Gefilde, durch die wir ritten; allein die Nacht zeigte uns nur die vielen Bäume, und in den schönsten Effekten oft das hochrothe Bergfeuer durch

ihre Aeste schimmernd. Wo die Aussicht wieder freier wird, erblikten wir links auf der Hohe ein einsames Licht, woran wir die Wohnung des Eremiten erkannten, und von da bis nach des Vesuvs Spize hin viele Fakeln, welche uns schon zum voraus den Weg zeigten, den wir zu nehmen hatten. Wir kamen endlich bei dem Eremiten an, und wurden freundlich von ihm aufgenommen und bewirthet. Erzählungen von Berggeschichten, Durchblättern des Buches, worin die Reisenden nebst ihren Nahmen auch ihren Empfindungen, da gewesen zu seyn, ein längeres Dasein zu geben suchen, unterhielten uns mit dem guten Sommawein, welcher uns vorgesezt ward, nicht ubel. Es mufste interessant, wenigstens spafshaft seyn, aus diesem Buchlein einen Auszug zu machen, denn wir mufsten oft laut auflachen, wenn wir die mancherlei Denkschriften lasen, welche sich die Leute hier sezten. Viele schienen

das Büchlein als ein Stammbuch angesehen zu haben, und hatten sich auch mit Stammbuchsprüchlein verewigt; andere hatten sich auf diesem beschwerlichen Lavagrund, es mochte gehen, wie es wollte, auf den Pegasus geschwungen; man konnte sich aber der Bemerkung nicht erwehren, dafs sich das arme Musenpferd, obgleich den Wolken so nahe, doch auch nicht Einen Zoll über die Erde erhoben, sondern vielmehr tüchtig auf dem unebenen Grund gestolpert haben müsse.

Lucian Bonaparte, welcher im Januar mit seiner Gemahlin, und mehrern andern Franzosen oben gewesen war, deren sämmtliche Bildnisse mit Kohle ziemlich treffend von einem französischen Künstler — ich glaube Vicar — an der Wand gezeichnet waren, hatte sich begnügt, ein blofses B zu schreiben; aber Mad. B.... hatte sich desto freigebiger mit bouts rimés verunköstet. Der französische Gesandte wollte in einer komi-

schen Erzählung den staunenden Leser glauben machen, dafs er noch weiter hinauf gestiegen sei; aber eine Gesellschaft Engländer, welche in derselben Nacht die Reise gemacht hatten, straften ihn auf der Stelle Lügen, und liessen ihren Nationalhafs noch auf eine andre, eben nicht sehr anständige, Weise aus. Denn billigen kann man ihre albernen Zusaze doch nicht, wenn es auch gleich jedermann auffallen mufs, dafs man ein brauchbarer Diplomatiker seyn kann, ohne gerade ein witziger Kopf zu seyn. Dergleichen Bewegungen liessen sich noch mehrere machen, wenn diese Inscriptionen mit eben so viel Wiz erortert wurden, als die Gruters Gelehrsamkeit angewandt haben, die alten Inschriften zu erklären.

Wir hielten uns aber dazu nicht lange genug auf, und stiegen wieder zu Esel. Ueber einen wilden Lavastrom gieng der unebene Weg anfangs, bis er in der Nähe des Kraters

steiler wurde. Hier mufsten wir von unsern Thieren absteigen, und ein jeder Führer hieng sich einen starken Strik um die Brust, an welchem er, so es der Gefährte verlangte, ihn nachschleppte. Beschwerlich zwar in die Höhe, im tiefen Lavasand, gieng es im Anfang, aber doch nicht so, dafs wir hatten in Versuchung kommen können, die Hulfe unserer Führer zu nuzen. Bald aber war es anders. Der Weg wurde so steil, führte so gerade an dem Krater hinauf, dafs einen bald der Athem, später die Kräfte verliessen, selbst ohne Hulfe zu steigen. So lange, als möglich, widerstanden wir der Versuchung, das Gängelband unserer Führer zu ergreifen; denn wenn wir uns auch nicht der Unmacht geschämt hätten, so schien es uns unmenschlich, uns von den Armen einen Weg emporschleppen zu lassen, der für sie doch eben so beschwerlich war, als für uns. Hinter uns, vor uns sahen wir ganze Züge von

Wallern, von denen wir nur das laute Athmen, nur das Mutheinsprechen der Führer vernahmen. Einer ganzen Kette von funfzehn Personen begegneten wir hier, welche sich Arm in Arm an einander angeschlossen hatten, um sich so gegenseitig die Mühe zu erleichtern und zu erschweren. Die grossern Ringe in der Kette machten die armen Führer, welche mit ihren grossen Stäben in der Hand und mit vorwärts gebeugtem Körper, die Last nach sich zogen. Ich hatte viel auf meiner Aetnareise ausgestanden, denn den ganzen Weg, von der Ziegelhöhle bis nach des Berges Spize, machte ich zu Fuss; aber nirgends war der Weg so steil, nirgends sank ich so tief in den Lavasand hinein, wie hier, sonst wäre es eine wahre Unmöglichkeit gewesen, die Mühe zu bestehen. Hier dauerte sie kurz: aber sie war desto beschwerlicher, und ich bewundere wirklich den Muth der Frauen, welche sich bis an den Krater hinaufgearbeitet haben.

Von Zeit zu Zeit mufsten wir Ruhepunkte machen, um wieder Athem zu schöpfen. Da hatten wir dann Zeit, unser Auge nach dem Feuer emporzurichten. Wie ein Kranz umgab es oben die Schattenmasse des Berges. Als Schatten malten sich in den Flammen die Gestalten derer, welche schon am Rande standen, ungefähr so, wie ein glaubenvolles Auge die Spize des Brokens bevölkert sieht. Aber man hat kaum sich erholt, so wird man durch den Führer ermuntert, weiter zu steigen, und mit neuem Muthe fafst man das leitende Band und schreitet vorwärts.

Wir hatten des Kraters Rand erreicht, und blikten hinunter in das schauerliche Thal, wie es von feurigen Bergen unterbrochen ist. Wirklich ist der Krater einem, rings von steilen Felsen und Sandwänden umschlossenen, Thale gleich. Die verschiedenen Oefnungen, welche das Feuer seit einigen Wochen in demselben gebildet hat, haben eben

so viele Hügel aufgeworfen, die es schwer machen, eine ausführliche Beschreibung davon zu geben; aber mitten unter ihnen hat sich Einer gewaltig aufgethürmt, aus welchem das Feuer mit furchtbarer Gewalt ausbricht. Nicht in gleichem Maafse strömt der Flammenstrom in die Höhe; in Absätzen braust er stärker und schwächer empor, und die Flamme bildet über die runde Linie des Hügels ein halbes Feuerrad, welches die wechselndsten Farben- und Formenspiele darstellt. Mit den drei kleinen Nebenöffnungen, aus welchen die Flamme mit einer Gewalt wie aus einer Sprütze hervordringt, könnt' ich den Feuergraus mit nichts anderm, als mit dem Aufsieden des Wassers in dem Bassin einer Katarakte vergleichen, ungefähr wie sichs im Sturz des Velino, bei Terni, darstellt. In grossen Massen dringt das Feuer aus dem Schlunde empor, breitet sich in der Luft aus, und macht nun die herausgewor-

fenen Massen sichtbar. Es sind grosse durchglühte Steine, welche in der Luft vielzackichten Sternen ähnlich sind, und, weil sie meist in die Oefnung zurükfallen, aus welcher unaufhörlicher Qualm von Luft, Rauch und Feuer herausdringt, ganz langsam sich wieder herabsenken. Daher hört man zuweilen ein verworrenes Getöse in dem Innern des Berges, welches durch das Aufbrausen des Feuers unterbrochen wird, hört die ausgeworfenen Steine am Kegel herabkollern, fühlt den Boden unter sich erzittern. Sonderbar und wechselnd, wie die Richtung und die Gewalt der sich herausdringenden Luft ist, gestalten sich die Flammen, und bilden oft runde Rauchwolken, welche mit Feuer gesäumt sind. Hoch zum Himmel steigt der purpurgefarbte Rauch, sammelt sich in die schwarze Wolke, welche hinter dem Berge steht, und löscht das Mondenlicht so stark, daß man kaum mehr das freundlichste aller Gestirne erkennt.

Wen der Anblik nicht zu stark ergriffen hat, dem müssen Dante's Bolgie in den Sinn kommen, wenn er an diesem Zerstörungsabgrunde steht, und hinabblikt. Die verschiedenen Thäler in demselben mögen ihm die einzelnen Abtheilungen der Schauerwohnungen der Verdammten seyn. Schwarz und Nacht liegt eins da; in Purpurroth glüht das andere: auf das neben ihm liegende stromt ein unaufhorlicher Feuerregen herab; weiterhin steht eine See von durchgluhter Lava; oben herunter hängt ein grauer Fels, der jeden Moment Einsturz droht; in den Feuerschlunden unten scheinen Hollengeister zu hausen, und wenn man keinen Verdammten erblikt, so möchte man hoffen, die ewige Barmherzigkeit habe in dem klaren Mond herabgelächelt.

An des Kraters Rand geht man nach der südlichen Seite, wo man unten fortgluhende Lava sieht. Vielleicht konnte man hier

hinabsteigen, und einer der Führer that es auch neulich, um die Fakeln an der Glut anzuzünden; aber zu nichts hilft es, ein Wagestük zu bestehen, wo nichts zu lernen und zu sehen ist; denn in der Entfernung stellt es sich dem Auge doch grösser dar, wo es einen grössern Raum übersehen kann.

Das aber mufs ich gestehen, dafs meine Erwartung nicht übertroffen wurde. Es ist ein Anblik, grofs, einzig in seiner Art: aber diese Feuermasse scheint einem viel zu klein in Vergleichung mit den Verheerungen, welche sie sonst angerichtet hat. Fügte sich nicht der Gedanke hinzu, dafs das Feuer nun schon mehrere Wochen fortlodert; knupfte sich nicht an ihn die Vorstellung von der ungeheuren Glutmasse in des Berges Innern, welche die Konsumtion von Jahrtausenden nicht zu erschopfen vermochte, so könnte man beinahe unzufrieden mit dem, was man gesehen hat, wieder weggehen.

Nie habe ich den Berg bei Tage in dieser Höhe erblickt. Aber auch hier, und bei der Kenntnifs der Richtung der ältesten Lavaströme, drängte sich mir der Gedanke auf, dafs der Vesuv und Somma ehemals nur ein einziger Berg gewesen seyn mussen, und dafs der tiefe Raum, welcher beide jetzt trennt, desselben zusammengestürzter Krater ist. Diese Erklärung giebt dem Berge ein weit majestätischeres Ansehen, als er heutzutage hat, da er, in Vergleichung mit dem Aetna, nur ein Kind scheint. Sie dient auch, die grössere Ausdehnung der Eruption zu erklären, welche der jüngere Plinius beschreibt, und in der der ältere sein Leben verloren hat.

In Vergleichung mit dem Aetna aber unterscheidet sich besonders die Lava beider Berge, so wie die Art der Ausbrüche, sonderbar von einander. Der Aetna formiert immer zwo Oefnungen, durch deren eine die Lava, durch deren andre die Luft und die

Steine hervordringen. Die leztere wirft natürlich alles in senkrechter Linie in die Höhe; die zwote gießt sich immer auf des Berges Seite aus, da hingegen beim Vesuv gewöhnlich Eine Oefnung Lava, Feuer, Steine und Luft herausstoßt. Im Ganzen hat sodann die Lava des Vesuvs einen weit wildern Karakter, welches sich auch schon in der äussern Ansicht der längst erkalteten zeigt, und dessen Grund wohl eben darin zu suchen ist, daß aus derselben Oefnung sich immer Steine und Sand und Luft mit der Lava ergiessen, da die Aetnalava meist reiner, vulkanischer Guß ist. Die leztere hat sodann noch das Eigene, daß sie, so wie sie an die Luft kommt, plözlich erkaltet, und eine harte Schale über sich bildet, unter welcher aber der Glutstrom noch immer ungestört fortfließt.

Das Herabsteigen von dem Krater ist ohne alle Beschwerde, und könnte vielmehr ein Scherz genannt werden. Es geschieht auf

einer ganz andern Seite, wo der feine Lavasand eine sehr jähe Wand bildet, auf der man an dem Arme des Führers hinabgleitet, und so in fünf Minuten den Weg zu des Eremiten Wohnung vollendet, zu welchem man im Hinaufsteigen drei Viertelstunden gebraucht hat.

Wir kamen Nachts um vier Uhr wieder in Neapel an, da die lärmvolle Stadt in tiefer Todesruhe lag. Sehr ernst machte mich dieser Anblik. Es erinnerte mich an das, was diese ungeheure Stadt noch werden kann, wenn das unterirdische Feuer, das rings um sie herum glüht, und vielleicht unter ihr lodert, einst seine Schale sprengt. Um so mehr Veranlassung zu diesem Gedanken hatte ich, da die hiesigen Naturforscher die Vorzeichen eines nahen Erdbebens erkennen wollen: da in ganz Europa die Natur sich in gewaltsamen Bewegungen zeigt: da das Bild von Messina und Kalabrien mir noch vor dem Auge steht, und die ungeheure Zeit, in der wir uns befinden, neue Wunder erwarten läßt.

Neapel, den 1. September 1804.

Meine im vorigen Brief geäusserte Vermuthung ist eingetroffen. Der Berg hat sich nichts weniger, als beruhigt. Es ist vielmehr ein wirklicher Lava-Ausbruch erfolgt, der noch im Fliessen ist. Er hat seine Richtung auf der Seite von Torre del Greco genommen. Dahin gieng auch unsre Reise gestern Nacht, und wir kamen in tiefer Dunkelheit an.

Der Weg war sehr lebhaft. Die Mode, auf den Berg zu steigen, hat, statt sich zu vermindern, zugenommen. Es ist eine Lustpartie geworden, und man spricht von der Partita della Montagna wie von einer Gesellschaft, welche man auf den Jahrmarkt von Aversa macht. Im Theater entschliefst man sich häufig noch zur Reise. Wenn der Tanz geendigt ist, fährt man, statt nach Hause, oder in eine Spielgesellschaft, nach Portici, und jezt nach Torre del Greco.

Wir hatten unterwegs mehrere Male stille gehalten, um die malerische Ansicht des grossten Naturspiels zu geniessen. Der Vesuv senkt sich, gegen Torre del Greco zu, sehr sanft bis ans Meeresufer herab. Er ist auf dieser Seite am lieblichsten angebaut, und die freundlichen Rebenhügel schliessen sich an die schöne Ebene, in welcher das alte Pompeji lag, und die sich in einer gefälligen Umkrummung bis an den Berg von Castellamare hinzieht. Dieser ganze Abhang, von der Spize des Berges an bis herab, stellte sich in der Entfernung mit einem blutigen Feuersaum dar, aus dem sich an verschiedenen Stellen stärkere Flammen erhoben, welche manche glauben machten, dafs es eben so viele Feueröffnungen im Berge seyen. Aus diesem Saume stieg eine, eben so lange, Rauchwolke empor, welche ganz roth gefärbt war, und sich nach und nach in das dunkle Aschengewolke verlor, welches sich vom

Berge aus furchtbar über die See hinauslegte. Denken Sie sich dieses brennende Gemälde, wie es in der schwarzen Nacht dasteht, und sehen Sie es mit der Ruhe an, womit ein Fremder hinblikt, wenn er sich nicht der zahllosen Thränen erinnert, welche die zerstörten Felder auspressen — und Sie sehen, was Ihnen kein Kunstler, kein Panoramazauber zu zeigen vermag.

Auf der südlichen Seite von Torre del Greco stiegen wir durch die Felder hinauf. Der Weg war alter Lavasand, aber nicht beschwerlich. Er verliert sich endlich in die Rebenpflanzungen, und vor dem wollüstigen Gebusche sieht man oft kaum die ungeheure Glut. Endlich waren wir dem Einen Lavastrom nahe genug gekommen, um ihn in einer Entfernung von zwanzig Fufs unten fliessen zu sehen. Auf einem Hügel, an dessen Fufs er sich hinwand, giengen wir noch weiter in die Höhe, bis er ein Vorgebirge

bildete, welches sich in einen Glutsee hinein erstrekte. Auf seiner Spize standen wir, und sahen hinauf und hinunter. Aber, wie wäre ich im Stande, Ihnen das zu beschreiben? Gerade vor uns stand der Berg. Von seiner Spize herab stürzte sich über einen Abhang von mehrern hundert Fufs ein Feuerstrom, und bildete eine Kaskade, einzig in ihrer Art. Wegen der Entfernung bin ich nicht im Stande, Ihnen die Breite dieses Stroms anzugeben; aber dafs er sehr breit seyn mufste, bewiesen die drei furchtbaren Arme, in welche er sich unten theilte. Gleich nach seinem Sturze bildete er zween Ströme, deren einer sich gegen Torre del Greco ergofs, der andre seine Richtung mehr gegen die Seite von Pompeji nahm. Der leztere arbeitete sich in vier verschiedenen Kaskaden herab, welche sich unten wieder in Einen Strom vereinigten. Der erstere hingegen flofs eine Zeitlang fort, bis er sich an dem Hügel, auf dem wir

standen, in zween Arme theilte. Der nördliche und geringere ergofs sich in das angebaute Feld, und hatte bereits die herrlichsten Rebenpflanzungen zerstört. Er wendete sich mit langsamem Gange immer weiter in denselben hinunter, und konnte wohl noch einem Theile von Torre del Greco gefährlich werden. Rings herum standen die Traubenstöke, welche fast unter der Last ihrer Früchte zusammenbrachen. Aber von Stunde zu Stunde trokneten sie mehr aus, welkte ihr Laub, schwand der Segen des Herbstes dahin, und die armen Landleute arbeiteten Tag und Nacht, die unreifen Früchte zu sammeln, um dem wilden Berge doch wenigstens diesen kargen Raub zu entreissen.

So lange als möglich standen wir auf diesem gefährlichen Vorgebirge. Rauch, Asche und Hize nöthigten uns aber bald, uns zu entfernen, und wir liessen uns nun dem Mittelarm des Glutstroms nahe führen. Gerade

ergofs er sich zum Glük über einen etwa hundertjährigen, noch nicht Leizenen Lavastrom herab, und in einen ziemlich breiten Weg hinein, welcher hier nach dem Berge führt. Er gieng sehr langsam, und wir konnten in einer Entfernung von drei Schritten gerade vor ihn hintreten, und auf Momente uns ihm so sehr nahern, dafs wir sogar mit unsern Stoken darin rührten. Ohne vieles Gerausch, etwa wie wenn man Ziegel uber einander wegzieht, bewegte er sich gegen uns zu. Er hatte hier eine Breite von etlichen zwanzig Fufs, und eine Hohe von vieren.

Ich hatte, wie Sie sehen, hier Gelegenheit genug, die Lava ganz in der Nahe zu sehen. Meine Vorstellung von ihr fand ich ganz verschieden von dem, was ich sah. Ich hatte mir, der Aetnalava ähnlich, einen reinen Gufs gedacht, welcher, gleich einem geschmolzenen Metalle, fliefst. Allein er ist, dem Ansehen nach, nichts als ein Strom

von gröfsern und kleinern Kohlen, welcher, so wie sich eine grosse Last über ihn herschiebt, auch unten weiter vorwärts gedrukt wird. Darum ist der Weg, den er nimmt, auch so langsam; ist es unbegreiflich, wie sich nicht jedermann leicht vor ihm flüchten kann; ist es sogar ins Auge springend, dafs man durch gute Anstalten dem Strome selbst eine beliebige Richtung geben könnte.

Da, wo sie sich nicht von der Höhe herunterstürzt, sieht die Lava auch gerade wie Kohle aus, welche zwar rüstig glüht, aber auf ihrer Fläche schon Asche gebildet hat, die an vielen Orten weggeblasen, oder durch die Bewegung des Ganzen aus ihrer Lage gebracht wird.

Gegen das Kloster d. Camaldoli nahm der dritte Arm des Stroms seine Richtung zu. Hier schien er am gefährlichsten zu seyn; aber hier hat man doch den Trost, dafs es nur ein Kloster trift, dessen Mönche sich

gewifs zeitig genug entfernen werden, wenn ihnen Gefahr drohen sollte. Der Ort war zu weit entfernt von uns, um noch hinzukommen, der Morgen ganz nahe; wir eilten daher nach Hause, nachdem wir uns erst vorher mit dem edlen Syrakuserwein erquikt, welchen Landolina aus freundschaftlicher Sorge mitgenommen hatte.

Neapel, den 14. *November* 1804.

Ich habe seit meinem lezten Briefe wieder verschiedene Reisen nach der Seite des Vesuvs gemacht, wo die Lava flofs. Ich wufste Ihnen aber nichts Neues darüber zu sagen, und gedachte die Ruhe des Berges abzuwarten, um seinen Krater zu besuchen.

Ob er gleich abwechslungsweise bald minder, bald stärker rauchte, so konnte man doch sagen, dafs die Eruption vorüber sey. Ich entschlofs mich daher, die Einladung zu benuzen, welche Herr von Kozebue mir machte, ihn auf den Berg zu begleiten. Wir fuhren gestern Morgen um neun Uhr aus, und erreichten gegen Mittag den Fufs des Aschenkegels.

Gerne machte ich Sie manchen Blik in die Tiefe hinunter thun lassen, wie sie beim klarsten Wetter von der Welt vor unsern Augen lag, wenn es möglich wäre, diese

reizvolle Mannigfaltigkeit der grossen Ansicht des Meerbusens von Neapel, vom Capo di Mese an bis hinaus an das Vorgebirge von Gaeta, mit ihrem Inseln- und Städte-Reichthum, zu schildern. Eilen Sie lieber mit mir den beschwerlichen Pfad bis an den Krater hinauf; ich will Ihnen selbst die Ruhepausen erlassen, welche wir, um wieder Athem und Kräfte zu sammeln, machen mußten.

Wir kamen auf der Seite des Kraters an, wo sich die Lava herausgegossen hatte. Sie hatte sich hier ein wildes Felsthor gebildet, durch das sie sich in den abentheuerlichsten Massen hinunterarbeitete. Beschwerlich war der Gang über diesen wilden Strom. Die Fläche war erkaltet, aber unter der Schale glühte es noch heftig fort; denn sie war häufig geplatzt, und aus der Spalte drang Wärme und Schwefelrauch hervor. An manchen Stellen war sie noch heiß, daß es

beschwerlich war zu stehen. Wir drangen indefs weiter über sie weg in den Krater hinein, aus welchem uns eine heisse, schwefelgeschwängerte Luft entgegen kam, die den Weg über den Lavagraus, der oft unter uns zusammenkollerte, eben nicht angenehmer machte. In der Mitte stand ein steiler Schwefelhügel, hinter welchem sich der Qualm des Vulkans mit dem Geräusch eines Bergstroms herausarbeitete. Die Nacht vorher hatten sich wieder Flammen gezeigt, und der Einsiedler wollte Erdstösse verspürt haben. Wir hörten wenigstens schon beim Hinaufsteigen von Portici aus mehrere dumpfe Donner im Innern des Berges, und der immer mehr zunehmende Rauch verkündigte uns eine Unruhe in seinem Bauche, welche wir auch in der Nähe der Mündung deutlich erkannten.

Es war ein ganz eigenes Gefühl, auf dieser Lavaschale zu wandeln. Aus unzähligen Oeffnungen drang Rauch heraus; aus andern,

über welche wir wegschreiten mufsten, brach Feuer hervor, woran unsre Führer ihre Stöke anzündeten, und der Herzog della Torre sich sogar sein Mittagmahl kochen liefs. Wenn auch nicht die grausen Formen der Massen, so wirkte doch ihre Farbe schon ganz eigen auf das Gemüth. Hier ein ganz hochgelber Schwefelberg: um seinen Fufs windet sich ein dunkelrothes Schlakenfeld, welches an eine weisse Salzflur anstofst, deren Kristalle im Sonnenschein tausendfach flimmern. Dort thut sich dann, mitten im Schwefelthal, ein tiefer Abgrund auf, welchem man sich auf Augenblike nähern kann, aber plözlich wieder vom Dampfe zurükgeworfen wird. Hinter diesen vielen, gestaltlosen, Gestalten wölbt sich die alte Kratermauer herum, an welcher die kleinern Rauchsaulen sich in die Höhe winden, und ihren Weg durch einen langen Schwefelstreif bezeichnen. Ueber diesem allem zittert die erhizte Luft, dafs das

ganze, gewaltige Berghaupt zu beben scheint, und der Gedanke, man stehe hier auf einem unauslöschlichen Feuerkessel, dessen Schale durch eine geringe Bewegung in dem Bauche des launischen Ungeheuers plazen könnte, dringt sich mit Gewalt der Seele auf. Dabei wirkt die dike Schwefelluft beängstigend auf die Brust; drohen die Pausen, welche in dem Aufsieden des Feuerqualms entstehen, jeden Augenblik mit einem stärkern Ausbruch, und kann der Fuſs kaum einen Moment auf der gefährlichen Bahn rasten.

Durch einige Abgründe stiegen wir endlich wieder an den Rand empor; und wahrlich es war uns wohl, wie Ulysses, als er wieder aus der Schattenwelt in das Reich der Sonne und des Monds zurüktrat!

Wie Sie denken können, hat sich der Krater des Bergs durch diesen Ausbruch sehr verändert. Ich hebe Ihnen hier eine Stelle

aus einem kleinen Werkchen aus, welches der unermudete Vesuvbeobachter, Herzog della Torre, über diesen Ausbruch bekannt gemacht hat. Er schildert darin den Krater, wie er ihn vor einem Jahre, am 2ten November 1803, gefunden hat.

„Ich kam, erzählt er, an dem Rand des Kraters an, und blikte hinab in den ungeheuern, majestätischen Schlund, welcher sich mir als eine tief gelegene Ebene darstellte. Das Mittelmaafs der Tiefe fand ich 500 Palme, also 100 Palmen weniger als es im Jahr 1794 von Breislack gefunden wurde. In der Mitte dieses Thals erhoben sich drei Hügel von ungefähr 50 Palmen Höhe, welche im Februar 1799 feurige Steine und Flammen ausgeworfen hatten, die man zween Tage lang von Neapel aus erblikte. Diefs war die einzige sichtbare Bewegung, welche der Berg seit 1794 gemacht hatte, und von der diejenigen nichts wissen, welche von einer

gänzlichen Ruhe desselben seit jener Zeit sprechen" *).

„In diesen Hügeln sah man noch die offenen Mündungen, woraus sich der gewöhnliche Rauch erhob, und um sich her die schönsten Schwefel- und Salz-Kristalle bildete. Den ganzen Umfang des Kraters fand ich 11,500 Palmen, also 2,900 mehr, als sie Breislack angegeben hatte. Ich schreibe die Verschiedenheit der Maafse folgenden Umständen zu: 1) Die Materie, welche im Jahr 1789 ausgeworfen wurde, fiel in das Kraterthal zurük, und mufste also seine Fläche erhöhen. 2) Der Rand des Kraters war an vielen Orten eingestürzt, und dieſs brachte auf der Fläche dieselbe Wirkung hervor,

*) Auch ich gestehe, in demselben Irrthum gestanden zu haben, als ich meinen ersten Brief schrieb, habe mich aber nun durch andre Erkundigungen von der Richtigkeit der Behauptung des Herzogs della Torre überzeugt.

und vermehrte zugleich den Umfang des Kraters. Gegen Süd und Südost war sein Rand am niedrigsten; gegen West und Nordwest war er am höchsten. Die Form war dieselbe, wie sie Breislak beschreibt. Das Mittelmaafs des Kegels hielt gegen Osten ungefähr 3000 Palmen, also über eine halbe italienische Meile" *).

Dieses ganze tiefe Thal hat sich nun mit Lava ausgefüllt. Erst als dieses geschehen war, lief die Schale, so zu sagen, über, und goss sich auf einer Seite aus, wodurch der Lavastrom gebildet wurde, den man mehrere Wochen gesehen hat. Auf dieser Masse, welche übrigens beinahe auf allen Seiten noch mit einer ansehnlichen Wand umgeben ist, erheben sich jetzt mehrere spizige Schwefel-

*) Eine italienische Meile hat 7000 neapolitanische Palmen; 30 solche Palmen machen 13 englische Fufs, und 160, 129 französische.

hugel, neben welchen sich dann auch gewöhnlich eine Feuermündung befindet, aus der noch immer Rauch, und des Nachts auch Flammen hervorbrechen. Die ganze Fläche aber ist voll Rizen und Locher, welche rauchen. Ich warf in mehrere Steine hinein, und sogleich stand auch die ganze Oefnung in lichter Flamme.

Wir fanden den Herzog della Torre auf einem dieser Schwefelberge sizend. Er brachte da den ganzen Tag zu, um Beobachtungen zu machen; denn seit Hamilton gestorben, und der gute Abbate Tata durch sein hohes Alter gelahmt worden ist, hat Er sich die Herrschaft über den Berg ausschliessend zugeeignet. Wir fanden bei ihm eine grosse Zange, in deren Griffe sein Name und die Jahrszahl, 1804, gegraben war. Damit griff er in die noch heisse Lava, und holte sich da ein Stuk Masse heraus, in welchem sodann natürlich die angezeigten Buchstaben abgedrukt waren.

Bei aller Achtung, welche ich für des Mannes rastlosem Fleifs in der Beobachtung dieser Naturerscheinung hege, konnte ich mich des Lächelns nicht enthalten. Dafs es aber bei ihm nicht auf blofses Spielwerk abgesehen ist, beweist die neulich erschienene erste Abtheilung der Geschichte dieser Eruption, welche ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des Bergs ist.

Ich schliesse diesen meinen Brief mit einer Nachricht über den Schaden, welchen die Eruption gestiftet hat. Sie werden nicht vergessen, dafs sie in Rücksicht auf ihre Dauer, und daher auch auf die von ihr ausgeworfene Lavamasse, eine der ansehnlichsten ist, welche man kennt. Aber eben darum werden auch Sie mit mir Ihre Vorstellung von der Fruchtbarkeit dieses Gebirges mildern, wenn ich Ihnen sage, dafs der Schaden ungefähr auf 60,000 Silberdukati geschätzt wird. Der Lavastrom hat eine Länge von 22,500 Palmen,

also über drei italienische Meilen, und zerstörte auf seinem Wege ungefähr 100 Moggia angebauten Landes, deren jede man auf 600 Dukati schätzt. Wenn Sie daher freilich die ausgepreßten Thränen, die bangen Stunden des Jammers der, der Scene nahen, Landleute vergessen können, und den künftigen Segen von Fruchtbarkeit, wodurch die Zerstörung, wiewohl in später Folgezeit, wieder entschädigt wird, in Anschlag bringen, so müssen auch Sie sich mit diesem alten Schreckensberge versöhnen.

Neapel, den 1. *December* 1803.

Jedermann glaubte den Berg völlig beruhigt, als er sich in der Nacht vom 22sten auf den 23sten November, vier Stunden nach Sonnenuntergang, wieder öffnete, und eine solche Menge Lava ergoss, dass sie in Zeit von zwo Stunden einen weit grössern Weg zurüklegte, als sie seit der ersten Eruption dieses Jahrs gemacht hatte. Der Berg hatte vorher zwar noch immer geraucht; es war aber bei diesem Ausbruch nur eine Flamme auf der Spize sichtbar geworden, aus welches sich nach und nach die grosse Feuermasse entwikelte, die mit solcher Schnelligkeit sich ausgedehnt hat. Den Tag vorher wollte man Erdstösse in der Stadt verspürt haben, welche in Apulien mit noch weit grösserer Stärke gefühlt wurden.

Herr von Kotzebue hatte seine neapolitanischen Freunde zu einem Mittagessen bei dem Eremiten eingeladen. Um Mittag waren wir ungefähr da angekommen, und ich entschloss mich, mit einem aus der Gesellschaft, noch einmal die Spize zu ersteigen.

Schönes Wetter war es in dieser Höhe des Berges. Aber an dem Aschenkegel hinauf fanden wir, so zu sagen, eine andre Jahrszeit. Wir kletterten in einem diken Nebel, wo es sehr kalt war, und wurden gleich sehr von der feuchten Luft und dem Lavarauch beschwert. Weit minder mühsam wurde mir dieser Gang, als sonst, und mein Körper schien sich in den einigen Reisen, welche ich nach dem Krater gemacht, an diese Arbeit gewöhnt zu haben. In weniger als einer halben Stunde standen wir an seinem Rande.

Aber wie sehr war alles hier verändert! Da, wo sich vorher die Lava herausgegossen,

und bei meinem letzten Hierseyn ein wildes Felsthor und eine zackichte Strasse in die Tiefe hinab gebildet hatte, über welche ich damals mit vieler Gefahr weggeklettert war, hatte sich nun der Rand gespalten, und eine, mehrere italienische Meilen lange, fürchterliche Kluft von einigen 100 Fuss Tiefe, und nicht viel weniger Breite gewuhlt, in welcher sich ganz deutlich die Bestandtheile des Berges erkennen liessen. Sie waren in dieser Höhe nichts minder, als Asche und Lavasand. Darum war diese gewaltige Veränderung auch mit so wenigem Larm geschehen; was unmöglich gewesen wäre, wenn das Gebirge aus Felsen bestanden hätte. Die äussere Bildung der Vulkane überhaupt wurde mir dadurch ganz klar, und ich hätte das Erdfeuer einem Maulwurf vergleichen mögen, wenn er seine Gänge gräbt, und seine Hügel aufwirft. Ich konnte mich der Idee nicht

Univ. Bibl. München

erscheinen, dafs es vielleicht einst eine Zeit gegeben hat, wo die Fläche der Erde ganz eben war, und dafs zahllose Bewegungen in ihrem Bauch am Ende diese Erhöhungen zum Theil durch Auswürfe, zum Theil durch Zusammensinken in die leeren Räume, hervorgebracht haben.

Diese Idee, so wenig sie auch gegründet seyn mag, hat wenigstens den Vorzug, dafs sie eine grosse Ansicht eröfnet. Der Blik in den Krater hinein, als er durch den Nebel, nur wie durch einen Schleier, sichtbar war, stimmt die Seele hoher, und wo man die gewaltigen Wirkungen der Natur so deutlich vor dem Auge hat, wie hier, scheint ihr nichts mehr unmöglich, wenn von Umgestaltungen und Zerstörungen die Rede ist. Wo in wenigen Augenblikken solche Veränderungen geschehen, was mufs in der ungeheuren Zeit, welche in geheimnifsvollem

Dunkel hinter uns liegt, nicht geschaffen und zernichtet worden seyn?

Aus dem Krater heraus stürzte sich ein dicker Lavastrom senkrecht in die Kluft hinunter, und flofs langsamer fort in derselben Richtung, welche alle Ströme dieser Eruption genommen hatten. Es war ein Anblik eigener Art, bei Tage eine solche, rastlos sich bewegende, Glutmasse zu sehen, wie der Nebel noch überdiefs das hohe Roth ihrer Farben milderte, und das Ganze in einem minder furchtbaren Licht zeigte; wie sich der Strom sodann weiter unten unter einer Schale schon verhärteter Lava verlohr, und in grosserer Entfernung wieder hervorbrach. Nur sehr gering war der Rauch; die Masse schien ein völlig gediegener Flufs zu seyn.

Er hat sich weiter hin nicht mehr mit der Eile vorwärts geschoben, wie näher an der Spize; aber er theilte sich in einen Arm, wel-

eher gegen Portici zuflofs, und, wenn er fortgewachsen wäre, für einen Theil dieses Orts furchten liefs.

Ohne Zweifel sind die verschiedenen Lavagüsse, welche der Berg seit seiner Eröfnung vorigen Sommer ausgestossen hat, in ihren Zusammensezungen verschieden, so wie der Grad der Kraft im Innern des Gebirgs unaufhörlich wechselte. Die jezige Lava unterscheidet sich daher von der mancher vorhergehenden Eruptionen durch die Ungleichheit ihrer Bewegung. Sie hatte nicht immer die, ihr sonst gewöhnliche, Langsamkeit im Fliessen, sondern rollte auch schneller vorwärts. Zum Theil durfte man hieraus auf eine vollkommenere, im Bauche des Vulkans geschehene, Verkochung ihrer Bestandtheile schliessen, zum Theil aber wohl auch annehmen, dafs die ausstossende Kraft desselben verschieden war.

Was diese ganze Eruption noch sonst unterscheidend bezeichnet, ist, dafs sie sich nicht durch in der Ferne bemerkbare Zeichen, nicht durch gewaltsame Erdstösse, sondern nur durch das Austrokuen der Brunnen am Fusse des Berges angekundigt hat, und ohne eine gewaltsame Eröfnung erfolgt ist.

Die Lava scheint diesmal eben so gut, als die ausgeworfene Asche, wenig Eisentheilchen zu enthalten. Pulverisirte Stüke derselben haben der Magnetprobe nicht Genüge geleistet, und kaum bemerkbare Stäubchen blieben an dem Magnet hängen. Desto häufiger aber erschien das Sal ammoniacum auf der Oberfläche der Lava, welche meist in einem so hohen Grad gesalzen ist, dafs man nur mit Widerwillen die Zunge daran halten kann. Auch findet sich Schwefeltheilchen, wiewohl in weit geringerm Grade, in den porösen Aussenseiten der ausgeflossenen Materie.

Dieſs wenige ist es, was ein Laie in der Chemie und Mineralogie bemerken konnte. Sollten genauere Untersuchungen und Zerlegungen des Minerals hier geschehen, so zweifeln Sie nicht, daſs ich Ihnen die Resultate derselben mittheilen werde. Leben Sie wohl.

Neapel, den 4. Juli 1805.

Gestern habe ich dem Krater des Vesuvs meinen Abschiedsbesuch gemacht. Ich war Morgens früh von Salerno abgereist, und kam um Mittag nach Portici. Klar und nebelfrei lag der Berg da. Beinahe kein Rauch war auf seiner Spize sichtbar — wer weifs, wann und ob ich ihn wieder sehen werde? Ich mufste mich entschliessen, ihn noch einmal zu ersteigen.

Ich sage Ihnen nichts von dem Wege. Nur von der Reise um Kegel hinauf mufs ich bemerken, dafs sie mir aus der grossern Beschwerlichkeit derselben auf grosse Veränderungen schlofs, welche mit ihm vorgegangen seyn mufsten. Er schien mir z. B. weit steiler und höher, als zuvor. Ich glaubte, dafs sich der Rand auf der Seite von Neapel zu etwas erhoben hatte, was sich leicht aus der Menge der ausgeworfenen Materie, und der Ausfüllung

des Kraters erklären liesse. Freilich wurde ich erst durch das Gefühl der Mattigkeit auf diese Bemerkung geleitet, und durfte mich darum leicht betrogen haben.

Da, wo wir am Rande des Kraters ankamen, hatten wir gleich vor uns einen, etwa zwanzig Fuss tiefen, Graben liegen. Er war durch die Randmauer des Bergs auf der einen, und durch einen wilden Lavawall auf der andern Seite gebildet. Die Masse war da in grossern und kleinern Klumpen geborsten, und gab den grausen Anblik wilder, gegen einander empörter, Naturkräfte.

Wir stiegen in diesen Graben hinab. Ueberall war der Boden sehr heifs, immer heisser, je tiefer wir kamen. An manchen Orten rastete der Fuss ungerne. Willig folgte ihm das Auge, welches nicht weilen mochte über dem Graus, und wir erstiegen den Lavawall.

Ueber unordentliche Massen von Hügeln und Gräben weg giengen wir tiefer hinein, wo wir den Rauch hervordampfen sahen. Ich sage Ihnen nichts mehr von dem drükenden Eindruk, welchen der Anblik dieser, so vielfach geborstenen, Kander, der gelben Hügel, der rauchbraunen Felsen der Kraterwand auf die Seele machten. Wir drangen so schnell, wie möglich, dem grösten jener Schwefelberge nahe, hinter welchem sich der Rauch erhob.

Wir hatten geglaubt, dafs wir nur Eine Mundung finden wurden. Aber es waren ihrer drei, ganz nahe beisammen. Bei zweien derselben findet das Auge einen Grund: bei der dritten und grösten aber nicht. Einem, sehr jähe sich senkenden, Trichter gleich, und von regelmäfsiger, runder Form, wie ein Brunnen, kann man sich ihm bis an den Rand nähern, dafs man das Senkblei hinab werfen möchte, wenn es möglich wäre, die Tiefen dieser furchtbaren Natur zu ergründen.

Lange standen wir da, und schauten hinunter. Unaufhörlich stieg Rauch herauf; in wechselnden Stössen quoll er stärker hervor, und bei jedem solchen Ausbruch war der Drang aus den drei Mundungen hervor gleich stark, was ihre nächste Verbindung mit einander beweist. Wir warfen einen grossen Stein hinunter. Eine Minute lang hörten wir ihn von Seite zu Seite kollern, bis er sich in die Stille verlohr. Nur eine kleine Pause, so vernahmen wirs unten brausen in der Tiefe. Es donnerte; der Boden, wo wir standen, erzitterte, wie von einem elektrischen Schlag; mit Gewalt sprühte der Rauch, und mit ihm kleine Feuermassen heraus.

Es war uns nicht ganz wohl zu Muthe. Denn, wie oft ich auch da gewesen bin, habe ich es immer wieder anders gestaltet gefunden. Noch ist das Feuer nicht erloschen, die zerstörende Kraft nicht erlahmt; wer bürgt Ihnen dafür, dafs die Geburtsstunde

des unglückschwangern Berges nicht gerade in die Zeit treffen konnte, da der Neugierige auf der Schale der überreifen Frucht steht? Und fürchten Sie auch nichts, so mögen Sie doch nicht weilen unter diesen grausen Hügeln, an denen sich das Feuer mit gelber Kunde gemalt hat, welche hie und da in grunes Schwefelmoos, oder in blendende Salzkrystalle sich verändert, und Farben bildet, die man nur hier sehen kann.

Wir giengen gegen die Seite der Kraterwand zu, wo sich die Lava ergossen hatte. Sie erinnern sich aus meinem vorigen Brief vom 1sten December 1805 der grossen Kluft, welche der Giutstrom sich dazumal hier zu seinem Bette gewählt hatte. Diese Kluft ist beinahe nicht mehr. Sie ist ausgefüllt mit Asche, Sand und Lava: aber der Gang der letztern ist merkwürdig bezeichnet. Gegen hundert Schritte lang hat sie einen Kanal gebildet, welcher mit einem Rindegewölbe

edekt, einigermaafsen die Beschaffenheit der
laterie verräth, durch die sie entstanden ist.
s war jener reine, vulkanische Gufs, dessen
berfläche, wie Glasgufs, sogleich an der
uft erkaltet. Unter der Schale fliefst die
euermaterie fort, und es entsteht ein leerer
aum, so wie sich die Zuströmung derselben
ermindert. Auf dieselbe Weise bildeten sich
m Aetnagebirge die vielen Grotten, welche
um Theil von ausserordentlichem Umfange
ind, und ganze Armeen beherbergen könnten.
n sie verliert sich oft ein grosser Lavastrom,
hne dafs man begreifen kann, wo er hinge-
ommen ist. Sie füllen sich oft mit Wasser
n, dafs unterirdische Seen entstehen, welche
ch durch einen Stofs im Innern des Berges
fnen, und zerstörende Fluthen ausschütten.
Manchmal schliessen sie sich wieder; die
ünste in ihnen gerathen in Gährung, und
rschüttern, wenn sie plazen, das Land. Aus
en meisten dringen starke Winde hervor,

und das mächtige Spiel der Natur ist mit ihnen so vielfach und wechselnd, als die Natur selbst.

In diesem Zustande befindet sich der Berg gegenwärtig. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs er sich beruhigt habe, und bald dürften wir ihn wohl einen neuen Lavaguſs ausschütten sehen. Tröstlich ist indefs doch die Bemerkung, dafs die furchtbare Kraft in seinem Innern allmählig erlahmt, und dafs vielleicht eine Zeit kommen kann, wo man sich die Geschichte seiner Zerstörungen als Wunder der Vorzeit erzählen wird.

Beilagen.

Das Petersfest in Rom.

Den 27. und 28. Juni 1803.

Erster Tag.

Erst den 28sten sollten eigentlich die Feste beginnen. Bei dieser Feier fangen sie aber schon einen Tag früher an. Ungern möchte ich dieß dem Feiertagssystem dieser Religion zuschreiben. Ich glaube es hat wohl einen humanern Grund. Um die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter und das Feuerwerk auf der Engelsburg zu sehen, müssen die meisten ihre Häuser verlassen, und sich entweder auf hohe Punkte der sieben Hügel stellen, oder dem St. Petersplaz und der Engelsbrüke selbst zueilen. Alle können nun natürlich das Haus

nicht verlassen. Die Unglüklichen, die ihr Stand oder ihre Pflicht in ihren Mauern hält, konnten also ohne die Wiederholung der Feier nichts geniessen, und mufsten durch die Beschreibungen derer, die zugegen waren, nur um so verdrüfslicher werden. Besser that man, den folgenden Tag eine Wiederholung zu machen. Die Familien theilen sich in die beiden Tage, und der heilige Petrus sieht keinen Unzufriedenen. Die Erzählungen derer, welche die erste Feier gesehen, spannen die Erwartung der andern, die sich für den folgenden Tag vertrosten müssen; und die Vergleichungen, welche zwischen den beiden Tagen angestellt werden, machen die Unterhaltungen noch einige Tage nachher lebhaft.

Die, schon seit sieben Jahren unterbliebene, Girandola wurde dieses Jahr wieder gegeben. Schon das spannte die Erwartung der noch immer auf Spiele erpichten Quiriten

stärker als gewöhnlich. Wo man sich wohl hinstellen wolle? ob man in der Nähe oder Ferne das Schauspiel am besten geniessen werde? wo es überhaupt die schönsten colpo d'occhio mache? — Diese Fragen beschäftigten schon die meisten am Vorabend vom Petersfeste; viele konnten kaum die Dämmerung erwarten. Das allmählige Anzünden der Lampen in den Fenstern der Frommen verkündigte endlich den nahen Anfang. Das freudige Auflodern der Feuer in den Strassen und auf den grössern Plazen mahnte etwas später, der Scene des Schauspiels zuzueilen. Welche sich nicht in das Gedränge wagen wollten, schauten begierig vom Trinità di monte und andern erhabenen Plätzen gegen die Seite der Stadt hin, wo die St. Peterskuppel bereits in mattem Feuer glänzte. Die kleinern Lampen waren schon früher angezündet worden, und mit ölgetränktem Papier umgeben, gaben sie nur Licht, aber keine Helle.

Die Kuppel glich in diesem Grade der Beleuchtung der päbstlichen Krone von schwarzem Sammt mit goldenen Bukeln.

Aber die Meisten eilen dem Petersplaze selbst zu. In den Strassen, die nach der Engelsbruke führen, ist das Gedränge der Fahrenden und Gehenden so grofs, dafs man sich wundern mufs, wenn Niemand Schaden leidet. Die Strassen sind ohne diefs so eng, so gekrümmt, so häufig von Nebengassen durchschnitten, aus welchen sich Menschenströme hervordringen, dafs bei der schlechten Polizei, die sich um alles dieses nichts bekummert, die gröste Vorsicht nöthig ist, um nicht überfahren, nicht zur Erde geworfen zu werden. Das schrekt aber Niemand ab. Frauen, Mädchen und Kinder wagen sich gleich dreist ins Gedränge. Stossen und gestossen zu werden gehört zur Eigenthümlichkeit des Tags. Niemand klagt, wenn er tüchtig angestossen worden ist; so wie sichs

niemand leid seyn läfst, wenn er jemand niedergerannt hat.

Je näher gegen die Engelsbrücke, desto dichter wird das Gedränge, ob sich gleich viele in die benachbarten Häuser verlieren, wo Fenster und Dächer an die Schaulustigen vermiethet werden. L'adroni luoghi! ist das ewige Geschrei, welches einem in die Ohren tont. Una finestra bella, finestra bellissima, so wachsen die Lobreden der Platzevermiether, je näher dieses der Scene ist.

Aber wer mag nun schon hier an der Engelsbrücke fest halten? wird man nicht die Beleuchtung auch so nahe als möglich geniessen wollen? Man läfst sich durch die Gefahr, die Engelsbrücke zu passieren, nicht abschrecken, und eilt hin, wo die ruhige Beleuchtung der Kuppel von St. Peter bereits den Römern langweilig geworden ist.

Gedrängt voll ist der Plas vor dem Dome

bereits. Die Wagen reihen sich in halben Kreisen vor der Façade herum, und wer klug ist, stellt sich auf die entfernteste Seite des Platzes. Denn je näher man gegen den Obelisk steht, desto tiefer sinkt die Kuppel hinter die Façade hinunter, desto mehr verliert die Ansicht an Grösse und Erhabenheit. Aller Blicke sind gegen die Kuppel zugewendet. Ungeduldig erwartet man das Zeichen der Glocke, und man sieht jeden Augenblik nach der Uhr, ob die erste Stunde der Nacht noch nicht vorüber ist. Schon haben ja doch die Kanonen den Anfang der Feier verkündet. Man wünscht die kleinern Lichter einmal durch die grössern Feuer verdunkelt, und, womit man sonst höchlichst zufrieden wäre, das würdigt man nun, als die Eröfnung des grössern Schauspiels, kaum einiger Aufmerksamkeit.

Endlich ertönt die grosse Gloke vom Dome. Und schneller hat man sich kaum gefreut,

afs der ersehnte Augenblik gekommen, so
lüht auch schon das Kreuz auf der Kuppel
n heller Flamme. Als öfneten sich unzäh-
ge kleine Vulkane an derselben, scheint das
euer auf einmal hervorzubrechen, und das
anze steht in lichter Flamme. Ein tief
eraufgezogenes Ah ist der Ausdruk der all-
emeinen Bewunderung.

Es ist ein schöner, aber kein grosser An-
lik. Das Ganze gleicht einer einzigen, gros-
en Flamme, die aber nur ruhig glüht, und
eine Funken aussprüht. Die unsichtbare
ymmetrie der Lampen hatte für das Auge
och regelmässige Linien gebildet; es hatte
n der Feuermasse, Portale, Säulen und Or-
amente zu sehen gewähnt, und diese wahr-
ch viel deutlicher, als wenn man aus Wol-
en sich Gestalten bildet.

Der Petersplaz ist einer der grösten Pläze
n Europa. Man versichert, dafs er bequem
0,000 Menschen fassen könne, und man

glaubt dies gerne, wenn man die Menge sieht, welche sich diesen Abend auf denselben herumdreht. In ganz Rom ist in diesem Augenblik keine Kutsche zu finden; alle sind hier zusammengedrängt. Und doch ist noch immer Raum genug da für die Tausende von Erscheinungen, die entweder auf den Stühlen um den Obelisk herum Plaz nehmen, oder noch Laune ihren Standpunkt wählen. Alles war ruhig gewesen bis die Fakeln angezündet waren. Nun aber sezt sich die ganze Menge in Bewegung. Man verändert die Ansichten, und wer sich entschliessen kann, der brennenden Kuppel auf ein paar Augenblike den Rüken zu kehren, der ersteige die Treppen vor der Façade des Doms, und geniesse den herrlichen Anblik der auf dem Plaze sich bewegenden Menschenmenge. Gerade eben jezt fangen sie an, in unzähligvielfachen Richtungen hin und her zu gehen, und die Kutschen bilden vielfach geschlungene Kreise,

und drehn sich jagend herum, um die Ansicht zauberischer zu geniessen. Der Mond, und die Fakeln vom Dom und der Kolonnade werfen eine so heitre Beleuchtung auf die unzähligen stehenden und sich bewegenden Gruppen, es ist dabei so still und ruhig, dafs man das Plätschern der beiden Fontänen hört. Man kann sich nicht enthalten, dabei an den grossen Schauplaz des Lebens zu denken, wenn ihn das Auge vom archimedischen, ausserirdischen Punkte anschauen könnte.

Hier zeigt es sich so deutlich, wie unbeständig der Mensch im Genufs ist, und wie er auch in ihm rastlos vorwärts schreiten will. Man hat ihm ein schönes Schauspiel eröfnet, das er ganz ruhig geniessen könnte — der Anblik einer grossen Feuermasse, welche nicht schaden kann, und durch ihre Form dem Auge schmeichelt. Allein er will nicht ruhig geniessen. Der Anblik des sich schnell entzündenden Lampenfeuers, und der

Gedanke an die Behendigkeit, aber auch Gefahr, womit dieses bewerkstelliget wurde, ist ihm genug. Unerachtet er noch eine ganze Stunde bis zur Eröfnung des Feuerwerks auf der Engelsburg Zeit hat, so mischt er sich doch lieber in den Volksstrom, welcher sich vom Petersplaz in die beiden nach der Engelsbruke führenden Strassen ergiefst, und verachtet eine Gefahr, die er mit unnöthiger Aufopferung des gegenwärtigen Genusses für einen künftigen erkauft. Alle wissen, dafs mit der Rakete, die so eben in die Luft geflogen ist, die Feuerspiele auf Hadrians Grab noch nicht beginnen. Darum ist aber doch keiner so klug, die Menge erst sich vertheilen zu lassen, und, während die andern unter Kutschen und Menschengedränge sich mühen, noch eine Viertelstunde ruhig fortzugeniessen.

Uneingedenk eines ältern Vorfalls, da einmal die Engelsbruke unter der Menschenmenge

zusammenbrach, keilern sich nun Hunderte in ihrer engen Parallellinie ein. Sie werden alle noch Plätze finden; alle noch zur Zeit ankommen, als ob nur Einer das Ziel erreichen könnte. Keuchend und schwizend kommen sie über der Tiber an, und können es kaum erwarten, bis sie sich wieder nach der Engelsburg umdrehen können. Aber schweigend liegt diese noch in der grauen Nacht da, und sie müssen noch mit der Beleuchtung der Sterne zufrieden sein.

Wieder die nemliche Ungeduld, wie vorher auf dem Petersplaz. Diesmal nur grösser, weil man sich ein grösseres und seltneres Schauspiel verspricht. Einzelne Raketen, welche von Zeit zu Zeit in die Luft fliegen, oder Kanonenschüsse, die gehört werden, betrügen die ungeduldig Harrenden jeden Augenblik, und es kommt hier zum unangenehmen Harren noch die jeden Augenblik getäuschte Hofnung hinzu.

Das Luoghi-Geschrei wird nun immer seltener gehört, je mehr die Bänke und Fenster besezt werden. Auf dem Geländer der Brüke, und der Tibereinfassung werden gefährliche Plaze theuer erstritten und bezahlt. Man hat überall schwache Gerüste errichtet, die von Menschenlast drohnen. Die Fenster sind mit Zuschauern gefüllt, die Dächer selbst von ihnen bedekt, und die unbequeme Stellung, welche man gerade auf den besten Plazen nehmen muſs, machen das Vergnügen, das nun kommen soll, theuer erkauft.

Endlich donnert eine Kanone, und zu gleicher Zeit strömt die Spize der Engelsburg, dem Vulkane gleich, einen Strom von Feuer aus, welcher sich, wie eine Garbe, im Horizont malt, und dessen oberste Spizen gegen die Stadt herüber ein rundes Feuergewölk bilden. Erhabener, als diesen Anblik, kann es in dem ganzen Reiche des Feuers keinen geben. Der Himmel mit all seiner Grösse, all

seinen Sternen, mit seinem eben hellleuchtenden Monde wird durch diese künstlichen Sterne verdunkelt, welche in allen Farben sich aus der Feuergarbe herausschütteln, und noch durch die eilenden Wellen verdoppelt, aus den Fluthen des Tiberstroms heraufschimmern.

Unendlich viele Raketen, die in geraden Linien die Luft durchschneiden, oder in Schlangenkrummungen in der Höhe zischen, oder zahllose Sterne ausschütten, und mit lauten Donnern die Luft erschüttern, folgen der Feuergabe. Räder aller Art, Feuer aller Farben ausgiessend, schwirren um ihre Axen, und zeigen die Engelsburg in den sonderbarsten Formen. Feurige Guirlanden fassen ihre Mauern ein, und es ist auffallend, wie ganz einzig dieses Gebäude für dergleichen Belustigungen geeignet ist. Eben zeigte es sich nur einzeln stark erhellt, aber mit desto dickern Schatten; nun ist es ganz beleuchtet

mit allen seinen Mauern und Winkeln. Es gleicht jezt einem brennenden Berge, an welchem sich überall Feuerströme herausarbeiten. Aber bald gewinnt es eine andre Gestalt, und scheint ein prächtiges Diadem, dessen Brillanten aus schönem, blaulichem, ruhig glühendem Lichte bestehn. Nicht lange, so schlingen sich neue Raketen in regelmässigen Spirallinien in die Höhe, welche in der Luft eine ganze Brut feuriger Schlangen gebähren, die sich zischend um einander herumschlingen, und plözlich, wie Feenbilder, in Luft zerfliessen. Eine neue Feuergarbe loscht die kleinen Lichter aus, und wallt ihren Glutstrom, wie ein geöffneter Becher, über den Hafs herüber. Ein Nu loscht alle ihre Flammen aus, und die Engelsburg liegt wieder in schwarzer Nacht da, auf welcher sich nur einige Lampen, wie Irrlichter, herumdrehn.

Während diesem Schauspiel haben die Knalle der Schwärmer und Raketen, und die

untergemischten Kanonenschüsse das Ohr aufs furchterlichste bestürmt. Das Echo auf der Piazza del ponte verdoppelte den Lärm, und die Gewalt, womit das Gehör ergriffen wurde, erlaubte dem Auge nicht, ganz deutlich und ruhig anzuschauen. Man verläßt das Schauspiel mit jener unangenehmen Verwirrung und Leere, welche allen starken Sinnengenüssen zu folgen, und dennoch wenigen zu entleiden pflegt.

Doch, ehe wir nach Hause gehn, noch einen Blik auf die Volksmenge, welche sich auf dem Plaz del ponte, blos durch die Tiber von der Engelsburg geschieden, zusammengedrängt hat. Hier ist nicht so viel Raum, wie auf dem St. Peersplaze; aber wer dort seine Stelle gefunden hat, dem mufs sie auch hier werden. Dafs man dabei die gefährlichsten Plaze ohne Besinnung wählt, ist natürlich: aber dafs so wenig Unglük dabei geschieht, ein Trost weiter für so viel Schlim-

mes, dem die Menschen nicht immer ausweichen können.

Wer ein Fenster in einem der benachbarten Häuser genommen hat, thut wohl, nach dem Ende des Feuerwerks noch eine Viertelstunde zu bleiben. Wie sie's vorher kaum erwarten konnten, bis sie ankamen, so glauben nun alle, nicht genug nach Hause eilen zu können. Menschen und Kutschen vermischen sich dabei in den engen Strassen so gefährlich, dafs, wer sich hineinwagt, den Unfall, der ihn trift, blos sich selber zuschreiben kann.

Zweiter Tag.

Wir wollen uns nicht bei Beschreibung der religiosen Verrichtungen des heutigen Tages aufhalten. Dergleichen Scenen sind ja immer die nemlichen. Sie erscheinen einem aber gerade hier um so kleinlicher und abgeschmakter, je grösser die Pracht ist, womit

sie begangen werden. Wir haben nun Gelegenheit, die ganze Volksmenge Roms in der Peterskirche zu mustern. Finden wir uns daher etwa um neun Uhr in derselben ein.

Um diese Zeit ist bereits die ganze höhere Geistlichkeit um den Hochaltar versammelt. Der Pabst schwizt unter der dreifachen Krone mehr, als sein Vorgänger, dessen Fest heute gefeiert wird, nicht in den asiatischen Sandwüsten. Es werden Messen gelesen, und der Pabst giebt sich heute selbst die Mühe, dieß zu thun.

Aber Niemand achtet darauf. Wer sich etwa hinzudrängt, thut es um den ganzen höhern Klerus mustern zu können. Die Purpurien sizen in langen Reihen hinunter, und vergleichen sich nicht übel den, oft rothgekleideten, Galeerensklaven einiger italienischen Mächte. Hinter ihnen, etwas in der Höhe zum Theil, haben die ersten Damen der Stadt mit ihren Begleitern die Plaze.

Warum diese Leute alle hier beisammen sitzen, kann man kaum begreifen, wenn man kein Zeichen von Andacht sieht. Das heilige Kollegium selbst thut sich jezt keinen Zwang an, und sieht ungescheut zu den Schönen empor, die nicht selten auf das Konklave Einfluss haben. Sie entblöden sich sogar nicht, einmal ein Gespräch mit ihnen anzufangen, und, während das Heiligste ausgesprochen wird, sie durch einen zweideutigen Scherz zum Lachen zu bringen. Die Augurn Roms mussten ihr Spiel wahrlich mit ernsterem Gesichte getrieben haben, sonst wäre die bekannte Anmerkung des Cicero höchst überflüssig.

Das nemliche gilt von der ganzen, in dem Dom versammelten, Menge. Man glaubt in grossen Gesellschaftssälen zu seyn, und vergleicht die Scenen am Hochaltar mit dem Theater, von dem man sich in jene Säle flüchtet, wenn es der Neugierde keine Nahrung

mehr giebt. Man bewegt sich um einander herum, bekomplimentiert sich, fragt nach der Familie, und nach Stadt- und Welt-Neuigkeiten. Gruppen bilden sich zur Unterhaltung, welche oft ziemlich laut wird. Andre stellen sich an die Kunstwerke, um sie zu betrachten, zu loben, und zu kritteln. Andre sind müde vom langen Herumgehn, und suchen sich Size aus, wo sie entweder schlafen, oder die Unterhaltung fortsezen. Die frommen Haufen sammeln sich um den bronzenen Petrus, der heute in Galla gekleidet mit dem völligen Ornat der päbstlichen Würde prangt. An seinem lehrend emporgehobenen Finger kommt ein reicher Brillantring, welcher schon in der Entfernung den Frommen und den Armen als ein Leitstern entgegenglänzt. Wen feuriger wird ihm heute der Fuß geküßt, und man vergißt sein russiges Bronzegesicht nur über dem prächtigen Mantel, welcher ihn bedekt. Ohne Scheu

wird dieser von den Andächtigen betreten, da Petrus weit populairer ist, als seine Nachfolger, und häufig entstehen zu seinen Füssen Wortstreite über den Stoff, aus welchem seine Kleidung besteht.

Weiter unten im Schiff steht ein Detachement päbstlicher Soldaten unter dem Gewehr. Diese vollenden noch die Täuschung, dass man nicht in einer Kirche ist. Auch fehlt man nicht das Geringste von dem, was sich einem denn doch immer in einem majestätischen Dom aufdringt. So viele kommen, gehen, stehn, knien, und Alle zeigen sich in so vielfachen Situationen, die sich gar nicht mit den Empfindungen der Andacht vertragen, dass wenig Frivolität dazu gehört, um es hier, wie die meisten, zu treiben. Alle sind heute in festlichem Gewande, je schöner eine ist, desto freier auch gekleidet, und die Blike, welche umherschiessen, verrathen nur zu deutlich den Gott, dem heute geopfert

werden soll. Die wenigsten wissen, was an dem Altar vorgeht, und das Niederknien bei den verschiedenen Funktionen verbreitet sich nur wie ein Geracht in der Kirche fort. Der Kerer, welcher nicht knien will, genießt die schöne Aussicht auf eine niedergesunkene Menschenmenge, die dem Herzen wohl thut. Aber auch knieend wird die Unterhaltung, welche stehend angefangen war, fortgesetzt, und dieses ist sogar nicht selten der Zeitpunkt, ein Gespräch anzufangen, oder eine Verabredung zu treffen, wozu die Einleitung bis jetzt nur durch ein Augenspiel gemacht worden war.

So dauert es mehrere Stunden fort, während deren man sich in dem kühlen Gebäude, unter den vielen Werken der Kunst, unter der Menge von schönen Menschen, vortrefflich unterhält. Auch hat man sich hier bald und lebhaft überzeugt, daß die Schönheit

der weltlichen Formen nirgends grofs und edel zu finden ist, als in Rom.

Endlich geht der Zug vorwärts. Der Pabst wird auf einem Tragsessel weggebracht, und Alles fällt vor ihm nieder, seinen Segen zu empfangen. Pius VII. hat keine Würde, und sogar nicht schön. Dafür loben die Römer sein ansprechendes Gesicht, und seine hingebende Miene, welche der Fremde leicht mit Unrecht für sinnlose Schwäche halten könnte. Er sitzt sogar sehr unbehaglich auf seinem Sessel, als fürchtete er, dafs er zusammenfallen möchte. Der Fremde, welcher nicht niederkniet, hat sodafs keine Beschimpfung zu fürchten. Beugt er sich mit Ehrfurcht, wie er es dem Fürsten, in dessen Staat er gegenwärtig lebt, schuldig ist, so erregt er nicht einmal Aufmerksamkeit.

Abends um sechs Uhr ist grosse Musik in der Peterskirche. Die Nähe der festlichen Nacht und die bequeme Zeit lokt jezt weit

mehrere herbei, als die vom Pabst selbst gelesene Messe. Jezt kann man den ungeheuren Dom mit Menschen angefüllt sehen, und wenn wir diesen Morgen das Recht hatten, die Versammlung in demselben mit einer ungezwungenen Konservation zu vergleichen, so dürfen wir es nun noch weit eher thun. Das Mittagsmahl, das demselben folgende Schlafchen, die kühlere Abendluft haben unter allen Gegenwartigen eine frohlichere Laune verbreitet. Der Dienst am Hochaltar fordert auch nicht so viel Aufmerksamkeit, und man bedient sich nun der Freiheit des Orts mit weit grosserer Zwanglosigkeit. Die vielen Kapellen scheinen eben so viele Gesellschaftszimmer zu seyn, wo man sich zusammengruppiert, bespricht, lacht und scherzt. Der Unterschied der Stände ist ganz aufgehoben, und es trift sich, dafs ein armer Transtiberiner neben dem galantesten Monsignore auf einem Saulenpostament Plaz

nimmt, oder ein rauher Franziskaner sich der schmalsten Dame zur Seite setzt. Wer wird sich dieser Zwanglosigkeit nicht erfreuen, da es der Religion so selten gelingt, ihren schönsten Zweck, alle Menschen zu Brüdern zu machen, zu erreichen!

Einen Blik hingeworfen auf die ungeheure Volksmenge, was sieht man anders, als Geistliche und Weiber! Nirgends wird einem die Widersinnigkeit des Colibats anschaulicher, als in Rom, wo man ihre schlimmen Folgen so deutlich vor den Augen hat. Geistliche in allen möglichen Uniformen und Farben drehen sich hier herum, und wenn man das Ganze von oben überschauen könnte, so müßten die Farben braun, schwarz und roth die hervorstechendsten in diesem lebendigen Mosaikgemälde seyn. Alle diese Trachten wurden aus Demuth erfunden; aber der Geist der ersten Einrichtung hat sich auf den breiten Weg des Lebens verloren, und der Abbate

sucht an sein Schwarz alle Ornamente der vielfachgestalteten Mode anzuflikken. Sein leichtes seidenes Mäntelchen ist das Bild seiner flachtigen Natur, die, wie auf Flugeln, zwischen dem Altar und dem Puztische umhergaukelt. Sein freier Blik will den Zwang seines Standes vergessen machen, und wo er nicht geniessen darf, sündiget er wenigstens. Aber man kann sich nichts Abgeschmakteres denken, als diese schwarzen Prälaten mit violetten Strumpfen, stark gepuderten Haaren, und der Tonsur, welche nur die Grösse eines Viertelbajoks hat.

Nicht viel mehr Ernsthaftigkeit bemerkt man an dem heiligen Kollegium selbst. Der Dienst des Tages hält seine Glieder zwar auf ihren Sizen in Reihen geheftet; aber sie verbergen es gar nicht, wie lastig ihnen dieser Zwang ist. Die freisten, lusternsten Bliko werden aus dem Kreise dieser ehrwurdigen Manner geschossen, welche, wie die himm-

lischen Heerschaaren, den Thron des Pabsts umschliessen. Damit sie sich über der Funktion nicht zu sehr langweilen, hat man dafür gesorgt, einen Kreis der vornehmsten Damen um sie zu schlingen. Diese zween Kreise, mit dem Pabst als Mittelpunkt, sind das lebendigste Sinnbild des heutigen Roms.

Roth ist auch die Farbe der päbstlichen Garde. Die Offiziere derselben stehen und knien in mancherlei Gruppen in dem weiten Dom, und haben mit den Geistlichen das ausschliessende Recht, bedekt zu sein. Die Schweizer machen von ihnen bis zu dem geistlichen Militär des romischen Stuhls den Uebergang, sowohl an Buntscheckigkeit der Farben und des Schnitts, als auch der in Rom sehr bedeutenden Haarfrisur. Auffallend ist übrigens der Unterschied zwischen den derben Helvetiern und der romischen Garde: die lezten bleichen Dunstschatten, die erstern fantastischen Nurnbergerpuppen ähnlich.

Die meisten Frauenzimmer sind von Geistlichen begleitet. Diese haben überhaupt in Rom die besten Stellen besezt, wie sollten sie in diesem Punkte zurükbleiben? Daran findet nun niemand etwas Aergerliches, ausser der Neid, oder etwa ein Fremder, welcher das Gebot des Colibats durch diese Freiheit entschädigt sieht. Man behauptet, dafs besonders einige geistliche Orden am meisten Glük bei den Weibern machen. Gerade diese nun sieht man hier nicht in so grosser Anzahl. Sie sollen ihr Glük in der Stille geniessen.

Das römische Volk überhaupt erscheint aber äusserst verächtlich. Die Männer von ihren Weibern getrennt, und selbst hinter Andrer Weibern herschwängelnd; meist in ärmlichem Aufzug, während die Priester unter der Last des Prunks fast zu Boden sinken; auf den Knien liegend vor einer Menschenklasse, deren Verwerflichkeit alle kennen; vor Heiligenbildern sich an die Brust schla-

gend, von denen sie gewöhnlich nichts halten — es ist der sonderbarste Widerspruch, so devot, und doch so ganz ohne Glauben.

Am gedrängtesten ist wohl der Fremde in Rom. Auch in diesem Menschengedränge stößt man häufig auf ihn. Mitten unter den Knieenden wandelt er einher, steht vor dem segnenden Pabst aufrecht, und betrachtet Statuen und Gemälde, während die andern sich an die Brust schlagen. Der lezterische Fremde wird in den engern Kreis zugelassen, der devote kommt davon ausgeschlossen. Wo er sich an Jemand unter den Gegenwärtigen mit einer Frage wendet, erhält er gefällige Antwort, und man giebt sogar den Segen des heiligen Vaters selbst auf, um seinen Führer an den Sehenswürdigkeiten umher zu machen. Wendet er sich vollends an Weiber, so ist die Gefälligkeit ohne Grenzen.

Dieses alles und noch mehr sieht man an einem großen Kirchenfest in der Peterskirche.

Läßt sich etwas Bizarreres denken, als dieses Gemisch von Religion und Frivolität? Aber es muß wohl ehemals anders gewesen seyn, wenn eine halbe Million Pilgrimme jährlich Rom besuchen, und fromm erbaut es wieder verlassen konnte!

Schon dämmert es in dem weiten Dom. Die ehelangebrachten Ornamente verschwinden in den größern, sich nun bildenden, Massen. Die Idee eines Gesellschaftssaals verschwindet, und das Ganze gewinnt eine ernstere, feierlichere Ansicht. In wenigen Minuten ist das Gebäude ganz leer, und die Macht der Kunst ergreift nun um so stärker, je weniger man die Gefühle mit Andern zu theilen hat.

Schon sind die Lampen an der Façade und an der Kuppel angezündet. Es ist alles von nun an wieder wie gestern, und wir müßten uns geradezu wiederholen, wenn wir nicht abzubrechen verstünden.

Ansichten von Florenz.

Im Sommer 1803.

I.

Nicht ohne Grund wird Florenz vorzugsweise die Schöne genannt. Aber dieses Lob bezieht sich wohl nicht auf die Stadt selbst. Ob sie gleich mit einer Menge schöner Paläste, Kirchen, Säulengänge und öffentlicher Denkmale prangt, so wird ihr ein Fremder, welcher an breite, regelmäßige Strassen, und an gleiche Bauart der Häuser gewöhnt ist, diesen Vorzug gewiß nicht zusprechen. Neben den herrlichsten Palästen kleben oft kleine, unbedeutende Häuschen; der Styl ihrer Bauart ist so verschieden und oft so widersprechend; die schönsten und merkwür-

digsten unter ihnen haben zuweilen ein so finsteres, Festungen und Gefängnissen ähnliches, Ansehn, dafs sich ein, an architektonische Grossen noch nicht gewöhntes, Auge gar nicht in den Ruhm der Stadt finden kann. Die verschiedenen Plätze der Stadt sind selten von regelmässiger Form, und häufig mit Gebäuden umgeben. Das Aeussere der Kirchen ist gewöhnlich nicht vollendet; die in der Stadt hin und her aufgestellten Werke der Bildnerei sind meistens in schlechtem Geschmak gearbeitet, und durch die Zeit übel mitgenommen; die Strassen krumm und enge; die schönsten Gebäude häufig durch erbärmliche Buden entstellt. Die, am Arno liegenden, Theile der Stadt nehmen sich fast durchgängig übel aus. Die Häuser sind an den Flufs angeklebt, zeigen ihm gerade ihre häfslichste Seite, und verderben so die Ansicht auf ihn, den man übrigens auch gar nicht unter die schönen Gewässer rechnen darf.

Unter den vier, über denselben führenden, Brücken zeichnet sich blos die della Trinità durch eine gefällige Form aus. Die Ponte vecchio überrascht zwar durch ihre ungeheure Masse und ihren gebietenden Ernst, aber das Auge weilt nicht mit Vergnügen auf ihr. Ponte delle grazie ist gegen ihre Benennung die häßlichste und erbärmlichste, und verdient keine Erwähnung. Besser gefällt noch Ponte alla Carraja, von der aus sich eine liebliche Ansicht auf die buschichten Ufer des Arno öfnet.

Desto schöner aber ist die Lage der Stadt von einem der hohen Punkte derselben, oder der benachbarten Berge angesehen. Ganz en face, so zu sagen, zeigt sie sich von der Kuppel des Doms, oder dem Thurme des Palazzo vecchio herab betrachtet. Sie imponirt, so angesehn, wirklich; denn da stellt sich der ganze Umfs der öffentlichen Gebäude und der Privatpaläste dar, deren Ansicht man

ust nur von Einer Seite geniessen kann.
ch fällt hier die Grösse der ganzen Stadt
sser in das Auge. Mit Einem Blike kann
n ihre mannichfaltigen Strassen verfolgen,
det man sich auf ihren vielen öffentlichen
zen, übersieht man die Menge ihrer Kir-
en und ihrer Thürme. Es versinnlicht sich
die alte Geschichte der Stadt. Die Pa-
ste mit Festungsmauern, und kleinen Thür-
en auf ihren Zinnen erinnern an die Zeiten
r bürgerlichen Faktionen und Kriege. Die
läste Medici und Strozzi ragen über die
ndern Gebäude empor, und scheinen, sich
gegenseitig beobachtend, einander zuzudro-
en. Aber nicht müssig steht der Palazzo
echio, als Repräsentant der Volksherrschaft,
nd wacht über den verderblichen Streit der
hrgeizigen.

Denn es waren diese beiden Geschlechter,
elche einander unaufhörlich um die Unter-
rükung des Vaterlands befehdeten, bis mit

Filippo Strozzi der lezte, kräftige Kämpfer gegen die Mediceische Herrschaft dahinsank.

Von einem ähnlichen hohen Punkte zeigte sich die Stadt Florenz im Jahr 1529 dem Heere des Prinzen von Oranien. Vor Freude jubelten die Soldaten, als sie sie zum erstenmal erblikten, und riefen aus: Signora Firenzi, apparecchia i broccati, che noi venghiamo a comprargli a misura di picche! *)

Das Gebirge wölbt sich auf der östlichen Seite der Stadt enger zusammen. Ueberall mit fruchtbaren Oel- und Weinpflanzungen bedekt, wendet sich der Arno aus demselben heraus, und ergießt sich in ein tiefes Bett, in welchem er die Stadt durchstromt. Auf beiden Seiten liegen schon niedrigere Berge, die mit zahllosen Landhäusern übersät sind,

*) Frau Florenz, rüste sie nur ihre schönen Linnen, wir kommen, sie nach dem Pikenmaaße zu kaufen!

lu durch ihre freundliche Farbe zu den
stigungen des Landlebens einladen, und
st's Bemerkung rechtfertigen:

e dentro un muro, sotto un medesimo nome,
fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non si sarian da pareggiar due Rome *).

s auf der Höhe steht das alte Kloster von
Francesco al Monte und die Kirche St.
iato; weiterhin zeigt sich das Kastel Bel-
ere, und in grösserer Entfernung der Hü-
berg von Bellosguardo. Rechts öfnet sich
Aussicht in das segensreiche Mugellothal,
rmt sich der Berg, von welchen Fiesole's
same Reste gefällig herabwinken, wie eine
amide, die das Grab eines alten Herr-
ers enthält. Und gerade vor dem Auge
itet sich die fruchtbare Ebene bis Prato

*) Wenn innerhalb Einer Mauer, unter Einem Namen alle deine zerstreuten Paläste vereinigt waren, so wären dir auch zwei Rom nicht zu vergleichen!

aus, die einem schönen Baumgarten gleicht, worin zahllose Lusthäuser zerstreut sind. Hie und da hebt sich die Spiegelfläche des Arno heraus; im Hintergrund zeigt sich Prato selbst, minder deutlich Pistoja, und ein lieblicher Hügelwall umschliefst die entzückende Aussicht.

In zahllos schöner Abwechslung stellt sich die reizende Gegend mit den verschiedenen gewählten Standpunkten dar. Von Fiesole herunter hebt sich das Thal schon mehr in die Höhe, öffnet sich in der Entfernung auch grössere Gebirgsansichten. Wer dem niemals müssigen Pinsel der Natur in den Wechsel der Jahres- und Tageszeiten folgen kann, gewinnt sich eine Reihe der lieblichsten Bilder. Von diesen Standpunkten aus mufs er sich den malerischen Karakter von Toskana suchen, der sich so auffallend von den Landschaftsansichten anderer italienischer Länder unterscheidet.

Am schönsten zeigt sich, wie jede italienische Gegend, auch die von Florenz im Frühling und im Herbst. Mehrere regenlose Sommermonate trocknen gewöhnlich das Erdreich aus, und bleichen die Farben der Natur ab. Bei der neuen Vegetation des Frühjahrs aber, und nach den erquickenden Regen der Herbstmonate verbreitet sich ein frischer Glanz über dieselbe. Unter einer neuen Anstrengung derselben wird der Segen der Jahrszeit eingesammelt, statt dafs er über den Alpen jede Schönheit der Natur hinwegwischt.

Noch üppiger würde die Vegetation in der Gegend von Florenz seyn, wenn sie wasserreicher wäre. Ob es gleich an guten Quellen nicht mangelt; so fehlt es doch an Bächen und andern kleinen Gewässern, um den Erdboden gehörig anzufeuchten. Zur Regenzeit zwar schwellen eine Menge von Giefsbächen gewaltig an; aber des Sommers sind sie alle ausgetrocknet. Selbst der Arno füllt

in dieser Jahrszeit so beträchtlich herab, dass er sich kaum durch sein Bette fortarbeiten konnte, wenn nicht sein Fall an einigen Orten ziemlich beträchtlich wäre. Dem ungeachtet aber erreicht er des Winters eine sehr gefährliche Höhe, und, ausser den häufigen, sehr verheerenden Ueberschwemmungen, hat die Geschichte von Florenz besonders die Jahre 1333 und 1557 bedeutend angezeichnet, als solche, in denen der Arno eine fast unglaubliche Höhe erreichte. Beinah von allen Häusern der Stadt ward das erste Stokwerk unter Wasser gesezt, und der für Felder, Häuser und Menschen daraus entspringende Schaden war unsäglich. Bei allen seinen Zerstörungen wurde aber ehmals doch sein Wasser für heilsam gehalten. Heutzutage hingegen hat sich der Glaube an die Wunderkraft verloren.

Ein schöner, heiterer Himmel liegt einen grossen Theil des Jahrs über diesen Thälern.

Aber sehr beschwerlich ist die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters. Die Stadt wird wegen ihrer Lage wenig von den Winden getroffen. In den Hügelvertiefungen bleibt der Schnee länger im Schatten liegen. Blos in den lezten Monaten des Jahrs soll die Luft nicht zum besten seyn. Die übrigen aber ist sie reiner und milder, als in andern Gegenden des Landes, und erleichtert dem armen Brustkranken seinen schweren Athem.

Es ist bekannt, dafs Florenz eine sehr alte Stadt ist. Mit der Eroberung von Fiesole, im eilften Jahrhundert, begannen die Zeiten ihrer Macht. Beinah unaufhörliche Kriege mit ihren Nachbarn unterwarfen ihr nach und nach fast ganz Toskana. Als sie ihren höchsten Glanz erreicht hatte, beugte sie sich selbst unter den Scepter ihrer Medicis. Um diese Zeit zählte man jährlich über 3000 Gebohrne, eine Zahl, die übrigens vor den verheerenden Pestzeiten einmal über 6000

genz. Ebenso darf man füglich 80,000 Einwohner annehmen, unerachtet die Florentiner eine viel grössere Summe nennen. Gewiss ist aber, dass die Bevölkerung gegenwärtig im Steigen ist.

Der Arno scheidet die Stadt in zween ungleiche Theile. Nach vier Kirchen zerfällt sie in eben so viele Quartiere; in das von St. Giovanni; von Sta. Maria Novella; von Sta. Croce, und Sto. Spirito. Diese sind wiederum in verschiedene Pfarren abgetheilt.

Was Florenz von andern Städten Italiens vornehmlich auszeichnet, ist seine Reinlichkeit. Das Strassenpflaster ist eines der besten, so man finden kann, und besteht aus lauter grossen Quadersteinen. Ausser den von der Polizei für die Reinigung derselben getroffenen Anstalten, kommt ihnen noch der Fleiss der Landleute zu Hülfe, welche jeden Morgen in die Stadt kommen, den Unrath zusammenkehren und hinausfahren. Dieses, und

die grosse Sicherheit, in welcher man lebt, zieht immer eine Menge von Fremden herbei. Man darf vielleicht sagen, dafs keine Stadt Italiens so häufig von ihnen besucht wird. Auch ist die Anzahl der Gasthöfe unverhältnifsmäfsig grofs, und es trift sich dennoch sehr oft, dafs sie alle gefullt sind, und keine Gäste mehr aufnehmen können.

Die Lebensmittel stehen in einem ziemlich niedrigen Preise, und sind sehr gut und gesund. Wer den florentinischen Wein einmal kennen gelernt hat, zieht ihn beinah jedem andern vor. Das Brod ist ganz vortreflich: Fleisch, Geflügel, Wildpret aller Art immer im Ueberflufs, und in mäfsigem Preise. Fische werden von Livorno gebracht, schlechtere im Arno gefangen. Alle Gegenstände des Luxus sind wegen der Nähe der leztern Stadt vorhanden. Für Vergnügungen ist mehr, als an jedem andern Ort Italiens gesorgt; die Einwohner sind sehr gefällig gegen die

Fremden — lauter Gründe, welche diese in der schönen, gesunden Gegend mächtiger anlokken, als überall sonst.

II.

Mehr, als an jedem andern Orte Italiens ist in Florenz für Vergnügungen gesorgt.

Was fast jeder andern Stadt dieses Landes fehlt, und was wir Nordländer so ungern entbehren, sind schattichte Spaziergänge. Der Italiener begnügt sich, des Sommers den Untergang der Sonne abzuwarten, und erfrischt sich gewöhnlich durch die kühlen Lufte der Nacht. Diejenigen, welche am wirksamsten jenem Mangel abhelfen könnten, halten sich meist eigene Wagen, und mit diesen fährt man nicht wohl in schattichte Alleen. Die übrigen, welchen ein geringerer Wohlstand diesen Aufwand verbietet, haben keine Stimme, und mussen es abwarten, bis

der gütige Himmel seinen Schattenschleier über die Erde ausbreitet.

In Florenz hingegen machte der Bürger immer Ansprüche, welche man ihm nicht wohl versagen konnte. Nach dem langen Streit zwischen dem Volke und dem Adel mufste, wenn auch das erstere unterlag, doch immer ein gewisser Grad von Achtung gegen dasselbe zurükbleiben, da es doch mit Ehren sein Haupt gebeugt hatte. Den Mediceischen Fürsten war die Volksgunst gegen ihren neidischen Adel sehr nöthig; der unvergefsliche Leopold zeigte bei allen Gelegenheiten seine Vorneigung für die Klasse der Bürger; es kam bei diesen noch ein hoher Grad von Wohlstand hinzu — lauter Gründe, die es sehr begreiflich machen, warum in Florenz der öffentlichen Vergnügungsorte so viele sind.

Man findet überhaupt in der Gegend der Stadt so manches schöne Plätzchen, wo man gerne hinwandelt, und mit Vergnügen ein

Stündchen weilt. Bei der hohen Kultur der Gegend aber sind die lieben einsamen Oertchen, die ein gefühlvolles Herz so gern aufsucht, schwer zu finden. Man mufs sie im besuchtesten Spaziergang der Stadt sich wählen, wo man auch alles antrift, was man nur wünschen mag.

Die Cascine sind ein sehr angenehmes Gehölz, das an der westlichen Seite der Stadt beginnt, so wie man zu der Porta prato herauskommt. Es liegt auf dem nördlichen Ufer des Arno, und erstreckt sich einige Meilen weit hinaus, bis wo derselbe den Mugnone aufnimmt. Zwei sehr breite, gut unterhaltene Strassen führen dahin, die sich in kleine Aeste ausbreiten, und nach dem Geschmack des Wanderers, entweder in dikes Gebüsch, oder an die Ufer des Flusses, oder auf freie, rings mit hohen Bäumen eingeschlossene Wiesen hinleiten. Die Hauptstrasse aber führt ungefähr in der Mitte des Gehölzes

auf einen grossen, freien Plaz, auf welchem sich ein fürstliches Sommerhaus befindet. Hier halten die Wagen der Florentiner gewöhnlich stille, und der Raum ist so grofs, dafs man oft mehrere hunderte derselben hier versammelt übersehen kann. Eine Stunde vor Anbruch der Nacht fahren sie heraus, machen hier einen Ruhepunkt von einer Viertelstunde, ohne übrigens auszusteigen, und beguken und bekritteln ihren Nächsten. Man nennt diefs frische Luft schöpfen, und die Florentiner halten auf diese Erholung so viel, dafs sie sich dieselbe so oft, wie möglich, zu verschaffen suchen. Viele essen schlecht, um nur des Sonntags einen Miethswagen nehmen und nach den Cascine fahren zu können. Manche halten sich Equipage zu keinem andern, als zu diesem Gebrauch. Die Elegants zeigen sich auf offenen, hohen Faetons, und die Anglomanie äussert sich nirgends lebhafter, als hier. Niedliche Jokeys traben hinter

ihren Herren her, die zum Theil auf wirklich schönen Pferden durch das Gebusch galloppiren. Hier besuchen sie zuweilen ihre Damen am Kutschenschlag, verabreden sich für den Abend, oder den künftigen Morgen. Die vielen, sich in Florenz aufhaltenden, Engländer lassen sich auch sehen; es gelingt ihnen aber doch nicht immer, die reichsten Florentiner im Wagen- Pferde- und Bedienten-Luxus zu überglänzen.

Zuverlässig findet man in ganz Italien keinen so reizenden Spaziergang, wie die Cascine. Sie sind ein Geschenk der östreichischen Fürsten, welche diese schattichten Gänge in den, ehemals hier vorhandenen, Wald aushauen liessen. Durch Schweizerhäuser, Pyramiden, Tempelchen u. dgl. hat man ihnen sehr überflüssige Zierden zu geben gesucht, welche ohnedieſs während der letzten stürmischen Jahre verfallen, und traurig verlassen dastehn. Mehr bedauert man die

schönen Heerden von Schweizervieh und zahmem Gewild, welche sonst hier geweidet haben, und die Täuschung vollendeten, dafs man sich in der freien Natur befinde. Nach Geschmak kann man sich sein Lieblingsplätzchen in schattichtem Dikicht suchen, wo man nur das Rauschen des Arno und den Sang der Vögel hört; oder in einem dünnen Gebüsche, durch das sich die nähern Flufsansichten und die blauen Fernen zeigen; oder auf einer bequemen Bank, wo man die Vorübergehenden sehen, und Grufs und ein paar freundliche Worte anbringen kann. Sommers lagern sich die Florentiner der niedern Stände mit ihren Familien häufig ins Gras, um ein frugales Abendessen zu sich zu nehmen. Die schöne Natur und die gute Gesellschaft stimmt sie dann zur lauten Fröhlichkeit, die sich auch dem vorübergehenden Fremden mittheilt.

Aber wie sonderbar die Mode den Men-

sehen auch da beherrscht, wo ihn doch alles auffordert, ihre Fesseln wenigstens auf Augenblike abzuschütteln. Es thut uns weh sagen zu müssen, dafs niemand, der sich zur guten Gesellschaft rechnet, Abends zu Fufs hieher kömmt, sondern zu Hause bleibt, wenn ihm nicht ein Wagen oder ein rüstiges Pferd zu Gebote steht. Des Morgens erblikt man zuweilen gut gekleidete Fufsgänger hier; des Abends nicht leicht jemand, als armselige Priester.

Ein anderer, aber weit kleinerer und minder reizender, Spaziergang befindet sich vor der Porta San Gallo, durch die man fährt, wenn man von Bologna kömmt. Es sind zwar mehrere angenehme Reihen von Bäumen, bequeme Bänke, und einiges leichte Gebusch vorhanden. Man hat hier die Aussicht auf das reizende Gebirge von Fiesole, und auf die zahllosen, schönen Landhäuser dieser Gegend; aber es fehlt doch alles, wo

das Lebendige in der todten Natur, das Wasser mangelt. In dieser Gegend wohnen überhaupt nur die geringern Stände der Einwohner; von diesen wird daher der Spaziergang auch fast ausschliessend besucht. Man mufs Sonntags hieher kommen, um über gewisse Klassen seine Bemerkungen zu machen.

Auch nur von diesen, darf man sagen, wird des Sonntags der reizende Garten Boboli besucht. Er liegt auf dem südwestlichen Ufer des Arno, und ist auf der einen Seite beinahe ganz von den Gebäuden des Pallasts Pitti umschlossen. Ein ungleiches, hügelreiches Erdreich war einer solchen Anlage besonders günstig, und wurde hier auch nach dem Geschmak der ältern Gartenkunst vortreflich genuzt. Minder beschwerlich ist die Regelmäfsigkeit dieses Gartens einem, an moderne Gartenanlagen gewöhnten, Auge, weil der Raum sehr grofs ist, und man nicht bei jedem Schritte auf Ekken und Winkel stöfst.

Wohl thut es freilich nicht, die schönsten Gebusche so mit der Schere in Mauern beschnitten zu sehen; allein der Wanderer braucht doch nicht jeden Augenblik sich durch hervorragende Zweige zu drangen, hat auf der einen Seite des Ganges beständig Schatten, gewinnt manche liebliche Aussicht, und verliert die erfreuliche des blauen Himmels nicht. Der, einander durchkreuzenden, Schattengange sind so viele, der heimlichen Plazchen so manche, dafs auch der Garten gedrängt voll Menschen seyn kann, ohne dafs man dadurch in Verlegenheit käme, wenn man gern mit sich selbst, oder mit einem guten Freunde allein seyn mochte. Der Hügel und Thalchen, der dichten und dunnen Gebusche sind nach den Abwechselungen der Baumarten so manche, dafs man sich seinen Lieblingsort immer nach Gefallen finden wird. Die hohen Plaze, besonders der sogenannte Casino cavaliere, eröfnen eine Menge

der schönsten Aussichten. Das Arnothal, mit seinen grossen und kleinen Städten, und mit seinen zahllosen Landhäusern wird hier aus mehreren, vortreflichen Standpunkten erblikt; die Stadt Florenz selbst zeigt sich von der gefalligsten Seite; der Pallast Pitti imponiert gewaltig, und läfst sich bald mehr, bald minder hinterm Gebüsche verstekt sehen. Der Kunstfreund findet unter den vielen, hier befindlichen, Statuen einige gute, und erkennt in den schlechtern den, ihm auch merkwürdigen, Verfall der Kunst. Es hat in neuern Zeiten nur eine Bildhauerschule gegeben, die Florentinische — ihre Gallerie ist ihm hier erofnet; und wenn ihm manche schlechte Kopie mifsfallt, so erinnert sie ihn doch an das vortrefliche Urbild. Es wird ihm so doch ein mittelbarer Genufs zu Theil.

Die alten Gartenkunstler suchten grossen Vorzug in abentheuerlichen Wasserkunsten. Alle Gotter des Himmels mufsten sich auch

hier mit diesem Elemente befassen, und man sieht mehrere, gut gearbeitete, Gruppen der Art. Besonders merkwurdig ist die in einem runden Bassin des Gartens befindliche. Wir sagen nichts von ihrem Kunstwerth, mochten aber jedem Reisenden rathen, sie Sonntags Abends aufzusuchen. Das Gebusche wölbt sich um das Wasser her rund zusammen, und die meisten Spaziergänger finden sich um die angegebene Zeit hier ein. So viele sich auch in den Garten vertheilen, so grofs ist das Gedrange doch oft; und da man sich um einen nicht sehr weiten Zirkel dreht, so hat man Bequemlichkeit genug, ein Gesicht, das einem aufgefallen ist, mehr als einmal zu betrachten.

Viele der hier befindlichen Statuen wurden in den lezten Zeiten verdorben. Durch solche Trummer gewinnt aber manche Stelle etwas Romantisches, das ihr sonst gewifs fehlte. Sie sind oft gerade in einem diken, wilden

Gebäusche, und man kann sich wohl auf Augenblike täuschen, dafs man sich auf einem, ehemals merkwürdigen, Grund befinde, über den die Zeit nach und nach ihr Recht geübt hat. Uns wenigstens erwekte diefs manches merkwürdige Spiel der Fantasie.

Dieser schöne Garten wurde 1550 von Kosmus I. angelegt. Mit eigener Liebe verschönerten die Medicäischen Fürsten ihn immer, und jeglicher legte die Probe seiner Lieblingsleidenschaft für Jagd, Fischerei und Gärtnerei in demselben nieder. Er wurde beinah immer als ein Eigenthum des Volks angesehn, und ihm nie der Zutritt in denselben verboten. Die Krankheit Ludwigs I. verschlofs ihn einige Zeit, weil die Zimmer des Königs auf diesen Garten giessen, und er bei seinen Spaziergängen in demselben häufig von seiner Krankheit überfallen wurde. Seit dieser Zeit ist er nur des Sonntags für jedermann offen. Um ihn sonst zu besuchen,

bedarf es einer eigenen Eintrittskarte, welche aber dem Bittenden nicht leicht verweigert wird. Den Wagen aber ist der Zugang versperrt. Leute von gutem Ton besuchen ihn daher nur Vormittags, weil es eine Schande für sie seyn würde, Abends zu Fuss auf einem öffentlichen Spaziergang gesehen zu werden.

Neben diesen, bis jezt genannten, öffentlichen Spaziergängen hat Florenz noch ausser seinen Mauern eine Menge der reizendsten Gänge. Wir sagen nichts von der ernsten Cypressen- und Steineichen-Allee, welche nach dem Lustsiz des Königs, Poggio imperiale, führt; nichts von einer Menge schöner Gartenanlagen, welche der Adel besizt; nichts von den unzähligen freundlichen Wegen durch das herrlich angebaute Land — wer Florenz selbst gesehen hat, dem haben wir ohnediefs schon zuviel gesagt; dem, der es noch sehen wird, möchten wir im Genuss nicht vorgreifen, und die übrigen bitten wir,

die, blofs angezeigten, Grundlinien mit alle den schönsten Farben auszumahlen, welche ihnen nur immer ihre Erinnerungen an schone Natur anbieten.

Wir haben schon bemerkt, dafs die Italiener gewöhnlich ihren Spaziergang des Abends geniessen, wenn die Sonne bereits hinter die Berge hinunter gesunken ist. Zu diesem Zweck dient ihnen daher jeder freie Plaz, der von den kuhlen Abendwinden getroffen wird. In Florenz entscheidet die Mode beinahe unumschränkt über die Wahl desselben, und die vaterlandischen Dichter haben manche schone Schilderung von solchen Orten hinterlassen, für die sich gerade die Vorliebe ihrer Zeitgenossen erklärt hatte. Da es immer die vorzuglichsten Plaze der Stadt sind, so dürfen wir uns auch erlauben, etwas weitläuftiger in der Schilderung derselben zu seyn.

Die langen Strassen am Ufer des Arno

scheinen vom Ursprung an diese Bestimmung gehabt zu haben. Was ist aber auch lieblicher, als am Ufer eines geschwazigen Flusses zu wandeln, wenn sich der Mond und alle Lichter des Himmels in seinen Wellen spiegeln? Hier ist der groste freie Plaz, laufen alle Strassen der Stadt zusammen, eröfnen sich bei dem Eintritt und Ausgang des Arno aus denselben zufällige Ansichten ins Freie. Wenn irgend ein leichtes Windchen die Gegend teilt, so ist es hier fühlbar. Darum ist auch dieser Spaziergang dem Wechsel der Mode weniger unterworfen, als jeder andre; und wenn ihn nur die besuchen, deren Wohnungen sich zunächst an demselben befinden, so erhält er schon eine nicht gemeine Celebrität.

Am schönsten und prächtigsten fällt das Arno-Ufer zwischen den beiden Brüken di santa Trinità und alla Carraja in die Augen. Hier befinden sich beinahe nur in regel-

mäfsigen Linien gebaute Paläste. Der Spaziergang bildet auf den beiden Seiten des Flusses, und mit den zwei sie verbindenden Bruken, einen Zirkel. Die Brüke von santa Trinità, die wir bereits als die gefälligste genannt haben, beschreibt einen Bogen, dessen sanfte Wölbung der Fufs des Wandlers selbst mit Wohlgefallen empfindet. Sie ist auf beiden Seiten den Wagen und Pferden mit Ketten verschlossen, und diefs schon ein bedeutender Grund mehr, die Abendwandler anzuziehen. Die gefällige Regierung hat für bequeme Size auf den beiden Seiten der Brüke gesorgt. Alles dieses gab derselben einen so mächtigen Vorzug vor allen andern Orten der Art, dafs sich schon seit mehrern Jahren die schöne Welt des Abends hier ausschliessend versammelte. Der gute Humor der Florentiner äusserte sich oft in den muntersten Sprüngen, und alle Künste der gesellschaftlichen Freude fanden sich hier ein. Das

reiche Talent der Nation zum Improvisiren entwikelte sich auf die mannigfaltigste Weise, und nicht selten sammelte sich die ganze Gesellschaft um zwei Dichter, welche im Wechselgesang das Gluk der Liebe und die Vorzüge ihrer Schonen priesen; oder um einen Sänger, der zur Guitarre die zärtlichsten Lieder absang. Bis tief in die Mitternacht hinein war man hier versammelt, und die gänzliche Sicherheit, welche in der Stadt herrscht, hinderte auch den entferntesten Bewohner derselben nicht, sich hier einzufinden.

Die nemliche Stelle behaupteten in frühern Zeiten die Marmorstufen des Domplazes. Ein sehr verdienstvoller Florentinischer Schriftsteller, Donati, verlegte hieher den Schauplaz seiner Gespräche, i marmi überschrieben. „In Neapel," sagte er in diesem Werk, „ist es Gewohnheit, des Abends spazieren zu reiten, um frische Luft zu schopfen. In Rom

erholt man sich in den kühlen Rebengärten und an den reichen Fontänen. In Venedig fährt man in niedlichen Barken durch die Kanäle und in die Salzfluth hinaus, und Musik und Frauengesellschaft verschönern das Vergnügen. Aber der herrlichste Erfrischungsort, den ich kenne, ist der, den die Florentiner besizen, nemlich der Plaz zwischen dem Dom und dem Taufgebäude. Rings um den erstern herum sind breite Marmortreppen. Hier wehen immer frische, angenehme Winde, und schon die Marmorsteine selbst machen kühl. Hier finde ich die angenehmste Unterhaltung; denn die feinen, wizigen Florentiner haben immer etwas schönes zu sagen. Novellen, Spässe, Scherze, feine Streiche, die eine Frau der andern, oder einem Manne gespielt hat, machen hier den Gegenstand des freundlichsten und edelsten Gesprächs aus." Und an einer andern Stelle sagte er von dem nemlichen Orte: „Seyd

versichert, ich werde jeden Abend auf den Marmors erscheinen. O welche herrliche Kühlung, welche erfrischenden Winde! Es giebt gewifs in ganz Italien keinen angenehmern Lustort als diesen. Hieher kommen Musiker und Dichter; hier sprechen Narren und Weise; sagt man Scherze, erzählt man Novellen, bespottet einander, und erfährt aller Welt Neuigkeiten."

Ob dieser Ort nun gleich heutzutage viel von dieser seiner ehemaligen Celebrität verloren hat, so steht er doch immer noch in gutem Andenken bei jedem Florentiner. Auch würde er wohl noch eben so besucht seyn, als ehemals, wenn die Aerzte nicht das Sizen auf den kalten Steinen abgerathen hätten. Aber manche merkwürdige Stelle dieser Marmors ist nicht vergessen, und noch nach langer Zeit zeigt man einem den Sasso di Dante (den Stein des Dante).

Diefs ist ein Stein, so wie jeder andre.

Aber er hat etwas Heiliges durch den grossen Mann erhalten, welcher sich immer darauf zu sezen pflegte. Von den Florentinern überhaupt ist Dante am meisten geschäzt, und jeglichem, vom Vornehmen bis zum Geringsten herab, ist alles wichtig, was diesen Patriarchen der italienischen Dichtkunst angeht. Unzählige kleine Geschichtchen sind noch von ihm im Munde des Volks, die sich blos durch Tradition erhalten haben, und so noch lange fortleben werden. Alle schildern ihn in den kleinsten Zügen als ein Muster von Tugend und Weisheit, und nach Homer ist wohl kein Dichter mehr einer Nation so Alles geworden, wie Dante der seinigen. Man erlaube uns ein kleines Geschichtchen der Art hier mitzutheilen, das uns auf seinem Stein erzählt wurde, und das wir, als warme Verehrer des Dichters, mit grossem Vergnügen in gleichzeitigen Schriftstellern bestätigt gefunden haben.

Dante, erzählt die Sage, pflegte jeden Abend auf diesem Stein zu sizen. Man war das auch so gewohnt, dafs er über denselben nach und nach eine Art von Eigenthumsrecht erhielt. Niemand fiel es ein, sich auf denselben zu sezen; oder, wer es that, stand auch sogleich auf, dem Dichter Plaz zu machen, wenn er kam. Hier sas er nun eines Abends vor Sonnenuntergang, als einer seiner Freunde eilends vorüberging. Gewohnt mit ihm zu scherzen, rief er Dante'n daher nur die Frage zu: welches ist das Leste Getrauk? — Das Ei, antwortete der Dichter. Ein Jahr nachher fand der Freund Dante'n wieder da sizen. Zufälligerweise kam ihm nun seine verjährte Frage in den Sinn, und er rief diesem zu: mit was? — Mit Salz, erwiederte der Dichter, sich eben so schnell seiner vor einem Jahr gegebenen Antwort besinnend.

Nur ein Schatten von seiner alten Celebrität

ist dem Plaz von Santa Croce übrig geblieben. Noch jezt sieht man an Sommerabenden auf den bequemen Banken, mit welchen er eingefaßt ist, die Anwohner desselben in langen Reihen sizen. Aber so häufig ist man in Italien genöthigt, in die Vergangenheit zurükzugehen, wenn man sich irgend eine merkwürdige Stelle recht lebhaft denken will. Wir wollen die Geister derer, die im hizigen Calciospiel ehemals oft hier ihren Tod fanden, nicht heraufrufen. Aber noch jezt weiß einem mancher alte Florentiner von der schönen Periode des Santa Croce-Plazes zu erzählen, wo sich Abends immer die ganze feine Welt der Stadt auf demselben einfand. Der Prior Morandi, der Hutmacher Ciottoli und der Stiker Amerighi traten da gewöhnlich mit einander in den poetischen Wettstreit. Mit dem Wort: Ecce! forderte der eine heraus. Comincì! (fäng' an!) antwortete der andere, den Handschuh aufhe-

bend. Bis nach Mitternacht dauerte gewöhnlich der Wechselgesang.

Auch scheint die Form des Plazes ihn ganz für dergleichen Belustigungen zu eignen. Beinahe ein regelmäfsiges Vierek laufen in denselben mehrere Strassen zusammen. Er ist mit ansehnlichen Gebäuden umgeben, und würde, wenn die Façade der Kirche von Santa Croce geendigt wäre, eine sehr grosse Ansicht gewähren. Noch regelmäfsiger ist ein innerer Kreis des Plazes, welchen Leopold mit bequemen steinernen Sizen umgeben liefs, die jezt nur noch sparsam besezt werden.

Ehemals wurde hier das Calciospiel gespielt, wofür die alten Florentiner leidenschaftlich eingenommen waren. Der unbändige Geist des Volks zeigte sich bei einer sehr gefährlichen Gelegenheit einst auf eine höchst kühne Weise. Während die Stadt von aussen furchterlich bedrängt wurde, spielte der Kern der Jugend hier das Calciospiel mit ausser-

ordentlichem Pompe, und um die Feinde zu hohneken, wurden die Musikanten auf die Musikanten auf die Spize der Kirche von Santa Croce gestellt, wo sie von ihnen gesehen und gehört werden konnten.

Der gewöhnliche Vormittagsspaziergang ist im Winter die Uferstrasse des Arno; im Sommer sind es die Säulenhallen des Palastes der Uffici. Um 12 Uhr ist die Messe der schönen Welt vorbei; und besonders Sonntags wird die Zeit bis zum Mittagessen zu einem Spaziergang benuzt. Die Damen haben dabei die Freiheit, ohne Begleiter zu gehen, und man kann sich leicht denken, dafs diese Spaziergänge nicht selten zur Anspinnung neuer Verhältnisse benuzt werden. Unter den Uffici ist bei dieser Gelegenheit das Gedränge so grofs, dafs man nicht selten Mühe hat, durchzukommen. Zur Zeit des Karnevals besonders sammeln sich hier alle Masken.

Ausser diesen öffentlichen Orten, an denen sich die Volksmenge einfindet, fehlt es dann nicht an andern, wo der Zutritt schwerer ist. Der Adel und die erste Burgerschaft haben ihre eigenen Kasino's, die wir in der Folge karakterisiren werden. Ausser diesen sind sechs Theater in der Stadt, welche zu Zeiten alle geöfnet, und alle gedrängt voll Menschen sind. Das Theater della Pergola ausgenommen, sind aber die meisten derselben klein, und es begreift sich so leicht, wie für eine Menschenmenge von nicht einmal 100,000 Seelen so viele Schauspiele nicht überflussig sind.

Wie überhaupt jede italienische Stadt eins oder mehrere jährliche Volksfeste feiert, so ist Florenz besonders reich an denselben. Die Wagenrennen am Johannistage, die Wettläufe der Pferde um dieselbe Zeit und dergleichen andre mehr, die schon öfters beschrieben wurden, sind für den Fremden

unterhaltend an sich und belehrend in nicht minderm Grade, weil er an denselben beinahe die ganze Volksmenge der Stadt beisammen erblikken kann. Wir heben hier nur eines derselben deswegen aus, weil es minder bekannt ist, und durch das Eigene, was es hat, unsern Lesern eben so willkommen seyn wird, als es uns war, da wir den Herbst 1803 es mit ansahen.

Es heifst la festa delle fierucolone. Dieser Name kommt von fiera (der Jahrmarkt) her. Die satyrische Bildung des Worts für die denselben besuchenden Weiber erklärt sich leicht aus den Endsylben desselben.

Den siebenten September, den Vorabend vor dem Geburtstag der heiligen Jungfrau, ist auf dem Plaze vor der Kirche dell' Annunziata ein kleiner Jahrmarkt. Die Bauerweiber aus dem nahe liegenden Gebirge von Fiesole und Pistoja finden sich mit ihrer Leinwand hier ein, denn der häufige Besuch

der Kirche an diesem Tage scheint ihnen einen guten Markt an diesem Tage zu versprechen. Sie sollen sonst auch Hymnen zum Lobe der heiligen Jungfrau in ihrem hätürischen Dialekt abgesungen haben. Wir hörten aber nichts davon.

Ueberhaupt hat dieser Jahrmarkt gar nichts Auszeichnendes. Nur fallen unter den Verkaufstischen diejenigen auf, welche mit lauter irdenen Pfeifen beladen sind, denen man verschiedene fantastische Formen gegeben hat. Jedermann, der herkommt, versieht sich mit einer oder mehrern derselben für den Abend des Tags.

Vor Sonnenuntergang ist in der Strasse, die von dem Domplaz gerade nach der Kirche dell' Annunziata hinführt, ein kleiner Corso. Das Gedränge ist hier beschwerlich grofs, denn die Strasse ist zu enge für zwei Reihen Wagen, und eine Menge von Tischen, welche auf den Seiten derselben stehen. Mit Son-

nenuntergang müssen sie sich aber alle entfernen; denn alsdann ist der Zutritt nur den Fufsgängern verstattet.

Schon sieht man die Jungen munter hin und her laufen. Alle haben kleine irdene Pfeifen im Munde, mit denen sie durchdringende Töne hervorbringen.

So wie es dunkeler wird, werden diese Töne häufiger. Die ganze Strasse füllt sich nach und nach mit Menschen an, deren jeder seine Pfeife im Munde oder in der Tasche hat. Es ist ein so durchdringendes Pfeifen, dafs man sein eignes Wort nicht mehr davor hört, und taub zu werden fürchten mufs. Wir haben es als als ein bewährtes Mittel rühmen gehört, und als solches auch gefunden, selbst mitzupfeifen. Wirklich liessen sich auch dann nur diese durchdringenden Töne aushalten.

So wie man im Karneval in Rom dem besten Freunde am liebsten sein Licht ausbläs't,

so pfeift man ihm hier desto stärker in die Ohren. Das schönste Frauenzimmer, welches sich hieher wagt, wird auch sicher am meisten ausgepfiffen. Denn in diesem kleinen Karneval ist dem Muthwillen so viele Freiheit gestattet, dafs man ihm nichts übel nehmen darf, so lange er nur in der Regel des Tages bleibt.

Ehemals gehörte es noch dazu, dafs jeder ein Licht trug. Man durfte sich also der Thorheit nicht schämen. Heutzutage ist noch ein Ueberrest davon in den Papierlampen übrig geblieben, welche das gemeine Volk auf hohen Stangen durch die Strassen trägt. Je höher sie ist, je mehr Lampen sie hat, desto stolzer ist der, so sie trägt, desto bewunderter ist er von der Menge. Sie sezten sogar einen ganzen Popanz von Lampen zusammen, an welchem sie grosse Freude hatten.

Alle Feste, so sonderbar sie auch seyn mögen, haben Sinn und Bedeutung. Nur der

Geist der alten Zeit ist uns häufig fremd geworden. Man weiſs, welche schöne Bedeutung dem Fakelfest in Athen gegeben wurde. Jeder machte mit seiner Fakel in der Hand einen gewissen Weg. War er am Ziel, so gab er sie einem andern, um ein Gleiches zu thun. Man sah das als ein frohliches Bild des Menschenlebens an *).

Einen so hohen Sinn hat dieses Fest nicht. Es ist ein altes Denkmal der Zeiten, wo nur der Stadtbewohner Bürger hiefs. Die Florentiner, welche frühzeitig eine hohe Stufe von Kultur und Luxus erreichten, fanden ihre Nachbaren ausserordentlich lächerlich, wenn sie auf den Jahrmarkt kamen. Der, den Florentinern eigene, Geist der Satyre forderte sie zum Spott auf. Einer ihrer burlesken Dichter beschreibt die Bauerweiber so:

*) *Et quasi cursores vitae lampada tradunt.*
Lucret. II. 78.

Die Wangen scheinen zween gekochte Zwiebel,
Die Lippen gleichen einem Festungswalle,
Wie Esel traben sie einher, so übel,
Wie's um sie duftet, riecht's im Schweinestalle.

Ihr müfstet wahrlich euch zu Tode lachen,
Wenn sie des Morgens zur Frühmesse gehen;
Der Männer Unterhosen würdet ihr da sehen
Zum Kopfputz sich die dummen Weiber machen.

Heutzutage ist diese karikirte Schilderung nicht mehr wahr. Die blühenden toskanischen Landmädchen dürfen sich kek neben die bleichen Florentinerinnen stellen, und man hat mehr als ein Beispiel gesehen, dafs gute und schlechte Dichter gerade das Gegentheil zu ihrem Lob gesungen haben.

III.

Die Hauptzüge im Karakter der Florentiner möchten wir in solche abtheilen, welche

sich aus der vergangenen Zeit noch wirklich erhalten, und in solche, die sich erst späterhin gebildet haben. Wir müssen dabei auf die Geschichte des Volks hinweisen; müssen oft aus dieser die treffendsten Züge entlehnen. Denn der Karakter der italienischen Nation, so wie der meisten Völker Europa's, hat durch die lange Ruhe und die festen Formen der bürgerlichen Verhältnisse eine gewisse Flachheit erhalten, welche zwar immer noch die alten Umrisse erkennen läfst, wenn gleich das Ganze glätter und ekenloser geworden ist.

Sonderbar ist es, dafs sich, troz den so sehr veränderten Verhältnissen des florentinischen Staats, doch keiner der alten Karakterzüge gänzlich verlöscht hat. Lesen wir die einzelnen Striche zur Zeichnung desselben aus den ersten Zeiten der Medici in Ein Bild zusammen, so ist es heutzutage noch kenntlich. Wenn es uns gelingen würde, das Porträt der jezigen Florentiner richtig zu

zeichnen, so würde es dem ihrer Voreltern gerade so gleichen, wie das Bild eines Greises seinem in der schönsten Mannskraft dargestellten Porträt.

Was Florenz in den frühern Zeiten zu einer so bedeutenden Macht erhoben hat, war der Kunstfleifs und der Handel seiner Bewohner. An allen Küsten unsrer Halbkugel waren florentinische Handelshäuser errichtet. Nur von Wollenarbeiten lebten im vierzehnten Jahrhundert zu Florenz gegen dreissig tausend Menschen, welche jedes Jahr für etwa sechs Millionen Gulden Waaren verfertigten. Dieser einzige Zug ist hinlänglich, den Umfang ihrer Industrie zu bezeichnen.

Man weifs, dafs Sparsamkeit die erste Tugend des Kaufmanns ist. Ohne sie wird auch nie ein Volk zu einem bedeutenden Handel sich erheben. Sie ist mit dem Fleisse so verwandt, dafs sich beide kaum getrennt von

einander finden. Nur durch sie sammelten die Florentiner jene ungeheuren Reichthümer, welche weder die zahllosen bürgerlichen Unruhen, noch die Prachtliebe ihrer Fürsten, noch die Wechsel der Regierungen und die Unglüksfälle der neuern Zeiten ganz zu erschöpfen vermocht haben.

Wucher mit baarem Gelde war es hauptsächlich, womit sich die Häuser der Bardi, Peruzzi und andrer Florentiner im vierzehnten Jahrhundert bereicherten. Aus ihren Kassen wurden die meisten Kriege im Norden von Europa geführt. Fürsten bewarben sich daher um ihre Freundschaft, und pflegten sie sorgsam, wenn sie gewonnen war. Man kann sich denken, wie weit die Betriebsamkeit dieses Volks ging, wenn man weifs, dafs in Florenz ums Jahr 1420 ein Gesez gegeben wurde, welches mehr als fünf und zwanzig Procent jährlich von geliehenem Gelde zu nehmen verbot. Nicht die Seltenheit der

Geldes, sondern der ausschweifende Wucher, welcher damit getrieben wurde, war der Grund dieses Gesezes gewesen.

Mit den Tugenden des Fleisses und der Sparsamkeit steht eine andre, noch weit liebenswürdigere, in unzertrennlicher Verbindung, nemlich die Reinlichkeit. Ohne den Geist der Ordnung ist sie nicht denkbar; aber, wo sie fehlt, kann auch er nicht bestehn. Bei einem reichen Volke ist der Schritt von der Reinlichkeit, über die Eleganz hin, zur Prachtliebe leicht genug. In einer Menge kostbarer, vortrefflicher, öffentlicher Anstalten, prachtvoller Denkmale der Baukunst und der, ihr verwandten, schönen Künste, begann sie sich in dem florentinischen Staate auszuprägen. Als die Sitten verdorbener waren, begnügte sich der Bürger nicht mehr mit der Zierde seines Staats. In theuern Stoffen und kostbarem Geschmeide äusserte sich der Luxus seiner Bürger, wel-

chen wiederholte Aufwandsgesetze vergebens einzuschränken suchten.

Ihre grosse Wohlhabenheit machte sie zu Freunden der Freude und der Belustigungen. Unter die frühsten Schaubühnen gehört die Florentinische. Etwas später macht die Pracht derselben in der Geschichte der Schauspielkunst Epoche. In Florenz wurde das musikalische Drama erfunden. Der Geist der Lustigkeit, welcher sich in den zahllosen Novellen dieses Volks zeigt, brachte mehrere komische Dichtungsarten hervor. Die Karnevalsbelustigungen der vergangenen Zeit, welche bis zur Ausschweifung getrieben wurden, und andre, ihm eigenthümliche, Spiele sind durch ihn erzeugt worden. Ihm verdankt Florenz die vielen prächtigen Feste, welche es vor allen andern Städten Italiens voraus hat.

Die Freuden des Gesangs, so wie die der gesellschaftlichen Lust, waren nirgends so munter zu Hause, als in Florenz. Schwärme

von Sängern durchstreiften die Strassen bis spät an den hellen Morgen. Für alle gesellschaftlichen Freuden hatten sie bestimmte Lieder. Selbst die im Arno Badenden sangen ihre eigenen Gesänge. Es ist für uns nicht unbedeutend, was die Geschichte von Kosmus I. anmerkt, dafs er dieses Vergnügen immer mit den übrigen Florentinern genossen, und, als Schwimmer berühmt, die schönsten Badelieder zu singen gewufst habe.

Lustigkeit, mit Wiz und Scharfsinn verbunden, erzeugt jene lachende Satyre, welche um so vieles gefälliger ist, als ihre Stiefschwester, die Tochter der bittern Laune. Von den frühsten Zeiten an macht sie einen Hauptzug im Karakter der Florentiner aus, den so manches Werk ihrer Dichtkunst bezeugt. Die florentinischen Sprüchwörter sind die reichsten und treffendsten. Lorenzo Lippi's burleskes Gedicht: il Malmantile, stellt den ganzen Reichthum derselben aufs gefäl-

ligste dar. Die florentinische Sprache eignet sich überhaupt am gewandtesten für komische Darstellungen, so wie die Geberdensprache des Volks die ausdruksvollste für die Satyre ist.

Im geradesten Widerspruche mit dem Geist der Lustigkeit scheint die, von den ältesten Schriftstellern schon bemerkte, Religiosität der Florentiner zu stehn. Abergläubisch nennt sie Firenzuola, und die, so die Sache immer am weitesten getrieben haben. Aber, wenn der erste Zug in ihrem Karakter wahr ist, so wird auch der zweite treffend genug durch die Kirchengeschichte bewiesen, welche ihnen, ausser dem Ursprung der Inquisition, noch die Erfindung der Kasteiungen vorwirft. Es wäre in dieser Hinsicht sehr merkwürdig, die Toskaner der mittlern Zeit mit ihren Ureltern, den alten Etruskern, zu vergleichen. Unter andern Aehnlichkeiten waren diese die Erfinder der blutigen Religionsspiele; und zwischen alt-etrurischen

und neu-toskanischer Kunst liesse sich wohl eine, eben so treffende, Parallele ziehn.

Zu so vielen Zügen, welche die Florentiner mit den alten Athenern gemein haben, rechnen wir noch den Geist der Neugierde, der Zwietracht, und der Undankbarkeit gegen ihre verdientesten Männer.

Die erste, die Neugierde, gestehen ihre eigenen Schriftsteller mit Lachen zu. Sie leben zur Bestätigung davon manche spaßhafte Geschichte aus den frühsten Novellen-Erzählern aus. Eine davon, welche beinahe die gefährlichsten Folgen für die Ruhe des Staats gehabt hätte, erzählen wir hier zur Belustigung unsrer Leser dem Novellenschreiber, Sacchetti, nach.

Ein Florentiner wollte ein wildes Pferd besteigen. Es riß aus, und sprang in der ganzen Stadt umher. Niemand hielt es, denn jedermann sah nur auf seinen Besizer, der ausser Athem hinter ihm herlief, und immer,

heiliger Georg! heiliger Georg! rief. Die Neugierde, was dem Manne sey, zog bald einen grossen Menschenhaufen hinter ihm her, welcher sich, den Alpenlavinen gleich, je weiter er kam, vergrosserte. Niemand kannte den Grund. Jeder fragte den andern was es sey? Keiner wufste zu antworten; und da bürgerliche Unruhen damals so etwas gewöhnliches waren, so fiel man natürlich zunächst auf diese Erklärung. Die Handwerker schlossen ihre Buden; die ruhigen Bürger eilten in ihre Häuser; wer sich in Staatssachen mischte, bewafnete sich zum Angriff, oder zur Vertheidigung. Der Lärm wurde so grofs, dafs die Regierung die Truppen unter das Gewehr treten liefs, bis sich die bange Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, endlich in ein allgemeines, unmäfsiges Gelächter auflöste, als man die Ursache des Lärmens erfahren hatte.

Sehr oft wurde der Staat von Florenz

durch die Uneinigkeit seiner Bürger dem Verderben nahe gebracht. Kein Volk hat vielleicht jemals so lange und so heftig zwischen den verschiedenen Regierungsformen geschwankt; keines durchlief auch alle möglichen Klassen derselben, als dieses *). So alt das Ansehn der Medici, so entschieden ihre Verdienste waren, so oft litten sie doch durch den unruhigen Geist des Volks. Nur spat gelang es ihnen, die verschiedenen Partheien unter Ein Joch zu beugen. Aber früher schon gestanden die besten florentinischen Schriftsteller diesen Fehler ihres Volks ein, und er wird aufs lächerlichste durch jenen Zug ihrer alten Geschichte dargestellt, wo

*) Varchi sagt: „Die florentinische Geschichte stellt ein Beispiel von allen möglichen Veränderungen und Zufällen dar, welche bei einem eben so ehrgeizigen und schlauen, als geizigen, und einem eben so reichen, als edlen und industriösen Volke nur immer eintreffen können."

sie sich einmal über die Wahl ihres Gonfaloniere (der höchsten obrigkeitlichen Person) nicht vereinigen konnten, und, um doch zur Ruhe zu kommen, den Erlöser, Christus selbst, zu dieser Würde erwählten. Aber auch mit diesem Gonfaloniere, merkt Varchi an, waren sie nicht zufrieden.

Die Undankbarkeit der Florentiner gegen ihre verdientesten Männer ist ein, eben so richtig in ihrer Geschichte gegründeter, Karakterzug. Ausser der Verbannung mehrerer ihrer verdientesten Staatsmänner, haben sie sich Dante's und Petrarka's Exile vorzuwerfen, durch die ihnen der Ruhm, diese zwei Erzväter der italienischen Literatur hervorgebracht zu haben, so bedeutend geschmälert wird. Dieser und noch andere Züge möchten die treffendste Parallele zwischen Athen und Florenz, beide Staaten in der Zeit ihrer blühendsten Grösse genommen, weiter bestätigen.

Sonst hat man ihnen auch noch eine entschiedene Neigung zur Trunkenheit nachgesagt, die sich wirklich durch die vielen Weinhäuser, welche ehemals in Florenz waren, bestatigt. Der vortreffliche Wein, den ihr Boden hervorbringt, war wenigstens verführerisch genug, und die alte Sitte, welche es selbst für die ersten Manner des Staats nicht unwurdig hielt, sich in einer Schenke um ein gutes Glas Wein zu versammeln, erkennt sich in so vielen Novellen des Sacchetti und in dem Gedichte des prachtliebenden Lorenzo, worin er die besuchtesten Weinschenken, und die berühmtesten Trinker seiner Zeit verewigte.

In Rücksicht auf Geistesgaben ist es aber ausgemacht, dafs sie eins der feinsten Völker Italiens sind. Die italienische Literaturgeschichte ist beinahe nur die florentinische; die Geschichte Italiens ist immer auf das

engste mit der von Florenz verwebt. Zwar sagt Dante:

Perchè fama ne' mondi gli chiama orbi *).

Inf. 15. 67.

Aber was Boccaccio von den Toskanern überhaupt rühmt, paßt weit besser auf sie: Chi ha tar con Tosco, non vuol esser losco. Ausser ihrer Geschicklichkeit im Handel war in alten Zeiten ihre Brauchbarkeit in politischen Negociationen besonders bekannt, und es ist sehr merkwürdig, daſs, lange vor Macchiavelli, im Jahr 1300, am Hofe Pabst Bonifacius VIII. zwölf Florentiner als Gesandten verschiedener auswärtiger Staaten angestellt waren.

*) Eine alte Sage in der Welt nennt sie blind. — Und das andre (aus Boccaccio's Decam. Giorn. 8. Nov. 10.): Wer mit einem Toskaner zu thun hat, muſs den Kopf auf dem rechten Fleck sitzend haben.

Diese, aus den schönsten Zeiten des florentinischen Volks ausgehobenen, Züge erkennen sich noch meistentheils alle in dem heutigen Karakter desselben. Andre, bei denen dieſs nicht der Fall seyn mochte, sind in veränderten Modifikationen noch vorhanden, weil sie sich wegen der, überhaupt veränderten, Verhältnisse in ihrer ersten Gestalt nicht mehr zeigen können. Wir wollen sie verfolgen, wo sie zu finden sind.

Der, schon in den ältesten Zeiten gerühmte, Fleifs der Florentiner hat sich, zu ihrer Ehre sey es gesagt, nicht verloren. Er unterscheidet sie rühmlich genug von ihren Nachbarn den Römern, und selbst von ihren nächsten Verwandten, den Bewohnern der übrigen toskanischen Städte. Wo man durch die Strassen von Florenz geht, ist Alles in der lebhaftesten Thätigkeit. Der frühste Morgen findet die Arbeiter an ihrem Geschäfte; der heisse Sommermittag scheucht sie nicht, wie

in manchen andern Gegenden Italiens, von der Arbeit hinweg; der späte Abend erst erlaubt ihnen Stillstand und Ruhe. In keiner Stadt dieses Landes ist daher der Kunstfleifs noch so grofs, wie in Florenz, und wenn er, in Vergleichung mit den ältern Zeiten, in seinem Umfang abgenommen hat, so ist der Grund davon nicht in einer Umänderung des Volks, sondern einzig und allein in den anders gestalteten Verhältnissen der Nationen überhaupt zu suchen. Noch heutzutage sind den Florentinern einige Industriezweige ausschliessend eigen; in andern übertreffen sie wirklich mehrere der arbeitsamsten und gewerbreichsten Volker; sie sind wohl die Einzigen in ganz Italien, in welchen man das Ringen des Kunstfleisses mit dem Norden bemerken kann. Mit Vergnügen sieht es besonders der Fremde, dafs die Armen den Unrath der Strassen fleissig zusammen kehren, um das Land damit zu düngen.

Wenn man die andern Italiener hört, so ist die ehemalige Sparsamkeit der Florentiner heutzutage in Knikerei ausgeartet. Sie sagen ihnen manche Geschichtchen nach, welche dieses beweisen sollen. Besonders haben sich die Genueser, welche ungefähr in gleichem Rufe stehn, angestrengt, denselben diesen Flecken aufzuhängen. Ein Florentiner, erzählen sie, ward einst nach Genua geschikt, um die Sparsamkeit bei einem berüchtigten Geizhalse daselbst zu erlernen. Als es Abend war, zündete der Genueser kein Licht an, um seinem Schuler die erste Lehre in der, von ihm zu erlernenden, Kunst beizubringen. Aber der Schuler übersah seinen Lehrer schon weit, wie er bald bemerkte. Denn als dieser den Florentiner fragte, was er im Dunkeln treibe, so gab er zur Antwort: ich size auf dem Boden, und ziehe die Hosen aus, um weder diese, noch die Stühle abzunuzen.

Vielleicht äussert sich die Sparsamkeit der Florentiner auch darin, dafs sich, troz der mancherlei deutschen und englischen Sitten, welche sie angenommen haben, doch die Gewohnheit, in keiner ihrer Gesellschaften Erfrischungen zu geben, bei ihnen erhalten hat. Ueberhaupt aber sind sie in ihrer Lebensart höchst mäfsig, und nirgends kennt man wohl die Ausschweifungen der Tafel so wenig, wie in dieser Stadt. So gesellig und gastfreundschaftlich sie scheinen, so darf man doch nicht leicht darauf rechnen, von ihnen zu Tische geladen zu werden. Der Florentiner, sagt man im übrigen Toskana, begleitet seinen Gast bis an die Hausthüre, und ruft ihm, wenn er sich schon zehn Schritte von derselben entfernt hat, nach: ob er nicht bei ihm zu Tische bleiben wolle? Er verzehrt seine guten Bissen allein, wenn er welche hat, und man kann wohl nicht höher in seiner Gunst stehen, als wenn man

von ihm auf ein Gerichte granelli (Hammelhoden) eingeladen wird.

In altern Zeiten indefs mögen die Florentiner das Lob der Mäfsigkeit eben so wenig, als den Vorwurf der Knikerei verdient haben. Ihre Gesetze enthielten manche Verordnungen gegen die Schwelgereien der Tafel, und der gereuste Sittenmaler seiner Zeit, Sacchetti, wirft in einer seiner Novellen (der 153sten) den Genuesern, seine Nation rühmend, vor: dafs man auf den Hochzeiten in Genua, die drei, vier Tage hindurch, welche man tanze und singe, den Gästen auch kein Glas Wein, kein Stükchen Kuchen anbiete. Denn, setzt er hinzu, sie vertheidigen sich mit der Ausflucht: man würde so nur den Gästen zu verstehen geben, dafs man ihrer müde sey.

Durch Wucher freilich mögen sie sich heutzutage nicht mehr auszeichnen; das Geld ist bei ihnen nach und nach ziemlich selten geworden, und hat sich mehr nach Livorno

hingezogen. Indefs blikt dieser alte Karakterzug doch noch manchmal aus dem hagern Gesicht eines Maklers oder eines Kaufmanns hervor, und wir wissen, dafs man vielleicht in keiner Stadt von Italien, ausser Genua, so viel und so ergiebig wuchert, als in Florenz.

Aber wie gerne rühmen wir die Tugend der Reinlichkeit an diesem Volke! Sie spricht sich schon so gefällig in den reinlichen Strassen, so liebenswürdig in der ganzen Haushaltung desselben aus. Nirgends sind so viele Anstalten in Italien für die Beförderung dieser Tugend getroffen; nirgends kommt ihnen auch der Geist des Volks so bedeutend zu Hülfe, wie hier. Und an sie schlofs sich dann eine, dieser Stadt ganz eigene, Eleganz an, welche sich in den Kleidungen der Bewohner, so wie in ihren Equipagen, ihren Geräthschaften und Zimmerverzierungen zeigt. Wohl mögen die Verschwendungen der Engländer, welche für diese Stadt eine besondere

Vorliebe haben, die Ursache seyn, dafs sich bei den Reichen die angestammte Liebe zur Eleganz, wie es bei solchen Tugenden so leicht der Fall ist, in das, an sie angrenzende Laster des Luxus verirrt hat, denn dieser hat, ausser Mailand, in ganz Italien wohl hier die höchste Stufe erreicht. Man findet viele Wohnungen im englischen Geschmake eingerichtet, und in Wagen und Pferden ist ohnedies dieser der herrschende. Dadurch hat sich aber auch der gröste Theil des florentinischen Adels so tief in Schulden hineingestürzt, dafs die ältesten Geschlechter nach und nach darüber zu Grunde gehen müssen. Die Menge von Equipagen steht mit der Gröfse und dem Reichthum der Stadt nicht im richtigsten Verhältnifs, und an den sogenannten Galatagen findet man darin eine Verschwendung, welche sich kaum mit der sonstigen Sparsamkeit des Volks vereinigen läfst.

Eine andere Verirrung der Eleganz, welche in der Lebensart der Florentiner ersichtlich ist, besteht in den beschwerlichen Gehegen, womit man die Umgangsverhältnisse eingeengt hat. Es wird zwar kaum eine Stadt geben, wo sich die Stände in Erziehung und überhaupt in Geistesbildung so wenig von einander unterscheiden, wie hier; aber der Eintritt in ihre, besonders öffentlichen, Gesellschaften, die beiden Kasino's, des Adels und der Bürgerlichen, ist mit höchst lächerlichen Umständlichkeiten verknüpft. Stiefel und lange Hosen, runde Hüte, kurze Haare und Ueberröke sind schwere Verbrechen in denselben, und man ist in Gefahr, an der Thür abgewiesen zu werden, wenn man nicht an dem Orte, wo man sich doch zur gemeinschaftlichen Erholung versammelt, im hochzeitlichen Kleide erscheint. Der Fremde ist diesem Zwange weniger unterworfen, als der Einheimische; aber er macht doch an den

Gelatagen, wo jeder Florentiner, der sich etwas fühlt, im höchsten Glanz, meist schwarz, und mit dem Degen an der Seite, kaum anders, als im Wagen erscheint, eine sehr auffallende Figur. Es ist nicht ohne Bedeutung hier, dafs in Florenz seit mehreren Jahren das gelesenste Modejournal erscheint; denn, nach der geringen Ausbreitung des italienischen Buchhandels, kann dasselbe wohl nur auf den toskanischen Staat berechnet seyn.

Seit sich der alte Reichthum des Volks verloren hat, zeigt sich auch der Geist der Lustigkeit nicht mehr so stark, wie wir es von den ältern Zeiten bemerkt haben. Aber die Gabe der Satyre haben sie, wie die Römer, doch immer noch im allerhöchsten Grade. In manchem beissenden Pasquill hat sich in den lezten Jahren der Unmuth über das Elend des Landes und die Gesinnung der Partheien ausgelassen, und die so schnell wechselnden Staatsverfassungen wurden in

manchem giftigen Epigramm, in mancher treffenden Satyre verewigt, welche erst dann bekannt werden mögen, wenn die Erinnerungen an die Zeit, welche sie gebahr, sammt den handelnden Personen, die sie bewegten, mehr in den Hintergrund der Vergangenheit zurükgetreten seyn werden.

Der Geist der Zwietracht und die Undankbarkeit gegen das Verdienst können heutzutage natürlich nicht mehr sichtbar werden, da beide, als Karakterzüge eines Volks, sich nur in den Zeiten der Volksregierung und einer schwankenden Staatsform äussern dürfen. Auch berechtigt uns die kurze Dauer der neusten toskanischen Republik nicht zu Schlüssen über diesen Punkt. Denn, wo auch ein Volk auf einmal zur Theilnahme an der Regierung zugelassen wird, bilden sich Partheien und Zwistigkeiten. Eben so wüßten wir den oben angeführten Zug der Neugierde blos noch in dem lächerlichen Interesse

zu erkennen, mit welchem der Italiener überhaupt sich um die nähern Umstände eines jeden bekümmert, mit dem er in eine engere Verbindung kommt.

Schwer wurde es seyn, den oben angeführten alten Zug der Religiosität noch an den heutigen Florentinern zu finden, obgleich zuverlässig ist, dafs mehr Religion in Florenz, als in Rom ist. Nur das haben wir bemerkt, dafs, bei aller Freiheit des Gespräches über Religionssachen, demungeachtet die öffentliche Meinung demjenigen sehr entgegen ist, welcher auch in der Nicht-Beobachtung der äusserlichen Gebräuche seine Denkungsart hierüber darstellen wollte.

Lafontaine hat in seinem Florentin das karikirteste Bild eines Eifersüchtigen aufgestellt, aber wohl ohne gegründete Hinsicht auf den Karakter des Volks. Gegenwärtig wenigstens haben die Umgangsverhältnisse desselben eine Freiheit erhalten, welche den

Eifersuchtigen zum Gelächter der Gesellschaft macht. Dante's Lob: Firenze sobria e pudica, Parad. 15. (Florenz, die nüchterne und keusche) ist, wie so manche alte Bürgertugend, nach und nach dahin geschwunden: denn sonst müfste man den Florentinern nicht jene unnatürliche Ausschweifung nachsagen, die sie mit den alten Athenern gemein haben, und welche die englische Gesezgebung mit lobenswürdigem Eifer „das abscheuliche, verfluchte Verbrechen nennt, das unter Christen gar nicht ausgesprochen werden kann."

IV.

So schwer es ist, vernünftig wohlthätig zu seyn, so gefährlich ist es auch für den Staat, wenn das Mitleid der Einzelnen in das Geschäfte der Nationalwohlthätigkeit eingreift. Diese unterhält und befordert den Müssiggang nicht, wie jenes. Ihre Sorge ist, jede geschwächte Kraft wieder empor zu

richten, jedem Grade von Wirksamkeit sein Ziel anzuweisen, und der hülflosen Jugend, dem reuevollen Vergehen, und dem schwachen Alter eine Zuflucht zu eröfnen. Kranken-, Erziehungs- und Invalidenhäuser sind meist durch das Zusammenwirken mitleidiger Seelen unter dem Schuze der Regierungen entstanden, und es gab eine Zeit, wo es nahe dabei war, dafs sich die frommen Stiftungen in den ganzen Westen von Europa theilten. Es war die Periode, in welcher die ganze Christenheit aus Pilgern, Kranken und Krankenwärtern zu bestehen schien; indem die Sehnsucht nach dem heiligen Lande den Werth alles dessen vernichtete, was nicht in seinen Grenzen lag. So wie man nur stritt, um ein Grab zu erobern, so lebte man nur, um sein Grab zu finden, und den meisten Nationen von Europa schien der Himmel so nahe gerükt, dafs sich aller Blike in seinen Reizen verlieren konnten.

Dergleichen Perioden finden sich nicht häufig in der Geschichte. Aber ihre Folgen sind nicht zu berechnen, indem ein so gewaltiges Aufregen der Fantasie ganzer Volker mit wunderbarer Kraft auf ihre Geister überhaupt einwirkt. Es scheint alsdann jener sonderbaren Metamorphose ähnlich, welche manchmal ein heftiges Fieber, oder ein gefährlicher Kopfsturz in den Verstandeskräften eines Menschen hervorbringen.

Was jene fromme Verachtung des, bis daher geschäzten, Besizes für fromme Anstalten gewirkt hat, ist all bekannt. Manche Länder haben deren nur zu viele erhalten. Ihre Einrichtungen und Zweke sind veraltet, und die, sonst so preiswürdige, Ehrfurcht vor dem Willen edler Verstorbenen wird sogar in sehr frivolen Zeiten noch manchmal dem Staate schädlich. In Italien überhaupt ist diefs in hohem Grade der Fall; aber neben so vielen unnüzen, nur Müssiggang und

lasterhaften Schmus befördernden, Anstalten, findet man auch andre, welche der humanste und weiseste Geist der Wohlthätigkeit erzeugt hat, und die in neuern Zeiten, in andern Ländern vielleicht nur nachgeahmt, doch als Erfindungen bewundert worden sind.

Die Stadt Florenz besizt hierin ganz einzige Vorzuge, und es lag besonders im Geiste der Mediceischen Regierungen, neben dem Glanze öffentlicher Gebäude, im Geiste der Alten, alles Mogliche für die Bequemlichkeit des Volks überhaupt und die Versorgung des durftigen Theils desselben zu thun. Das schöne Hospital von Sta. Maria nuova rühmte sich in ältern Zeiten jährlich unter hundert seiner Glieder nur vier Todte zu haben, da es sich heutzutage wie 5 $\frac{4}{5}$ zu 100 verhält. Sein Kredit war einige Zeit lang so grofs, dafs man, wie Varchi erzählt, einmal fürchtete, es möchte nach und nach alle Grundbesizungen von Florenz an sich ziehen, indem

die Schenkungen und Vermächtnisse an diese Anstalt zu jener Besorgnifs berechtigten. Das Irrenhospital hat eine, im ganzen übrigen Italien seltene, Reinlichkeit und Zwekmäfsigkeit, und andre, ähnliche Anstalten bezeugen es auch schon in ihrem Aeussern, dafs der Staat einen Ruhm in der Unterstuzung und Versorgung der Hülflosen suchte.

Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Unglüks ist so grofs, als die der Veranlassungen zu demselben, und die Bedaurungswürdigsten sind immer diejenigen, welche ein edles Ehrgefühl, oder falsche Schaam von der Ansprache der öffentlichen Unterstüzung zurükhält. Denn so viele durch falsche Schaam zum Laster gerissen werden, so viele stürzt sie auch vom Rande des Elends in seinen Abgrund hinunter; und es ist die schönste Sorge des Menschenfreunds, auf geheime Seufzer zu horchen, auf stille Thränen zu lauren, und unbemerkt, damit die gebende

Hand die empfangende beschäme, das Unglük zu mildern. Einem solchen Bedürfnifs kommt das Hospital, Orbatello, entgegen, welches nur Schwangern, die sich ihres Zustandes schämen (donne gravide vergognose), und ohne dasselbe vielleicht zum abscheulichsten Verbrechen verleitet worden wären, aufnimmt. Ein ähnlicher Geist ist in der Stiftung des Conservatorium's für unglüklich verheirathete Frauen (Conservatorio delle mal maritate) sichtbar, welches im Anfang nur für öffentliche Mädchen, die sich bessern wollten, bestimmt war, späterhin aber diese bessere Richtung erhalten hat. Gleich zwekmäfsig war das Waisenhaus, la Quarquonia, welches Kinder unter sechszehn Jahren, die Eltern- und Hülflos auf den Strassen irrten, aufsuchte, und erzog. Auch das Rekonvalescentenhospital (Ospedale dei Convalescenti) war eine schöne Einrichtung, und wurde mit einer, seinem ersten

Zwek entsprechenden, Veränderung mit dem Hospital von Sta. Maria nuova vereinigt.

Bekanntlich ist die Erziehung überhaupt in Italien sehr vernachlässigt, wird aber besonders nachlässig für die Bildung des zweiten Geschlechts gesorgt. Die Mädchen werden meistens in den Klostern erzogen, wo sie eingeschränkten Unterricht erhalten, und auch nicht die geringste Gelegenheit ist, gute Hausmüttern aus ihnen zu machen. In neuern Zeiten werden die Tochter der meisten Adelichen in dem Nonnenkloster delle Murate untergebracht, in welchem einst Katharina von Medicis vom achten Jahre an ihre Erziehung erhalten hat. Die zwekmäfsigste Anstalt der Art ist aber das Conservatorium von Ripoli, welches 1647 eröfnet wurde. Kein verdienstlicher Name soll untergehen; drum sey Eleonora Ramirez Montalvo, eine Frau aus einem der ersten spanischen Häusern, als die Stifterin desselben genannt. Sie hatte selbst

immer als Muster von weiblichen Tugenden gelebt, und berechtigte durch ihre Vorzüge zum allgemeinen Zutrauen. Der Grundsaz, welchen sie aufstellte, war der: „Gewöhnet „die Mädchen an die Entfernung von der „Welt und an die Einsamkeit. Hindert ihre „Vokation nicht, mag sie sie zum Heirathen, „oder zum Zurükbleiben als Erzieherinnen „in dieser Anstalt, oder zum völligen Klo„stergelübde bestimmen. Aber lasset sie alles „lernen, was zu einer vernunftigen Wahl, „und zu einer Erfullung aller ihrer Pflich„ten, wenn sie diese getroffen haben, be„durfen."

Diesem Grundsaz zu Folge erhalten die Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben, Musik, Rechnen, Contomachen und in der Fuhrung eines Hausbuchs. Vor allen Dingen aber gebt die Sorge dahin, sie zur Arbeitsamkeit und Thatigkeit zu gewöhnen. Sie lernen nähen, striken, glätten, stiken u. s. w.

und „ sie sollen, sagt die Instruktion, nicht
„ nur die genannten weiblichen Arbeiten ver-
„ stehen, sondern auch angehalten werden,
„ Zimmer zu kehren, Betten zu machen,
„ Kranke zu warten, zu kochen und zu wa-
„ schen — sie sollen dieses nur zum Vergnü-
„ gen und zur Uebung thun, weil immer
„ einmal eine Zeit kommen kann, wo die
„ dringende Nothwendigkeit sie zur ernstli-
„ chen Ausübung dieser Kenntnisse zwingt."

Der See von Nemi,

und

merkwürdige Reisen in seine Tiefen.

Der See von Nemi ist schon so oft beschrieben worden, dafs ich mich dessen füglich enthalten kann. Auch weifs man von einer antiken Barke, welche auf seinem Grunde liegen soll, und wovon man in verschiedenen Sammlungen Fragmente zeigt. Oefters sind Versuche gemacht worden, dieses Fahrzeug, welches unter Kaiser Trajans Regierung versenkt wurde, wieder heraufzuziehn, und der Kardinal, Prospero Colonna, liefs zu diesem Ende den berühmten Leon Battista Alberti, und einige Taucher von Genua kommen. Allein die Mühe war umsonst. Die Strike brachen, und die Barke blieb unbeweglich. Von einem andern, sehr merkwürdigen, Ver-

auch erzählt Fr. Marchi in seiner Architettura militare. Ich will die Stelle übersezt und etwas abgekürzt hier einrüken, weil das Buch sehr selten ist.

„Es scheint mir nicht ausser dem Wege zu liegen, hier der Barke Trajans zu erwähnen, denn Biondo da Forli und Fauno in den Anticaglie di Roma sprechen davon, ohne sie gesehen zu haben. Ich aber, der sie nicht nur gesehen, sondern mit Händen berührt hat, kann melden, was ich mit Zuverlässigkeit weifs. Ich sage, die Barke Trajans ist in dem See von Nemi versenkt. Schon über 1340 Jahre stekt sie in bemeldtem See, gegen die östliche Uferseite an einem Abschufs im Grunde. Guglielmo da Lorena erfand eine Maschine, vermittelst deren er hinein kommen konnte. Er liefs sich damit bis auf den Grund des Sees herab, und blieb stundenlang unter dem Wasser, je nachdem er zu thun hatte, oder bis ihm die Kälte unerträglich

wurde. Vermittelst dieser Maschine kann man jede Arbeit verrichten, sägen, bauen, verstopfen, Strike fest machen, Hammer, Meissel, Zange und andre ähnliche Instrumente gebrauchen. Doch kann auch der stärkste Mann nur wenig Kraft anwenden, weil ihn das Wasser hindert. Zugleich verstattet sie, dafs man sehen kann, wenn die Sonne hell scheint, wie den 15ten Juli 1535 der Fall war, als ich mich mit derselben hinabgelassen hatte. Man sieht durch ein Glas, in der Grosse eines Palms, und zwar so, dafs die kleinste Sache sehr grofs erscheint, d. h. um vieles grosser, als man sie mit unbewehrtem Auge im Wasser sieht. So erscheinen die kleinsten Fische, welche nicht grosser sind, als mein kleiner Finger, so grofs als der Arm eines Mannes. Hätte ich das nicht gewufst, so hätte mich ihre ungeheure Menge, die mich umzingelte, erschrekt. Ich hatte vier Unzen Brods und Käse bei mir.

Da nun das Brod schwarz und hart war, so brökelte es ab, und lokte eine solche Menge dieser Fische an, dafs ich von ihnen, wie von einem Gürtel, umgeben war. Weil ich keine Unterhosen anhatte, zwikten sie mich in die Theile, welche man sich denken kann. Ich schlug freilich mit den Händen unter sie; allein sie schienen sich nichts darum zu bekümmern, als Herren in ihrem eigenen Hause. Einen sehr grossen, welcher mir vorkam, pakte ich, und er war nicht grösser, als der zweite Finger an meiner Hand, und dreissig davon möchten kaum ein Pfund wiegen. Die Ursache, warum ich meine Unterhosen zurükgelassen hatte, ist die. Ein Fischer war zur Zeit Alexanders von Medici mit andern seines Gleichen längs dem Arno fischen gegangen, und hatte sich zu diesem Zwek öfters untergetaucht. Aber einmal kam er nicht wieder zum Vorschein, weil er mit den Hosen an einer Wurzel hängen geblieben war,

von der er sich nicht mehr loszureissen vermochte. Last spatzr, als das Wasser abgelaufen war, fand man ihn. Und darum zog ich keine Unterhosen an. Indefs zwikten mich die verwunschten Fische lieber an diesem, als an jedem andern Ort. Auch wollte mir Meister Guglielmo die Ohren mit Baumwolle, oder Moschus, oder andern geruchreichen Dingen verstopfen; ich liefs es aber nicht geschehen, und sagte, dafs ich versuchen mochte, ob ich unter dem Wasser hörte, wenn man mir oben riefe. Diefs geschah mehrere Male mit lauter Stimme; aber ich vernahm nichts davon, ob ich gleich nicht tiefer, als sechs romische Stäbe unter dem Wasser war. Wohl aber hörte ich, als man etwa anderthalb Ellen unter dem Wasser zween Steine an einander schlug, so wie auch den Schall von zween zusammengeschlagenen Hammern, und zwar so, dafs es mir in den Ohren weh that, indessen ich gar

nichts merkte, wenn man dieselben ausser dem Wasser noch so stark zusammenschlug. Meister Guglielmo sagte mir, er hätte, da er sich unten befand, eine Trommel über seinem Haupte rühren lassen, ohne dafs er das geringste davon vernommen. Als ich nun unter dem Wasser war, fühlte ich einen so unerträglich heftigen Schmerz in den Ohren, als ob man mir einen Dolch durch dieselben gestochen hätte. Der Schmerz war so grofs, dafs mir eine Ader im Kopf zersprang, und das Blut aus Mund und Nase lief. Als ich nun anfieng, mit dem Hammer an die Barke zu schlagen, vermehrte sich der Schmerz so sehr, und quoll das Blut mit solcher Heftigkeit, dafs ich gezwungen war, das Zeichen zu geben, und mich heraufziehen zu lassen. Als ich wieder oben war, und aus der Maschine heraus kam, war die weisse Kasake, die ich an hatte, ganz blutig, hinten aber, von der Mitte des Armes an, noch eben so

troken, als sie war, da ich in die Maschine stieg. Noch mehr, ein rother, seidener Hut, mit vielen Federn, war noch eben so troken, wie vorher, eh' ich mich in den See hinabgelassen hatte, und meine Gefährten nahmen mir denselben, um ihn als ein Denkzeichen aufzubewahren. Es befand sich gegenwärtig Meister Lionardo da Udine, ein grosser Baumeister, welcher Rom von innen und von aussen gemessen, und sammt allen Bergen, Theatern, Tempeln und andern denkwürdigen Sachen in Kupfer gestochen hat. Ich half ihm wohl sechs Monate dabei zu meinem Vergnugen, und zur Belehrung. Sein Sohn, Fesiofonte genannt, ein trefflicher Musikus, war bei ihm; ferner ein römischer Edelmann, Hippolit Mataleno, der gar herrlich die Laute spielte. Ausser diesen hatte Meister Guglielmo noch zween Diener bei sich, welches ich alles als Beweis anführe. Das erstemal blieb ich eine halbe Stunde

unter Wasser. Ich hatte eine Uhr bei mir, um Alles zu bemerken. Sobald ich wieder oben war, sprang ich in den See, und schwamm herum. Auch nahm ich Wasser in den Mund, und so wie ich den Kopf hineingetaucht hatte, stand das Blut, und flofs nicht weiter, weder aus Mund noch Nase. Dann wollt' ich noch einmal hinunter; legte aber Hosen an, und verstopfte die Ohren mit Baumwolle. So blieb ich von den Fischen befreit, und fühlte keinen Kopfschmerz mehr. Ich blieb eine Stunde unten, und band einen Theil des Randes der Barke an, von deren Holz wir, mittelst einer Winde, die auf einem Flofs über Fässern angebracht war, eine solche Menge heraufzogen, dafs zwei starke Maulthiere hätten damit beladen werden können. Dieses Holz war von verschiedenen Gattungen, Lerchen-, Pignen- und Cypressenholz, als wofur es in Rom von verständigen Leuten geschäzt wurde. Viele

Pflöke waren auch von Eichenholz, und so schwarz gestreift, dafs sie von Ebenholz zu seyn schienen, aber sonst eben so wohl erhalten, als das übrige Holzwerk. Man fand Nägel darin, welche so dik gewesen waren, wie der Daumen einer Mannshand, aber von Rost so zerfressen, dafs sie dünn geworden, wie eine Schreibfeder. Eine Menge metallener Nägel aber hatten sich so unversehrt und glänzend erhalten, als ob sie in derselben Woche verfertigt worden. Dieser Nägel war eine unendliche Abstufung. Von der Länge von zwei Palmen verkleinerten sie sich immer mehr, wie Orgelpfeifen, in Länge und Dike, bis sie nicht grösser waren, als der kleinste Finger. Die leztern hatten Köpfe, ungefähr wie der dritte Theil eines Thalers, und unten waren erhobene Strahlen, welche einen Stern bildeten. Diese Nägel waren von aussen angebracht, und hielten die Platten von Blei und die wollene Deke, welche mit

einer wohlriechenden, leicht entzündbaren Materie überzogen war. Die andern Nägel waren in die Verzahnung des Holzwerks eingeschlagen, und hielten die Barke zusammen, wo sie sich am leichtesten öfnen konnte. Die Pfloke von Holz staken zwischen den Brettern, welche die Verschläge bildeten. An den Brettern, die den Boden und die Seiten ausmachten, war immer, in der Weite einer Elle von einander, eine vier Finger breite Verzahnung, welche in beide Bretter eingeschnitten war. Sie diente dazu diese zusammen zu halten, wo die eichenen Pfloke waren, die über die Hölzer, so die Bretter zusammen banden, hervorragten, aber nicht über den Rand sich erhoben. Dieser bestand aus sechs fingerdiken Brettern, die untern diker, als die obern. Das Tuch, welches mit jenem Mörtel überschmiert, und darüber gezogen war, schien nicht dünne gewesen zu seyn. Die bleiernen Platten waren auf zweierlei Art

angebracht, von der Mitte an nach unten doppelt, nach oben einfach, aber schuppenweise über einander. Bei den Fugen waren diese Platten einen Messerrukeu dik, eher mehr als weniger, und ausserhalb an die Wande der Barke angenagelt. Inwendig in dieser war ein Fufsboden von Ziegeln, drei Palm ins Gevierte, vier Finger dik, und roth, wie Carmesin. Wir brachen ein Stuk Mortel vom Fufsboden los, das hochroth und von schoner Farbe war. Es war fuf Spannen breit, acht lang, und eine halbe dik. In der Barke sieht man gewisse dunkle Stellen, nemlich die Kammern des Pallastes, welcher über der Barke erbaut war. Ich wagte mich aber, aus Furcht, mich drin zu verlieren, nicht hinein; denn, wenn ich gefallen wäre, so würde das Wasser in die Maschine hineingedrungen seyn, und mich erstikt haben. Auch hielt mich die Schwere der Maschine ab. Ein guter Schwimmer könnte diese freilich

im Stich lassen, und sich selbst emporarbeiten, wie Meister Guglielmo oft that. Auch er sagte mir, dafs er sich nicht in diese Kammern gewagt habe, denn im Fall man fiele, mufste man die Maschine verlassen, und die Kunst bestunde dann darin, die Thüre wieder zu finden. Ich versuchte es, mich an einem Seile hinunter zu lassen, verlor aber beinah das Leben darüber, indem ich eine Treppe hinunterfiel. So beschlofs er also, die Barke von aussen wegzunehmen, und zertrümmerte sie nach und nach. Am nemlichen Tage fanden wir verschiedene Zungen, welche an den Ketten des Schifs hiengen, und von andern, welche ähnliche Versuche gemacht hatten, zurükgeblieben waren. Wir hatten ein sehr dikes Seil an einen Balken befestiget, und vermittelst einer Winde drehten und zogen wir, um ein tuchtiges Stük von der Barke loszubekommen. Es waren unsrer sechszehn Mann, welche die Winde

dichten: allein das Thau zerriss, und wir konnten nichts ausrichten. Zum Zeichen der Wahrheit sage ich noch, dafs diefs Manner von Genzano waren, welche aus Andacht zur heiligen Jungfrau nach Alba Longa wallfahrteten. Wir fanden auch noch die Anker, oder ankerähnlichen Instrumente, welche man zur Zeit des Biondo verfertigt hatte, um die Barke herauszuziehn. Es haben noch viele andere von dieser Barke gesprochen, welche ihr mit Schiffen und Bruken zusezten, Instrumente hinunterliessen, um etwas loszureissen, und von dem Wenigen, was sie erhaschten, viel Aufhebens in ihren Schriften machten. Auch fand sich noch darin eine, drei Finger dike, hölzerne Röhre, in deren Hohlung man die Faust steken konnte."

„Das Maafs der Barke, welches wir fanden, war 70 Stäbe (Canne) die Länge, 35 die Breite, und 8 die Höhe, vom Grunde bis zu oberst. — Ich brachte ein grofs Stuk davon

nach Rom, und nahm mir eine gute Anzahl von Nägeln, die ich alle ausmaafs und wog. Auch wog ich das einfache, und das, doppelt über einander liegende, Blei. — Alle diese Maafse und Berechnungen wurden mir entwendet, nebst vielen Nägeln, weil man zugleich die Beschreibung der Maschine, mit welcher man sich mehrere Stunden unter dem Wasser aufhalten kann, dabei zu finden glaubte. Allein der Dieb verfehlte seinen Zweck, und fand nichts dergleichen. Denn ich habe das Sakrament darauf genommen, so lange Meister Guglielmo lebt, keinem Menschen etwas von dem Geheimniſs zu offenbaren."

Briefe

aus

Italien

während

der Jahre

1801, 1802, 1803, 1804, 1805.

mit

mancherlei Beilagen.

Dritter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Wurtemberg.

Kleinlein

Zürich, bei H. Gessner. 1810.

UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Neapel, den 20. November 1804.

Die Gräber der Städte am Fusse des Vesuvs haben sich gerade zu der Zeit geöfnet, als die Studien der Alterthums-Wissenschaften durch philosophische Bearbeitung ein allgemeineres Interesse zu gewinnen anfiengen. Die Begebenheit war so neu und grofs, dafs sich das Zeitalter, welches so viel Ungeheures gesehen, doch noch nicht ganz von seinem Staunen erholt hat. Sonderbar und einzig ergreift es das Gemüth, wenn man in Pompeji's Trummern herumwandelt. Eigentlich gedrükt wird es, steigt man hinab unter die gewaltige Lavaschale, welche Herkulanum bedekt, und gelangt ... die Stellen, wo das aufgewühlte Grab wieder zugeschüttet werden

mufste, wie das Grab eines Geistes, der keine Rast hat, so lange das Licht des Lebens seine Gebeinreste bescheint. Sie sind wieder zur Ruhe gebracht worden; aber die Stimme des Geistes ist noch zurükgeblieben in den schwarzen Blättern, deren Entwiklung die Aufmerksamkeit von Europa jezt mehr, als jemals, auf sich gezogen hat.

Man weifs, dafs alle diese Handschriften in einem Hause von Herkulanum in zwei verschiedenen Kapseln und Zimmern gefunden wurden. Ungluklicher Weise warf man sie zusammen, ohne auf ihren Zusammenhang zu achten. Doch enthielt die eine Kapsel wahrscheinlich nichts, als Werke über die Philosophie des Epikur, welche zu einer Zeit die herrschende unter den Weltleuten Roms war, und die die Mehrzahl unter den, bis jezt aufgerollten, Schriften ausmachen.

Obgleich von der Glut völlig durchgebrannt, hat man doch die Kunst erfunden,

die Kohlen in Blättern zu entwikeln, und ihren Inhalt für uns zu gewinnen. Nahe an 1800 Handschriften waren gefunden worden. Bekannt ist die Art, sie zu entrollen. In den sechs und vierzig Jahren, welche man ihnen widmete, hatte man nur achtzehn Rollen entwikelt. Die meisten darunter sind Fragmente ohne Sinn. In einem diken Foliobande hat die herkulanische Gesellschaft die Resultate ihrer Bemuhungen bekannt zu machen angefangen. Es ward ein Werk über die Musik gedrukt, von dem man bis jezt nur den vierten Theil gefunden zu haben glaubt. Aber die Umständlichkeit und unbehülfliche Weitläufigkeit der italienischen Gelehrten, noch mehr aber, der Drang der Zeitumstände, unterbrachen die Arbeit. Beinahe wäre die Sache auf lange Zeit unterblieben.

Die englische Regierung fieng an, sich fur die Sache zu interessiren. Sie benuzte ihren Einfluſs am Neapolitanischen Hofe zur Befor-

derung der Alterthumswissenschaft. Ein sehr gelehrter englischer Geistlicher, Herr Hayter, wurde in Portici angestellt, um die Aufsicht über die Personen zu fuhren, welche nun in grösserer Anzahl mit den Handschriften beschäftigt sind. Seine Nation — sagt man — zahlt die Kosten. Eilf Personen arbeiten am Aufrollen; zwei haben das Amt, das Entrollte zu kopieren. In der kurzen Zeit von zwei Jahren sind über 1500 Handschriften entwikelt worden. Die herkulanische Gesellschaft hat über die Publikation derselben die Aufsicht. Der Erzbischof von Pozzuoli, Monsignor Rosini, welcher für einen der besten Gräcisten im Konigreich Neapel gilt — ob mit Recht? wollen einige zweifeln — hat von derselben und der Regierung den ganz besondern Auftrag erhalten, über die Handschriften, wenn sie entrollt sind, zu verfügen. Als Gehülfe ist ihm der sehr gelehrte, würdige Abbate Foti beigegeben.

Die jezige Verfahrungsart ist folgende. Die Rollen werden auf die bekannte Weise entwikelt, und dann sogleich mit der gröfsten Genauigkeit in allen Zugen der Schrift, und allen Umrissen der Blätter kopiert. Diese Kopien werden in Kupfer gestochen mit ihren Lüken. Nebenbei soll der Text mit den Ausfüllungen Hayters, Rosini und Foti, nebst ihren Uebersezungen und Anmerkungen, gedrukt werden. Diese Weitläuftigkeit zieht die Publikation natürlich lange hinaus.

Der Zustand der Handschriften ist nicht der beste. Der Freund des Alterthums darf sich nicht so viel davon versprechen, als er wünschen möchte. Die Zeit hat nicht so sanft auf diesen Blättern geruht — es sind nur Fragmente, die aus der langen Grabesruhe hervorgegangen sind.

Die grosse Weichlichkeit des Materials, welches durch die geringste Erschütterung der Luft, den ungeschikten Griff des Arbeiters

zerrissen wird, läfst wenig Vollständigkeit erwarten. Es giebt kaum Eine Seite, wo nicht mehrere, grössere und kleinere Lüken sind.

Bei manchen Handschriften ist die Dinte, welche wahrscheinlich aus Vegetabilien bestand, ganz verloschen. Besonders ist diefs bei mehreren lateinischen Handschriften der Fall.

Die meisten Rollen haben weder Anfang noch Ende. Der Name des Verfassers wurde am Ende angeschrieben. Selten also beruht die Bestimmung des Urhebers auf etwas andrem, als der blofsen Konjektur.

Dasselbe Werk ist oft in mehreren Rollen fortgesezt, die man nicht gerade ordentlich zusammen gefunden hat. Es durfte also wohl noch lange dauren, bis man den Umfang und Werth dieser Handschriften völlig und richtig bestimmt haben könnte.

Aus diesen Punkten dürfte man etwa seine

Ideen über den, zu hoffenden, Gewinn berichtigen. Der Anschein, und der Enthusiasmus der, zunächst damit Beschäftigten muſs niemand verführen. Wenn man sie hört, so kann man nie auf den Gedanken kommen, daſs die ganze Arbeit wohl nichts, als reichlichen Stoff für Konjekturen abgeben dürfte.

Der Inhalt der, bis jezt bekannt gewordenen, Handschriften befriedigt den wahren Freund des Alterthums nicht. Die meisten enthalten ja nur dürftige Beiträge zur Geschichte der Philosophie, Abhandlungen über Rhetorik, Musik, Poesie, und Sekten. Diese waren ehmals, was sie jezt sind. Noch ist kein Werk gefunden worden, in welchem uns eine ächt antike Stimme ertönte, die wir noch nie und nicht besser gehört haben.

Nur wenige lateinische Handschriften sind gefunden worden, und alle waren wegen der schlechten Dinte nicht mehr leserlich. Von

griechischen sind folgende bis jezt so weit gediehen, dafs ihre Publikation blofs noch durch die Mit- und Bei-Arbeit der Gelehrten und Kupferstecher verhindert seyn dürfte.

1. Von Epikur und aus seiner Schule gegen zwanzig Abhandlungen. Die meisten handeln de rebus physicis. Eines enthält eine Widerlegung der stoischen Philosophie. Ein andres etwas uber Astronomie. Die übrigen betreffen Gegenstände der Rhetorik und Poesie, und Gedanken uber die Atome. Neuerdings ward eine andre Rolle gefunden, welche etwas über die Lebensumstände Epikurs enthalten soll, und diese möchte wohl — wenn es anders so ist — eine der erfreulichsten Entdekungen seyn. Sie wird Herrn Hayter um so mehr zu statten kommen, da er mit einer Biographie dieses Philosophen beschäftigt ist.

2. Von Philodemus, welchem das, bereits von der herkulanischen Gesellschaft bekannt gemachte Werkchen über die Musik zugeschrieben wird, sind eines περὶ τῆς ὀργῆς (über den Zorn), und zwei andere, περὶ θανάτου (über den Tod), und περὶ κακιῶν καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν (über Tugenden und Laster) entwikelt worden, und bereits für die Publikation gefertiget. Von dem nemlichen Schriftsteller hoft man noch manches andere zu finden.

3. Mit dem Namen des Demetrius Phalereus ist eine Schrift, πρὸς πολυαίνου ἀποφίας bezeichnet, welche übrigens leider nur ein Bruchstük von wenigen Linien ausmacht.

4. Ein Werkchen von Kolothis, welcher gegen Plato geschrieben hat.

5. Von Polystratus, περὶ ἀλογίστου καταφρονήσεως, del disprezzo irragionevole, wie sie es hier übersezt haben.

6. Ein Buch über die Natur der Götter ist bloſs mit den Anfangsbuchstaben eines Namens bezeichnet. Hayter glaubt es von Phädrus, welchen Cicero als seinen Freund und Lehrer rühmt, und behauptet, daſs viele Stellen in des Leztern Werke, de natura Deorum, wörtliche Uebersezungen aus diesem seyen.

Soviel habe ich auf mancherlei Nachfragen an Monsignor Rosini, Abbate Foti, und Hayter erfahren können. Mehreres zu sagen hinderte eine gewisse Zurukhaltung, welche in Sachen des Wissens nicht sehr lobenswerth ist, und dieser Unternehmung bis jezt viel geschadet hat.

Neapel, den 10. Jenner 1805.

Schon verschiedene Male bin ich in Pompeji gewesen, ohne Ihnen je eine Nachricht über das, was ich da gesehen, und etwa gedacht habe, mitzutheilen. Allein ich getraute mir bis jezt kaum, Ihnen etwas zu sagen, was Sie nicht in jeder Reisebeschreibung finden können. Man hat hier zu wenig Zeit und Bequemlichkeit, und nicht einmal Erlaubnifs, etwas auf der Stelle aufzuzeichnen. Es ist sogar noch nicht einmal ein Plan von der alten Stadt aufgenommen, wenn Sie sich anders nicht mit dem kleinen Umrifs in dem, so unvollständigen, Prospetto storico-fisico degli Scavi di Ercolano e di Pompei (di Gaetano d'Ancora. Napoli 1804.) begnügen wollen, welchen ich Ihnen hier beilege. Man kann sich daher nicht sogleich in die Ansicht des

Ganzen finden, um das im Museum zu Portici Aufbewahrte wieder an seine Stelle zu denken; denn das mufs man doch thun, wenn man hier Etwas mehr, als nur Ruinen, sehen will.

Gestern habe ich wieder eine Fahrt zu den Trummern gemacht. Man sprach in Neapel so viel von den neuen Entdekungen, welche die Belohnung der, schon seit mehreren Monaten mit grösserer Thätigkeit fortgesezten, Grabungen sind, dafs meine Neugierde sehr gespannt wurde. Die Konigin selbst war auf der Stelle gewesen, und hatte ihre grosse Zufriedenheit bezeugt. Man versichert sogar, dafs sie die Kosten fur die Arbeit, welche sie bisher aus ihrer Privatkasse hergegeben, verdoppelt habe, und schmeichelt sich mit den schonsten Hofnungen für die Zukunft; besonders da der alte Aufscher über dieselbe, la Vega, gestorben ist, und der hochverdiente

Ritter Landolina, aus Syrakus, leicht sein Nachfolger werden dürfte *).

Es springt in die Augen, wie planlos man bisher beim Graben zu Werke gegangen ist. Man verwendete die meiste Mühe auf die Strassen der Stadt, welche nur mit Buden und kleinen Häusern umgeben sind, statt bei dem Glanzpunkte derselben fortzufahren, den man längst zu finden das Glük gehabt hatte. Da, wo sich die Tempel, die Theater und ähnliche Gebäude ganz nahe beisammen befinden, müssen wohl die Wohnungen der ersten Bürger der Stadt gestanden haben, und da wäre auch wohl die meiste Hofnung, für Kunst und Literatur wichtige Entdekungen zu machen. So fährt man aber jezt noch fort, beim Eingang in die Strassen zu graben, und wenn man etwas Merkwürdiges gefunden

*) Dieses ist nicht geschehen. La Vega'n folgte sein Bruder in dieser Stelle.

hat, so ist es nur dem Glüke zuzuschreiben, welches über diese alte Stadt erst dann zu wachen anzufangen schien, als es sie zerstört hatte.

Man ist hier auf eine, ziemlich grosse, Wohnung gestossen, welche an der Strasse steht. Noch ist sie nicht ganz ausgegraben; aber man erkennt doch schon den Plan des ganzen Gebäudes, welcher sich von den verschiedenen andern, längst gefundenen, nicht unterscheidet. Das Haus ist ein Quadrat, mit einem Hofe von gleicher Form in der Mitte. Auf denselben öfnen sich die, meist kleinen, Zimmer, welche sonst kein Licht haben, und nur selten in Verbindung mit einander sind. In der Mitte des Hofs ist eine viereckigte, einen halben Fuss tiefe, marmorne Wanne in dem Boden, welche einen Abführungskanal hat. Auf dieser Wanne stand ein, ungefähr vier Fuss langes, gleichfalls marmornes, Beken, von länglichter Quadratform, das sich

in einem halben Zirkelbauch rundet, und auf zween Fussen ruht. Ueber dasselbe waren zwo bronzene Figuren gestellt; ein Jüngling, welcher einen, eben fallenden, Hirsch erhascht, aus dessen Munde das Wasser sich ergiefst. Beide sind bereits weggenommen, und nach Neapel gebracht. Ich selbst sah sie noch nicht, habe aber die Arbeit daran sehr loben hören.

Eben so wichtige Entdekungen sind einige Gemälde auf den Mauren verschiedener Zimmer. Eins, das die ganze Wand eines, ziemlich ansehnlichen, Saals einnimmt, ist noch nicht ganz ausserhalb der Erde. Doch sieht man bereits seine Hauptfigur. Es ist der Jager, Actäon, wie er von seinen Handen zerfleischt wird, und enthält wahrscheinlich noch die keusche Göttin mit ihrem Gefolge, was sich aus einem Frauenzimmer-Arme schliessen lafst. Es ist ganz vorzüglich gut erhalten. Die Farben sind, wie überhaupt,

noch sehr frisch; aber die Darstellung scheint mir von mittelmäfsigem Werthe. Der neugierige Jäger ist nakt, und von ganz brauner Hautfarbe. Unter seiner Stirne erhebt sich schon ein kleines Hirschgeweihe, und an den Schenkeln hängen ihm bereits zween seiner Hunde, deren er sich vergebens mit dem, in Wuth geschwungenen, Prügel erwehrt. Verzweiflung ist in seinem Gesichte ausgedrukt, seine ganze Stellung gut gedacht, sein Körper nicht übel, und vielleicht nur zu mager, gezeichnet. Er ist unter Lebensgrösse, und das übrige im Verhältnifs zu ihm, dargestellt.

An der Wand, welche diesen Saal von einem kleinen Zimmerchen trennt, befinden sich einige Figuren als Ornamente, und eine weibliche, namentlich mit einem Korbchen auf dem Haupte, ist als Karyatide angebracht. Dieses Zimmerchen ist bis jezt wohl das merkwürdigste. Ein Fenster aus demselben

öfnet sich in den grössern Saal mit dem Gemälde von Actäon. Es ist mit verschiedenen kleinen Figuren ausgeziert, enthält aber an der Wand, die dem Eingang gegenüber ist, ein kleines Gemälde, welches leicht das schönste seyn durfte, was überhaupt gefunden ist. Es enthält zwo grössere Hauptpersonen, und eben so viele Nebenpersonen. Die ersteren sind ein nakter Held, nur mit einem Gewand über den Schoofs, vertraulich neben einer, eben so dürftig bekleideten, Frau sizend. Alles ist ausserordentlich zart gedacht, und spricht sich sogleich deutlich für den Heroen aus, welcher im Arm der Liebe von seinen Thaten ausruht. Er hat seine Waffen weggeworfen. Sie sind schon das Spiel von zween Liebesgöttern geworden, deren einer den schweren Schild von der Erde gehoben hat, und ihn, wie ein Rad, fortschieben möchte. Dem andern ist der Helm zu Theil geworden, welchen er sich aufzu-

sezen sucht, und der gerade grofs genug ist, die ganze, kleine Person zu fassen. Er ist in lieblichen Verkürzungen von hinten anzusehen; von vorne hingegen zeigt sich sein Brüderchen, und zwischen ihnen inne sizen die beiden grösseren Figuren.

Das Gemälde hält nur zween Fufs Höhe, und etwa drei in der Breite. Aber es ist mit einer Bestimmtheit ausgeführt, wie kein andres unter den, noch im Museum zu Portici befindlichen *). Dem schönen, leichten Gedanken entspricht die flüchtige Zeichnung mit vollkommener Treue. Die Farben sind mit weit mehr Geschmak gewählt, als man sonst in den alten Gemälden bemerkt, und es ist dadurch eine grosse Wärme in, das

*) Ueber die schönsten derselben, welche seit ihrer Wanderung nach Palermo nicht mehr sichtbar geworden sind, kann ich nicht urtheilen, da ich die Originale nicht gesehen habe.

Ganze gekommen. Ganz vorzüglich schön sind die Gewänder, und namentlich das, was die Beine der Frau umschwebt. Es ist transparent, und von einer Feinheit und Anspruchslosigkeit des Faltenwurfs, welche man vielleicht nur in den schönsten Werken des griechischen Meissels finden dürfte.

Verschiedene andre Zimmerchen enthalten kleinere, fantastische Malereien, meist mit vieler Leichtigkeit gezeichnet. Zwei Schweine, zum Beispiel, die einen Früchtekorb angrunzen, welchen ein Hahn bewacht, und dergleichen. Beinahe alle sind im chinesischen Geschmake entworfen, dem man in diesen alten Mauren mit Erstaunen begegnet. Solche magere Säulenpfähle, auf denen ein Dach ruht, welches vom Wind hergeblasen scheint, mit Blumen umwunden, und mit abentheuerlichen Figuren besezt — diese flüchtigen Spiele einer wollüstigen Fantasie waren also auch schon von den Römern gekannt und

geliebt. Wenn sie sie nicht daher erhalten haben, von wannen sie zu uns gekommen sind, so würde es ein Beweis weiter seyn, wie die ganze Kunstgeschichte sich überall ähnlich sieht, und schon in dem armseligen Umrisse liegt, welchen jener griechische Jüngling um den Schatten seiner Geliebten gezogen hat. Es würde also auch in der sinkenden Kunst immer dieselbe Epoche statt finden müssen, auf welche die Poesie beinah aller Nationen gekommen ist: die Zeit, wo im Abentheuerlichen und Künstlichen Wahrheit und Natur untergehen *).

*) Schon Vitruv klagt über den ausgearteten Geschmak seiner Zeit in den Verzierungen. Ganz hieher pafst seine Stelle: (Buch 8. Cap. 5.) „Sed hæc, quæ a veteribus ex veris rebus exempla sumebantur, nunc iniquis moribus improbantur. Nam pinguntur tectoriis monstra potius, quam ex rebus finitis imagines certæ. Pro columnis enim statuuntur calami, pro fastigiis harpinetuli striati cum crispis

In allen diesen, neu ausgegrabenen, Malereien erkennt sich der sonderbare Farbengeschmak der Alten, durch den man versucht wurde, ihnen allen Sinn für dieselben geradezu abzusprechen, wenn man auch nicht wüfste, dafs die schönsten Basreliefs von Phidias, in den Tempeln von Athen, bemalt waren. Wer hat das nicht schon gedacht, wenn er in den Tempeln und Arkaden dieser Stadt die eine Säule mit hochrother, die andern mit grüner, gelber und blauer Farbe übermalt sah?

foliis et volutis. Item, candelabra ædicularum sustinentia figuras supra fastigia earum surgentes ex radicibus cum volutis coliculi teneri plures habentes in se sine ratione sedentia sigilla, non minus etiam ex coliculis flores dimidiata habentes ex se exeuntia sigilla, alia humanis, alia bestiarum capitibus similia. Hæc autem nec sunt, nec fieri possunt, nec fuerunt. Ergo ita novi mores coëgerunt, ut inertia mali judices conniveant artium virtutes."

Noch auffallender wird es hier, wo man einige Säulen aufgegraben hat, welche mit brennendem Dunkelroth übertüncht sind, und oben ein weisses, marmornes Kapitäl tragen. Am auffallendsten aber ist es in einigen andern Theilen dieses neu entdekten Hauses, wo die Mauer in Quadrate eingetheilt ist, welche alle mit den verschiedensten und schreiendsten Farben bemalt sind, und davon einzelne sogar, wie eine Pallete, alle mögliche Farben enthalten. Gerade, als ob sie nichts davon gewufst hätten, eine durch die andre zu mildern, entsteht eine so grosse Armuth auf ihrer Pallete, als auf ihrer Leier, welche uns die Wunder ihrer Malerei nicht weniger unglaublich machen, als die von ihrer Musik.

Wir sind so von Jugend auf an die Abgotterei gewöhnt, welche wir mit den Alten treiben. In unserm frommen Wahne denken wir sie uns immer als die Vollendetsten in

der Kunst, wie im Leben, ohne uns in unserer Bescheidenheit einfallen zu lassen, dafs Cicero, wenn er wieder aufstände, doch noch manches andre zu bewundern haben möchte, ausser unsern Taschenuhren, Pistolen und Buchdrukerpressen. Es würde eine weitläuftige Arbeit seyn, die merkwürdige Parallele zu ziehen zwischen der alten und neuen Zeit, besonders wenn man sie auch noch auf das höhere Leben des Staatsmannes und des Kriegers ausdehnen wollte. Hier, unter diesen Trümmern spricht mich keine Erinnerung an grosse Thaten an; wenn ich hinaufsteige die Leiter der Jahrhunderte, so komme ich an unter den Säulen dieser alten Stadt, wo die Burger im süssen Nichtsthun vom Krieg mit den Parthern sprechen, oder im innern Hofräume eines Hauses, wo die Familie versammelt ist. Da sizen sie unter den Hallen, welche den Brunnen in der Mitte umlaufen, die stille Matrone mit ihren Töchtern und

Sohnlein. Am Wasser stehen die Sklavinnen, gerade mit Waschen beschäftigt, und vielleicht ein Liedchen von Horaz trillernd. Kein Besuch kommt wohl hieher, ausser, wenn ein wandernder Gastfreund anlangt. Die Männer sehen sich an den öffentlichen Orten; die Frauen dieses Standes sind nicht mit Anbetern umgeben; den Tochtern hält kein schmachtender Liebhaber den Spinnrocken. Sie können nicht am Fenster sizen, die Vorübergehenden zu sehen, und von ihnen gesehen zu werden; denn keines geht ja auf die Strasse. Wenn sie etwas sehen wollen, so müssen sie unter die Hausthüre sizen, und das wird nicht schiklich seyn. Sie mussen sich trösten aufs Theater, auf das Opfer im Tempel, wo es ihnen allein vergönnt ist, sich öffentlich zu zeigen.

Wenn Sie ins Haus kommen, steigen Sie nicht erst eine prächtige Treppe hinauf, gehen Sie nicht durch mehrere, mit seidenen

Stoffen ausgeschlagene, Zimmer, in welchen Gemälde in goldenen Rahmen prangen. Sie treten durch die Hausthüre gleich in den Hofraum, wo die Familie ist; denn in den Zimmern können Sie sich nicht wohl aufhalten: sie sind viel zu klein, und immer von bestimmtem Gebrauche. Hier, wie das Wetter auch immer sey, lassen Sie sich nieder, und Sie werden es sich nicht einfallen lassen, auch in die Zimmer hineinzugehen, wenn Sie anders kein Verbrechen herausbegleiten soll.

Ich überlasse es Ihnen selbst die Vergleichung anzustellen. Nehmen Sie eine Wohnung aus dem Mittelstande, und betrachten Sie sie in Hinsicht auf die eines alten Römers — da werden Sie bald den grossen Abstand finden, zwischen uns und den Alten. Und legen Sie den Maafsstab noch höher an, und messen den königlichen Pallast in Kaserta mit Nero's goldnem Hause, so brauchen

Sie sich nicht einmal zu erinnern, dafs das eine die Wohnung eines Weltherrschers, der andre eines Königs über einen kleinen Theil von Italien ist, um sich sogleich für die Neuern zu entscheiden.

Ist irgendwo Veranlassung und gute Gelegenheit, den Streit zwischen den Alten und Neuen, wenigstens in einzelnen Fächern, zu entscheiden, so ist es hier und in der Sammlung zu Portici. Und wenn irgend einer unsrer Vorzüge vor ihnen keinem Zweifel unterworfen ist, so findet diefs bei der Vergleichung der Landschaftsmalerei aus der alten und der neuen Zeit statt. Bewiese diefs auch nicht der Augenschein in ihren noch übrigen Werken, und ihr Mangel an demjenigen, was die Landschaftsmalerei nicht entbehren kann, an Kenntnifs und Behandlung der Farben, so gäbe uns schon die Ansicht, welche die Alten von diesem Zweige der Kunst hatten, ein Recht, zum Vortheil der Neuern zu

entscheiden. Erst unter Augustus kam die Sitte auf, die Zimmer mit Landschaften, Abbildungen von Seehäfen, Wäldern u. dergl. auszuzieren *), und Vitruv beklagt sich darüber, dafs vor diesen Zeiten der Inhalt der Gemälde an den Wänden der Wohnungen lehrreich gewesen, weil er aus der Geschichte der Götter und Helden genommen worden. Wenn um diese Zeit noch Römer so urtheilten, wie müssen diefs erst die Griechen angesehen haben? Lucian macht sich in mehreren Stellen über diese leeren Gemälde, wie er sie nennt, lustig, weil sie ihm nichts, als Städte und Berge, und keine Menschen in merkwürdiger, lehrreicher Handlung zeigten; und ähnlicher Stellen dürfte man wohl noch mehrere finden, wenn diese nicht schon hinlänglich die Ansicht der Alten von Landschaftsmalerei bezeichneten.

*) Plin. hist. nat. III. c. 37.

Merkwürdig ist daher die Frage, warum die Griechen, welche für alles Schöne einen so feinen Sinn und so tiefe Empfänglichkeit hatten, einen Zweig der Kunst vernachlässigen konnten, welcher vielleicht den ruhigsten und wohlthuendsten Genufs gewährt, und dennoch einer ächt historischen Behandlung fähig ist? Mir scheint, dieses Volk war zu lebhaft, zu wizig, zu verständig, und ermangelte ganz jener Gemüthsstimmung, welche in Empfindelei ausartet. Vielleicht böte hier die Vergleichung des Idylls der Neuern und der Alten den Aufschlufs an: ersteres einem Landschaftsgemälde, lezteres einem historischen ähnlicher. Denn, gleich wie unsere Dichter bei der Darstellung des frohen Hirtenlebens auch unschuldigerer Menschennaturen und der Reize eines stillen, von der Welt abgetrennten, Hirtenlandes bedürfen, wo sie nie ermangeln, mit den schönsten Farben den Schauplaz auszumalen, so genugte

den Alten für ihr Idyll der Geist eines fröhlichen, zwar harmlosen, aber darum nicht mehr unschuldigen, Hirtengeschlechts, dem alle Empfindsamkeit gänzlich fremd ist. Der Mensch, und in diesem der Gott, war den Griechen alles, weil in lezterem der erste kühn emporstieg. Der Anfang aller Landschaftsmalerei ist in der historischen, und nur nach und nach erzeugt sich das Bedürfnifs, den Schauplaz der Scene auszumalen. Aber wie vermochte der griechische Künstler dem Dichter auf den Ida, nach Paphos, und in die Urwelt zu folgen, wo die Götter noch unter den Menschen wandelten? Wenn Aphrodite zum erstenmal die entzükte Welt betritt, unter den Füssen der neugebohrnen Göttin die Erde zum erstenmal sich in einen Schmuk kleidet, den sie nie gekannt hatte, da vermochte der Maler dem Dichter eben so wenig nachzugehen, als heutzutag; der Kontrast zwischen dem höhern Wesen und der

niedrigern Erde mufste ihnen zu unangenehm werden, wenn ihn nicht die eigene Phantasie ausgleichen durfte.

„Was einmal seyn mufs, mufs vortreflich seyn!" sagt Euripides, und der Grieche konnte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Seine Kunst mufste sich uber die Natur erheben können; aber die Landschaftsmalerei hat alles gethan, wenn sie diese nur erreicht hat.

Ueberhaupt war die Kunst der Griechen zu schnell fortgeschritten, als dafs nicht manche untergeordnete Theile des Materials zurükbleiben mufsten, wie z. B. die Farben. Die Vervollkommnung der leztern sezt eine Menge von anderweitigen Kenntnissen voraus, und mancher Maler wird Ihnen sagen, dafs gar keine Landschaftsmalerei ohne den Ultramarin möglich ist. Wie kann sie überdiefs ohne Perspektive bestehen? — Und, was man auch sagen mag, diese war ihnen zwar nicht unbekannt, aber sie waren immer sehr ungeübt

in derselben. Die Landschaftsmalerei blieb ihnen nur Nebensache; und als sie Hauptsache wurde, war die Kunst schon zu tief gesunken, als dafs sie es vermocht hätte, diesen einzelnen Zweig zu einer Vollkommenheit zu erheben, der auch der Spötter Lucian seine Ehrfurcht nicht hätte versagen dürfen.

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung; aber es ist erfreulich, die Alten zuweilen übertroffen zu haben. Und nirgends ist wohl mehr Ermunterung zu dieser Freude, als in Pompeji und Herkulanum, wo die Vergleichung allein angestellt werden kann. Zwar weifs ich wohl, was für die Sache der Alten gesagt worden ist, dafs man nach den Kunstwerken einer kleinen Provinzialstadt Italiens nicht über die von Athen urtheilen dürfe; aber, ich frage Sie, wenn die historische Malerei in einer solchen Provinzialstadt in manchen Rüksichten den höchsten Foderungen

genugt, darf man diese nicht auch in der Landschaftsmalerei hinaufstimmen? — Und da ist es doch in die Augen springend, dass die leztere sich zu der erstern bei den Alten nicht so verhält, wie bei den Neuern.

Neapel, den 20. April 1805.

Es giebt wohl nicht leicht einen merkwürdigern Flek auf dieser Erde, als der Weg von Neapel nach Salerno ist. Hast du dich aus dem gewaltsamen Treiben des Menschengewühls von Neapel herausgearbeitet, so empfängt dich der, etwas ruhigere, Meeresstrand, und begleitet dich an den Fuſs des Vesuvs, in welchem sich andre, mächtigere Kräfte bewegen, als die der Menschen sind. Du durchwanderst die Dörfer, welche sorglos an seinem Fusse liegen, und gelangst nach einiger Zeit in das Freie, wo du auf der einen Seite den Anblik eines grossen Lavastroms hast, auf der andern in den kleinen Meerbusen von Castellamare hinunterblikend, gerade vor dir die reizendsten, gesegnetsten Felder siehst. Und wenn du eben über der hohen Fruchtbarkeit des Landes dem furchtbaren Grund derselben vergessen hast, so

fallen dir die Trümmer von Pompeji ins Auge, und deken die ganze Jammergeschichte dieser Gegenden wieder vor dir auf.

Ich habe sie so oft gesehen, dafs es mich diefsmal nicht verfuhrte, bei ihnen abzusteigen. Lieber fuhr ich weiter in den segensvollen Gegenden vorwarts, um mich der schönsten Natur zu erfreuen. Sie hat hier ihr reichstes Füllhorn ausgeleert, und man erkennt, was in diesen Sudländern so selten ist, ihre Gute auch in den frohlichern Gesichtern von den Bewohnern der kleinen Dörfer, durch welche der Weg fuhrt. Erst Torre del Greco, dann Torre dell' Annunziata, und zulezt Torre antico, bei dem ich am liebsten weilte. Ich sezte mich so gerne auf die Bruke, durch welche der klarste Bach hinunterfliefst, sich unten im lieblichen Grün vertheilt, wo die Kalkbrennereien sind, und die Kinder sich laden. Neben an steht ein alter romantischer Thurm, der dem Orte

wohl den Namen gegeben hat, und an die Zeiten erinnert, da Italiens Küsten, unaufhörlich von Einfällen der Barbaren bedroht, sich rings mit Wachtthürmen umschirmten. Daher scheint der Name so vieler Orte, die mit Torre beginnen, entsprossen; daher wohl, und aus den andern Vortheilen, die die Nähe des Meers dem Fleisse und der Betriebsamkeit eröfnet, überhaupt das Eigene dieser Ufergegend, welche, der völkerreichen Hauptstadt ungeachtet, auch die ferneren Bewohner um die Schuzthürme versammelte, und eine, beinahe an einander hängende Kette von Dörfern bildete.

Hier beugt sich der Weg in das Land hinein, und das Meer verschwindet hinter den Gebirgen, welche sich von Sorrento herziehen, und bei Castellamare enden. Er wird auch hier breiter und schöner. Auf beiden Seiten ist er mit hohen Pappeln umgeben, an denen sich die Reben kühn hinaufschlingen,

und oft die vortreflich angebauten Felder, und die fernern Dörfer und Landhäuser verbergen.

Am Wege steht eine Kirche der Madonna della Scavata, in welcher eine Quelle ist, die nur an Einem bestimmten Tage des Jahrs fliesst. Krüppel, und Lahme und Aussäzige aller Art finden sich dann ein, sich in dem wunderbaren Wasser zu baden; Gesunde kommen, um da zu beten und zu schmausen, und der, sonst einsame, Altar ist alsdann mit einer grossen Menge von Gläubigen umgeben.

Bei Pagano, und weiterhin bei Nocera de' Pagani, wird das Thal immer enger. Die Hügel ziehen sich näher zusammen, und verleihen der Landschaft eine neue Ansicht. Sie sind meist von runder Form, beinahe bis an ihre Spize angebaut, welche immer mit den Trümmern eines alten Kastells, öfters mit einem Kloster gekrönt ist. Ziemlich steil

sind die Berge auf der Seeseite, und meist ohne Anbau.

Von Nocera de' Pagani geht der Weg langsam in die Höhe. Die Umgebungen werden immer schöner, je weiter er sich erhebt, und erreichen zwischen la Cava und Vietri einen Grad von Reiz, den man vielleicht nur hier finden.

Es ist ein kleiner Flek im Grunde, den die Natur so herrlich ausgemalt hat: aber er ist ungemein reich, und mannigfaltig geschmükt. Ein Hügel reiht sich hier an den andern, und neben jedem ruht ein kleines liebliches Thal, durch welches eine Quelle herunterrieselt. Ueberall stehen reizende Landhäuser, und weisse Klöster: über alle ragen lange, Säulen ähnliche, Thürme heraus, welche zahllose Tauben beherbergen, die in diesem Thal, als auf der Insel der Venus, am allerliebsten zu wohnen scheinen. Die vielen schönen Wasserfälle, die diken Haine, welche in den

Gründen stehn, stören die hohe Ruhe der Gegend nicht: sie kommt dem Gedanken freundlich entgegen, dafs sich hier eine Kolonie guter Menschen niedergelassen habe, welche dem Lärm der übrigen Welt entfliehen wollten. Den Künsten des Friedens ist ihr Leben geweiht. Den fruchtbaren Boden in jeder seiner guten Eigenschaften zu nützen, Leinwand zu weben und zu bleichen, Papier zu machen — das ist ihr Geschäft. Es hat ihnen auch zu einem hohen Wohlstand verholfen, der so sehr gegen die, ziemlich nahen, Thäler absticht, und sich in den freundlichen Häusern selbst erkennt, welchen man begegnet. Das schöne reiche Benediktinerkloster von la Cava stört den Wandrer nicht, wie es sonst die Wohnungen der Müssiggänger thun; denn der Arbeit und den Wissenschaften denkt man sich so gern das Leben der Mönche dieses Ordens geweiht, selbst die vielen Kirchen machen keinen

unangenehmen Eindruk — Eine, die dem Tempel der Venus gleicht, ist sogar fast einzig mit Tauben verziert.

Einen ganz andern Karakter gewinnt die Gegend, wenn man ihre höchste Höhe erreicht hat. Hinter dir liegt das Thal von la Cava: vor dir aber unten in der Tiefe steht die ungeheure Trinkschale der Natur, das Meer. Auf der einen Seite ist es durch mehrere Vorgebirge begrenzt, auf der andern liegt Salerno, und dehnt sich eine unübersehbare Ufer-Ebene hin, welche sich für das Auge endlich mit dem Himmel und der Erde vermischt.

In Salerno erkennt man nur wenige Spuren noch von seinem alten Ruhme. Es ist nicht mehr der Siz der Wissenschaften, wie ehmals. Nur zur Zeit seiner beiden Messen gewinnt es eine schnell vorübergehende Lebhaftigkeit; und selbst der wohlhabende Kaufmann, der die Stadt um diese Zeit besucht,

wohnt in dem nahen Vietri auf dem Berge, und kehrt jeden Abend, wenn seine Geschäfte geendigt sind, aus Furcht vor der schlimmen Luft wieder dahin zurük.

Merkwürdig ist das Domgebäude, und häufig noch die Zeiten der Sarazenenherrschaft über einige italienische Ufer verrathend. Die Säulenhalle vor dieser Kirche spricht den Geschmak dieses Volks aus, und eben so deutlich erkennt er sich in einigen alten Grabmälern. Mit grösserem Wohlgefallen verweilt man aber bei mehreren antiken Sarkophagen, welche sich in demselben Gebäude befinden. Einige darunter sind von vorzüglich schöner Arbeit, und vielleicht auch durch die seltenere Wahl der, in ihren Basreliefs vorgestellten, Gegenstände merkwürdig. Sie sind zum zweitenmal zum Dienste der Todten gebraucht, und auf einem vermischt sich auf eine sonderbare Weise die alte Zeit mit der neuen. Die erhabene Arbeit

an demselben stellt den Raub der Sabinerinnen dar; auf dem Deckel ruht ein geharnischter Ritter, dessen Pflicht es war, Frauen zu schützen gegen jeden Anfall des Muthwillens. Er ruhrt sich nicht eben, wenn sie gleich unten schon Jahrtausende hindurch die furchtsamen Mädchen hinwegschleppen. Mit Vergnügen sah ich ein schönes Gemälde, welches über einem der lezten Altäre steht, rechts, wenn man hineintritt. Ich kenne den Meister nicht, aber es gab mir einen schönen Genuss.

Einige Theile der Stadt scheinen ganz für die Zeit der Messe gebaut. Es sind eine Menge Buden, welche während derselben vermiethet werden. Obgleich der Handel der Stadt gewöhnlich nur höchst unbedeutend ist, so herrscht doch eine gewisse merkantilische Thätigkeit, welche in Italien selten ist, in dieser Gegend. Die Bewohner eines Orts in den benachbarten Gebirgen, Namens Passidania, zeichnen sich durch ihre Betrieb-

samkeit im Kleinhandel ausserordentlich aus. Sie haben durch ganz Kalabrien eine Handelsgesellschaft gebildet, welche manchmal grössere Spekulationen mit den Landesprodukten unternimmt, hauptsächlich aber sich mit dem Absatz im Kleinen von den Artikeln beschäftigt, welche sie im Auslande, und namentlich in Livorno, und während der Messe in Salerno selbst, aufkaufen. Die meisten Glieder der Gesellschaft durchwandern das Land zu Fuss, und haben häufig ihren ganzen Kram auf dem Rüken. Ihr Name, so wie ihre Geschäfte, erinnern an die alten Bewohner von Pästum (ehmals Possidonia), welche sich auch blos durch den Handel und Industrie Reichthümer erworben hatten.

Der Weg von Salerno nach Pästum führt im Anfang zwischen Gärten hindurch an des Meeres Ufer, welches eine Zeitlang schön bekränzt ist durch die neben, angebauten

Hügel. Sie machen aber später dem unfruchtbaren Felsen Platz, worin sich viele künstliche und natürliche Höhlen befinden, und entschädigen nur durch die Aussicht auf das lange Thal von Eboli, welches sich an der See hinschlingt, eingeschlossen durch ferne Berge.

Schön gelegen ist das Städtchen Eboli, mit welchem das Thal beginnt, auf einer Anhöhe, und scheidet hier die Strasse nach dem Ufer und in das Innere von Kalabrien. Nahe dabei ist die Gegend trefflich angebaut, und sind die Wege vorzüglich gut, bis in die Gegend von Persano. Dieß ist ein Jagdschloß des Königs, das eine ganz vorzügliche Lage hat, in Rücksicht auf Schönheit der Natur, und den Geschmak des Monarchen, welcher es häufig besucht. Ganz frei ruht es auf einem Hügel, beinahe auf allen Seiten vom Flusse umströmt, und an seinen Ufern nur niedriges Gebüsch, welches von

Wild aller Art wimmelt. Hier verliert sich der Anbau des Landes mit dem guten Wege. Dieser windet sich beschwerlich durch Moräste, jenes nährt beinahe nur Dornen, Disteln und wildes Kraut. Heerden von mehreren 100 Büffeln weiden in dem niedrigen Grase, und haben in der, fast unumschränkten, Freiheit, welche sie hier geniessen, eine Gutmüthigkeit und Zahmheit, über die man sich wundern muss. Ein einziger Hirtenknabe leitet die gröste Heerde, und jedes einzelne Thier folgt ihm auf den Ruf seines Namens, deren jedes seinen eigenen hat. Bringt man aber einmal eines dieser Thiere nach Neapel, so wird es durch die Menge ungewohnter Gegenstände, durch das grosse Treiben und Lärmen der geräuschvollen Stadt in eine Wildheit versezt, welche man in dieser Wildnis nicht kennt, und die eine gute Anzahl starker Männer nur zu bändigen vermag. Bekanntlich ist das Fleisch der Büffel nicht

sehr genieſsbar. Besser ist die Milch, und viel des Käses, welcher daraus verfertigt wird.

Das alte Pästum lag in einer schönen Ebene, die auf der einen Seite durch liebliche Hügel, auf der andern durch den Meeressaum begrenzt ist. Der Hafen war wohl etwas ferne von der Stadt; denn heutzutage noch erkennt man die Trümmer der Mauren auf jener Seite. Es ist kein Zweifel, daſs da, wo Sümpfe und Heideland ist, ehmals reizende Villen und stolze Gärten standen; denn wo sich heutzutage noch die stolzen Tempelruinen erheben, da ist ja auch beinah jede Spur von Menschenwohnungen hinweggewischt.

Ich kam zu einer, für diese Trümmer merkwürdigen, Periode nach Pästum. Es wurde gerade auf Befehl des Königs in der Gegend der Tempel gegraben, und diese selbst zum Theil von Unkraut und Schutt gereinigt, zum Theil restaurirt. Das leztere Glük ver-

diente besonders der mittlere und gröste Tempel, an welchem der Blizstrahl eine der Hauptsäulen, die den Fronton tragen, der Zerstorung nahe gebracht hatte. Die Reinigung kommt dem Reisenden sehr zu statten, den das viele Unkraut bei seinen Forschungen besonders der, in diesen Gegenden nicht unbedeutenden, Gefahr aussezte, von Vipern gebissen zu werden. Merkwurdige Aufschlusse uber die Stadt werden die fortgesezten Grabungen in derselben geben, welche bereits mit gluklichen Resultaten begonnen haben. Einige alte Wasserleitungen sind von geringer Bedeutung; wichtiger sind mehrere Gräber, die man geofnet hat, und deren vielen man noch auf der Spur ist. Viele alte Vasen im etrurischen Geschmak, mancherlei antikes Geräthe, Rustungen und dergleichen sind die Ausbeute dieser Bemühungen. In dem Schiffe des ersten Tempels selbst, desjenigen, der, dem Styl der Architektur nach zu urtheilen,

der jüngste ist, hat man mehrere Gräber geöfnet, von denen einige aber, wie ich aus den darin gefundenen Panzern schliesse, aus neuerer Zeit sind. In dem, den Tempeln zunächst gelegenen, Hause ist bereits ein kleines Museo Pestano angefangen, das sich beträchtlich vermehren dürfte, wenn mit gleichem Eifer die Grabungen fortgetrieben, und die Hofnungen zur Fortsezung der Strasse bis hieher erfüllt würden, zu denen das Interesse berechtigt, welches die neapolitanische Regierung seit einiger Zeit an diesen Trümmern genommen hat.

Rom, den 19. Mai 1805.

Pius VII. nahm die wohlwollendsten Besorgnisse seines Volks mit sich auf die Reise. Der grosse Haufen glaubte nicht an seine Zurükkunft, und sah mit Mitleid und Traurigkeit seinem Zug nach, als er sich mit thränenden Augen beim Ponte molle von ihm verabschiedete. Diese Empfindungen giengen bei dem lebhaften Volke natürlich schnell voruber, und man fieng an, die Veranlassung zu seiner Reise zu untersuchen, und die Grunde abzuwägen, die ihn dazu bestimmt hatten. Sie waren natürlich bald gefunden in der gegenwartigen Abhängigkeit Italiens von Frankreich: aber die Römer, welche so gerne über der Vergangenheit die Gegenwart vergessen, konnten es nicht ganz begreifen, warum der heilige Vater gehorchen sollte, da er, ihrer Meinung nach, nur befehlen mußte. Es sank darum in ihren Augen sein

Werth unendlich herab, und, als sie vollends sahen, dafs die Sachen in Rom giengen, wie vorher: sich keine dringende Veranlassung zum Wunsche nach seiner Rükkehr zeigte; sich verschiedene Gerüchte über die Rolle verbreiteten, welche er in Paris spielte, da konnte sich der satyrische Geist nicht mehr zügeln, er ergieng sich in bittern Satyren über den heiligen Reisenden und das Geschäft seiner Reise.

Ein sehr starkes Pasquill über die Pariser Krönung endigt mit den Worten:

Il sesto Pio, per conservar la fede
Abbandonò da Martire la sede;
Con atto vile a conservar la sede
Abbandonò Pio settimo la fede.")

") „Pius, der Sechste, verliefs als Märtyrer seinen Thron, um den Glauben zu erhalten; um seinen Thron sich zu erhalten, verliefs der siebente Pius auf eine niederträchtige Weise den Glauben."

Es bedarf keines Commentars, um zu zeigen, wie weit der Vorwurf gerecht sey, welcher Pius VII. gemacht wurde. Die Stimmung, die die Verse ausdrüken, scheint übrigens ziemlich allgemein gewesen zu seyn, und zeigte sich auffallend genug bei seiner Ankunft.

Viene il successor di San Pietro

Con non mai divanti, coll' altra da dietro,

spottete eine Pasquinade noch wenige Tage, eh' er in Rom eintraf.

Zwar hatte der Kardinal-Staatssekretär, Gonsalvi, alle möglichen Anstalten zum prachtvollen Empfange des frommen Reisenden gemacht. Das Volk hatte sich, troz des schlechten Wetters, ihm überall entgegen gedrängt; aber es war deutlich zu sehen, daſs nur das Eigene des Spiels die schaulustigen Quiriten herbei gezogen. Als er zu Ponte molle kam, stimmte zwar das versammelte Volk durch Vivatrufen in die Komplimente der Kardinäle und Gesandten, und er

mag leicht wahr seyn, dafs es mehr dabei fühlte, als diese, und jene; aber, als er dort die Kleider gewechselt, und seinen gewöhnlichen Staatswagen bestiegen hatte, der Zug sich langsam gegen das Thor del popolo, und durch dieses den Corso hinauf bewegte, erkannte man die innige Theilnahme des Volks nicht mehr, welche es bei seiner Abreise gezeigt hatte, und doch durfte man vermuthen, dafs die leicht beweglichen Gemüther sich eben so gut in Freudenthränen auflösen würden, als sie sich damals in Zähren der Wehmuth ergossen hatten. Denn am Ende mufs es der billige Richter denn doch gestehen, dafs Pius VII. ein redlicher, wirklich frommer, wahrhaft für das Wohl seines Volks und seiner Kirche besorgter, Pabst ist. Es hat wohl seit Jahrhunderten kein Priester auf St. Peters Stuhl gesessen, welcher so wenig an sich und seine Familie gedacht, trotz der Noth der Zeiten so viel

für seinen Staat gethan, so wenig für Liebhabereien und eitle Prunksucht verschwendet hat. In seinem Privatleben ist kein Fleken, nichts als Frommigkeit und Wohlthätigkeit; und wenn man ihm etwas vorwerfen möchte, so konnte es nur seine Hingebung seyn, welche freilich aus der Rolle des obersten Seelenhirten heraustritt, wie sie sonst gespielt wurde.

Sehr vortheilhaft spricht für ihn die Laune, in welcher er seinen Einzug hielt, und die, wie wir gewiss wissen, öfters laut geworden ist. Er war sehr ernst, vielleicht wehmüthig, weil sein sanfter Karakter sich eher für zärtere Empfindungen, als für stärkere Stimmungen eignet. Es that ihm wehe, so viel Geld für Beleuchtungen und Ehrenpforten ausgegeben zu sehen, da ihm überall auf dem Zuge durch seinen Staat nicht freudige Glukwünsche, sondern nur herbe Klagen über das Unglük des Volks, die starken Auflagen

und den Mangel an Erwerb entgegen gekommen waren. Und die dürftigen Vivatrufe für das Zuwinken mit den Taschentüchern und die bunten Tapeten konnten ihn nicht für das niederschlagende Gefühl entschädigen, über ein unglükliches Volk zu herrschen.

Sehr festlich waren indefs doch die Strassen aufgeputzt, durch welche der Zug gieng. Vor allen Fenstern hiengen bunte Tapeten, die Strassen waren mit Menschen angefüllt, die, trotz des schlechten Wetters, in ihren Festtagskleidern erschienen. Die Erwartung war ausserordentlich grofs auf ihn gewesen, die Unterhaltung, als er vorübergezogen, sehr lebhaft. Ob er blässer geworden? ob fetter? u. dgl. waren Fragen, welche diesen Abend sehr viele Menschen aufs angelegentlichste beschäftigten. Der Fremde, dem wenig daran lag, hatte wohl den besten Genufs bei der Sache. Er nuzte die schöne Gelegenheit, einen grossen Theil der Volksmenge

von Rom zu sehen, bis der Zug herankam; und als er da war, konnte er immer auch noch seinen Spafs haben. Der gewöhnliche Staatswagen des Pabsts hat eine so eigene Form, als die Regierung, die er zur Schau führt. Er ist darauf eingerichtet, dafs der segnende Oberpriester von allen Seiten gesehen werde, und daher beinah nur aus Glasscheiben bestehend. Diese sind in geschmaklose, goldene Verzierungen gefafst, und das Ganze etwa den Kutschen ähnlich, welche man auf dem Titelkupfer einer der älteren Ausgaben von Gothe's Werther findet. Dieser Wagen ist mit sechs Pferden bespannt; auf jedem Paare sizt ein Postknecht in einem kurzen, dunkelrothen, seidenen Rok von eigenem Schnitt, dessen Leichtigkeit gegen die Schwerfälligkeit der Kurierstiefel wunderbarlich absticht. Nebenher geht immer noch ein andrer ähnlicher Rothrok, die Pferde führend.

So bewegte sich der Zug den Corso hinauf, und bog sich durch die Strada papale gegen St. Peter zu hinein. Vorher hatten keine Wagen in den Strassen, wo der Zug durchkam, erscheinen dürfen; nun eilten sie alle auf Umwegen nach dem Petersplaze zu, um da den Pabst aussteigen zu sehen. Sehr grofs war die hier versammelte Menge. Der heilige Vater fuhr bis an die Hauptthüre hinauf, und betrat, da zum zweitenmal bewillkommt von der höhern Geistlichkeit, den Dom. Er verrichtete an verschiedenen Altären sein Gebet, segnete auf allen Seiten, und kehrte dann, gewifs höchst ermüdet, nach seinem Pallaste auf Monte cavallo zurük.

Es war Abend gewonden, als er da ankam. Schon fieng die Beleuchtung der Stadt an, schimmerte St. Peters Kuppel in mattem Feuer. Später war die grosse Beleuchtung, und erfolgte das bekannte Feuerwerk vor der Engelsburg (la Girandola). Den andern

Abend wurden diese Festlichkeiten wiederholt, und wenige Tage nachher der grosse Segen, *orbi et urbi*, von dem Balkon des Laterans herab ertheilt.

Das Merkwürdigste in diesen Feierlichkeiten war wohl die Beleuchtung des Kapitols. Die Regelmäfsigkeit der, seine Spize einschliessenden, Gebäude begünstigte sie auf eine eigene Weise. Ich kam eine Stunde nach Mitternacht hin, als bereits die meisten Lichter und Fakeln erloschen waren. Kolossal malten sich die Statuen auf dem Geländer, und Mark Aurels Rofs schien herabzuwandeln von seinem hohen Postament. Hoch hob sich der, noch beleuchtete, Thurm in die Nacht hinein, und erinnerte, schwach genug, an die ehmalige Höhe des alten Berges.

Venedig, den 24. August 1805.

Gestern Abend um 11 Uhr bin ich hier angekommen. Noch habe ich wenig mehr von der Stadt gesehen, als die Wände meines Zimmers, und ich benuze diese Zeit der Ruhe dazu, Ihnen zu schreiben, weil ich weifs, dafs ich es später nicht mehr mit derselben Fassung von hier aus werde thun können.

Meine lezten Briefe waren aus Bologna. Ich sagte Ihnen nichts von dieser Stadt, da ich mich diefsmal nicht viel länger daselbst aufgehalten habe, als nöthig ist, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, dafs der krumme Thurm nicht gerade ist. Doch erprobte ich es diefsmal wieder, dafs Gastfreundschaft einer der vielen Vorzüge Bologna's ist, wodurch es sich vortheilhaft von den übrigen grossen Städten Italiens unterscheidet.

Bei einer Gelegenheit, wo ich diefs erfuhr,

fiel das Gespräch auf die Schwierigkeit für die Bologneser und die Fremden, sich gegenseitig zu verstehen. Wirklich ist die Mundart der erstern die unverständlichste, die ich kenne, und immer noch schwerer zu verstehen, als das geradbrechte Toskanische, welches der Fremde gewöhnlich spricht. Die Dame des Hauses, eine äusserst verständige Frau, nahm die Parthie der leztern, und bezeugte, wie angenehm in ihren Ohren das Italienisch der Fremden klänge. Mit vieler Naivetät verglich sie es dem Stammeln der Kinder, wenn sie zu sprechen anfangen; und diese Töne, sezte sie mit herzlicher Gutmüthigkeit hinzu, sind für mich mehr, als die wohlgesezteste Rede.

Sie sind gewifs auch der Meinung der edlen Bolognesérin, meine liebenswürdige Freundin, wenigstens was den lezten Punkt betrift. Aber Sie können sich nicht enthalten, mich über das Kompliment, welches

mir damit gemacht werden sollte, tüchtig auszulachen — mich, von dem man, nach einem langen Aufenthalt in Italien, doch erwarten kann, dafs er die Sprache dieses Landes nicht mehr stammle. Ich mufs Ihnen gestehen, ich lachte mich selbst herzlich aus.

Von Bologna fuhr ich in einem halben Tage nach Ferrara. Ich wüfste Ihnen von diesem Wege nichts andres zu sagen, als dafs seine Schönheiten nicht so ermüdend sind, wie die der andern, welche im obern Italien durch das ebene Land führen. Es ist nicht dieselbe Regelmäfsigkeit in den Feldern und in ihrem Anbau, wie in der Lombardie, und ich bin recht froh, diesen für mich ganz neuen Weg nach Venedig gewählt zu haben.

Ferrara ist eine von denjenigen Städten, der man wegen ihrer längst abgeblühten Jugendreize huldigen mufs. In ihren, nun so öden, Strassen bewegte sich ehmals das regste

Leben eines reichen, fein gebildeten Hofes, einer wohlhabenden und glüklichen Volksmenge. Heutzutage ist nur noch das Revier der Juden belebt, und Sie können sich kaum hineinwagen, ohne mit den Haaren zu einem Handlungsgeschäfte gezwungen zu werden, sollte es auch nur ein Thaler zu wechseln seyn, auf dem der Israelite einen halben Bajok gewinnt.

Wie Sie denken können, machte ich eine Wanderung nach Ariosto's Grab. Es befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek, und ist des grossen Dichters nicht würdig. Mit vieler Liebe hat man daselbst andre Reliquien aufbewahrt, welche immer so viel werth sind, als die jedes Heiligen. Ein hölzerner, sehr unbequemer, Lehnstuhl ist eine derselben, um den wahrhaftig niemand den Dichter beneiden wird. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem des heil. Januarius in den Katakomben von Neapel, und ist wenigstens um nichts

bequemer, obgleich ein finstrer Heiliger sich mit weniger begnügen mufs, als ein lustiger Sänger, der seinen Himmel in dem Herzen der Nachwelt sucht. Das Dintenfafs, aus welchem der rasende Roland, wie man mir sagte, entsprungen ist, fand ich eben nicht sehr merkwürdig. Ein Amorino auf demselben, in erhabener Arbeit, welcher den Finger auf die Lippen legt, giebt einigen Aufschlufs über das Geheimnifs, mit welchem Ariosto seine geheimern Verhältnisse behandelt. Manche italienischen Schriftsteller, welche gar gerne der Welt auch die Frauen genannt hätten, die Ariosto verehrt hat, können ihm sein Stillschweigen nicht verzeihen, und dürften sich wohl durch jenen Amorino belehren lassen, dafs sie das weder zu wissen, noch zu sagen brauchen. Auch ohne Gallianer zu seyn, wäre es offenbar merkwürdiger, Ariosts Schädel zu sehen: denn aus jedem Dintenfafs konnte ein Heldengedicht, aber nur aus

Homers Kopfe eine Ilias hervorgehn. Brouillons von seinem Orlando beweisen, dafs die leichte, unübertreffliche Ungezwungenheit, welche sein Gedicht karakterisirt, eben nicht so leicht entstanden ist, wie man es uns glauben machen will. Es mufste Manches weggestrichen werden, bis es seines Rangs unter den unsterblichen Gedichten würdig dastand *). Sein Bildnifs, welches auch unter den Reliquien hängt, spricht einen Mann aus, der das Leben nicht nur in der Poesie, sondern auch in der Wirklichkeit genossen hat. Es ist ihm übrigens der starke Karakter

*) Wirklich genügte er sich niemals. Darum auch die 30jährige Arbeit an seinem Roland, eh' er ihn herausgab. Noch hat man die vielerlei Veranderungen, welche er mit der schönen 14asten Stanze des 18ten Gesangs vornahm, ehe er sie, wie sie jezt ist, liefs. S. hierüber Pigna, libro de' Romanzi libro II. e III. wo diese Aenderungen angefuhrt sind.

aufgedrukt, welcher es zu einem Portrait des Zauberers Merlin eignen könnte.

Der Bibliothekar, Giuseppe Faustini, ist ein sehr artiger Mann, und wenn Sie einst bei ihrer Durchreise durch Ferrara Ariosto's Manen opfern sollten, so gehen Sie gewifs mit Dankbarkeit für den guten Alten weg. Er wird Ihnen zuerst eine Sammlung von etlichen 20 alten Mefsbüchern zeigen, welche mit Miniaturen geziert sind. Sie sind natürlich von verschiedenen Meistern, und darum an Verdienste sich nicht gleich; aber mehrere darunter sind Clovio's würdig — erinnern Sie sich des Dante'schen Codex im Vatikan, dessen Miniaturen uns einen so schönen Genufs verschaft haben? *) — und alle zusammen

*) Das Paradies in diesem Codex ist's allein, was die Aufmerksamkeit jedes andern Kunstwerks in Rom verdient. Ohne Zweifel ist es von dem genannten Clovio gemalt, da hingegen das Fegefeuer und die Hölle von unbedeutenden Künstlern

eine reiche Schule für Künstler, besonders in Rüksicht auf Gewänder und Attitüden der Andacht und Hingebung. Dann führt er Sie in das Zimmer, wo die Reliquien Ariosts sind, und endigt damit, Ihnen von seinen

mit sehr fleissigen, aber eben so geschmaklosen, Figuren ausgeziert sind. Jene ersten Miniaturen sind wirklich himmlisch unschuldig und erhaben gedacht. Die hohe Bedeutung des Gedichts ist in denselben nach den Foderungen der Kunst wiedergegeben, und Manches in denselben übertrifft an Tiefe des Gefühls und des Sinns jenes selber. Sie sind zugleich mit der Reinlichkeit und Rundung gearbeitet, welche die unerläfsliche Bedingung des hohen Kunstgenusses sind. Würdiger, als Manches andre, was so oft nachgezeichnet und gestochen wird, wären diese kleinen Meisterstüke, und der Künstler, der es unternähme, hätte noch das Verdienst, einen Künstler der Nachwelt bekannt zu machen, welche über leerem Kunstgeschwäz die richtige Schäzung des wahren Verdienstes zu verlieren in Gefahr ist.

Untersuchungen über die Literaturgeschichte Ferrara's zu sprechen *). Er zeigte mir eines seiner Manuscripte über die drei ältesten Ausgaben des Orlando Furioso, welches reich an merkwürdigen Notizen, besonders Tasso betreffend, ist. Es enthält einige noch ungedrukte Gedichte von ihm, deren eines an Eleonoren von Este gerichtet zu seyn scheint; besonders aber Stellen aus den Briefen Verdizotti's (eines Schulers von Tizian) an Ora-

*) Ich sah nur den Artikel von Savonarola durch, und überzeugte mich mit Erstaunen von dem Reichthum der hier niedergelegten bibliographischen Kenntnisse. Barotti's Werk über die Ferraresischen Schriftsteller wird in dieser Arbeit Faustini's die, ihm nöthigen, Zusäze erhalten, welche auch dem jüngst erschienenen Buche: Luigi Ughi (von Ferrara), Dizionario storico degli uomini illustri Ferraresi, nella pietà, nelle arti, e nelle scienze; Ferrara, 1804; 8. 2 tomi, treflich zu statten kommen werden.

.io Ariosto, einen Verwandten des Dichters, welche einige neue Aufklärungen über die Entstehung des befreiten Jerusalems geben. Gegen die Behauptung des Ab. Serassi erhellt daraus, dafs es in Venedig von ihm auf den Rath Verdizotti's angefangen worden ist; dafs dieser ihn mit der Vorstellung, neben Petrarcha sey doch kein Lorbeer mehr zu pflükken, von seiner Nacheiferung dieses Dichters zum Uebergang zur heroischen Gattung bewogen, und ihm zur Wahl des Sujets gerathen hat, das er auch gleich auszuführen anfieng, und dessen ersten Gesang noch in Venedig beendigte. — Andre Stellen aus gleichzeitigen Ferraresischen Schriftstellern sollen in eben diesem Werkchen Faustini's beweisen, dafs es mit dem Wahnsinn Tasso's, welchen man, nebst seinem Gefängnifs, als eine gelinde Strafe für seine stolze Liebe, und ein Heilungsmittel von derselben ansah, denn doch seine Richtigkeit habe. Offenbar ist dies

Entdekung nicht sehr erfreulich; denn lieber sehen wir doch eine so schöne Natur, wie Tasso's, der Ungerechtigkeit und Gewalt unterliegen, als den Verirrungen des Geistes, in welchem wir den Spiegel der idealischen Welt erkannt haben. Aber zu Ihrem Trost, l. Fr., kann ich Ihnen sagen, dafs die Stellen, welche Faustini anführt, offenbar nichts weiter beweisen, als dafs man in Ferrara das Unglük Tasso's wirklich glaubte; was ganz begreiflich ist, wenn man bedenkt, mit welchem Geheimnifs eine, die Ehre des Este'schen Hauses betreffende, Sache behandelt werden mufste.

So viel über Ferrara. Ich nahm von da den Weg über Padova und Mestre nach Venedig. Eine angenehmere Strasse, als diese ist, besonders nach dem Eintritt in das Venezianische, habe ich nie gemacht. Am schönsten aber wird sie von Padova nach Mestre. Eine Menge Kanäle durchschneiden hier das Land, welche nicht mit der Aengstlichkeit

gezogen sind, die sogleich das Werk von Menschenhänden erkennen läfst. An ihren Ufern liegen eine Menge von Dörfern und Villen der reichen Venezianer. Unter diesen ragt manches stolze Werk von Palladio hervor; aber die Natur hat hier, wie überall, wo sie will, die Kunst übertroffen. Ich lobe mir die lieblichen Häuserchen, welche sich im Wasser spiegeln. Ein Kranz von Thränenweiden umschlingt den Rasenplaz, der sich zwischen der Thüre und dem Ufer dehnt, und ein dikes Gehölz hinten fächelt ihnen Kühlung zu. Oft sind sie beinah völlig im Gebüsche verstekt, oft zeigen sie sich nur im Hintergrund einer Alleeperspektive, häufig stehen sie halb im Wasser, in dessen Spiegel sie sich malen. Eine ernste Gondel ruht an der Thüre, und begünstigt die Vorstellung, dafs hier die Ueberfahrt auf eine Zauberinsel sey, wo nur Glük und Ruhe wohne. Grosse und kleinere Fahrzeuge sind auf dem Wasser

sichtbar; aber ferne ist der Lärm der Schiffenden, wo keine bewegten Elemente das Fahrzeug treiben. Die Fahrt gewinnt vielmehr einen eigenen Reiz von Neuheit, wenn die Barke durch ein paar Pferde, und das Wasser einen seltenen Schein von Gutmüthigkeit, wenn das gröste Fahrzeug durch einen einzigen Esel gezogen wird.

Nicht vergessen darf ich die grauen Strohhütten, welche unter dem Gebüsche hervorragen. Sie erinnern, wie in den wohlhabendsten Gegenden der Schweiz, an eine patriarchalische Zeit, wo die Bedürfnisse der Menschen noch nicht so vielfach waren, als heutzutage. Das glükliche Klima des Landes und der einfache Sinn seiner Bewohner hat sie hier erhalten, sie sind geblieben zur Verschönerung dieser, an Reizen der Natur so reichen, Gegend.

Hier möchte ich meine Hütte aufschlagen dürfen, so nahe bei Venedig, Mailand,

Florenz und Rom. Aber nur wenige Stunden konnte ich weilen, rastlos gieng es vorwärts bis nach Mestre.

Da liefs ich meinen Wagen stehen, und schifte mich auf einer Gondel nach Venedig ein. Schon dämmerte der Abend, und als ich hinauskam auf die Lagunen, war die Nacht herabgesunken. Lange suchte ich in der dunklen Ferne die stolze Stadt, lange sah ich dem Spiel der Ruder in der See zu, in welcher ich, wie in Neapel, das sogenannte Leuchten des Meers erkannte; manche Laterne auf einem Fischerboot betrog mich, als ob es die Fenster Venedigs wären, aber ich befand mich mit einemmal in dem grossen Kanal der Stadt, als ich eben anfieng, die Täuschung umzukehren, und die Lichter in den Häusern für Lampen auf den Schiffen zu halten.

Beilagen.

Gemälde aus Livorno.

Livorno, 1801, 1802.

Allgemeine Ansicht der Stadt.

Livorno liegt, ungefähr eine deutsche Meile von der Mündung des Arno entfernt, an dem tyrrhenischen Meere. Die Apenninen dehnen sich in einiger Entfernung nordwärts von derselben in das Land hinein, und bilden eine, durch das Flufsthal unterbrochene, Zirkelkette, welche sich in dem Vorgebirge von Monte nero endet. Diese grosse Ebene ist flach, den Meereswellen sehr ausgesezt, und war in ältern Zeiten beinahe nur Ein grosser Sumpf. Grosse Strecken ziehen sich noch

heutzutage am Arno hinauf bis in die Näh
von Pisa, und bringen einige Gegenden de
Thals und der Stadt Livorno selbst in de
übeln Ruf einer ungesunden Luft. Leopold
Veranstaltungen haben durch Dämme un
Kanäle manches fruchtbare Stük Lands ge
wonnen, und der Stadt wenigstens eine gut
Strasse in das Innere von Toskana erworben
Die ganze nordliche Seite des Thals ist indes
weniger angebaut; besser ist es die südliche
Wenn dort grosse Sumpfstrecken liegen, s
sind hier fruchtbare Felder; zwischen beide
in der Mitte dehnt sich ein dünner Wald bi
in Pisa's Nähe. Die Strasse dahin ist die ein-
zige Verbindung Livorno's mit dem feste
Laude Italiens.

Die Stadt selbst war im Anfang zur Ve-
stung bestimmt. Sie ist mit Mauren und
Gräben umschirmt, aber darum auch zu enge
geworden. Zwei Vorstädte, die eine an der
Strasse nach Pisa, die andre am Wege gegen

Monte nero, nehmen die Menschenüberzahl auf. In den neusten Zeiten hat man sogar angefangen, die Festungswerke zum Ueberbauen herzugeben. Durch zwei Kastelle nur ist der Hafen noch vertheidigt. Auf beiden Seiten desselben stehen zween Thürme mitten in der See; der eine ist der Leuchtthurm; eine ähnliche Bestimmung hatte wohl auch der andre, il Marzoccho genannt.

Die Stadt ist ziemlich regelmäfsig gebaut. Eine gerade, breite Strasse fuhrt von einem Ende derselben zum andern. Der nördliche Theil ist von Kanalen durchschnitten, und heifst darum Neu-Venedig. Die Beleuchtung in den Hauptstrassen ist neu und gut. Die Besatzung besteht aus einigen tausend Mann. Häscher, ohne Uniform, erhalten die Polizei. Es sind unzählige Bettler in der Stadt; es wird wenig gemordet, aber viel gestohlen. Die ganze Volksmenge mag zwischen 60—70,000

Menschen schwanken. Die Einwohner selbst nennen eine weit grossere Zahl *).

Der Hafen ist ein Freihafen, und ziemlich sicher. Gefahrlicher ist die Rhede. Dem heftigen Südwestwind (Libeccio) widerstehn die Schiffe auf derselben nur selten.

Allgemeine Ansicht der Bewohner.

Die Duldungspolitik der Mediceischen Fürsten hat in dem, einst unbedeutenden, Livorno ein Asyl fur alle Unterdrukten, für alle Vaterlandslosen, alle Fleissigen und alle Faulen eröfnet. Der Geist der Zeit kam ihren Planen treflich zu statten — man jagte in vielen Ländern Europa's alle diejenigen fort, welche nicht auf die Worte der Priester

*) Im Jahr 1780 war die Bevölkerung 45,000 Seelen. Im Jahr 1805 aber betrug sie 62,009, wovon 42,219 in der Altstadt, und 19,790 in den Vorstädten lebten. Hierzu sind nun noch mehrere Tausend Fremde zu rechnen.

schwören wollten. Am Ufer von Toskana stand die freundliche Göttin, und lud sie ein, und verhiefs ihnen, dafs sie den Ewigen loben durften, auf welche Weise, und in welchen Zungen sie nur immer wollten.

Da kamen an Volker aus Süden und Norden, Volker aus Osten und Westen, und sie brachten mit sich ihr Gold und ihr Silber, und brachten mit ihre Geschiklichkeiten und ihren Fleifs.

Hier ists gut wohnen, sagten sie, denn hier darf man nicht nur leben, sondern auch denken. Und sie bauten sich Hutten, und trieben ihr Gewerbe über Land und über Meer. Sie wurden reich, und errichteten sich stolze Palläste, welche schon in weiter Ferne dem schwellenden Segen entgegen lachen.

Von allen Bewohnern der Stadt mögen nur diejenigen Aboriginer seyn, welche dem Fischfang sich ergeben, und den Theil der Stad bewohnen, der Venedig heifst. Wie überall,

sind die Aboriginer den Kolonisten dienstbar geworden; sie wurdens hier durch den Ueberfluſs, welcher die Gewandtheit der Fremden belohnte.

Was die Intoleranz sonst wirkt, daſs sich der Schwarze nicht vermischt mit dem Weissen, der Blonde nicht mit dem Braunen, das hat hier wohl die Duldung hervorgebracht. Um die Kolonisten ihrer Unabhängigkeit zu versichern, liefs man die von jeder Klasse sich zu einem kleinen Staat im Staate zusammen thun. Sie haben ihre eigenen Geseze, wie ihre eigene Religion, und sind in manchen Fällen sogar von den Landesgesezen ausgenommen.

Namentlich ist diefs bei den Juden der Fall, deren Zahl die gröste ist. Nicht minder ansehnlich ist die griechische Gemeinde, aber nicht, wie sie, von den andern Bewohnern der Stadt durch bestimmte Grenzen getrennt. Sie unterscheiden sich wenig von

den Juden; am allerwenigsten durch grössere Reinlichkeit. Bei beiden sind die ächten, festen Reichthumer Livorno's zu suchen.

An die erstern schliessen sich die Türken an, welche ehmals eine eigene Moschee, noch heutzutage, wie jene, einen eigenen Kirchhof besizen. Aber ganz liefs sich doch der Geist der Zeit nicht abläugnen! Ihr Todtengarten ist neben dem Anger, auf welchem die Verbrecher, die Galeerensklaven, und die offentlichen Weiber begraben werden.

Die Engländer bildeten sonst eine, sehr angesehene, Gemeinde. Der Revolutionskrieg, und das, während desselben wechselnde, Schiksal Toskana's hat sie vermindert. Doch haben sie noch ihren eigenen Geistlichen, und nie beruhrte der Partheigeist ihren prächtigen Kirchhof.

Die Deutschen und die Holländer, und in neuern Zeiten auch die Dänen, machen Eine Gemeinde aus. Ehmals hatten sie einen katho-

lischen Pfarrer; heutzutage nur noch einen protestantischen in dem wurdigen Manne, Johann Paul Schultetius.

Unter den Franzosen herrscht keine ähnliche Verbindung. In den gesellschaftlichen Verhältnissen vermischen sie sich nach Geschmak und Interesse mit allen. Ihr Ansehn ist in den lezten Zeiten gestiegen, ob sie gleich weniger geliebt sind, als die andern Fremden.

Die Fremden überhaupt unterscheiden sich durch ihre Pässe. Die Juden und Griechen haben sich auf immer festgesezt — doch bis der Messias kommt, und Perikles wieder aufsteht. Die Uebrigen sind als Fremdlinge zu betrachten. Sie sind meist gekommen, um sich zu bereichern, und verlassen die Stadt wieder, wenn es ihnen gelungen ist, oder nicht.

Das Judenquartier.

Livorno ist das Jerusalem der Juden. Sie geniessen hier grössere Freiheiten, als an

irgend einem Orte in der Welt, und haben sogar Glieder im Magistrat sizen. Ihnen gehört beinahe die ganze Stadt; denn sie haben nach und nach die meisten Häuser und Grundstüke an sich gekauft, und ihr Geld dabei nicht übel angelegt, da die Miethe ausserordentlich hoch ist. Hier konnen sie sagen, was sie nirgends sagen können, wir sind hier zu Hause. Und konnten sie sich nur ihren geerbten Gedanken, einst in das Land ihrer Väter zurükzuziehen, und dort ihrem Herrn zu dienen, aus dem Kopfe bringen, sie möchten es noch besser haben. Aber ob sie gleich hier fest angesiedelt sind, so erkennt man sie doch bald am Schiboleth. Die Juden sind das einzige Volk, welches immer dasselbe war, und überall dasselbe ist.

Wie überall, ist hier das Judenrevier (il Ghetto) beschaffen. In Egypten vermehrten sie sich, wie die Häringe; hier sind sie, wie diese Fische, zusammengepökelt. Auch

hier hat ihre Menge Schmuz ohne Grenzen zur Folge; und ob die Italiener gleich überhaupt unter ihre Tugenden die der Reinlichkeit nicht zählen können, so unterscheiden sie sich doch hierin auffallend vortheilhaft von dem Volke Israels.

Auch hier waren die Juden die ersten, welche den Freiheitsbaum pflanzten, weil sie, wenn dieser auch nicht, wie die Stäbe im alten Testament, in Einer Nacht Zweige trieb, überall dadurch gewannen, aber nur hier verlieren konnten. Als man in Toskana beinahe einen Kreuzzug gegen die Neufranken predigte, fiengen die Livorneser auch, wie einst die Kreuzfahrer, ihre Expedition mit der Plünderung der Juden an. Es gab Walthers ohne Habe genug, die das Volk hafsten, weil es besafs, was ihnen fehlte. Aber das Gouvernement fand doch noch Mittel, sich des Volks Gottes anzunehmen. An den öffentlichen Gütern der Ordnung, die aus diesem

Volke genommen wurden, liefs dagegen der aufgebrachte, treue, raubsüchtige Haufen seine Rache desto grausamer aus.

Ein Deutscher, der nach Livorno kömmt, geht gerne in das Judenquartier. Er hört hier viel deutsch sprechen. Die Klagen der deutschen Judenmädchen, welche häufig hieher zu ihren Glaubensgenossen in Dienste gehen, wird der Deutsche mit Vergnügen belauschen. Manche kann die kalten Eisgegenden über den Alpen nicht vergessen, und findet an dem Lande, wo die Citronen blühn, eben nicht sehr viel Behagen. — Erst vor wenigen Tagen stürzte sich eine in das Wasser, vielleicht im Glauben, wie die afrikanischen Negersklaven in Amerika, durch das Todtenreich den Weg wieder in ihr Vaterland zurükzufinden.

Der Porte-Dieu.

Seit der lezten Besiznehmung der Franzosen von Livorno wurden hier, wie überall, die

Priester sehr scheu. Sie konnten die hierarchische Katastrophe unter Pius VII. unmöglich voraussehn, und trieben mehrere Jahre hinter einander ihr Wesen ganz in der Stille. Die Monstranz zog nur incognito aus, statt dafs ihr die vorige, kaiserliche Besazung durch die lautesten Zeichen der Andacht einen Glanz gegeben hat, den sie bei dem, nun zwar auch wieder einbiegenden, französischen Militär kaum zu erreichen hoffen darf.

Man kennt diese religiösen Züge, die sich fast in allen Städten Italiens gleich sind. Hier machte die allgemeine Duldung Zusäze nöthig, welche man eher für höchste Intoleranz auslegen dürfte.

Vor dem Porte-Dieu (Gott-Träger) und dem ganzen Zuge geht nemlich eine Person mit einem laut und durchdringend klingenden Glökchen her. Es heifst das Judenglökchen, und dient dazu, die Beschnittenen zu warnen, sich zu entfernen. Ihre unhöfliche

Religion erlaubt es ihnen nicht, den Hut vor demjenigen abzuziehen, welchen ihre Väter gekreuzigt haben.

Gott ist ein liebevoller Vater aller Menschen. Aber hier dürfen sie sich nicht alle vor ihm sehen lassen, und man wird unwillkührlich an die despotischen Gesetze des Orients erinnert, wo die Unterthanen erst vorher aus den Strassen gejagt werden, wenn ihr gnädiger Landesvater durchzieht.

Montenero.

Der Livorneser ist in seine Mauren und in seine wenigen Spaziergänge eingeschränkt. In der ganzen Umgegend sind keine Dörfer, keine Wirthshäuser, nach welchen man, wie in Deutschland, beinahe überall, eine Lustparthie machen könnte. Von dem Vergnügen, hinauszuwandern in grosser Gesellschaft nach den benachbarten Dörfern, da sich durch fröhliche Gespräche und muntere Tänze

zu erfreuen — davon weifs man nichts in Italien, wo man kaum die Anfangsgründe der Kunst zu leben kennt. Nirgends in der Welt findet man die tollste aller Vergnügungen, das Corsofahren, als in diesem Lande, und wenn man gleich in Livorno dieses Vergnügen nicht kennt, so ist doch kein andres da, um es zu ersezen.

Aber hier hat die Religion gesorgt, welche diesem Lande, ohne es zu verdienen, so manchen Vortheil verschaft hat. Die Madonna von Monte nero zieht die Leute an sich, wenn sie auch schon wegen der, auf demselben herrschenden, gesunden Luft und herrlichen Aussicht zu Hause blieben. Nicht nur Kranke, die von dem wunderthätigen Bilde Genesung hoffen, sondern auch Gesunde, nicht nur Fromme, sondern auch Profane, wandern auf dieses ungefähr anderthalb Stunden von Livorno sich befindliche Vorgebirge.

Der Weg dahin geht erst durch die Vor-

städte, dann durch hübsche Gärten, und endlich durch das freie Feld, bis man am Fusse des Berges ankömmt. Hier bleiben die Wagen meist stehen, weil es sehr beschwerlich ist, den Berg hinaufzufahren, und man tritt die Wandrung zu Fuss an den Berg empor. Durch fruchtbare Bepflanzungen, angenehme Wäldchen, und zwischen hübschen Landhäusern hindurch kömmt man an die schöne Kirche der Madonna. Es ist daneben ein Kloster, dessen Mönche den reichen Erwerb der heiligen Jungfrau geniessen.

Wie leicht es doch einst war, die Menschen zu betrügen, und wie schwer es ist, alte Irrthümer auszurotten! Jedermann glaubte die Erzählung des schlauen Priesters, als er auf die Wundergeschichte, welche er erzählte, dieses Haus gründete.

Vor Olimszeiten, sagte er, weidete einst ein blinder Schäfer am Meeresufer seine Schafe. Auf einmal fuhlte er etwas in seinen

Armen, das ihn forttrieb, bis er mit demselben an dem Orte ankam, wo die Kirche nun steht. Hier hielt es ihn fest. O Wunder! Mit einemmal öfnete er die Augen, und sah das herrliche Geschenk, das er in seinen Armen hielt. — Ein blinder Schäfer? fragte ich einen der Chorherrn der Kirche, welcher die wunderbare Geschichte ganz treuherzig erzählte. — Wer weifs? Es war in alten Zeiten, wo vielleicht die Blinden die Schafe hüteten — war die Antwort des dummen Pfaffen. — Und noch heutzutage glauben es die Meisten!

Einige Gewölbe neben der Kirche sind voll von Krüken, Votivtafeln und Ankertauen, die hier zum ewigen Gedächtnifs der Hulfe aufgehängt sind, welche die heilige Jungfrau den Bedrängten angedeihen liefs, die zu ihr riefen. In diesen Gewölben riecht man den Aberglauben.

Das Stift ist sehr reich. Leopold, dessen

Andenken in Toskana ewig unvergeſslich seyn wird, bei Guten und Bösen, hob es auf, und verwendete die Einkünfte zu andern nüzlichen Zweken. Sein Nachfolger stellte es wieder her, und noch jezt erzählt man von dem frohlokenden Zug der Pfaffen, als sie wieder in ihre Hütten — so nennen sie ihre Paläste — einzogen. Das war der Triumph des Aberglaubens über die gesunde Vernunft.

Ein fremder Maler besuchte von Livorno aus einst diesen Berg. Es war ein heisser Tag, und er flüchtete sich vor den stechenden Sonnenstrahlen in die Kirche der Madonna. Er sezte sich, und las in einem französischen Buche. Ein neugieriger Pfaffe sah ihm von hinten ein. Ein französisches Buch? Und Voltaire, und das ganze Heer von Streitern für die Sache der Vernunft stand vor seinen Augen. Der Maler wurde plözlich arretirt, nach Livorno geschaft, und

dort der heiligen Inquisition übergeben. Nur schwer ward er wieder frei gemacht.

Von diesem Berge aus hat man die herrlichste Aussicht. Auf der einen Seite die ungeheure Fläche des Meers, auf der andern die fruchtbaren Gegenden von Livorno, hinten von den Apenninen umschlossen, und vor sich die schöne Stadt mit ihren freundlichen Häusern.

Hieher fahren manche, um zu frühstüken, oder zu Mittag zu essen. Wer aber nicht hungern will, muſs sich seine Kuche selbst mitbringen.

Fallimente.

Der Mann steht sich gut, er hat dreimal fallirt. Dieſs ist eine sehr gewöhnliche Redensart in den Gegenden von Livorno.

Daraus scheint also zu folgen, daſs ein Falliment in dieser Stadt ungefähr das ist, was eine etwas schmerzhafte Operation für

die künftige Befestigung der Gesundheit. Vielleicht hat es noch grössere Aehnlichkeit mit den Geburtsschmerzen, weil die Ursache beider ziemlich gleich ist. Freude und Vergnügen und Genufs haben bei Frauen die Wehen, bei Kaufleuten Bankerute zur Folge. Wie jene in Italien weit gelindere und kürzere Wochen haben, als im Norden; so ist hier ein Falliment auch weit bequemer. Es giebt Leute, die so wenig Furcht davor haben, dafs sie die Operation so oft als möglich wiederholen.

Man findet in Livorno solche, bei denen das Falliren eine periodische Krankheit ist, wie das Häuten bei den Schlangen. Ich habe einen Mann gekannt, der dik und fett war, und siebenmal schon fallirt hatte, und lebte, als ob er noch siebenmal falliren wollte.

Ist eine solche Katastrophe sehr nahe, so flüchtet der, dem sie bevorsteht, in die Madonnenkirche, und harret bei den Franziska-

nern an derselben mit aller Bequemlichkeit des Tages der Erlosung. Von diesem Asyl aus kapitulirt er mit seinen Gläubigern; und da sich diese, um etwas zu bekommen, gerne mit einem Finger abfinden lassen, wenn ihnen auch die ganze Hand gehörte, so dauert die Belagerung nur einige Tage. Der Belagerte zieht nach dieser Zeit aus, und fängt seine Geschäfte wieder von neuem an.

Man erzählt von einem der ehmaligen türkischen Galeerensklaven, der viele Jahre dazu gebraucht wurde, die Geldsäke nach den Stanze — dem öffentlichen Zahlungsorte — zu tragen, es sey ihm auch einmal der Einfall gekommen, zu falliren. Mit einem Sake von einigen hundert Zecchinen, den er gerade auf dem Rüken hatte, sezte er sich auf die Schwelle der Madonnenkirche. Man wartete lange auf ihn, suchte, und fand ihn endlich. Io star fallito — ich habe fallirt — gab er in gebrochenem Italienisch zur

Antwort, und die Polizei war wirklich in Verlegenheit, ihn wegzubringen.

Niemand hält es aber auch für eine Schande, zu falliren. Manche der ersten Kaufleute haben ihren Reichthum auf glükliche Fallimente gegründet, wie jener, der über einen grossen Stein fiel, und seine Nase an einem grossen Diamant wund schlug, welcher ihn zum reichen Manne machte.

Die Synagoge.

Die jüdische Synagoge in Livorno wird für die schönste in der Welt gehalten. Sie ist ein hohes, einfaches Gebäude, und bildet ein länglichtes Vierek. Ueber dem Eingang steht eine Inschrift, die das Lob des Grofsherzogs enthält, unter welchem es seine jezige Einrichtung erhalten hat.

Auf drei Seiten des Innern ziehen sich Säulengänge herum. Sie tragen die vergitterten Size des andern Geschlechts. Hieher

kommen sie, und sehen: aber nicht, wie die römischen Damen, um gesehen zu werden, und beten und singen. Der einzige Wandschmuk, den sich diese bilderhassende Religion, wie die muhamedanische, erlaubt, sind grosse hebräische Inschriften. Eine Menge Lampen erhellen das Haus. Sie waren ehmals sammtlich von Silber, haben aber seit den lezten Revolutionsbegebenheiten ein weit populareres Ansehn gewonnen. Sie bestehen jezt nur aus Glas. Die erstern schienen vor dem Theophilanthropismus der Sieger, und der Noth der Zeit überhaupt nicht mehr genug gesichert.

Ich war einmal da, als sie ihr altes Jahr zu Grabe trugen, und ihrem neuen entgegen sangen. Gedrängt voll Menschen war das Gebäude, und zusammengesezt die Zuhörer aus Gliedern aller Nationen und Welttheile. Man hätte sich gerne überreden mögen, sie seyen hier von allen Windseiten hergekommen,

um das: wir glauben all an Einen Gott mit einander zu singen.

Der Rabbi stand und safs abwechslungsweise auf seinem erhöhten Plaze, in schwarzem Talar, dreiekigtem Hute, mit dem weissen Schleier (Taled) über denselben geschlagen, doch so, dafs er das Gesicht nicht bedekte. Er sang immer. Oefters stimmte das ganze Volk mit ein, und dann klang es einfach, erhaben und des Gottes würdig, der mit seinem Worte die Welten hervorgerufen hat. So wie er aber allein sang, war es schwer, ernsthaft zu bleiben. Nichts von seinem Gesicht zu sagen, welches einem, nach Luft schnappenden, Karpfenkopf glich — man ward an Giththith, Neginoth und die Hindin der Morgenröthe erinnert. Ach, er gab sich ja alle mögliche Mühe, es seinem Gott zu Dank zu machen! Unaufhörlich lief ihm das Wasser die Wangen herab, so grofs war seine Anstrengung; aber man

mufste ein israelitisches Ohr haben, um es anhören zu können.

Dazu kam noch die abscheuliche Athmosphäre. So viele Menschen, und so viele Juden, deren Reinlichkeit blos im Händewaschen besteht, und die hunderte von Lampen, mit dem elendesten Oel gefüllt, es war kaum auszuhalten.

Das Gebäude heifst: la scuola (die Schule) und ist wirklich ein Mittelding zwischen Schule und Tempel, so wie der Gottesdienst zwischen Religionsunterricht und Religionsverehrung. Während desselben ist nirgends ein Zeichen von Andacht sichtbar. Sie unterhalten sich miteinander, laufen umher, suchen Bekannte auf, reden von Geschäften. Jedermann ist bedekt, sei er beschnitten, oder nicht. Jedermann darf herein und heraus, wenn er will. Nur die Wache an der Thüre und vor der Kanzel des Rabbi erinnert, dafs man sich in einem

Lande befinde, wo die Toleranz denn doch noch mit Bajonetten gehandhabt werden muſs. Aber erfreulich wirkt die Toleranz des Volks, mit der sie den Andersdenkenden unter sich herumgehen lassen, wenn man überlegt, wie viel es durch die Intoleranz schon gelitten hat.

Als der Gottesdienst zu Ende war, kam der Rabbi herunter und lief unter den, noch zurükgebliebenen, Haufen umher. Alle drängten sich herbei, ihm die Hand zu geben, und ihn zu grüssen, und jedem schien es eine Ehre zu seyn, wenn er das Glük hatte. Viele ermunterte er öfters zu kommen, andern warf er freundlich scherzend vor, daſs sie so selten erschienen.

Es ist sonderbar, daſs gerade das Volk, welches doch am hartnäkigsten an seiner Religion hängt, so wenig eigentliche, innere Religion hat. Unter den vielen Juden, die ich bei oft wiederholten Besuchen dieser

Versammlung sah, war auch nicht Einer, in dessen Gesichte eine Regung von Achtung zu erkennen gewesen wäre. Daraus ergiebt sich die, eben nicht sehr erfreuliche, Bemerkung, dafs der Mensch für das sinnlose Bild und Zeichen eine weit grössere Anhänglichkeit gewinnt, als für den vernünftigen Gedanken, und dafs er die Sklaverei des Geistes weit behaglicher findet, als die Freiheit desselben, weil er sich gerade von dem, was ihn am schwersten beherrscht, am seltensten losmacht.

Auffallend ist hier der durchgängige Ausdruk des Nazionalkarakters. Ich habe bemerkt, dafs er sich bei den europäischen Juden meist hafslich darstellt, bei den asiatischen und afrikanischen hingegen schon um vieles veredelt. Die bessere politische Lage derselben in den Ländern des Ostens und Sudens kann es nicht wohl machen; denn wo sollte sie besser seyn, als in Li-

vorno? — Es mufs die Wirkung des Himmels seyn, welcher sich in allen Formen jener Länder schöner und karaktervoller darstellt.

Mäkler.

Es ist vielleicht für ganz Italien karakteristisch unterscheidend, dafs sich da die Erwerbzweige in weit mehrere Sprossen vertheilt haben, als in andern Ländern. Die Barbiere und Friseurs machen wohl allein die Ausnahme. Sonst haben sich die Beschäftigungen so sehr vereinzelt, dafs es begreiflich ist, wie so viele Menschen nichts thun, und doch leben können.

Das Mäklerwesen, zum Beispiel, ist in solchem Umfang nur in Italien zu Hause, und dürfte wohl auch im vorsichtigen Gang der Geschäfte gegründet sein, welchen sich der Italiener in der Voraussezung, dafs Jeder ihn eben so gerne hintergehen möchte, als

er Jeden, zum Grundsaz gemacht hat. Die Miethkutscher zum Beispiel haben ihre Mäkler, es giebt Bedienten-, Hunde-, Mädchen-, Jungen-, Schiffs-, Vetturini-, Mäkler; ach, Mäkler ohne Zahl!

In Livorno machen sie eine sehr ansehnliche Kaste aus. Sie sind gleichsam die Räder, auf welchen sich die ganze Handlung bewegt. Es giebt da Mäkler, die sich jährlich gegen 10,000 Piaster verdienen, und andre, welche kaum zu essen haben. Beider Geschäfte ist dasselbe; nur dafs der Eine im Grossen, der Andre im Kleinen mäkelt; aber sie mäkeln Beide.

Der Gang des Livorneser Handels macht sie unentbehrlich. Merkwürdig ist es, dafs die meisten dieser Mäkler Italiener sind.

Ganz eigen ist das Gewerbe der jüdischen Mäkler, welche blos mit deutschen Mädchen ihres Glaubens handeln. Unsre Nazion geniefst überhaupt in Livorno den Ruf der Ehr-

lichkeit und des Fleifses, und die Juden besonders haben ein grosses Vorurtheil für deutsche Mädchen. Der Spekulationsgeist hat diesen Zweig daher nicht übersehen. Mehrere Juden machen jedes Jahr Reisen nach Deutschland, woher sie immer eine Schaar Israelitinnen mitbringen. Sie vermiethen sie auf eine gewisse Zahl von Jahren in Dienste, nach deren Verlauf das Mädchen frei ist. Es hat sich alsdenn ein kleines Vermögen gesammelt, und nicht selten Gelegenheit gefunden, sich vortheilhaft zu verheirathen. Die meisten kommen aus Schwaben, Franken und Baiern.

Eine andere Art von Mädchenmäklern treibt ein weit schändlicheres Gewerbe. Es sind die sogenannten Ruffiani, (Kuppler) vor denen man niemals sicher ist, wenn man Abends durch die Strafsen geht. Der Fremde besonders wird einen solchen Menschen nicht so leicht wieder los, welcher

seine Waare gewöhnlich in irgend einer ausländischen, besonders in englischer Sprache — ich bitte diesen Umstand ja nicht zu übersehen — anzubieten weifs. Seine Waare ist die schönste in ganz Livorno, ist, wie er sagt, beinahe noch Jungfrau, ist ganz rein und gesund. — Glaube ihm nur, unerfahrner Jüngling, du wirst deine Leichtgläubigkeit schwer genug zu büfsen haben!

Ich frug einst einen solchen Menschen, der ein Junge von zehn Jahren war, und mir seine Schwester aufdringen wollte: ob sie noch Jungfrau wäre? Jungfrau? war seine Antwort — das sind ja die Mädchen von acht Jahren heutzutage nicht mehr!

Ich erschrak — denn furchterlich klang mir die schwere Wahrheit in dem Munde des zehnjährigen Buben.

Was soll ich eingehn in die Unterredungskunste solcher Niederträchtigen? Ich werde ihm nicht nachrühmen, dafs die,

welche er mir verspricht, im achten Monat schwanger, dafs sie hinkend, dafs sie alt, dafs sie jung sei, und dafs er immer den verschiedenen Geschmak des raffinirten Wollüstlings zu treffen sucht.

Finis bonorum.

Nach was streben wir Alle hienieden? — Man frage das einen Livorneser, und er wird antworten: nach einer Loge im Theater, einer Equipage und einem Landhaus.

Man mufs gestehen, diese Leute haben die höchste der Fragen bald gelöfst; um so glüklicher gelöfst, da sie den Strebungspunkt alle erreichen können.

Wer nur immer Brod in dieser Stadt hat, der will noch eine dieser drei Ingredienzien zum glüklichen Leben als Salz haben. Wer Geld oder Kredit hat, fügt auch noch die beiden andern hinzu, und für ihn ist der fette Lebenstisch gedekt.

Es macht häufig einen Hauptpunkt in den Heirathsverträgen aus, dafs der Mann es seiner Gattin an keinem dieser drei Bedürfnisse fehlen lasse. Man hat Beispiele gesehen, wo Frauen ihre Männer vor Gericht gezwungen haben, sie glüklich zu machen.

Aber nöthiger, als man glauben sollte, sind diese drei Gegenstände für die Glükseligkeit hier.

Wer keine Loge hat, kann wenig Gesellschaft sehen. Die elegante Welt ist Abends im Theater. Hier werden die meisten Besuche gegeben und angenommen. Wer nicht ins Theater geht, ist ausser dem Curs. Er erfährt nichts von alle dem, was die Unterhaltung der Gesellschaft überhaupt ausmacht.

Ein Landhaus ist in dem geräuschvollen Livorno freilich für Jeden nöthig, der die Stille liebt. Allein die Landhäuser der Gegend sind auch blos dazu angelegt, Stille zu geniessen, und nichts weiter. Sie gehö-

ren gröfstentheils den Juden, und sind also ein Kapital, das wuchern mufs. Der Besitzer hat daher immer mehrere Miethleute zugleich. Diejenigen, welche das Haus inne haben, und den freien Gang im Garten herum geniessen konnen; und eine Bauernfamilie, die das Erdreich für den halben Ertrag an Besizer baut, — sind die Bewohner eines solchen Gartens. Wiesenpläze, Wäldchen, Alleen und dergleichen findet man hier nicht. Aber man hat doch das Ansehn, eine Villeggiatura zu machen, langweilt sich einige Monate unter Gottes freiem Himmel, und geniefst dann die Freuden der Stadt wieder desto besser.

Eine Equipage wäre in Livorno, wo die Menschenmenge so eng konzentrirt beisammen, das Strafsenpflaster so vorzüglich ist, und Belustigungsorte ausser der Stadt gänzlich fehlen, eben nicht nothwendig. Allein, wenn die Kultur die Köpfe hellt, so macht

sie dafur die Füsse schwer. Ohnedieſs, wo weder Adel, noch hohe Obrigkeit ist, da müssen sich die ersten Stände doch auszeichnen, und sollt' es auch durch beschwerliche Abzeichen geschehen.

Piazza grande.

Es giebt eine Zeit, wo man zufrieden ist, die Welt nur im Gukkasten zu sehen. Aber Alle wollen sie sehen; sei's durch das Glas des Gukkastens, oder des Reisewagens.

Mit welcher Neugierde ich auch mich einst zum Gukkasten drän[illegible]te! Wie ich mein Auge gar nicht wegwenden konnte, als der Petersplaz, die Festung Belgrad, das Strasburger Munster an demselben vorüber schwammen! Vor Allem aber gefielen mir die Ansichten von Venedig. Die Brüke von Rialto und der Markusplaz sind mir allein im Gedächtniſs geblieben.

Der lezte war meine erste Erinnerung, als

ich zum erstenmal aus einem Fenster auf den grossen Plaz von Livorno herabsah. Es war eines Sonntags Abend. Der ganze, grosse, Raum war mit Menschen angefullt, die sich in allen Richtungen hin und her bewegten. Die vielfach verschiedenen Kostums gaben dieser Scene ein so buntscheckigtes Ansehen, als ob es ein illuminirter, Augsburger Kupferstich wäre.

Hieher kommt man gerne, um sich Bewegung zu machen. Alle Hauptstrassen ergiessen sich auf diesen Plaz. Die sonstigen Spaziergänge haben nichts Anziehendes. Der Geschäftsmann gewinnt oft nur einzelne Augenblike zur Erholung; und, sich erholend, kann er oft hier ein Geschäft abmachen, weil er gewiss ist, immer Jemand zu finden, der gleichen Willen hat.

Eine sonderbare Ansicht gewinnt dieser Plaz, von oben herab betrachtet, wenn an einem trüben Abend sich plözlich ein Regen

einstellt. Jedermann hat in Italien einen Regenschirm. Alle öfnen sich auf einmal, und als ob vielfarbige Schwämme in einem Augenblike aus der Erde hervorgeschossen wären, verändert sich eben so schnell das Ganze. Eilend bewegen sie sich durch einander, wie wenn sie, gleich Deukalions Steinen, Leben bekommen hätten. — Ein Moment! der Plaz ist leer, die flüchtige Erscheinung vorüber.

Es bleibt dann nichts, als das grosse Vierek mit den Pallästen und Häusern, die es umgeben. Die Domkirche, welche eine breite Seite begrenzt: der grofsherzogliche, jezt königliche, Pallast von kleinlicher Baukunst, unterscheiden sich unter denselben. Einen Schritt vor die andern hervor tritt der Lezte. Die Erste weicht bescheiden zurük, und verstekt sich, wie ihre Religion, hinter ihre Façade.

La Tromba.

So heifst der Eingang vom grossen Platze in die grosse Strasse gegen das Thor Colonella zu.

Hier ist der Brennpunkt von Livorno. Hier sind die Theaterankündigungen, die Abbildungen der zu sehenden Merkwurdigkeiten, die Schiffsnachrichten, die Buden der Wechsler — ist Alles, was du nur verlangst.

Per Genova! per Genova! (nach Genua! nach Genua!) ruft Dir hier ein rauher genuesischer Seemann zu. Per Napoli! (nach Neapel!) dort ein Neapolitaner. Zigarri buoni! (gute Zigarren!) schreit ein Bube mit gällender Stimme, und hält Dir die brennende Lunte unter die Nase. Zugleich hat Dir ein Savojarde den Fufs ergriffen, und Dir schon einen Schuh geputzt, ehe Du noch weifst, was Du am Fusse hast. Erkundigst Du Dich nach Schiffsnachrichten, so gehst Du hieher, und erfährst Wahres und

Falsches. Hast Du einen falschen Zeugen, einen Mädchen-, einen Jungen-Verkaufer, einen Mörder nöthig, Du findest ihn hier.

Es ist das bunteste Gemisch von verkäuflichen Dingen. Gemälde, Kupferstiche, Bücher, Schuhe, Pistolen — Alles ist mit Allem vermischt.

Es ist in Italien nicht blos in den Pallästen der Grossen Sitte, sie mit Gemälden zu verzieren. Auch die Hutten der Kleinern wollen diesen Schmuk. Wo man den Himmel in effigie, in einen schönen Ramen gefaset, um eine Kleinigkeit kaufen kann, warum sollte man es nicht thun?

Hier liesse sich das Bild zum grossen Gemälde von Livorno auffassen. Die beiden Kaffehäuser il greco nuovo, il greco vecchio sind der Sammelplaz der Ausländer und der Orientalen. Es käme nur darauf an, aus diesen vielfach gestalteten, vielfach redenden Menschen, glükliche Gruppen zu

bilden, und ein niederländisches Gemälde in Teniers Geist wäre fertig.

Liqueurbuden.

Dem Menschenbeobachter ist nichts gleichgültig. In den unbedeutendsten Zügen ist oft das Geheimniſs begraben. Der gemeine Mann ist wohl der, in welchem sich das Volk überhaupt am leichtesten erkennt.

Für das, was über Liqueurbuden zu sagen ist, ist diese Betrachtung freilich etwas zu ernsthaft. Sie scheint hier gar nicht an ihrer Stelle zu sein, da in Liqueurbuden doch selten ein vernünftiges Wort gesprochen wird.

Ich will dich aber auch nicht in diese Gifthöhlen führen. Ueber die Schilde, welche an denselben hängen, lassen sich auch gerade keine artistischen Bemerkungen machen. Die Seligkeit der Trunkenheit ist eben nicht zum lokendsten darauf dargestellt. Aber die Aufschriften dieser Schilde sind merkwürdig.

Fast durchgängig sind sie in englischer Sprache abgefafst. Wenn man den Engländern damit ein Kompliment machen, und beweisen wollte, dafs der gemeine Mann unter ihnen immer lesen könne, so hätte man das doch etwas schief angegriffen. Der Einfältige wird auf den Gedanken kommen, dafs diese Buden hauptsächlich für die Nation errichtet sind, welche es mit den Gesezen der Mäfsigkeit so wenig genau nimmt, als mit denen des Wohlstands.

Le Loggie.

So heissen die zwei Säulengänge zu beiden Seiten der Tromba. Die kosmopolitische Menge der leztern findet bei schlechtem Wetter unter ihnen ein Obdach. Sie sind der gastliche Ort, wo niemand verjagt wird.

Vor einigen Jahren verbreitete sich unter den Madonnen Italiens der Aufruhr. Eine, in der Werkstätte eines Schusters unter die-

sen Gängen befindliche, fing an die Augen zu verdrehen. Seit Jakob Böhm sind die Schuster bekanntlich grosse Seher; aber Jedermann, der hieher kam, sah, glaubte, und schrie: Wunder!

Das heilige Bild wurde in die Kirche der Madonna gebracht. Der Zulauf des Volks war ausserordentlich. Wie rasend lief man in der Stadt umher, und umarmte sich vor Freude über das grosse Glük. Die alten Weiber nahmen besonders lebhaften Antheil, so wie der niedrigste Pöbel an den Kanälen. Die französische Besazung hatte grosse Ursache, einen Aufstand zu fürchten. Der Befehlshaber derselben, ein besonnener Mann, ging nach der Kirche, und liefs den ersten Geistlichen vor sich fordern. Zitternd erschien dieser. „Wenn Eure Madonna" — fuhr ihn der erzürnte Krieger barsch an — „noch einmal die Augen verdreht, so werde ich Euch ein Dutzend Kugeln durch den Kopf

jagen lassen, dafs Ihr gewifs die Augen noch mehr verdrehen sollt."

Und, o Wunder! die Madonna verhielt sich von da an mausestille.

Man hat nachher erfahren, dafs das Bild Augenbraunen von Silberglätte hatte, welche sich natürlich bei der geringsten Bewegung der Luft rührten. Das Dunkel der Kirche, die erwartungsvolle Menge, das Gedränge, der Aberglauben — lauter Umstände, die eben nicht zum erstenmal solche Wirkungen hervorgebracht haben.

Porta Pisa.

Dieses Thor hat seinen Namen von der Strasse, welche von da aus nach Pisa führt. Es ist eines der volkreichsten Thore, das Du Dir denken kannst. Die Stadt hat überhaupt nur zwei Ausgänge, sie ist stark bevölkert, der Zufluss der Fremden grofs, der Bewohner der Vorstädte sind viele — kein Wunder, dafs

man in dem grossen Gedränge, wo nicht sein Leben, doch sein Taschentuch verlieren kann.

Ehe man durch die eigentliche Porta Pisa in die Stadt kömmt, geht man erst durch ein Brükenthor, neben welchem das Zollhaus steht. Hier zahlt das Brod, das häufig in den Vorstädten gebaken wird, eine gewisse Abgabe. Aber hier hat der Schleichhandel auch alles ausgesonnen. Die Leute von der niedrigsten Klasse, besonders die Weiber, haben zwei besondre Säke, welche unter dem Oberroke hängen. In diesen cynischen Taschen tragen sie die Brode am Zollhause vorüber. Mancher stekt sie sich ins Hemde, und bildet sich damit einen grossen Bauch, und grosse Bäuche sind ja bekanntlich zollfrei, mehr noch als die Gedanken. Gleich zunächst am Zollhause werden diese Brode auf der Erde aufgeschichtet, um sie zu verkaufen. Bei jedem solchen Haufen sizt ein schmuziges, hungriges Ungeheuer, welches

an Tantalus Strafe erinnert. Es klaubt zwar immer an den Broden herunter, so weit es angeht, um sie nicht unscheinlich zu machen, aber satt wird es doch nie.

Unter dem Zollhause wird alles untersucht, nur die Särge der Todten nicht. Bringt man diese wieder aus dem Gottesaker zurük — denn die Todten werden ohne Sarg verscharrt — so liegt gewöhnlich, wo eben der Todte lag, ein Vorrath von Brod, welches auf Rechnung des Todes zollfrei durchgeht. Der Kreislauf der Natur wird hier, wie du siehst, beschleunigt, der Tod nähret die Lebenden. Jedermann weifs das; aber ohne Scheu kauft man das Brod.

Die Zollbedienten haben übrigens wahre Argusaugen. Troz des grossen, unter dem Thore herrschenden, Gedränges, entgeht doch nichts ihren Bliken. Werbern gleich, messen sie den Vorübergehenden mit den Augen, und eine gute Kleidung schüzt nicht immer vor ihren Fragen.

Porta Colonella.

Ein gleicher Menschenstrom fluthet durch dieses Thor. Es führt zum Hafen und einem Theil der Vorstädte. Griechen und Deutsche, Türken und Franzosen, Engländer und Spanier — alle treten vielleicht auf einmal hier herein.

An diesem Thore, innerhalb der Stadt, ist ein kleiner Plaz, auf welchem die Fiakres stehen. Für Livorno ist ihre Anzahl beinahe zu grofs, und ihr Preis doch sehr theuer. Es sind vierrädrige Kaleschen mit Einem Pferde, worauf sich Don Quixote selbst zu reiten schämen würde. Doch pakt man sechs bis sieben Personen in solch einen Wagen. Man fährt schnell, und es ist unbegreiflich, wie die armen Thiere das aushalten können. Es ist aber freilich auch gar nichts seltenes, dafs sie mitten im Laufen, wie todt, zur Erde stürzen, und vor Mattigkeit nicht mehr aufstehen können, so fürchterlich auch die

Schläge sind, womit sie der grausame Wagenlenker zu ermuntern sucht.

Strasseneken.

Eine herrliche Einrichtung ist es, dafs die Häuser nicht rund gebaut sind. Wäre es auch nur darum, weil es alsdann keine Strasseneken geben könnte.

Offenbar würde man sich nie in eine Stadt finden, welche keine solche Eken hätte. Ich liebe die regelmässig gebauten Städte gar nicht, weil sie da meist rechtwinklicht sind.

An den Strasseneken von Livorno sind immer eine Menge von Papieren angeklebt. Papiere von höchst verschiedenem Inhalt.

Ein invito sacro — Einladung zu irgend einer religiösen Funktion — ist immer bescheiden auf ein kleines Papier gedrukt, und niemand widmet ihm einige Aufmerksamkeit.

Gefälliger lokt ein avviso teatrale — ein Theaterzettel — durch sein buntes Papier

und die hochtönenden Versprechungen, welche er macht.

Die motupropri — Fürstliche Befehle — sind auf grosse Bogen gedrukt, und beherrschen die Eke mit allen übrigen avvisi. Sie verhalten sich zu den avvisi sacri, wie die Religion zur Sittlichkeit. Man liest aber immer eher den Theaterzettel, als die Willensmeinung des Monarchen.

Sie heissen motupropri, wie ähnliche Edikte im Deutschen, Willensmeinungen. Der nemliche Widerspruch findet in beiden Benennungen statt. Sie wirken häufig so viel als die inviti sacri. Gestehen mufs man doch, dafs sich die Kirche weit höflicher und bescheidener ausdrükt, als die Politik und Theaterdirektion. Sie ladet nur ein, wenn die erste zwingt, und die zweite nöthigt.

Die Avvisi überhaupt, deren immer noch mehrere angeklebt sind, laden auch zu öffentlichen Verkäufen. Diese finden das gröfste

Publikum. Wenn man die andern alle früh abreifst, so läfst man diese doch mit Ehrfurcht stehen.

Porta di San Marco.

Dies ist der Name eines verrammelten Thors, welches durch eine grosse Schanze gleiches Namens auf die Nordseite der Stadt fuhrte.

Livorno ist noch immer im Wachsen. Der Raum wird täglich enger, und schon manche Schanze mufste den Wohnungen des Friedens weichen.

Auch diese Schanze ist nun verkauft worden, und wird mit Häusern überbaut. Auch zu einem Theater wurde hier bereits der Grund gelegt. Nach der Berechnung des Baumeisters wird es in zwei Jahren fertig. Zum Voraus aber sind die Logen bereits verkauft. Jede im ersten und zweiten Range kostete 1500 Piaster. Die in den übrigen verhält-

Univ. Bibl. München

nifsmässig weniger, und die dadurch zusammengebrachte Summe ist so grofs, dafs die Unternehmer wohl 40,000 Piaster gewinnen werden. Der Konkurs um diese, eine Zeit lang nur idealischen, Logen war so stark, dafs Viele keine mehr bekamen, Andre das, was sie noch nicht hatten, mit Vortheil verkauften, und Viele sich nur aus Spekulazion in die Sache einliessen.

Rangordnung der Gottesäker.

Man dürfte vielleicht die Gottesäker als Glaubensbarometer betrachten. Am höchsten stände wohl diejenige Religion, welche an die Auferstehung des Leibes glaubt, und sich durch die Vermischung der Gebeine am allgemeinen Ruheort nicht irre machen läfst.

Die katholische Religion ist schon etwas delikater. Die Gebeine des ehrlichen Mannes dürfen sich wohl mit denen des Schur-

ken vermischen. Aber, dafs ja kein Judenknochen unter sie komme.

Als Glaubensbarometer werden die Gottesäker in Livorno in Ordnung und Rang gestellt. Wie der Glaube Heilige, Selige, Sünder im Fegfeuer und Sünder in der Hölle klassificiret, so hat die Intoleranz an diesem Orte die Gottesäker mit Namen taxiret.

Campo santo — heiliges Feld — heifst der Gottesaker der Römischkatholischen und der unitarischen Griechen. Ist einer hier begraben, so war es nur seine Schuld, wenn er nicht in Abrahams Schofse sizt.

Giardini — Gärten — heissen die Gottesäker der protestantischen Gemeinden, der englischen und der deutsch - holländischen Nazion. Auch diese sind ja durch das decretum absolutum von der Seligkeit ausgeschlossen. Allein das Ansehen, welches sie sich durch Fleifs und Gentlemans-Aufführung verschaft haben, zwang die Sprache zur Toleranz.

Campaccio hingegen, welches man im Geiste des Livorneser Pöbels durch S...Aker übersezen müfste, heifst der Gottesaker der Juden und Türken, der Schindanger der öffentlichen Weiber und der Todesverbrecher. Vor diesen spukt der Rechtgläubige aus; für die hier Schlafenden ist kein Heil zu hoffen.

Es ist zu verwundern, dafs auch der Schindanger in diese Klasse gesezt wurde, da doch die Religion über die dort Begrabenen den Fluch nicht ausgesprochen hat.

Aber gestehen mufs man doch, dafs diese Sprache sehr fein unterscheidet.

Wenn ein galantuomo ein ehrlicher, ein uomo di coscienza ein Mann von Stande ist, taxirt die Sprache Sittlichkeit nicht wie die Religion die Gottesäker.

Die Facchins.

A lui — a lei — a loro! wer diefs hinter sich sagen hört, dem rathe ich,

schnell auf die Seite zu gehn, wenn er nicht tuchtig angestossen, oder vollig niedergerannt werden will.

Es sind ein paar Facchini, welche eine Last wegschleppen, und nie aus dem Wege gehn. Ihre Stärke verdient Bewunderung, wie ihre Geschiklichkeit. Keine Last ist ihnen zu schwer, und so viele auch oft dazu gebraucht werden müssen, Eine Kiste wegzutragen, so benehmen sie sich doch so gut dabei, dafs keiner dem andern hinderlich ist.

Diefs gilt von den Facchini des Zollhauses so gut, als von den andern, welche das Lasttragen als eine freie Kunst treiben. Jene sind zu gewissen Arbeiten verbunden, machen eine, nicht nur durch gleiche Geschäfte, sondern auch durch eine gemeinschaftliche Kasse verbundenes, Corps aus, sind beeidigt, und müssen sowohl für den Verlust durch Dieberei, als durch Beschä-

digung bürgen. Meist Bergamasken, und somit fleissige und mässige Leute, erwerben sie sich bald ein kleines Vermögen, sind wohl gekleidet, wohlgenährt, und von Jedermann geschäzt.

Nicht so die andern. Es sind die vielen breitschultrigten, halbnakten Kerls, welche in allen Strassen stehen, und wenn sie nichts zu thun haben, entweder schlafen oder singen, oder essen. Die wenigsten sind eingebohrne Livorneser, und das Gesindel von Genua, Lucca, Pisa und andern Nachbarorten sammelt sich zu ihnen. Sie sind die thätigsten Leute, wenn sie Hunger haben; und die trägsten, wenn sie satt sind; die freundlichsten und schmeichelndsten, wenn sie Arbeit suchen; die gröbsten und am schwersten zu befriedigenden, wenn sie sie geleistet haben. Die Noth zwingt sie zu den äussersten Vergehungen; nie verschmähen sie den kleinsten Diebstahl, und

es ist dabei manchmal eben so sehr ihre Schlauheit, als ihr treues Zusammenhalten zu bewundern. Oft werden sie von den beeidigten Lastträgern, wenn diese mit Arbeit zu sehr überhäuft sind, in Sold genommen, und murrend verrichten sie die freiwillige Arbeit, weil sie den Lohn mit jenen zu theilen haben.

Altes Herkommen, lange Erfahrung und viele schönen Züge von Ehrlichkeit, Verschwiegenheit und Ordnung haben den bergamaskischen Facchins das allgemeine Zutrauen erworben. Auch sind sie höchst besorgt, jeder Gelegenheit vorzubeugen, es zu verlieren. Die Gesetze welche unter ihnen bestehen, verbieten jedem vor einem bestimmten Alter Uhren und Zöpfe zu tragen, und Abends nach acht Uhr ausser dem Hause zu seyn. So suchen sie sich vor den Verführungen der Eitelkeit und der nächtlichen Vergnügungen zu sichern, und erreichen

wirklich ihr Ziel, ehrliche Leute zu seyn, und dadurch wohlhabende zu werden.

Kaffeehäuser.

Wie die Kaffeehäuser von Livorno zu der Ehre kommen, welche ihnen Herr von Archenholz angethan hat, indem er sie für die schönsten in der Welt erklärte, begreife ich nicht. Ich habe sie in Mailand, Florenz, Rom, Neapel und Palermo eben so schön, und oft noch schöner gesehen.

Wie in Italien gewöhnlich, sind sie alle zu ebener Erde. Eine Menge kleiner Tische mit Marmorplatten, Bänke an der Wand hin, und kleine gepolsterte Stühlchen ohne Rüklehne. Des Sommers stehen noch Bänke vor der Thüre auf der Strasse, welche Abends alle besezt werden. Morgens sind Chokolade und Kaffee, Mittags Caffée und gebrannte Wasser, Abends Eis und Punsch

die Haupterfrischungen. Alles wird auf Silber bedient.

Die Vermischung so vieler Nazionen macht diese Orte äusserst merkwürdig. Für Geschäftsleute, und besonders für die kleineren, geheimen Industriearten ist hier das reichste Feld. Manche leben ganz allein auf den Caffeehäusern, und begnügen sich mit einem blossen Nachtaufenthalt ausser denselben. Ihre Briefe aber, Rechnungen und dergleichen, machen sie hier, mitten unter dem Lärmen, und das Caffeehaus ist ihnen, was dem Diogenes sein Fafs war.

Abends kommen auch Frauenzimmer von Stand in männlicher Begleitung hieher; besonders geschieht es an Sommerabenden, um Erfrischungen einzunehmen. Den Tabaksdampf müssen sie übrigens ertragen können: sonst ist ihres Bleibens nicht hier.

Sprüchwörter.

Ein solches Gemisch von Nazionen, wie die Bewohner von Livorno sind, hat keinen Karakter. Es wäre also überflüssig, einzelne Züge aufzuzählen, welche einem Karakter gleich sehen. Nur in einigen Sprüchwörtern verrathen sich zuweilen gewisse Ansichten, die man vielleicht allgemeine nennen darf.

Wenn der Livorneser sagt: Chi ha quattrini, è Signore; e chi ha più quattrini, è più Signore, (wer Geld hat, ist ein Herr, und wer noch mehr Geld hat, ist ein grösserer Herr,) so zeigt er freilich, dafs es in Livorno eben so sei, wie im Grunde überall. Sein Sprüchwort erhält aber bei ihm nur eine öftere Anwendung, weil der Fall so häufig vorkommt, dafs ein Mensch ohne Erziehung, Stand und Bildung ein recht grosser Herr wird.

Sagt er alsdann:

Con arte e con inganno,
Si compra mezzo l'anno;
E con inganno ed arte,
Si compra l'altra parte,

(Mit Kunst und Betrug kommt man die eine Hälfte des Jahrs durch; und mit Betrug und Kunst reicht man die andre aus.) So erklärt er damit, dafs es nicht schwer ist, sich, wie er in einem andern Sprüchwort sagt, auf seinen Bart lustig zu machen, und dafs es eigentlich gleichgultig sei, wie man durch die Welt komme, wenn man nur durch komme.

Venedig.

Beinahe die Hälfte der alten Stadt von Livorno ist mit Kanälen durchschnitten. Sie sind alle wohl ausgemauert, und meist mit steinernen Brustwehren eingefafst. Die Strassen ziehen sich neben ihnen hin, und sind

durch viele Brücken mit einander verbunden.

Darum heifst auch dieses Quartier das von Venedig. An den Ufern der Canäle wohnt die niedrigste Klasse der Bewohner, sind die Aboriginer der Stadt zu Hause. Hier wimmelt es von kleineren Fahrzeugen, und in den Strassen neben den Canälen herrscht immer grosse Thätigkeit mit Aus- und Einladen, Zimmern und Ausbessern der Fahrzeuge.

Man versichert, dafs die Bewohner von Venedig nur aus drei Familien bestehen, und findet auch wirklich eine Art von Gemeingeist unter ihnen, welcher so häufig durch gleiche Beschäftigung, gleiche Roheit und Wildheit erzeugt wird. Bei Volksaufständen ist diese Klasse die schreiende, und leicht bewegt man sie zum Murren und zum schnellgereizten, aber bald unterdrükten, Widerstand. Im Ganzen sind sie ziemlich

wohlhabend, und es hat manchen unter ihnen gegeben, welcher sich ohne Erziehung und Kenntnisse blos durch Thätigkeit und kühnen Unternehmungsgeist unter die ersten Klassen der Stadt geschwungen hat.

Diebereien.

Es wird vielleicht nirgends so viel gestohlen, wie in Livorno. Besonders kommen die kleinen Diebereien hier so häufig vor, dafs man auf gewisse Waaren, wie Stokfische z. B. schon einen gewissen Abgang durch diesen Industriezweig rechnet. Auch giebt es viele Buden, in welchen nichts, als gestohlne Sachen, verkauft werden.

Die Menschen erfinden sich immer gerne Ausdrüke für ihre Schwachheiten, durch welche sie dieselben zu mildern vermeinen. Dem Livorneser ist daher für Stehlen der gewöhnliche Ausdruk **rubare** zu stark, und er hat sich ein zärteres in dem Wort **bul-**

gare (eigentlich buscare) verfertiget. Man erzählt davon folgende lächerliche Anekdote.

Ein fremder Geistlicher, welcher diesen Ausdruk nicht kannte, sas Vielen aus der niedrigsten Klasse zur Beichte. Ho bulgato, (ich habe gestohlen) war das Bekenntnis aller dieser Leute, und der Beichtiger verstand darunter irgend ein unbedeutendes Vergehen, um so mehr, da das Nemliche beinah von allen wiederholt wurde. Endlich frug er einen, was denn das heissen wolle? — Man erklärte es ihm, und er rief aus: oh Signori Bulgatori, (o ihr Herrn Diebe) die Absolution gilt nicht!

Gelindigkeit der Regierung.

Vor allen Toskanern zeichnen sich die Bewohner von Livorno durch Freiheit der Denkungsart, Stolz auf ihren Wohlstand, und durch Starrsinn aus. Von jeher wurde

die Stadt daher auch von den Regierungen mit mehr Schonung behandelt, als andre, ob man dieſs gleich bei Abgaben und dergleichen wieder herein brachte. Man erzählt auch von einem der Grofsherzoge, aus dem Hause Medici, dafs er einigen unruhigen Köpfen in Florenz gesagt habe: „wenn ihr in Florenz bleiben wollt, so müfst ihr euch nach der Ordnung fügen; wollt ihr dieſs nicht, so gehet nach Livorno."

Grofsherzog Leopold, nachher Kaiser von Deutschland, welcher Toskana sehr gut kannte, wich nicht vom Sistem der vorigen Regierungen, in Bezug auf Livorno ab. „Livorno ist durchs Glük geworden, was es ist, erklarte er öfters: man mufs es auch als einen Glukspilz behandeln."

Tivoli.

Ein Landschaftsgemälde.

Tibur sit mea sedes ultima senectæ!

Lage von Tivoli.

Abends, wenn die Sonne am Horizont niedersteigt, geht man in Rom gerne auf erhabenere Orte, von denen man die Stadt und ihre Umgebungen übersieht. Ein reiches Farbenspiel giebt allen Ansichten um diese Zeit einen Zauber, in welchem das Auge mit tiefer Rührung schwimmt, und das Gemüth sich in hoher Innigkeit sammelt. Der Geist wird ernster, je tiefer die Sonne niedersinkt, mit dem Tage, welcher dahin gieng, steigt ein Jahrtausend auf, die Gegenwart ist verschwunden, eine grosse

Vergangenheit hebt sich in kühnen Bildern empor, und der Augenblik ist gekommen, wo es die Seele mit Begeistrung bekennt, dafs sie in Rom ist.

In die Ferne strebet das menschliche Auge, wie der menschliche Geist. Hier erblikt es eine schöne Kette von blauen Bergen, deren Farbenreiz vielleicht in keiner Gegend der Erde gefunden wird. Da, wo die ersten Stufen des Sabinergebirgs in lieblichen Hügeln sich lagern, und durch eine wilde Schlucht der Anio hervordringt, liegt das Städtchen Tivoli. Je näher du ihm kommst, desto kleiner wird alles; aber in weiter Ferne schon schimmert der Schaum seiner Wasserfälle dir entgegen. Du kannst es kaum erwarten, bis du am Fufse des Gebirgs angekommen bist. Ein Wald von Oliven empfängt dich in seine bläuliche Schatten. Bald vernimmst du das Geräusch der Gewässer. Mäcenas Villa steht dir

schweigend, aber stille mahnend zur Seite. Du hast die Höhe erreicht, wirfst den Blik zurüke auf Roms grosse Ebene, und fährst in die Mauren des Städtchens, in welchem sich einst die gröfsten Geister der ersten Weltherrschaft in ländlicher Sitte vergnügten.

Tempel der Vesta.

Gerade am Rande des Abgrunds über der Neptunsgrotte oben steht der Tempel der Vesta, welcher so oft fälschlich der Sibyllentempel genannt wird. Wer nach Tivoli kommt, begnügt sich, dieser Ruine und ihrer schönen Lage zu lieb, mit dem schlechten Wirthshause, welches neben ihr gebaut ist. Man hat da nur zehn Schritte bis zum Tempel, kann in demselben frühstüken und essen, und hat alle mögliche Bequemlichkeit, die schöne Natur zu geniessen.

Dieser Tempel ist eine der schönsten Ruinen, die ich kenne. Sie ist hundertfältig

dargestellt von den Künstlern der heutigen und der ältern Zeiten. Nicht grofs, aber von schönem, edlem Geschmak ist die korinthische Architektur desselben. Ganz rund, und von oben offen, umzieht ihn eine bedekte Halle von Säulen der genannten Ordnung, welche sich auf der Seite gegen den Flufs ganz vortreflich erhalten hat.

Von wannen man ihn ansieht, nahe oder ferne, ist er die Zierde der Gegend. Vom entgegengesezten Ufer aus, oder von unten aus dem Abgrund herauf, erscheint er immer gleich reizend, und wenn die Abendsonne seine Säulen bepurpert, so kann man sich tauschen, dafs es der Wiederschein des ewigen Feuers sei, dessen die keuschen Jungfrauen darin warten.

Der Anio über dem Ponte Lupo.

In schnellem Flusse eilt der Anio durch schöne Garten, mit Erlen bekränzt, der

einzigen Bräke zu, welche Tivoli mit den wenigen Häusern des andern Ufers verbindet. Ueber derselben hat ihm der Menschenfleifs auf beiden Seiten zween Arme abgeleitet, von denen der eine gleich in der Nähe einige Mühlräder treibt, und sich dann unter der Neptunsgrotte in starkem Falle mit dem Hauptflufs wieder vereinigt: der andre aber, in mehrere Zweige sich vertheilend, die vielen Gewerke Tivoli's belebt, seine Gärten benezt, und zum Theil durch Mäzenas Villa, zum Theil durch andre Gärten fliessend, wieder in vielfachem Sturz dem Vaterstrome zueilt.

Dieser aber bildet über der genannten Bräke einen künstlichen Fall, der zwar reich an Wasser, aber von zu regelmäfsiger Form ist. Er wirft sich auf wilde Felsen, in denen er sich zu verlieren scheint, und sprüht einen gewaltigen Regen in die Höhe, in welchem das Licht mit seinen

schönsten Farben spielt. Auf beiden Seiten ist er mit Gebäuden eingefafst: auf der einen mit einem Kanal, an welchem die Mädchen von Tivoli zu Duzenden stehn, und waschen; auf der andern durch unbedeutende Häuser.

Die Bruke, welche ihn gegen die Neptunsgrotte hin begrenzt, ist mit Mauern umgeben. Durch einige Gitter nur blikt man von derselben in den Wasserfall hinab, und ein kalter nasser Wind strömt da dem Wanderer entgegen.

Die Sirenengrotte.

Auf der, dem Tempel entgegengesezten, Seite dieses abentheuerlichen Flufsbettes steigt man zu der Sirenengrotte hinab. Man geht im Anfang durch angebautes Feld, und einigemale unter Rebendachern weg. Es ist ziemlich steil, und zikzak wendet sich der Weg. Er fuhrt auf einen etwas freien Plaz, welcher ein kleines Vorgebirge bildet. Gerne

bleibt man da einige Zeit stehen, und blikt hinunter in das furchterliche Loch, das man ergründen will. Tief unten braust das empörte Element; aber der Wasserstaub näfst selbst hier oben, wo er eine Höhe von mehr als hundert Fufs erreichen mufs, bis er treffen kann. Man sieht sich gerne um, weil die Einfassungen des Kessels, die Häuser von Tivoli und der reizende Vestatempel noch von diesem Standpunkt aus gesehen werden.

Gefährlich ist der Pfad, welcher weiter führt. Glüklicherweise hat ihn der Furchtsame noch nicht gesehen, sonst würde ihm sein Genufs auf dem vorigen Ruheort verbittert worden seyn. Wie im Leben das Schwerste mit dem Leichtern beginnt, so sezt er seinen Fufs muthig auf, und steigt tiefer. Aber je weiter er kommt, desto gefahrvoller wird seine Bahn. Es sind enge, um Felsen und nasses Erdreich sich windende, Treppen, auf welchen nicht zwo Personen, nicht zween

kaum zugleich stehen können. Links geht es tief hinunter auf das graue Gestein und die wilde Fluth. Schwache Schranken verführen, sich an sie zu halten, aber die Hand fühlt gleich, dafs hier keine Stüze sey. Der Boden ist naſs, und von Erde und Wasserstaub glitschich — nur die gröste Vorsicht und der feste Muth führen zum Ziele.

Der gefahrvolle Weg ist zurükgelegt. Wir stehen nun auf wildem Gestein, wie es das gewaltige Element aus der Erde Bauch herausgewühlt hat. Der grofsblätterige Huflattig *) dekt es zum Theil, macht aber den Gang darüber hin nur beschwerlicher noch. Endlich sind wir unter den Felsenbogen gekommen, die vier lezten schmalen Treppen hinabgestiegen, und stehen, durch ein schwaches Geländer getrennt, an diesem fürchterlichen Wasserrade.

*) *Tussilago hybrida.* Linn.

Ein Wasserrad dürfen wir es nennen, eines der schnellsten im ganzen Uhrwerk der Natur. Nichts geht über die Eile, womit sich das Element hier, wie in sein Grab, hinunterstürzt; nichts über den Stolz, womit es in seine Zerstörung zu eilen scheint. Gewaltig bäumt es sich im Fall in die Höhe, geisselt die Felsen, die es empfangen, droht herauf noch aus der Tiefe, und bezeugt es, dafs kein Element sterben kann.

Wunderbar ergreift es die Seele hier. Gedanken an die Eile der Zeit, an die Raschheit der Zerstörung Alles dessen, was ist, füllen sie ängstigend aus. Das Leben oben ist vergessen, betäubt steht man da, blikt stier den Fluthen nach, die immer durch neue ersezt werden, und wenn man einen Gedanken an den andern reihen kann, so ist es nur der: was ist es um Ein, um tausend Leben? Sie werden ja immer wieder durch tausend neue ersezt, die nur kommen, um wie-

der zu gehen! Gerne versenkt man sich in diesen Gedanken. Nichts stört ja hier die finstere Fantasie. Kein Wort des Freundes, der Freundin erreicht dein Ohr; kein Laut ward jemals in diesem Schlund gehört, als der Donner des empörten Elements. Du könntest dich hinabstürzen, und das Angstgeschrei deiner Mutter verhallte ungehört in den harten Felsen.

Weg von diesen Vorstellungen, welchen sich die Seele nur zu leicht öfnet! Wenden wir das Auge rückwärts, und sehen, woher der gewaltige Strom kommt!

Es ist ein beinahe runder Kessel, in welchem wir stehen. Gegen die Seite zu, wo der Strom herab kömmt, rundet sich eine, mehrere hundert Fuſs hohe, Felsenmauer, welche von der Zeit, dem oft veränderten Gang des Flusses, und der Arbeit der Menschen vielfach durchlöchert ist. An ihr erkennt man noch einige Bogen, welche Ueber-

bleibsel von Substruktionen alter Villen sind; sieht man Gitterlöcher von, in den Felsen gegrabenen, Kellern; alte Oefnungen, durch die sich der Strom einst herausarbeitete. Häufig ist sie mit frischem Grün überwachsen. Zahllose Vögel nisten sicher in ihren Höhlen und Gebüschen, und lass n das Auge, wenn sie in die Tiefe flattern, die Grösse des Abgrunds ermessen.

An dieser Felswand stürzt sich der eine Arm des Flusses, nachdem er ober eine, auch hier noch sichtbare, Bengung gemacht hat, als ein langer Schneestreifen herab, und verbindet sich mit dem andern Arm, welcher aus der Neptunsgrotte kommt, unter gewaltigem Donner und Sieden des Wassers. Vereint ergiessen sie sich in geringem Falle über ein zweites, engeres Bassin, um hier gleichsam neue Kräfte zu sammeln. Aber sie drängen sich gleich wieder durch zwey Felsen hindurch, gegen die Tiefe. Im Anfang ist

der Fall nicht so rasch; aber auf einmal gewinnt er eine Schnelligkeit, der das Auge nicht mehr folgen kann.

An diesem Standpunkte haben wir den Strom zuerst gesehn. Wir sind da unter dem gewaltigen Felsbogen gestanden, in welchem er sich verliert. Die wilden Massen, die in lauter abentheuerlich runden Steingedärmen bestehen, lassen nur undeutlich die Aehnlichkeit mit der Gestalt einer Sirene erkennen, welche der Grotte den Namen gegeben haben soll, und begunstigen die wahrscheinlichere Erklärung, dafs er von der Familie des Sirenus herstammt, welche eine Villa in diesen Gegenden besessen hat.

Neptunsgrotte.

Nahe beim Wirthshause zum Vestatempel kommt man durch einen engen, schmuzigen Winkel zu einem Garten, durch welchen der Weg nach der Neptunsgrotte führt. Er ist

nicht steil, und nicht gefährlich: aber merkwürdig durch die Form der Felsen, neben denen er eine Zeitlang fortgeht. Man sieht, dafs er blos aus Versteinerungen besteht, und erkennt da ein Rad, dort einen Baumast, oder etwas dergleichen. Auch sind an manchen Orten kleinere und grössere Grotten darin, welche aber zu eng sind, um sie untersuchen zu können. Lieber wandelt man unter den Rebendächern, und läfst sich gerne auf einem runden, mit Gebüsch umkränzten, Size nieder, von dem man schon einen Theil desjenigen sieht, was man bald nachher in seiner höchsten Grösse schaut.

Wir stehen an der Neptunsgrotte. Sie ist ein würdiges Haus des Gottes, der das wildeste Element beherrscht. Es ist eine, etwa zwanzig Fufs hohe, Höhle, welche die Gewalt des Wassers ausgewaschen hat. Ihr Grund ist ein kleiner See, neben dem der Muthige sich hinwendet, um dem Fall des

Flusses, welcher hinter der Grotte ist, näher zu kommen. Oben in der Kuppel der Höhle ist eine Oeffnung, durch die das Licht hineinfällt, und welche, wenn sie vorne geschlossen wäre, wunderbare Wirkungen hervorbringen müßte. Am Ende derselben steht eine Felsmauer gegen den Wasserfall hingewälzt, die der Muthigste nur besteigt. Er hat aber steile, von Moos, Erde und Wasser geglättete, Steine wegzuklettern, und wagt den Fall auf die spitzen Klippen, oder in den See der Grotte. Ist es ihm aber gelungen, so steht er beinahe in der Wasserhöhle drin, welche furchtbar, aber unschädlich, neben ihm hinabdonnert, und ihn noch mit ihrem Wasserstaube netzt. Ein kalter, nasser Wind strömt ihm schon unten in der Grotte entgegen. Schon hier trift ihn der Staub; aber er weilt gerne, denn es bilden die Lichtstrahlen tausendfältigen Wechsel von Regenbogen, einen oft über den andern, daß man

hinaufsteigen, über diese magische Treppe, sich auf den höchsten Bogen niedersezen möchte, stolz, dafs die Schönheit die wilde Gewalt beherrscht.

Ein andrer Weg führt dem furchterlichen Schauspiel gefährlich näher. Um die eine Einfassung der Neptunsgrotte geht ein enger Pfad. Halsbrechend steigt er auf der engsten und steilsten Felstreppe empor, wendet sich einigemal kühn mit dem Wanderer um, und bringt ihn endlich auf die Höhe, von welcher aus er die beiden Wasserfälle überblikken kann. Den ersten, den wir in der Neptunsgrotte schon schreklich hinabtoben geschn, sucht das Auge zuerst auf. Es findet ihn in einer finstern Felskluft herabwüthen, schneeweifs geifernd im Finstern des Loche. Er hat sich kaum von dem ersten Sturz erholt, ward hinuntergezwungen unter Felsen, und einem Löwen gleich, der losgelassen ward von seiner Kette, rast er nun furchtbar die

gewaltige Bahn herab. Aber, als ob sich hier ein Element gegen das andre verschworen hätte, die Erde das Wasser zu quälen, und das Wasser die Erde zu peitschen, so empfängt sie es gleich wieder mit einem Abgrund, über die sie es hinabstürzt, um sich im Kampf zu begegnen mit dem andern Arm, der sich gerade aus der Felswand heraus senkrecht über hundert Fuſs hinabstürzt, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen.

Ob sich gleich oben das regste Leben der vegetabilischen Natur um den Rand dieser Wasserhöhle herumkränzt, so ist es doch fürchterlich einsam da unten. Die Vögel, die in dem Felsen nisten, flattern furchtsam über das Wasser, und bezeugen es, daſs auch für die Bewohner der Luft Gefahr ist. Wie manche Taube, die müde hier angekommen ist, verliert die Kraft über dem Wasser, daſs sie hinabstürzte! Nur wenigen gelingt der kühne Flug, den ich einst mit Staunen gesehen habe,

dafs sie mit dem Wasser in der Sirenengrotte in den Schlund flogen, um auf der andern Seite wieder herauszukommen!

Aber wehe dem Menschen, den hier die gefahrvolle Stunde ereilt! Es giebt keinen Arm, der ihn zu retten vermochte. Noch ist die schreckliche Begebenheit in Jedes Munde von dem Jager, der hier die Taube, welche er geschossen, mit dem schrecklichsten Tod versöhnte. Er fiel oben bei der Neptunegrotte. Das Wasser zog ihn hinab, wo sich die beiden Arme vereinigen, und die Wuth des emporten Elements verschonte ihn. Es riss ihn mit sich fort, zwang ihn aber, seinem Sturz in der Sirenengrotte nah, so fest zwischen zween Felsen, dafs er angenagelt war, wie Prometheus an des Kaukasus Gebirge. Im Anfang vielleicht hätte er loskommen können; aber er harrte, weil er, so wie er von dem Felsen frei war, wieder der Gewalt des Wassers uberlassen, ohne Rettung in den

schrecklichen Sirenenschlund gerissen wurde. So hing er da, zween Tage, und zwo Nächte. Kein Angstgeschrei machte den Leidenden kund. Nach Verfluss der genannten Zeit ward er gefunden; aber kein Mittel, ihn loszubringen, war wirksam. Er lebte immer noch, und flehte seinen Vater um Barmherzigkeit, dass er seine Quaal durch einen Schuss endigen möchte. Der Vater stand da in Verzweiflung. Nur zween Schritte von dem Sohne und ihm in der fürchterlichsten Quaal nicht helfen zu können! Da nahm er seine Flinte, drükte los, und endigte mit grossem Sinn und heldenmässiger Liebe durch eine Kugel des Sohnes Marter.

Villa des Mäzenas.

So nennt man die bedeutendsten Ueberreste eines alten Prachtgebäudes. Es ist wohl auch kein Zweifel, dass sie einst von dem Freund

und Regierungsgehülfen Augusts erbaut und bewohnt waren.

Sie liegen etwas niedriger noch, als die Villa d'Este, aber vielleicht besser. Die Aussicht auf Rom ist dieselbe; aber, näher dem Bette des Anio gerukt, hat sie den Genuſs seines reichen Wasserspiels, und seines, im Alterthum mit Villen übersäten, Ufer voraus.

Es müſs ein königliches Gebäude gewesen seyn, von ungeheurem Umfang und seltener Pracht. In zween Absäzen zog es sich von da, wo es jezt gegen die Seite von Rom begrenzt ist, bis hinauf den Berg, wo die Häuser von Tivoli beginnen. Um der starken Senkung des Bergs, worauf es steht, zu begegnen, waren Substruktionen nöthig, welche heutzutage noch, da sie die hohe Last, die sie trugen, abgeschüttelt haben, Staunen erregen. Ein Stokwerk thürmte sich über das andere; von einem Hofe stieg man auf prächtigen Treppen zum andern empor. Bei allen

war die Seite gegen Rom freigelassen: um alle zogen sich Arkaden herum, von denen noch bedeutende Reste übrig sind, und führten in die anliegenden geräumigen Säle. Unter der Villa weg ging die Strasse von Rom nach Tivoli, auf dafs dem wachsamen Manne nichts entgehen konnte, was sich auf derselben bewegte. Ein reicher Arm des Anio belebte die Fischereien, die Naumachien und Fontänen, erfrischte die Zimmer und Bäder, und bildete in den Gärten mancherlei grosse und reizende Wasserfalle. August selbst wohnte manchmal hier: hier versammelte sich um den freundlichen Liebling des Kaisers die Blüthe der Geister jenes schönen Zeitalters, und sie freuten sich gegenseitig des Genusses der schönsten Natur und der höhern Gefühle, welche sie einflöfst.

Wie viel Schönes und Grosses ist untergegangen in der Zeit! Wie hat sich Alles hier verwandelt, wo so oft der Glanzpunkt der

römischen Weltherrschaft war! Noch fliefst der Anio durch die Mauren von Mäzenas Villa; aber er treibt nun klappernde Mühlen darin, welche in den Prachtsälen des alten Gebäudes angebracht sind. Beschwerliche Treppen führen von einem Stok zum andern; auf schmalen Brettern, über das Wasser weg, kommt man einigemal von Zimmer zu Zimmer, und, wo vielleicht einst August, Mäzenas, Virgil und Horaz schlummerten, da ruhen nun Mehlsäke und müde Esel.

Am besten sucht man sich die Ansicht der bedeutungsvollen Ruine von der Höhe des entgegengesezten Ufers. Da stellt sie sich, auf ihren ungeheuren Bogen ruhend, majestätisch dar. Ein Arm des Anio stürzt aus einem derselben heraus, wohl fünfzig Fufs tief senkrecht hinunter, und bildet in seiner weitern Eile zu dem Flufs, von dem er sich getrennt hat, mannigfaltig reizende Wasserfälle.

Villa d'Este.

In kostbaren, aber meist geschmaklosen, Resten steht hier noch ein Denkmal der ehmaligen Reichthümer des Hauses Este.

Es ist die Villa, welche der Kardinal Hippolit von Ferrara, unter der Regierung Julius III, anlegte. Sie stellt den Gartengeschmak jener Zeit getreulich dar, und hat ihr wohl die Ehre zu verdanken, von manchen italienischen Schriftstellern die Blume der Gärten genannt zu werden.

Ueber die Lage dieser Villa geht nichts; und wenn die Alten zu wählen verstanden, so wusten es die Neuern auch. Sie liegt auf dem Abhang, welcher Tivoli trägt, und beherrscht seine Gegend und die ganze Campagne von Rom. Man kommt gerne Abends hieher, die Sonne untergehn zu sehn; denn wunderbar ist die Malerei der Luft in diesen wenigen Augenbliken. Ein grosser Mann, der unübertreffliche Claude, ist jeden Abend auf

dem Balkon gestanden, um das schöne Schauspiel zu geniessen und darstellen zu lernen. Die Söhne der Kunst folgen gerne seinem Beispiel, und wenn sie es nicht nachahmen können, so sehen sie es doch.

Die schönsten Cypressen und Pinien finden sich in diesem Garten. Wie oft sind wir ihnen schon in neuern Landschaftsgemälden begegnet?' Es sind ihrer nicht viele; aber keiner hat sie noch erschöpft.

Was wäre nicht aus diesem Garten zu machen, wenn des Gärtners Scheere ein Jahrzehend rastete! So haben sie die üppigsten Gebüsche in Affengestalten verzerrt, dafs man mit Ekel den Blik von ihnen wegwendet.

Was dem Garten zu seiner Zeit einen ganz besondern Werth gab, sind die Wasserkünste, wodurch er ein Zeitalter belustigte, das daran Freude fand. Es ist darum eine kleine Stadt angelegt, worin man das Pantheon und die merkwürdigsten Gebäude des

alten Roms erkennen soll. Ein Druk belebte ehmals diese abgeschmakte Künstelei mit unzähligen Springbrunnen; aber die Maschinen sind verdorben, und noch viele der andern Wasserkünste dahin.

Dafür ist aber mancher schöne Brunnen geblieben. Einen nannte Michel-Angelo die Königin der Fontänen, und heutzutag, wo er ohne Wartung noch fortarbeitet, ist er des Namens würdig. Es ist ein grosser Wasserstrom, der sich über wilde Felsen in ein weites Bassin ergiefst. Rings herum stehen Bäume. In den Nischen, die das Oval des Brunnens umfassen, sind Statuen gestellt, und über dem Strom steht die kolossale Bildsäule der Tiburtinischen Sibylle. Eine lange Allee öfnet sich von derselben mit der Aussicht auf das ferne Rom, und unter dem Wasser weg fuhren kühle Gänge, welche nun den Einsturz drohen.

Die Cascatellen.

Um die Cascatellen zu sehen, thut man am besten, an dem rechten Ufer des Anio hinzureiten. Der Weg ist etwas weit, die Hize des Sommers an dem kahlen Oelberg, neben dem es weggeht, sehr drükend, man nehme daher einen Esel. Man hat bei dieser Reuterei mehrere Vortheile. Das Neue derselben macht uns Ultramontanen manchen Spafs; die Bewegung ist sanft und langsam. Man kann ganz bequem seinen Horaz lesen, wenn man nicht um sich bliken will, und ist doch nicht in Gefahr, die schönen Standpunkte zu verlieren, da die Esel gewohnt sind, von selbst bei denselben stille zu halten, und nicht früher vorwärts zu gehn, als bis man sie etwas derb dazu angetrieben hat.

Schon von der Hohe des Wegs hat man mehreremale durch die dunklen Oelbäume hindurch die schönsten Ansichten der Cascatellen. Aber wir wollen uns weder hier,

noch bei den mancherlei Ruinen, welchen wir begegnen, aufhalten. Folgen wir dem Weg, der uns wieder den Berg hinabführt.

Unten an demselben geht ein enger Pfad wieder an dem Strome hinauf. Bald haben wir eine Stelle erreicht, wo wir einen breiten Arm des Anio in weiter Bahn den hohen Berg herabfliessen sehen. Die Wassermasse hat sich in viele kleine Bäche vertheilt, die sich von Zeit zu Zeit wieder auf einem Hügelbassin sammeln, und, als scherzten sie mit einander, sich wieder vertheilen, um sich auf einem andern Hügel wieder zu finden. Der ganze Berg ist mit Gebüsch überwachsen, und oft verliert sich die schneeweisse Fluthensäule im Grün, um unter derselben in diken Wolken von Wasserstaub wieder hervorzubrausen.

In gediegener Masse stürzt sich weiterhin der Arm herunter, welcher sich aus dem Bogen der Mäcenas-Villa ergiefst. Noch regel-

mäfsiger fliefst ein andrer Bach, der sich unter einem Rebendache hervorwindet, und dem Vaterflusse zueilt. Ohne gewaltigen Sturz gleitet er an dem Abhange herunter, und vereinigt sich mit ihm ruhiger, als alle seine Brüder.

Wilder ist die grosse Cascatelle, der wir uns zulezt nähern. Hier ist mehr Wasser vereinigt, als in allen andern. Der Berg bildet da scharf abgeschnittene, hohe Terrassen, über die sich der Flufs stürzen mufs.

Sezen wir uns unter das Rebendach, welches uns in seine Schatten einladet! Wir haben da den Wasserfall gerade gegen uns über, und neben uns öfnet sich die Aussicht in die Bergkluft hinauf, durch welche der Vater Anio sich in manchen kleinen Fällen und Beugungen herabwindet. Hoch oben herab stürzt sein wilder Sohn, und rastet an einer Terrasse, um sich gleich wieder in silberner Staubmasse auf die zweite hinunter zu

werfen. Hier hat er sich ein weites Bassin, rings von Gebüsch und Kraut umgeben, gebildet. Aber es vermag ihn nicht zu halten. Er eilt wieder hinaus, um sich an einer andern, über hundert Fuſs hohen, Felsmauer herabzustürzen, unten auf den Klippen in Staub zu zerschellen, und sich dann müde in seines Vaters Arme zu flüchten.

Den Rükweg nimmt man gerne an dem Berge empor, auf welchem Tivoli liegt. Nahe bei der Brüke des Teverone erfrischt man sich in dem schönen klaren Quell, welcher durch sein süsses Geplätscher zu sich einladet.

Die Quelle der Blandusia.

Mögen die Zweifler sagen, was sie wollen, wenn es die Quelle nicht ist, an welche Horaz seine schöne Ode gesungen hat, so ist sie doch würdig, es zu seyn. Unter Gebüschen hervor fliefst sie in das Beken, welches ein alter Bogen bedekt, und gieſst ihren

Ueberfluſs über seinen Rand aus. Eine weiche Sandbank vor ihr ladet des müden Wanderers Fuſs zu sich, ihre Schatten überreden noch kräftiger, und man braucht kein Diogenes zu seyn, um hier gerne aus der Hand zu trinken.

Wie heiter war mir in deinen Schatten, klarer Quell, die Gegenwart! Wie froh mein Blik in die Vergangenheit, wie hofnungsvoll meine Aussicht in die Zukunft! Im Kreise der trautesten Freunde stieg die Vorwelt zu mir herab, versammelten sich August, Mäzenas und Horaz um mich! Cinthia war da am Arme ihres Properz; Katull kam fröhlich mit; die Tyrannenhasser, Brutus und Kassius, legten ihren Hafs und ihre finstre Miene ab. Da tratet ihr zu mir, du, guter Vater, theure Mutter, ihr lieben Schwestern, und du, inniger Freund meines Herzens an Parthenopens Gestaden — ihr geselltet euch treulich zu den Geistern der Vorwelt und zu

meinen gegenwärtigen Freunden. Wir tranken gemeinschaftlich aus dem kristallenen Quell, und freuten uns, dafs die Guten sich Freunde sind, welcher Zeit und welchem Lande sie angehoren mögen.

Ardinghello an Tizian *).

Aus Rom.

So bin ich denn endlich wieder in Italien, lieber Tizian! Unsre Republik fieng mir am Ende doch an langweilig zu werden. Es geht da gar zu ordentlich her! Wie es gestern war, ist es heute, und wird es morgen seyn. Das Elixir, welches der alte Mönch, vom Berge Athos, unserm neuen Staat zur Taufe schenkte, hat uns zwar lange erhalten; aber wir sind sammt und sonders alt geworden. Du solltest unsre Frauen sehen. Die Hexe von Endor, so arg sie nur einer

*) Dieser Brief ist ein Versuch, das heutige römische Künstlerleben zu schildern, und sollte fortgesezt werden. Da es aber unausbleibliche Folge der Wahrheit in solchen Darstellungen ist, dafs sich Einzelne getroffen fühlen, so habe ich die Fortsezung unterlassen.

der niederländischen Thiermenschenmaler seinen harthäutigen Landsleuten zeigen kann, ist eine Schönheit in Vergleichung mit unsern schönsten Mütterchen. Der jüngern sind freilich auch mancherlei nachgewachsen: aber dein Ardinghello, dem sonst die Weiber, wie die Blüthen vom Pfirsichbaum, in die Arme gefallen sind, kann sich an jedem Mondwechsel kaum eines eiskalten Kufschens erfreuen. Wo Unsterblichkeit ist, mufste auch Jugend seyn. Aurora hat das lange erfahren; wir glaubten's dem Weisen vom Berge nicht, und griffen unbesonnen nach dem, Leben erhaltenden, Trank, ohne uns träumen zu lassen, dafs auch Greise unsterblich seyn könnten.

Was brauch ich dir das Alles zu sagen, Freund? Du hast das Bessere erwählt, und lebtest unter den Sterblichen, um auch mit ihnen zu sterben. Auf dem schönern Sterne fandst du deine Jugend wieder, wohin für

uns keine Strasse führt, bis das Schiksal der Völker unsres Erdtheils vollendet ist. Möchte das seyn! Schau, darum bin ich wieder herausgegangen aus unsrer Insel, um zu sehen, ob die grofse Stunde bald schlagen wird. Ich bin herumgewandelt; aber der Seiger ist noch ferne von der gewichtigen Zahl. Ich kann wohl noch ein Jahrtausend fortaltern, bis nichts mehr, als der Laut, wie von Echo, mir übrig, und ein andres Jahrtausend, bis auch der verstummt ist.

Aber was soll ich dir klagen? Keine Klage darf ja bis ins Elysium dringen. Darum heiter noch! Freund, dein Ardinghello ist noch muntern Geistes. Auf seinem weissen Bart ruht noch eine Wange, worauf sich das Abendroth spiegelt. Er hat ja viel, und lange und herrlich gelebt, so labe er sich denn an der Vergangenheit, und freue sich in dem Bewufstseyn, ein einziges Schiksal ergriffen zu haben, von welchem die

andern keine Ahnung haben können. Noch schäumt die Schaale meines Wizes; noch ergeh' ich mich in meinen alten Sprüngen, und am Ende ist es doch was Schönes, um das Leben, giebt es, wie Euripides sagt, nichts Erfreulicheres, als der Sonne Licht zu schauen.

Hier, in Rom, ruh' ich aus von meiner langen Wallfahrt. Ich habe mich bei den Kapuzinern auf dem Kapitol eingemiethet. Da wohn ich in einer ruhigen Zelle, wo ich höchstens den dumpfen Chorgesang der Brüder höre; denn seit Brutus dahin sank, ist es auf dem alten Berge stille geworden.

Da mache ich denn manchen Spaziergang gegen das Kolosseum hin. Denke einmal, ich steige noch oft hinauf, so weit zu steigen ist; und steige, wo sich die Andern nicht hinwagen, weil sie den Tod zu fürchten haben. Die Armen würden mich gerne für einen Seiltänzer halten, wenn mein Bart

nicht zu lang wäre; oder für ein Gespenst, wenn sie mich nicht mit so herzlichem Appetit immer mein Frühstük unter den Trümmern verzehren sähen.

Manchmal macht es mich doch wehmüthig, wenn ich keinen der alten Genossen mehr finde, und hingehen muſs in die geschmaklosen Kirchen, um ihre Werke hinter rauchenden Lampen aufzusuchen. Und viele sind gar nicht einmal mehr da. Wie oft ist es mir schon geschehen, daſs ich statt der herrlichen Originale an den, mir noch so wohl bekannten, Orten nur stümperhafte Kopien dieses stümperhaften Zeitalters antraf!

Solch eine Erfahrung hält mich dann immer mehrere Tage in meiner Zelle. Aber ich bin ein zu groſser Freund der Menschen. Es treibt mich jedesmal bald wieder heraus.

Mit unter giebt's auch wieder Spaſs, und ich habe mir schon manchmal meinen lan-

gen Bart herzlich voll gelacht. Aber ich mufs mich erst darein finden lernen, bis ich lache. Es ist in dieser Zeit alles so gelehrtkomisch geworden, dafs man sich vorher recht daruber besinnen mufs, ehe man sich todlachen darf.

Du kannst denken, dafs mich unsere Kunstgenossen am allermeisten interessiren. Lange bin ich nach ihnen gegangen, ehe ich sie nur erkannt habe. Oefters zwar sah ich Menschen, mit grofsen Büchern in der Hand, durch die Strafsen ziehen, aber ich liefs es mir nie einfallen, dafs sie Kunstler wären. Denke sie dir mit weiten Schifferhosen, einem abgenuzten Roke und Hute, mit glattem Kinn, wie aus Seife geformt, einer langen Pfeiffe im Mund, welche das ganze Kolosseum verpestet, wenn sich einer darin sehen lafst, und trage auf alle ihre Gewänder die Farben einer beschmuzten Pallete — und du hast einen der Nach-

folger Raphaels vor dir. Magst du sie ansehen, wie du willst; ich muſs dir gestehen, daſs ich sie lange für Buchbindergesellen gehalten habe.

In den Logen von Raphael berichtigte ich mich zum erstenmal. Ich kam hinein; da saſsen in einer Reihe mehrere dieser Leute. Jeglicher hatte einen Stuhl und ein Tischchen vor sich, und war auf zwo Seiten durch ein ledernes Futteral gegen den Wind geschuzt. Den Armen machen die feurigen Schöpfungen da oben nicht mehr warm; sie stekken sich in ein Futteral, um Raphael zu sehen!

Andre saſsen da, und hatten Brillen auf der Nase, durch welche sie nach den Gemälden hinaufgukten. Für mich giebt es nichts komischeres, als einen Künstler mit der Brille. Ich muſste laut auflachen; denn ich glaubte einen Musiker zu sehen, der sich Eselsohren aufgeklebt hat, um schärfer zu hören.

Und was machen sie denn da? wirst du mich fragen. Nun sie kopieren die Gemälde in allen möglichen Graden der Verjüngung. Da wird der schaffende Gottvater, wie er über den Welten schwebt, abgemalt, dafs man ihn in einen Ring fassen kann. Die Egypterinnen, wie sie das Moseskindlein finden, sah ich zeichnen, um damit eine Spiegeleinfassung zu zieren. Was soll ich dir noch weiter sagen? Es wird dir wohl schon zu enge in der unsterblichen Brust geworden seyn. Mir ward's auch, ich konnte dem Ding nicht länger zusehn.

Aber ich war doch lange genug stehen geblieben, dafs sie glauben konnten, ich möchte wohl einer der Kunstliebhaber seyn, welche die Gemälde gerne so grofs haben, dafs sie sich in die Hosentasche steken lassen. Da ward mir gleich angeboten von Masaccio herab bis auf die jezigen Zeiten, in jeder Gröfse illuminirt und blofs gezeichnet,

mit schwarzer und rother Kreide, und Alles, wie sie mich versicherten, zu billigen Preisen.

Sieh, wie ich noch so muntrer Laune bin! Ich kaufte so ein Ding, um es mit nach Griechenland zu bringen. Da mögen sie wohl rechten Spafs mit haben. Einer machte einmal sogar die ganze Konstantinsschlacht auf einen zerbrochenen Knopf — und man hat es sehr bewundert.

Diefs sind nun freilich die von der allerniedrigsten Klasse, welche jeden Pinselzug für ein Stük Brods taxiren müssen. Es sind dieselben, welche die ganze Roma auf allen Seiten, an allen Eken, von allen Standpunkten, in allen Jahrs- und Tagszeiten gezeichnet, gemalt und gestochen haben, dafs es eine Freude für die Leute ist, wie sie das Ding so ähnlich machen.

Da kam ein Andrer mit gewaltigen Schritten hereingetreten. Ohne Aufenthalt eilte er die Gallerie hinunter, und blieb auf einmal

wie angedonnert stehen. Mit der Geschwindigkeit eines Puppenmanns griff er in die Tasche, und zog ein Buch mit einem Bleistift heraus. Es sollte einer der Arabesken gelten. Das ist ein göttlicher Gedanke! brummte er den Strichen nach, die er machte — eh du das Ding nur angesehen hattest, hatte er es schon in seinem Buche, dieses in der Tasche, und sich dir aus den Augen gehoben.

Ist der Mensch wahnsinnig, frug ich den, dem ich Geld zu losen gegeben hatte? — Was Sie sagen! erhielt ich zur Antwort; diefs ist einer der ersten Künstler, vielleicht die Zierde der neueren Kunst. Er hat vor Kurzem ein Gemälde vollendet, welches im Pantheon ausgestellt ist. Ganz Rom geht hin, es zu sehen. Es ist so grofs, dafs es kaum zur Thüre hereingebracht werden konnte. Da sehen Sie wenigstens zehen tausend Personen darauf. Sie wissen gar nicht,

wo Sie ihr Auge zuerst hinrichten sollen. Eine Menge der interessantesten Gruppen, alle sogar aus dem jüngsten Gericht und dem Plafond der sixtinischen Kapelle, sind da zusammengedrängt. Was Raphael und Michael Angelo jemals gemacht haben, sind arme Kompositionen dagegen. Es ist eine Scene aus der neuern Geschichte; aber bewundern Sie den klassischen Geist des Mannes — alle Figuren sind im schönsten Geschmak der Griechen bekleidet. Die Farbengebung —

So? unterbrach ich den armen Schächer, als er gerade erst recht ins Gerede kommen wollte, und gieng hinunter. Ich trat in Raphaels Stanzen. Aber denke dir meinen Schreken! Die schönen Geräthschaften, welche zu unserer Zeit die Säle geziert hatten, waren verschwunden, die Gemälde ganz trübe und finster geworden, und in allen standen galgenähnliche Gerüste. Was soll

das heissen? frug ich mich; sollen die Mauern vielleicht übertüncht werden? Da blikt' ich hinauf, und siehe da, auf jeglichem safs ein junger Mensch, und zeichnete. Ich bat einen von ihnen um Erlaubnifs, zu ihm aufklettern zu dürfen. Und mit spöttischer Mine, als ob er dächte: komm nur, Alter, du wirst mir tüchtig zu lachen geben, wenn du die gefährliche Treppe hinunter fällst — gab er mir sie.

Aber ich kam glüklich hinauf. Was glaubst du wohl, dafs er machte? Er zeichnete die Geige, welche Apoll auf dem Parnasse hält. Das Männchen machte sich eine Sammlung von Geräthschaften, weil man diese immer wohl brauchen könnte, sagte er mir; denn so wie Raphael habe doch niemand die Geigen gemalt.

Bald wär' ich vor Schreken von dem Gerüste herabgefallen. Ich stieg nieder, und kam nicht mehr in Versuchung, noch einen

der Galgen zu besteigen, an welchen sich Raphael täglich aufhängen lassen mufs. Aergern mufste ich mich, dafs man gar keinem der Gemälde mehr zukommen konnte vor den Gerüsten. Die Gruppe in der Schule von Athen, wo Raphael sich selbst und seinem Lehrer ein bescheidenes Denkmal gestiftet hat, war frei. Da erholt' ich mich ein Stündchen lang im Anschauen.

Ueber den Burgbrand hatten sie ein Nez gezogen. O Raphael flieht nicht vor Euch! rief ich ihnen zu; aber ihr werdet ihn doch nicht im Neze fangen. Geht lieber hinaus damit an die Tiber, da thut ihr keinen leeren Zug.

Das Nez war gespannt worden, um desto leichter und richtiger zu zeichnen. Ein anderes, mit eben so vielen Feldern, hatte der schlaue Kopf, welcher hier um das Unsterbliche beschäftigt war, über sein Blatt gezogen. Da fieng er denn von unten an-

Seine niedrigsten Quadrätchen fullte er zuerst aus, erst die Beine, dann weiter hinauf — er endigte mit den Köpfen.

Ich gieng wieder heraus. Es waren mehrere Andre gekommen. Was wirst du machen? frug einer den Andern. — Ich werde die Köpfe alle aus den Stanzen mir nehmen, war die Antwort: dann kann ich nach Hause ziehn.

Da bitte ich mir nur den meinen zu verschonen, sagte ich, und griff nach meinem Barte, denn er ist auch da.

Ist der Alte wahnsinnig? frugen sie sich. Aber er hat einen schönen Bart, bemerkte der obige. was willst du, Alter, haben für deinen Bart; ich mochte mich gern im Karnaval damit maskiren?

Ein Bart von Eselshaaren wird dir besser stehen, Junge, gab ich zur Antwort. — Sie lachten Alle, und der Getroffene stieg stille auf sein Gerüste hinauf. Als er oben war,

rief er herunter: Elisa, Kahlkopf, komm herauf!

Du wirst denken, guter Tizian, dafs ich an diesen Versuchen, die heutigen Künstler kennen zu lernen, genug gehabt habe. Aber siehe, so gut ist meine Laune mir erhalten, dafs ich das nur lächerlich fand. Und am Ende, dacht' ich, werden doch nicht Alle seyn wie diese. Ich liefs mich die Mühe nicht verdriessen, weiter zu forschen.

Ich verdoppelte also meine Wanderungen, durch die Stadt. Nach langem Suchen kam ich endlich in das Quartier, wo die meisten Künstler wohnen. Aber, was habe ich da anders gesehen, als blossen Kunstfleifs, wenn dieses Wort nicht zu edel ist, um es auf erbärmliche Armseligkeiten anzuwenden, mit denen sich die Mehrzahl der Künstler beschäftigt? Ansichten der Stadt, aus allen Eken genommen, wurden da in buntscheckigtem Gewande, wie Spiegelkarten, fabrizirt.

Keine Statue des Alterthums giebt es, so gut und schlecht sie auch sei, welche sie hier nicht in allen Formaten, bemalt und unbemalt, verkaufen, und es nahm mich nur Wunder, dafs sie sie nicht auch nach der heutigen Mode bekleidet haben, um sie dem Geschmak des Zeitalters noch mehr anzupassen. Andere zeigten mir, wie im Vertrauen, Schildereien, von welchen sie mir sagten, dafs man sie in Schlafzimmer aufhänge, und in Dosen fasse, um gewisse Reize hervorzubringen, welche sich aus diesem Zeitalter verlohren zu haben scheinen. Mit grossem Geheimnifs boten sie die, dir bekannten, Zeichnungen von Guilio Romano aus, welche er zu Pietro Aretino's erbärmlichem Texte gemacht hat, und zwar zu Preisen, wofur du ehmals ein unsterbliches Gemälde gegeben hättest.

Ich kam dann in die Werkstätte anderer Künstler, welche sich würdiger beschäftigen,

als diese. Ich habe da manchen Funken von Genie erkannt, welcher in einem günstigeren Zeitalter zur hohen Flamme geworden wäre. Aber, ob sie zu träge sind, oder, ob der Kreis der Kunst vollendet ist, erkannt' ich überall Gedanken, Stellungen und Wirkungen, welche von uns Alten entlehnt waren. Ich darf sagen, dafs nur Wenige etwas hervorgebracht haben, was ihnen eigen gehörte. Sie stehen, in einem gewissen Sinne, recht eigentlich auf unsern Schultern.

Aber wundern kann dich das nicht, wenn du weifst, wie sie es treiben. Die meisten glauben sich berechtigt, jeder Geistes - und Weltbildung zu entbehren, wenn sie die Palette halten können. Sie begnügen sich mit einigen dürftigen Theilen des Wissens, und wähnen ihre Schule vollendet, wenn sie die Uebersezungen einiger alten Dichter und Geschichtschreiber gelesen haben. Auch

das können sie sich noch ersparen, wenn sie in diesem, an Handbüchern so reichen Jahrhundert ihr Handbuch der Mythologie besizen, welches ihnen für den ganzen Schatz der Kunstschöpfung gilt. Nebenher haben sie noch etwa eine kleine Handwerks-Bibliothek, worin sie sich besonders über das Zufällige der Zeiten, Kostums und dergleichen belehren. Gleichviel, ob sie das im Kopfe, oder im Buche haben, so glauben sie sich berufen, für die Unsterblichkeit zu arbeiten. Sie kaufen sich eine mächtige Leinwand, und einen goldenen Rahmen. Dieſs ist der Grundstein ihrer Unsterblichkeit. Jezt muſs ein Kindlein geboren werden, denn die Wiege ist da. Aengstlich harren sie der Stunde der Begeisterung, wie der Lottospieler des Glükbringenden Traums: aber der Geist bleibt leer, der himmlische Strahl erfüllt ihn nicht. Da streben sie sich hinaufzustimmen, und suchen auszen

nach der Begeisterung, welche in ihnen wohnen sollte. Sie wandeln des Nachts um die alten Trümmer der hingeschwundenen Grösse, um wenigstens ein Gespenst zu schauen, wenn der Genius sie nicht mit seiner Erscheinung erfreuen will. Sie gehen in die Weinbuden, um da sich hinaufzuschrauben; sie werfen sich mit Wuth über einen Dichter her, um an seinem Feuer sich zu wärmen, und am Ende kommen sie zu uns alten Meistern geschlichen, und wir sind gutmüthig genug, sie ihr armes Lämpchen bei uns anzünden zu lassen.

Schau, dies ist ungefähr die Geschichte der meisten ihrer Arbeiten. Aber darf es dich wundern, wenn es ihnen so ergeht, da ihnen gerade das Wesentlichste fehlt, was den höhern Menschen adelt? Leer ist, wie ich dir sagte, ihr Geist und ihr Herz, und sie sind einfältig genug, das für die Leere der Welt zu halten. Sie trösten sich

mit dem Gedanken, dafs sie einem bessern Jahrhundert zugehören. Sie finden diesen ihren Wahn durch die Rolle bestätigt, welche sie in der bessern Gesellschaft spielen. Weil ihnen das zweite Haupterfordernifs des Künstlers, Weltbildung, beinahe durchgängig mangelt, so fühlen sie sich, wo sie auftreten, verlegen, und da sie Eigendünkel genug haben, so messen sie Andern, nicht sich selbst, die Schuld bei. Wem das fehlt, was den Menschen zum Gliede der Gesellschaft macht, der ersezt es nur dürftig durch einzelne Fertigkeiten; denn der Mensch sucht überall den Menschen, nicht den Künstler. So sind sie am Ende beschränkt auf ihre Kunstgenossen, welche alle dieselbe Ansicht der Welt aussprechen. Da hüllen sie sich in ihren cynischen Mantel, und schimpfen über die Laien, wie sie Jeden nennen, der nicht im Hospital mit ihnen ist, kriechen aber doch vor ihm, sobald

sie das Metall wittern, welches doch der höchste Lohn für ihre Arbeit ist. Sie suchen etwas darin, sich von ihren Mitmenschen zu unterscheiden, und da sie es im Schimmer des Geistes nicht darstellen können, so finden sie das Genialische in der Erlaubniſs, die sie sich nehmen, im schmuzigen Gewande den höhern Geist zu verrathen, von dem sie wähnen, daſs er in ihnen spuke. Ich weiſs nichts, was mich so sehr für einen Menschen einnähme, als Reinlichkeit und Geschmak in seinem Aeussern, und nie kann ich es einem Künstler verzeihen, wenn ihm dieser Vorzug mangelt. — O wenn ich unserer Zeiten gedenke, lieber Tizian, so möchte ich ihnen freilich mit dem sauren Salvator Rosa zurufen:

Prima, ch'esser Fittor, sia fitto in Forno,
Prima, ch'esser Pittor, il cul m'impegoli,
*Prima, ch'esser Pittor, m'impali un Corno!**)

*) Eh' er den Maler macht, schiebt ihn in den Ofen:

Halte es mir zu gut, wenn ich dir einen Gedanken wiederhole, der freilich in der Gesellschaft ausgesprochen werden konnte, in welcher ich mich oft befinden mufste, um das zu erfahren, was ich dir geschrieben habe. Aber es sey mir verzeihlich, wie dem ehrlichen Salvator — ich mufste es sagen, wie er; denn das Herz war mir zu voll, wenn ich gleich weifs, dafs du mir mit Homer antworten wirst:

O du, des furchterlich rasselnden Blizes
Gepolter! was hilfst du?

Eh' er den Maler macht, mag er mir lieber den H... verpichen;
Eh' er den Maler macht, lieber noch pfuscht er mir Horner auf.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Dante, Petrarka und Torquato Tasso.

Dante.

Nichts geht über die Verehrung, womit Dante von den Italienern betrachtet wird. Seine göttliche Komödie, welche das ganze Reich des Wissens und Denkens an die Religion anknüpft, gilt ihnen für die Encyklopädie aller Lakenntnifs seiner Zeit. Ja, Viele haben es so weit getrieben, in seinem Gedicht schon alles dasjenige angedeutet zu finden, was erst von spätern Zeitaltern entdekt wurde, und noch für künftige ein Räthsel ist. Man hat Beispiele, dafs einzelne, geistvolle Köpfe ihr ganzes Leben auf das Studium von Dante verwendet haben, und erst vor Kurzem ist ein Mönch in Parma gestorben, welcher in

langen Jahren nichts anderes gelesen hatte, als den Altvater der italienischen Dichtkunst. Bei so hoher Verehrung hatte Dante natürlich auch das Schikſal der bibliſchen Schriftſteller, daſs man vor lauter Sucht, Weisheit in ihm zu entdeken, Unsinn herausbrachte, den man mit Ehrfurcht anstaunte, als ein Orakel, zu welchem der Schlüssel noch nicht gefunden ist.

Wirklich ist er aber auch seinem ganzen Zeitalter vorangeschritten, und eine so umfassende Kenntniſs in ihm sichtbar, welche Staunen erregen muſs. Was heutzutage Jeder weiſs, war damals nur das Eigenthum weniger Köpfe, und es wurde noch nicht so leicht, zu lernen, wie in einer Zeit, die mit Bequemlichkeit auf die Schultern der Vergangenheit gestiegen ist. Kenntnisse der Naturlehre, wie daſs ohne Licht das Reich der Vegetabilien nicht bestehen kann; wie der Bliz entsteht; daſs sich die Dünsto in der

Atmosphäre in Wasser auflösen, und im Regen, Schnee, Hagel u. s. w. wieder niederfalle; dafs Regen und Thau alle Quellen und Flüsse unterhalten, u. s. w., waren zu Dante's Zeit Geheimnissen ähnlich, welche nur Wenige kannten, und die Meisten nicht geglaubt hätten. Bedenkt man überdiefs, wie schwer seine klassische Bildung in einer Periode Italiens war, da man Homer, Hesiod, Archimedes, Tacitus und andre griechische und lateinische Schriftsteller noch gar nicht kannte, so erklärt sich freilich seine Originalität *),

*) Die Originalität der Anlage seines Gedichts überhaupt, welche wohl nicht das Schätzenswertheste an ihm seyn dürfte, haben Dante'n verschiedene absprechen wollen, und der Ab. Costanzo vermeinte in seiner Lettera sopra un antico testo à penna della divina Comedia di Dante, con alcune annotazioni su le varianti lezioni e sulle postille del medesimo ein grosses Licht aufgesteckt zu haben,

wird aber auch das Resultat seiner Studien beinah zu einem literarischen Räthsel.

Und dafs alle jene Kenntnisse nicht blofse gelernte und geglaubte, sondern völlig begriffene Sache bei ihm sind, beweist die schöne

indem er behauptete, dafs Dante die Idee zu seiner göttlichen Komödie aus der Vision des Casinesischen Monchs, Alberich, welche in einem Kodex aus dem zwölften Jahrhundert im Archiv von Monte Casino aufbewahrt wurde, entlehnt habe. Dergleichen Entdekungen haben sehr wenig Werth, und es liegt wohl niemand viel daran, zu wissen, ob irgend eine Träumerei einen klugen Mann auf ernstliche Gedanken gebracht habe. Wer übrigens an dergleichen Merkwurdigkeiten grossen Geschmak findet, dem kann ich noch die, ganz ähnliche, Vision des Priesters Bernold anzeigen, welche der Bischof Hincmar in seinen Werken erzählt, und die wohl kaum etwas anders, als ein, dem Geist jener Zeit angemessenes, politisches Gaukelspiel gewesen ist. (Hincmari opera. Edit. Sirmond. Lutet. Paris. 1645. fol. T. 2. p. 805.)

Anwendung derselben auf entferntere Gegenstände, und ihre Vergleichung. Wie schön vergleicht er z. B. das vergebliche Suchen nach der Quadratur des Zirkels, die Trägheit der Materie, die Sternschnuppen, die Elastizität, die Vibration der Saiten; und mit welch fester Ueberzeugung verachtet er die Magie, Astrologie und ähnliche Traumwissenschaften, durch welche sich zu seiner Zeit die besten Köpfe beherrschen liessen? — Wahrlich, selbst in unsern Tagen ist — nach Verhältnifs von Zeit und Ort — nichts Ersprieſslicheres geschehen, als die, bald nach seinem Tode erfolgte, Anerkennung seiner Verdienste, indem man öffentliche Vorlesungen über die göttliche Komödie hielt, und sie sogar auf den Kanzeln erklärte.

Ein Mann von so hohem Sinne und so eiserner Festigkeit, wie sie Dante's Karakter auszeichnen, ist in keinem Zeitalter an seiner Stelle, verträgt sich aber doch am leichtesten

mit einer Geschichtsperiode, in welcher selbst wilde Kraft das Vorherrschende im Menschen ist. Dante's Zeit war eine solche, und dennoch fand er sich in ihr nicht zu Hause. Er stiefs zu häufig gegen den Geist derselben in Tugend, Religion und Politik an, weil er in der Achtung seiner Mitmenschen keine Veranlassung zu einer gefälligern Annäherung an sie finden konnte. „Denn, bemerkt eine alte Kronik von ihm, questo Dante per suo saper fu alquanto presuntuoso e sdegnoso, e quasi a guisa di filosofo, malgrazioso, non sapeva ben conservar co' Laici;" und Giovanni della Casa rathet in seinem Galateo, lange Zeit dem Hauptbuch für gute Lebensart in Italien, und noch jezt viel gelesen, seinen Schülern, Dante'n ja nicht zum Muster zu nehmen, indem er in der göttlichen Komödie, wie im Leben, den Wohlstand zu oft verlezt habe. Aber wer mag Dante'n darum tadeln,

dafs sich grosse Geister nicht mit dem Maasstab der kleinern messen lassen? — Nur zu gut kannte er die Gebrechen seiner Zeit, und wenn ihn sein Feuereifer oft zu weit fortrifs, so mag es nöthig gewesen sein, um einen gewaltigen Eindruk zu machen. Nirgends ist er erhabener, als wenn er die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen schildert; und nirgends ist er auch befugter zum strengen Richteramt, da er seiner eigenen Reinheit zu sehr bewufst war.

Das Hauptsächlichste aus Dante's Leben ist zu bekannt, als dafs es hier wiederholt werden dürfte. Aber zur völligen Karakterisirung eines Mannes reicht die Bezeichnung seiner äussern Schiksale weit nicht hin. Diese werden, wo sie merkwürdig sind, doch nur von dem Helden selbst bestimmt, und es ist eine Art von vertraulicherer Bekanntschaft mit ihm nöthig. Um diese zu machen, dienen uns einige italienische Schriftsteller, bei

welchen man das am wenigsten suchen sollte, sind hauptsächlich die Novellieri brauchbar, deren Erzählungen sich in den meisten Fällen auf Thatsachen gründen.

Viele von den genannten Schriftstellern haben sich wiederholt. Je näher einer derselben also an Dante's Zeit steht, desto mehr Glauben verdient er auch; besonders da sich in den ältesten von ihnen der Urkarakter der italienischen Novellen, nur Begebenheiten zu erzählen, die man entweder selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Personen gehört, am reinsten erhalten hat. Diese Vorzüge finden sich am besten vereinigt bei dem Florentiner, Franco Sacchetti, dessen Lebenszeit ungefehr in die Jahre 1335 bis 1410 trift, da Dante's seine die Jahre 1265 bis 1321 umfafst. In seinem Novellenbuch, einem der merkwürdigsten Werke für die Sittengeschichte der damaligen Zeit, kommen verschiedene Züge von unserm Dichter vor, welche eben so

unbekannt sein dürften, als sie merkwürdig bezeichnend sind. Diese will ich ausheben: und ihnen zuerst eine Erzählung des nemlichen Verfassers voranschiken, die für die hohe Verehrung zeuget, in welcher Dante schon in früher Zeit gestanden hat.

Am Hofe von Ferrara lebte ein Mann, der ein gescheidter Kopf, aber ein grober Sünder war. Vor allen Dingen hatte er das Laster der Spielsucht in hohem Grade, und verlor einst in Ravenna all sein Geld. In einer der sonderbaren Gemüthsstimmungen, welche gewaltigen Schlägen des Schiksals oftmals zu folgen pflegen, trat er in die Kirche, wo Dante's Grab ist. Er rifs alle Lichter, die vor einem Krucifix standen, herunter, und stellte sie mit den Worten auf des Dichters Sarkophag: „Nimm du sie lieber; du bist ihrer doch würdiger!"

Jedermann verwunderte sich höchlichst über diese Lästerung, und der Edelmann

wurde vor den Erzbischof von Ravenna gefodert. Er laugnete nichts, sondern vertheidigte sich, indem er sagte: „Vergleichet nur das Evangelium mit der göttlichen Komödie, und ihr werdet bald finden, in welchem die gröste Weisheit ist. Jener war Gott, und Dante ist doch nur ein einfältiger Mensch gewesen." — Der Erzbischof war mit dieser Ausrede zufrieden *).

Sacchetti giebt einen sonderbaren Grund von Dante's Exil in folgender Erzählung an.

Dante war ein Nachbar der Familie Adimari in Florenz. Ein Glied derselben befand sich im Gefängniss, und sollte wegen eines Vergehens bestraft werden. Die Adimari baten den Dichter, sich bei dem Richter, welcher sein guter Freund war, für den Gefangenen zu verwenden. Dante versprach, das Seinige zu thun, und machte sich auf den

*) Sacchetti nov. 121.

Weg zum Richter. Auf diesem Gange kam er in der Nähe des Thors von S. Pietro an der Werkstätte eines Schmids vorbei, welcher eben ein Stük aus seinen Gedichten ganz erbärmlich und verstümmelt absang, und tüchtig dazu mit dem Hammer den Takt schlug. Diefs ärgerte ihn, und, ohne ein Wort zu sprechen, ging er in die Werkstätte hinein, nahm Hammer, Zangen und alles, was er sah, hinweg, und warf es auf die Strasse hinaus. Ganz erstaunt sah ihm der Schmid eine Weile zu, und brach dann endlich aus:

Was zum Teufel macht Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?

Was treibst denn du?

Ich treibe mein Handwerk, und Ihr verderbet mein Geräthe.

Wenn du willst, dafs ich dir deine Sachen nicht verderbe, so mufst du mir die meinigen auch nicht verderben.

Was verderb' ich Euch denn?

Du singst meine Gedichte; aber nicht so, wie ich sie gemacht habe. Ich besize keine andre Kunst, als diese, und du verderbst sie mir.

Der Schmid sagte kein Wort weiter, sammelte still sein Geräthe wieder zusammen, und sang in Zukunft Dante's Gesänge nicht mehr.

Der Dichter ging weiter, und kam zu seinem Freunde, dem Richter. Sei es, dafs dieser Vorfall auf seine Laune gewirkt hatte, oder dafs er mit diesem Entschlusse hingegangen war, kurz, er sprach nicht nur nicht zum Vortheil des Gefangenen, sondern erzählte noch andre Unarten von ihm; unter andern, dafs er so hochmüthig sei, und, wenn er durch die Strassen reite, die Beine so weit auseinander streke, dafs niemand vorbei könne. — Dieses wirkte dahin, dafs Adimari noch härter bestraft wurde, seine Familie

aber ihm auch ewigen Hafs schwur, welches später zu seinem Exil wirksam wurde *).

Eine ähnliche Geschichte, wie die mit dem Schmid, erzählt Sacchetti von einem Eselstreiber, welchem Dante begegnete, wie er seine Gedichte vor sich hin sang. Hatte er ein Stük zu Ende, so rief er immer wieder seinem Esel zu: Arri, arri! — Dante gab ihm einen tüchtigen Schlag auf den Rüken, und sagte, das arri hab' ich nicht dazu gemacht. Der Eselstreiber liefs sichs gefallen, kehrte sich aber in einiger Entfernung gegen ihn um, strekte die Zunge heraus, machte die Feige (la fica, ein bekanntes Zeichen des Hohns, welches mit der Hand gemacht wird), und rief: Da hast du's. — Dante erwiederte: „Ich machte dir für hundert deiner Feigen auch nicht Eine;" welchen Ausspruch der Erzähler als einen ruhmvollen Beweis von Mässigung rühmt **).

*) Sacchetti nov. 114.
**) Ebenders. nov. 115.

Ich will mit einem Schwank endigen, den derselbe Schriftsteller erzählt. Ein sehr häfslicher Genueser war sterblich in ein Frauenzimmer verliebt, und konnte es durch alle möglichen Bemühungen nicht dahin bringen, dafs sie ihn nur ansah. Er hatte viel von Dante's Weisheit gehört, und entschlofs sich daher, diesen um ein Mittel anzugehn, die Liebe seiner Grausamen zu gewinnen.

Er reiste nach Ravenna, und traf bei einem Gastmal mit Dante'n zusammen. Zufälliger Weise kam er neben ihn zu sizen, und ersah sich die Zeit, den weisen Mann zu fragen: was er in seinem Fall zu thun hätte?

Ich weifs kein anderes Mittel, erwiederte ihm Dante, als ihr mufst machen, dafs eure Geliebte schwanger wird. Die Weiber haben in diesem Zustand, wie euch bekannt ist, sonderbare Geluste, und da könnte es ja wohl geschehn, dafs sie auch ein Geluste nach euch bekäme.

Der Genueser fühlte das Beissende dieser Antwort tief, und gab von da an den Gedanken an seine Geliebte auf. Er wurde nachher ein guter Freund des Dichters, und blieb es sein Leben lang *).

Petrarka.

Wenn irgend ein Mann schon zu seinen Lebzeiten alle Ehre genofs, welche dem Verdienst gewöhnlich erst nach seinem Tode zu Theil wird, so ist es Petrarka. Er war, darf man mit Tiraboschi sagen, „das Idol seiner Zeit", und alle Stände beeiferten sich, ihm den gebührenden Zoll der Verehrung und Liebe zu bringen. Wie er in den wichtigsten Geschäften gebraucht wurde, wie er die einflufsreichsten Posten ausschlug, wie er an allen Höfen, wo er erschien, mit der selten-

*) Sacchetti nov. 8. — Eine andre Geschichte von Dante ist oben, in der Ansicht von Florenz, erzählt worden.

sten Auszeichnung, die kaum Fürsten wiederfuhr, aufgenommen wurde, weifs Jedermann. Er nahm an den wichtigsten Ereignissen der Zeit den innigsten Antheil, durfte sich unaufgefodert in öffentlichen Briefen mit Rath und Mahnung an die ersten Fürsten seiner Zeit wenden, und erhielt immer freundlich dankbare Antwort. Alle seine Reisen glichen einem Triumphe. Das Gerücht gieng der Ankunft des bescheidenen Mannes voran, man zog ihm entgegen, und bewirthete ihn überall auf Kosten des Staates. Aber mehr, als das, mufste ihm die innige Liebe und Verehrung erfreuen, womit einzelne Gemüther sich nach ihm sehnten, und sich gluklich priesen, ihn auf einige Stunden zu sehen, zu sprechen und zu bewirthen. Er erzählt selbst mehrere Scenen der Art, welche ich ausheben will.

Ein gewisser alter, blinder Lehrer der Grammatik in Pontremoli hatte gehört, dafs

Petrarka in Neapel wäre, und reiſste in der Ungeduld, den theuren Mann selbst kennen zu lernen, mit seinem einzigen Sohne dahin. Der König Robert erfuhr die Ankunft des Alten, liefs ihn zu sich rufen, und war ganz erstaunt, den blinden Greis zu sehen, welcher steif und kalt war, wie eine Bronzestatue. Er sagte ihm, dafs er eilen müsse, wenn er den Petrarka noch einholen wolle, weil dieser schon vor einigen Tagen abgereiſst, und entschlossen sey, nach Frankreich zurükzukehren. — Ich bin bereit, bis nach Indien zu reisen, erwiederte der Alte, wenn ich nur so glüklich bin, ihn aufzufinden. — Der König wunderte sich noch mehr, gab ihm Reisegeld, und entliefs ihn überaus gnädig. Der blinde Mann kommt nach Rom; aber Petrarka ist schon weg. Er kehrt nach Pontremoli zurük, verläſst es aber gleich wieder, da er erfährt, dafs Petrarka in Parma sey. Er kommt glüklich

in dieser Stadt an, und läfst sich sogleich in das Haus führen, wo der Dichter wohnte. Wer drukt nun die Freude des guten Alten aus, da er sich in der Nähe des grossen Mannes befindet? Bald von seinem Sohne, bald von einem Schüler, den er bei sich hat, läfst er sich in die Höhe heben, küfst das Haupt, welches, wie er sagt, so edle Ideen empfangen, küfst die Hand, die so liebliche Dinge geschrieben hat. Drei Tage bleibt er in Parma, und kann sich kaum von seinem theuren Petrarka losreissen. Viele Leute liefen zu diesen seltenen Scenen herbey, und in Vieler Gegenwart sagte er einst zu dem Dichter: ich furchte, Euch beschwerlich zu fallen; aber ich kann mich nicht satt an Euch sehen, und ihr müfst mich wohl ein Vergnügen geniessen lassen, das mich eine so lange Reise kostet. Bei dem Worte Sehen lachten die Umstehenden zusammen: aber der blinde Greis fuhr

fort: ich rufe Euch, geliebter Petrarka, zum Zeugen auf, ob es wahr ist, dafs ich blind, wie ich bin, Euch doch weit besser sehe, als alle diese Leute, die Euch mit zwei Augen anschauen! — Alle wurden stumm. Azzo da Coreggio begleitete den guten Alten ehrenvoll nach Hause, und beschenkte ihn reichlich *).

Eine ähnliche Geschichte erzählt Petrarka in einem andern Briefe. In Bergamo lebte ein Goldschmid, Namens Arrigo Capra, ein sehr gescheidter Kopf, welcher aber seine Jugend mehr in der Werkstätte, als unter Büchern zugebracht hatte. Diesem Manne fiel es auf einmal ein, ein Gelehrter zu werden, und er vertiefte sich ganz in die Studien. Besonders bewunderte er die Schriften von Petrarka, und war sehr begierig, ihn kennen zu lernen. Er gieng defshalb nach Mailand, wo sich dieser dazumal be-

*) Senil. XV. ep. 7.

fand, und wurde sehr gut von ihm aufgenommen, welches ihn dermassen erfreute, dafs er fast ausser sich war. Nach seiner Zurukkehr in seine Vaterstadt verwendete er viel Geld darauf, eine Abschrift von Petrarka's sämmtlichen Werken zu besizen, sein ganzes Haus mit Bildnissen von ihm auszuzieren, und schlofs, gegen des Dichters Rath, seine Bude, um sich ganz den Wissenschaften zu wiedmen. Damit war er aber noch nicht zufrieden; er wollte den angebeteten Mann einmal in seinem Hause bewirthen, und liefs nicht an ihm nach, bis er versprach, ihn zu besuchen. Der 15te Oktober 1358 war der glüklichste Tag in Capra's Leben. Petrarka kam, und er gieng ihm mit einer auserlesenen Gesellschaft von gelehrten Männern entgegen. Als er in Bergamo ankam, erwies ihm die Obrigkeit und die ganze Stadt die ausgezeichnetste Ehre, und man hat ihn, entwe-

der in dem Gemeindepalast, oder in einem der ersten Häuser seine Wohnung zu nehmen. Alle baten sich diesen Vorzug aus, und der arme Capra fürchtete schon, Petrarka möchte einen glänzenden Palast dem Hause des Goldschmieds vorziehen. Aber dieser blieb ihm treu, und stieg in seiner Wohnung ab, welche übrigens mit fürstlicher Pracht ausgeschmükt war. Das Zimmer, worin der Dichter schlafen sollte, war mit Seide überzogen, das Bette über und über mit Gold besezt, und Capra schwur, es hätte noch Niemand darin geschlafen, und Niemand sollte auch nach ihm darin schlafen dürfen. Eben so glänzend war der Tisch, und Petrarka fand auch seine Bibliothek reicher, als die manches Gelehrten. Er blieb hier über Nacht, und Capra war so vergnügt, dafs seine Leute glaubten, er sey närrisch geworden. Den andern Tag verliefs Petrarka Bergamo wieder, und wurde

von den Ersten der Stadt und von allen Behörden ein gutes Stük Wegs begleitet. Den Goldschmied Capra mufste man beinahe mit Gewalt von ihm losreissen *).

Die hohe Verehrung, in welcher Petrarka bei seinen Zeitgenossen stand, erwekte ihm viele Neider und viele Nachahmer. Von den ersten giebt er selbst Nachricht, indem er behauptet, dafs ihm am Tage seiner Krönung auf dem Kapitol zu Rom Sublimat auf das Haupt gegossen worden, wodurch er die Haare verlohren. Von den leztern spricht er in einem Briefe, welchen Sade beibringt **).

„Nie, schreibt er, war das Horazische:

Scribimus indocti doctique poemata passim.

wahrer, als jezt. Es ist ein trauriger Trost, Genossen zu haben, und ich möchte lieber

*) Aus einem Brief des Petrarka, der sich aber nur in der Genfer Ausgabe von 1601 befindet.

**) Sade memoires, T. 3. p. 243.

allein seyn. Mein eigenes und Anderer Unglük drängt mich, ich kann kaum zu Athem kommen. Jeden Tag regnen mir von allen Winkeln Italiens Verse auf den Rüken. Aber nicht genug damit; auch aus Deutschland, Frankreich, England und Griechenland kommen sie mir zu. Womit, glaubst du, dafs sich jezt unsre Aerzte und Rechtsgelehrten beschäftigen? Sie kennen weder Justinian noch Aeskulap mehr. Taub gegen die Stimmen der Processirenden und Kranken, wollen sie von nichts mehr, als von Virgil und Homer sprechen hören. Aber, was sag' ich? Selbst Landleute, Handwerker werfen ihr Geräthe aus der Hand, um sich mit Apoll und den Musen zu unterhalten. — Ich fürchte durch mein Beispiel zu dieser Thorheit beigetragen zu haben. Man sagt, der Lorbeer erweke wahrhafte Träume. Aber es ist mir bange, dafs der, welchen ich noch unreif mit zu vieler Gier gepflükt habe, mir und

andern falsche Schlummerbilder gebracht habe."

Torquato Tasso.

Ich kann mich nicht enthalten, Baldinucci'n einen schönen Zug aus Tasso's Leben nachzuerzählen *).

Man hatte in Florenz Tasso's Aminta's aufgeführt. Der Architekt, Bernardo Buontalenti, hatte die Dekorazionen und Maschinerien verfertigt, und diese waren so vortreflich gerathen, dafs sie allgemeines Erstaunen erregten. Man sprach in der ganzen Stadt von nichts, als von Tasso und Buontalenti.

Einige Tage nach der Auffuhrung ritt lezterer einmal nach Hause. Als er eben im Begriff war, vom Pferde zu steigen, sah er einen Mann von edler Gestalt auf sich zu

*) Baldinucci vite dei più eccell. profess. d. dis. T. 7. p. 46.

reiten, und gleichfalls absteigen. Der Unbekannte näherte sich ihm, und sagte: seid Ihr der Bernardo Buontalenti, von welchem man wegen seiner geistvollen Erfindungen so viel spricht, und der die sinnreichen Maschinerien zu dem, neulich aufgeführten, Stüke des Tasso verfertigt hat?

Ich bin Bernardo Buontalenti, erwiederte der Künstler; aber Eure Höflichkeit und Güte schlägt meine geringen Bemühungen zu hoch an.

Da lächelte Tasso, warf sich ihm um den Hals, und küfste ihn mit den Worten: Ihr seid Bernardo Buontalenti, und ich Torquato Tasso. Lebt wohl, lebt wohl, lieber Freund!

Mit diesen Worten sezte sich Tasso wieder zu Pferde, und ritt weg. Der erstaunte Künstler lief in der Freude seines Herzens sogleich zum Grofsherzog, und brachte ihm die Nachricht, dafs Tasso in Florenz sey.

Dieser gab Befehl, ihn überall aufzusuchen, weil er entschlossen war, den Dichter recht ausgezeichnet zu ehren. Aber er war nicht mehr zu finden. Tasso hatte seine Absicht erreicht, dem Künstler den Tribut der Liebe und Achtung zu bringen, und war schon wieder abgereist.

Versuch eines georgischen Aufrisses vom Königreich Neapel *).

Wenn man den durch Zannone berechneten, Flächeninhalt des Königreichs Neapel von 30,000 italienischen Meilen auf Moggia **) reduziert, und 1012 2/3 Mo. für Eine

*) Hierbei ist, ausser den Werken des Galanti, Dellico u. a. besonders das Werk des Paters: Onorati, (delle Cose rustiche. Napoli 1803. — Fünf Bände in 8.) benuzt worden.

**) Ein Moggio (in der Mehrzahl Moggia.) ist ein Quadratfeld, dessen jede Seite 30 Schritte, oder 220 Palmi enthält. Der ganze Flächeninhalt davon ist somit 900 Quadratschritte, oder 48,400 Quadratpalme. Indeſs ist zu bemerken, dals der Moggio nicht im ganzen Königreich das Flächenmaas ist. In Äpulien z. B. rechnet man nach der Versura, welche 4 neapolitanische

Meile annimmt, so ergiebt sich damit die Zahl von 23,360,500 Mo. Nimmt man sodann den Stand der Bevölkerung, wie ihn die Regierung für das Jahr 1802 bekannt gemacht hat, zu 4,963,502 *Seelen*, so kommt auf die Quadratmeile die Zahl von 16½ Bewohnern. Jeder von diesen bedarf des Jahrs 5 Tomola's *) Weizen, welche mit etwa 4 Millionen T. Ausstant, eine Produktion von ungefahr 29 Millionen Tom. erfodern. Nun nimmt man an, dafs eine sparsame Aerndte den Vorrath für zwei, und eine reichliche für drei abwirft, so wäre denn der jährliche Getraideertrag im ganzen Königreich in schlechten Jahren zu 58 Millionen Tom. in

Moggia's enthält; in der Provinz Trani nach der Vigna, welche = 1 3/7 Moggia; in Calabrien, in den Abbruzzo's u. a. Provinzen nach Tomolo's oder Tomolata's, die 1200 Quadratschritte ausmachen.

*) Ein Tomolo (in der Mehrzahl Tomola) ist ein Raum von 3 Cubikpalmen.

guten aber zu 78 Mill. T. und im Durchschnitt jedes Jahr zu 65 Mill. T. berechnet.

Ehe wir zum landwirthschaftlichen Zustand der einzelnen Provinzen übergehen, wollen wir noch *eine Tabelle über diese* vorausschiken, in welcher der Flächeninhalt jeder Provinz, mit dem Bevölkerungszustand auf jeder einzelnen Quadratmeile, und dann überhaupt angegeben ist. Sie gründet sich auf die Seelenzahl von 1790 — 92, wo sie zu 4,855,200 angegeben wurde, und von der neusten Angabe von 4,984,639, so wie von der von 1802 von 4,963,502 immer noch merkwürdig genug verschieden ist, bei dem Detail der einzelnen Provinzen aber doch wenig Unterschied macht.

Provinzen.	Quadratmeilen	Einwohner	Bevölkerung auf die Quadratmeile.	Seelenzahl überhaupt.
Terra di Lavoro mit der Stadt Neapel u. den Inseln.	1,792	1.813.893	737	1.303.100
Salerno,	1,780	1.802,828	271	482,285
Lucera,	5,645	3.599.571	97 *)	444,675
Bilitera,	2,512	2.570,577	154	391,418
Trani,	1,260	1.283,449	254	289,675
Cosenza,	3,595	2.626,650	147	544,715
Catanzaro,	2,553	2.565,927	161	408,522
Lecce,	1,988	3.012,255	147	292,172
Montejesco,	1,205	1.219,300	279	335,915
Aquila,	1,657	1.6[illegible]	137	227,083
Teramo,	850	863,495	173	151,566
Chieti, **)	1,447	1.465,756	144	209,279
				4,855,191

*) Zu Lucera wird auch das sogenannte Sannio, oder Contado di Molise gerechnet, in welchem die Verhältnisse verschieden sind. Hier sind sie in den Zahlbestimmungen aber nicht getrennt; nur ist die Bevölkerung nach Meilen bei beiden Provinzen einzeln zu bestimmen, indem im Sannio auf jede 203 Köpfe zu rechnen sind.

**) Durch die verschiedenen Namen, welche die Provinzen führen, wird man

Aus der so ungleichen Anzahl der Bewohner in den verschiedenen Provinzen ergiebt sich die Bemerkung von selbst, dafs diese in Rücksicht auf Boden, Anbau u. dergl. äusserst

leicht irre geführt. Ich will daher in folgender Tabell alle Benennungen anführen.

Terra di Lavoro, oder Terralavoro, auch Carapania.
Salerno, oder Principato citra.
Lucera, oder Capitanata, worin auch das Contado Molise, sonst il Sannio.
Matera, oder Basilicata.
Trani, oder Terra di Bari.
Cosenza, oder Calabria citra.
Catanzaro, oder Calabria ultra.
Lecce, oder Terra d'Otranto.
Montefusco, oder Principato ultra.
Aquila, oder Abbruzzo ultra, il primo.
Teramo, oder Abbruzzo ultra, il secondo.
Chieti, oder Abbruzzo citra.

verschieden sein müssen. Wir wollen sie daher einzeln nach der Reihe durchgehen.

Die Terra di Lavoro, welche auf einem Raum von 1792 italien. Quadratmeilen 1,308,100 Menschen nährt, ist offenbar der bevölkertste, und lachendste Flek des Erdbodens. Der vierte Theil dieser Provinz ist gebirgigt; die übrigen aber sind herrliche, fruchtbare Ebenen. In der Gegend von Acerra, Casal Principe, Mondragone und Avella sind trefliche Waldungen, meist von Kastanienholz. Der Garigliano, Volturno, Clanio und Saone bewässern das Land, und nähren gute Fische. In mehrern Gegenden wird der Erde Alles abgewonnen, was sie nur immer zu leisten vermag, und gewöhnlich nach der Kornerndte noch türkischer Weizen und Bohnen gepflanzt. Die schönsten Striche ziehen sich von Neapel aus nach Capua, nach Caserta, Sarno und Scafati, wo die Bevölkerung auch noch das Produktionsvermögen des Bodens

übertrift. Nicht so gut angebaut sind die Gegenden von Sora, Fondi, Rocca Guglielma und andern Orten, und sie ist am lezten wohl am allerschwersten, wie dieſs aus den Miethpreisen hervorgeht, die ich später anführen werde. Indeſs vermögen diese fruchtbaren Ländereien ihre vielen Bewohner doch nicht zu ernähren, und reicht besonders alles Getreide und Oel, welches sie hervorbringen, nicht für das jährliche Bedürfniſs zu. Die Stadt Neapel allein zehrt jedes Jahr gegen 2,200,000 Tomolo's von ersterem auf, und die weit vortheilhaftere Benuzung des Bodens durch Gemüse u. dergl. hindert natürlich den Kornbau an manchen Orten. Auch sind Fruchtbarkeit und Fleiſs nicht überall gleich groſs, und müssen manche Gegenden durch Mangel an Bewässerung gegen andere zurükbleiben, welche diesen Vortheil geniessen. Indeſs bringen die Gegenden von Aversa, Capua, Sessa, Carinola, und Mondragone

am meisten Getreide hervor. Neben diesem wird überall turkischer Weizen gepflanzt, welcher den niedrigen Volksklassen die Kartoffeln des Nordens ersezt. Nicht so fleissig wird der Oelbau betrieben, und viele Hügel und Berge, die ihn so sehr begünstigen würden, stehen noch nakt und ungenüzt da. Am meisten wird indefs das Oel von Livardi, Venafro, Tiano, Sessa und Gaëta gerühmt. Von den Weinen bringt die Terralavoro mancherlei Arten hervor, welche an Güte und Preis höchst verschieden sind. Für die vorzüglichsten galten die von Piedimonte, Posilipo, Gaëta, Monte Procida und der Lagrima des Vesuvs. Von lezterem nennt man den von der Masseria di Salzano als den ersten, den von Pagliarella als den zweiten, und zahlt für den Carro (2 Barili) von jenem 90 Duc. und von diesem 80 Duc. In gleichem Preise steht auch der sogenannte Lambiccato, ein süsser, ungegohrner Wein, mit welchem

man gewöhnlich andre, zu saure, Weine verbessert. Neben diesen drei Hauptprodukten finden sich dann noch viele Frucht- und Gemüsegattungen, welche mit ausserordentlichem Fleisse gepflanzt werden, und, je näher gegen die Hauptstadt, desto reichlicher wuchern.

Sehr verschieden ist darum auch der Ertrag, und sind es somit die Pachtpreise. In der Gegend von Aversa trägt das Getreide 12-, der turkische Weizen 40faltig: in Capua letzterer nur 35faltig. In Torre della Nunziata die Bohnen 20faltig, das türkische Korn 40faltig, das Getreide 17faltig, und alle diese Pflanzen bezahlen sich dort so reichlich, weil die Bewässerung sehr gut, und des Baumwerks wenig auf den Feldern ist *). Am meisten bringen, wie schon be-

*) Dafs ist überhaupt ein Schaden für die meisten Felder, dafs man noch Ulmen pflanzt, an welchen Reben emporranken.

merkt, die Felder ein, welche mit Gartenfrüchten bepflanzt sind. Ein Moggio Lands, der mit Artischoken (3000 Pflanzen auf den Moggio) besezt ist, trägt jährlich 100 Duc., und einer mit blossen Sämereien, welche natürlich weit mehr Kultur brauchen, wird auf 200—300 Duc. getrieben. Ein Feigenbaum am Posilipo wirft seinem Besizer sogar 3—4 Duc. ab.

Am höchsten sind natürlich die Pachtpreise in der Nähe der Hauptstadt. Ein Moggio Landes zu Gartenfrüchten (a orto) wird zu 60 Duc. jährlich vermiethet, bei Torre dell' Annunziata aber nur zu 40 Duc. Ein gewöhnliches Feld bringt an lezterem Ort

Man hat daher auch das Sprüchwort: chi vuol vino, non ha grano, (wer Wein will, hat kein Korn) befolgt es aber, wie es mit den meisten guten Vorschriften geht, nicht, sondern ist zufrieden, schlechten Wein, und wenig Korn zu bekommen.

15—20 Duc., in der Gegend von Aversa 20—25 Duc., und in Rocca Guglielma, aus Mangel an Arbeitern, nur 1 1/2 Duc. Pachtzins ein.

Weit nicht so gut angebaut, und darum auch nicht so ergiebig und so bevölkert ist das Principato citra, oder die Provinz von Salerno, ob die Natur gleich alles gethan hat, was der Mensch wünschen kann. Die schöne Ebene von Nocera de' Pagani, welche zehn Meilen lang ist, und die grosse von Evoli, die kleinere von Vallo die Diano, sind nebst mehreren andern äusserst fruchtbar. Das übrige Land besteht in Gebirgen, aus welchen sich die Flüsse Sarno, Picentino, Tusciano, Sele, Calore, Tanagro, Alento u. a. hervorwinden, und entweder in die drei Seen, von Spineto, Palo und Maurno, oder in das Meer sich ergiessen. Das beste Getreide wächst in der Gegend von Laviano, Palo, Buccino, S. Gregorio und Valva. Un-

ter den Weinen werden die von Capri, Gragnano, Sarno, Auletta, Albanello, Castel S. Lorenzo, und vom ganzen Cilento gerühmt. Das leztere, so wie Sarno, die Serre, Contussi und Campagna bringen gutes Oel hervor, und alle andre Pflanzen gedeihen, je nach dem Fleifs des Bebauers.

Dieser ist aber, ausser den Gegenden von Nocera, Sarno, Gragnano, Montoro und Sanseverino, nicht grofs, und es ist wenig gesagt, wenn man behauptet, dafs diese ganze Provinz das Doppelte von dem leisten könnte, was sie heutzutage leistet. Die Verschiedenheit erkennt sich schon aus den Pachtpreisen. Denn, wenn man in Nocera für den Moggio Landes jährlich 15 — 30 Duc. Pacht bezahlt, so beträgt er in Salerno nur 2 — 5 Duc., und an andern Orten noch weniger. Ein sehr grosser Theil des Landes besteht aus ungebautem Lande, sogenannten Difese, welche nur zur Weide angewendet werden.

Und dennoch sind die 16,000 Stuk Viehs, welche die 40,000 Tomola's Land, die der Stadt Evoli gehören, einnehmen, nur von geringem Nuzen in Vergleich mit dem, was das Land bei sorgfaltigem Anbau tragen würde. Natürlich ist dieses gar nicht moglich, so lange das meiste durch fremde Arbeiter aus Calabrien, Lukanien, Terra di Lavoro und den Abruzzo's geschieht, wie in dieser Provinz der Fall ist. Zu bemerken ist noch der Reisbau von Salerno, welcher jährlich ungefähr 8,000 Cantava's, zu 57,000 Duc. angeschlagen, betragen mag.

Eine der vernachlässigtesten Provinzen des Königreichs Neapel ist: die von Matera. Hier begegnet dem Wanderer wenig andres, als ganz unangebautes, oder schlecht bebautes Land. Die Strassen sind fast unbrauchbar, und die Flusse ziehen sich ungebändigt, und somit zerstörend, durch das Land. Zwischen den verschiedenen Gebirgsketten ziehen sich

die Thäler von Marsico, Venosa, und die Ebene von Tarent. In diesen strömen die Flüsse Acri, Siri, Basento und Trecchina. Auch zählt die Provinz vier Seen, welche reich an Fischen sind. Der Boden ist thonartig, man denkt aber nirgends daran, ihn durch Sand zu verbessern. Der Ertrag ist daher auch sehr gering, und der Tomolo Landes wird gewöhnlich für Einen Tomolo Getreides verpachtet, und dieses bringt die Aussaat 4 — 10faltig wieder. Am besten gedeiht das Getreide an den Küsten des jonischen Meeres, wo viel Gerste und Hafer gebaut wird. Auch rühmt man die Weine von Tursi, Montalbano, Pisticci, Ferrandina, Chiaramonte, Melfi u. s. w. Ausser den gewöhnlichen Produkten des südlichen Italiens ist in dieser Provinz der Bau der Baumwollenpflanze anzuführen, welcher in der Gegend des Meerbusens von Taranto getrieben wird, und den Landmann am reichlichsten

belohnt. Ein Tomolo Landes, welches bewässert werden kann, wird damit auf einen jährlichen Ertrag von 10 — 80 Duc. getrieben. Ueberhaupt aber wird der Akerbau im höchsten Grade vernachlässigt, und verderben sich die Bewohner sogar durch zu starke Aussaat ihre Erndte. Die Bauernhäuser sind zu weit von den Feldern entfernt, und daher die Aufsicht schlecht. Die Baumzucht ist weit zurük, und der Oelbau im Verhältnifs zu den Kräften des Landes unbedeutend. Am einträglichsten ist die Verfertigung des Lakrizensafts in Policoro und S. Basilio. Auch beschäftigt man sich mit Seiden- und Tobakbau; aber alles wird nicht in dem Umfang getrieben, welchen die vielen natürlichen Vortheile des Landes gestatten, und die Provinz befindet sich im Ganzen in einem elenden Zustande.

Das Nemliche gilt auch von der Provinz Cosenza. Die Hauptebene in derselben ist

das lange Thal, welches von der Stadt Cosenza seinen Namen hat; aber ausser diesem befinden sich auf und zwischen den Gebirgen noch grosse Plänen. Unter der genannten Stadt vereinigen sich die Flusse Crate und Savuto, nachdem sie vorher den Sibari aufgenommen haben. Die Bevölkerung ist in den verschiedenen Gegenden auch verschieden, und es hängt, wie immer, davon der Grad der Benuzung des Bodens ab. In der Nähe von Cosenza, wo es an Menschen nicht fehlt, wird daher der Tomolo Land für die Hälfte des Ertrags, oder für 7 Duc. verpachtet, statt dafs in andern Gegenden der Pachtzins nur in Einem Tomolo Getreide, und noch weniger, besteht. Eben so verschieden ist der Ertrag des Bodens, welcher an einigen Orten 10fältig, an andern nur 5fältig die Aussaat wieder erstattet. Alle Produkte dieser Provinz sind vortreflich, und die Weine von Diamante, Cirelle, Castrovillari u. s. w. sehr

geschätzt. Auch das Oel von Amantea, Corigliano, Altomonte u. a. O. ist vorzüglich. Seide wird überall gebaut, und in den Gegenden an den östlichen Ufern Manna gesammelt.

Das schrekliche Erdbeben, welches die Provinz Catanzaro heimgesucht hat, kostete sie 30,000 Menschen, und diefs ist ein grosser Verlust für ein Land, wo dem fruchtbarsten Boden nur die Hände fehlen, um ihm selbst das abzugewinnen, was der Mensch nur zu seinem Ueberflusse bedarf. Alles, was diese Provinz hervorbringt, ist ganz vorzüglich. Ausser dem Getreide und den treflichen Gartenfrüchten verdienen besonders die Weine von Geraci — und hier hauptsächlich der sogenannte Greco — von der Contessa, von Villa S. Giovanni, Montelione, S. Eufemia, Rosarno, Tropea und den Ufergegenden von Pizzo ausgezeichnet zu werden. Gleiche Ehre gebührt dem Oel von Sinopoli, und seiner

Umgegend, von Catanzaro, Bovi und der sogenannten Piana, dem Mittelpunkt der furchterlichen Erderschutterungen Calabriens. Die Seide von Reggio ist die beste im ganzen südlichen Italien. Der Pachtpreis für einen Tomolo Landes, wo die Brach eingeführt ist, beträgt 1 bis 1 1/2 Tomolo Getreides, und oft den vierten Theil des Ertrags.

Durch grossere landwirthschaftliche Industrie zeichnet sich die Provinz von Lecce aus. Die Landereien liegen da, je nach ihrem einzelnen Bedurfniß, alle zwei, drei, vier, funf und sogar oft sieben Jahre brach, und der Boden wird sonst mit vieler Sorgfalt behandelt. Er giebt die Aussaat gewöhnlich zu vielfältig wieder. Neben dem Getreide darf man das Oel als Hauptprodukt ansehn, ob es gleich gewöhnlich nicht sehr vorzüglich ist; doch besizt es die seltene Eigenschaft, durch das Alter besser zu werden. So zeichnet sich auch der Wein vom Capo di Lecce

durch den Vorzug aus, dafs er durch den Transport zur See eine Zartheit und einen Wohlgeschmak gewinnt, welcher ihn neben die Besten Weine stellt. Die viele Baumwolle, die gewonnen wird, verarbeitet man meistens im Lande selbst, und dieser Industriezweig beschäftigt besonders die Weiber, welche in dieser Provinz fleissiger sind, als in jeder andern des Konigreichs, und gewöhnlich die Hauptstüze der Familien ausmachen. Auch an Honig ist grosser Ueberflufs; doch liesse sich für diesen Zweig, so wie in ganz Italien, auch hier noch vieles thun, indem bei allen Vortheilen des Klima's und Bodens doch an Honig, und besonders an Wachs, weit nicht so viel gewonnen wird, als das Land verbraucht.

Am weitesten, nach der Terra di Lavoro, wird die Landwirthschaft in der Provinz von Trani getrieben. Sie ist fast ganz eben, hat beinahe durchgängig Kalkboden, und nur

den einzigen Flufs Offanto. Im Durchschnitt wird die Vigna (ungefähr 1 3/7 Moggia) von 3—8 Duc. verpachtet. Am meisten Getreide in den Gegenden von Andria, Canosa, Altamura, Gravina und Minervino. Die besten Weine sind der Muskat von Trani, der sogenannte Zagarese von Bitonto, und der weisse Wein von Terlizzi. Das Oel ist sehr mittelmässig. Am häufigsten unter den Fruchtbäumen sind die Mandeln, und man behauptet, dafs der, zulezt genannte, Ort allein jedes Jahr für 30,000 Duc. davon verkaufte.

Die fruchtbarste, aber auch die entvölkertste, und am schlechtesten bebaute, Provinz des Königreichs ist die von Lucera. Ihre herrlichen Ebenen sind entweder elend angebaut, oder werden wenigstens nur zur Weide, besonders von Schafen, benuzt. Die konstitutionellen Verhältnisse sind hier so unglüklich, dafs das Land, ohne eine gänzliche Umgestaltung derselben, unmöglich ge-

deiben kann. Der gröste Theil des Landes muſs für das Vieh liegen bleiben; die Baumzucht ist ganz erbärmlich, und die wenigen Fleke, wo gebaut werden kann, beweisen es sattsam genug, wie viel in den übrigen vernachlässiget wird. So rühmt man die Weine von Vico Garganico, S. Giovanni Rotondo, Deliceto und Manfredonia; das Oel von Viesti und Monte Santangelo, und andre Produkte.

Ungleich besser daran ist das Sannio, wie sich aus seiner Bevölkerung, von 207 Köpfen auf Einer Quadratmeile, ergiebt. Ein Tomolo Landes wird da für Einen und auch zwei Tomola's Getreide verpachtet. Alle drei Jahre liegt der Boden brach, und in einigen Gegenden alle zwei. Man baut beinahe gar nichts, als Weizen, Gerste, Roggen und weniges türkisches Korn.

Nach der Terra di Lavoro ist das Montefusco die bevölkertste Provinz; denn es nährt auf jeder Quadratmeile 279 Menschen. Die

Hauptebenen sind die von Serino und Benevento; die vorzüglichsten Flusse der Offanto, Sabbato und Calore. In Avellino, wo der Landbau so weit getrieben ist, als in der Terra di Lavoro, wird Ein Tomolo Landes zu 5—6 Duc., und, wenn er mit Reben oder Nufsbäumen bepflanzt ist, zu 15—18 Duc. verpachtet. Kann man ihn vollends wässern, und zu Gartenfrüchten gebrauchen, so steigt der Miethzins bis auf 30 und 40 Duc. In andern Gegenden der Provinz ist diefs freilich nicht der Fall, und der Tomolo wird in der Nähe von Bisaccia, Nusco, Conza, Ariano u. s. w. nur auf 3 Duc. getrieben. Der Wein von Tufo, S. Angelo, Summonte, S. Felice, Montesarchio u. s. w., und das Oel von Fontanarosa, Mirabella und Ariano werden gerühmt. An Kastanien, und besonders an Nüssen, ist gröster Ueberfluſs; auch wird Seide, Hanf und Flachs gebaut, und vieles Honig gewonnen.

Nicht sehr fruchtbar ist die Provinz von Chieti. Das Getreide ersezt die Aussaat nur doppelt und bis sechsfältig. Die Weine sind alle gekocht, und die geschäztesten unter ihnen, die von Bucchianico, Ripa und Chieti. für das beſste Oel gilt das von Francavilla, den drei oben genannten Orten, Villemagna, Lanciano u. s. w. Seide wird fast überall gebaut, und die von Caramanica für die vorzüglichste gehalten. Im Ganzen liegt der Akerbau sehr darnieder, und wäre auch die Viehzucht einer grössern Ausdehnung fähig.

Beides gilt auch von der Provinz Aquila. Sie ist gröſstentheils gebirgigt, und die Viehzucht ein Hauptgeschäft ihrer Bewohner. Diese sind sehr fleissig, und verwenden grössere Sorgfalt auf ihren Boden, als manche andre, ob gleich noch weit mehr geschehen könnte. Der Wein wird meist gekocht, weil die Trauben selten reifen, indem die Berge den gröſsten Theil des Jahrs mit Schnee

bedekt sind. Was diese Provinz auszeichnet, ist der Safranbau in der Nähe des Sees von Fucine, welcher durch die Aufhebung der, sonst auf ihm lastenden, Abgaben äusserst in die Höhe gekommen ist. Der Safran dieser Gegenden wird dem französischen osterreichischen vorgezogen, und sehr gut bezahlt.

Ueber den Zustand der Provinz von Teramo will ich die Worte eines Bewohners desselben herseczen *), welche auch sonst merkwürdige Aeusserungen in Bezug auf den Kirchenstaat enthalten. „Obgleich unser Boden und unser Clima alle Arten von Getreide, den Oelbaum, den Wein und Seidenbau, alle Fruchtbäume, die Anpflanzung des Hanfs, Flachses, Tabaks, der Baumwollenstaude u. s. w. begunstigen, und auf unsern

*) Nardi, Saggj su l'Agricoltura, Arti e Commercio della Provincia di Teramo. ivi. 1789. 8.

Bergen Mandeln, Nüsse, Castanien, Eichen, Tannen und Buchenbäume aufs beste fortkommen, wird der Landbau darum in unsrer Provinz mit Liebe und Fleifs getrieben? Der wilde Naturzustand des Bodens, die Himbeeren, Dornen, der Ginster, Holunder und das Farrenkraut, welche ihn bedeken, und die ungeregelten Betten der Flüsse, die so viele Tausend Aker Landes verwüsten, beweisen sattsam, in welchem Zustand sich der Akerbau befindet. Es giebt bei uns viele Eigenthümer von 400 — 500 Moggia's Land, welche davon kaum ihre Familien zu ernähren vermögen. Der Landbau ist aufs tiefste bei uns gesunken, und was dafür geschieht, ist mehr Werk des Zufalls und Instinkts, als der Kunst und Industrie. Nicht so bei unsern Nachbarn im Kirchenstaate. Wer dort zwei, drei Morgen Felds besizt, heifst ein beglukter Landmann. Damit bestreitet er alle Bedürfnisse seiner Familie, baut ein

Haus, legt Gehölz an, und ist seines Lebens froh. Alles ist im Kirchenstaat, in Vergleich mit uns, verbessert worden. Ihr Boden, ihr Geräthe, ihre Art zu düngen, ihre Saaten, ihre Aerndten, alles ist himmelweit von den unsrigen verschieden. Und wir sind so blind, dass, während wir ihre heiligen Orte besuchen, und sie mit unsern Almosen bereichern, wir ihr Beispiel, das Land zu bauen, nicht benutzen."

Diese Schilderung paßt mit einigen Ausnahmen auf die meisten Provinzen des Königreichs von Neapel. Dem ungeachtet ist ihr Ertrag ausserordentlich, und die Provinz Teramo führt doch jedes Jahr gegen 50,000 Moggia Getreide, 10,000 Salme Weins und Essig, 40,000 Metro's Oel, 10,000 Pfund Weinstein, 30,000 Pfund Wolle, 2000 Stük Schweine, 200 Ochsen, und eine Menge sonstiger Produkte aus.

Nur diese Angabe über eine einzige, von

der Natur nicht am glüklichsten begünstigte, Provinz beweifst, welch reiche Quellen von Wohlstand in diesem Lande fliessen, und wie viele, noch weit ergiebigere, eröffnet werden könnten, wenn die Nazion einmal zu einem würdigen Selbstgefühl, und einer deutlichen Erkenntnifs der vielen Vortheile, die ihnen die Natur zugestanden, erwachen könnte!

Bruchstüke über neapolitanische Sprache und Poesie.

I. Sprache.

Der wizige Abate Galiani möchte der neapolitanischen Mundart gerne den Vorrang vor allen ihren italienischen Schwestern zueignen. Unter andern Gründen für dieselbe führt er die grössere Leichtigkeit und Geschmeidigkeit an, mit welcher sie sich der Musik anpaſst, und giebt daher ein bekanntes, von Piccini gesezztes, Duett zuerst im Dialekt seines Vaterlandes, und dann im rein italienischen. Im ersten lautet es so:

Vado a votà la rota,
Vado a trovà l'amice,
Venite quacche vota,
Venitene a trovà.

Im zweiten aber:

Vado a voltar la ruota,
Vado a trovar gli amici,
Venite qualche volta,
Venitemi a trovar.

ei Gott, ruft er aus, dieses Italienisch klingt
, mit dem Neapolitanischen verglichen,
ie Illyrisch oder Deutsch!

Bei einem wizigen Kopfe, wie Galiani war, darf man dergleichen Urtheile freilich nicht so genau nehmen, und wir wollen es ihm gerne verzeihen, wenn er unsere Sprache neben die Illyrische sezt. Aber ihm, und vielen seiner Landsleute ist es ganz Ernst, wenn sie das Horazische

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui . . . . .

solz auf ihre vaterländische Mundart anwenden, welche jedem Volke natürlich immer die beste scheint.

Die Neapolitaner haben ferner den apuli-

schen und neapolitanischen Dialekt, die beinahe nur Einer sind; mit dem alten Dorischen verglichen, welcher ehmals in diesem Lande gesprochen wurde, und durch klaren Ausdruk der Vokalen, und stärkere Consonanten sich eben so unterschied, wie die oben genannten von dem rein Italienischen. Diese vermeiden auch alle Gutturalen und Diphtongen völlig, wodurch sie sich ganz von den Lombarden, Genuesern und Piemontesern unterscheiden. Der stärkste und vollste Schall fällt bei den Neapolitanern auf die Mitte des Worts, und dafs dieses leichter geschehe, unterdrüken sie meist die Anfangsvokalen. Oft lassen sie ganze Sylben weg, um die folgende zu verstärken, und was abgeht, fällt mit vermehrter Kraft auf die Consonanten, die darum auch verdoppelt werden. Lezteres geschieht auch ohne jene Elisionen, wie in ammore, statt amore, arrobare, statt rubare, arro-

ico, statt eroico, musso, statt muso, femmena, statt femina, hommo, statt uomo u. s. w. Manchmal verstärken sie den Anfangsconsonanten, wie in Nnapole, statt Napoli; öfters mildern sie aber auch die Härte wieder, wie in auzare, statt alzare, und ata vota, statt altra volta, und so schweift ihre Aussprache ganz willkührlich einher, dafs ihre Grammatik, sie mögen sagen, was sie wollen, keiner Regel fähig ist, wie auch wirklich die meisten ihrer Schriftsteller in der Orthographie eben so verschieden von einander sind, als die einzelnen Quartiere der Stadt in der Aussprache.

Ein gleiches ist bei den übrigen Sprachregeln der Fall, und der Neapolitaner, welcher selten redet, wenn er nicht im Innern sehr bewegt ist, sey es von Freude oder Trauer, Liebe oder Hafs, kennt keine mehr im leidenschaftlichen Zustand; Alles ist dann

bei ihm im Aufruhr. Die Worte thürmen sich auf seiner Zunge, die kühnsten Metaphern schwellen hervor, und die Rede steigt verwegen auf, wie die des orientalischen Propheten. Hierzu bedarf er seiner Sprache, und keiner andern; diese scheuet den Zwang, wie er, und wenn der furor verba ministrat, so verwandelt sich der Geist derselben so abenteuerlich, als seine Fantasie und sein Wille.

Die Neapolitanischen Gelehrten haben sich viele Mühe gegeben, den Stammbaum ihrer Sprache zu verfertigen. Allein ein solches Geschäft ist eben so leicht, als den Stammbaum einer ganzen Nazion zu finden, und was nur bei einzelnen Geschlechtern gelingt, gelingt zuweilen auch bei einzelnen Worten. Ob es gleich in die Augen fällt, daß die Basis ihrer Sprache die lateinische ist, so hat es ihnen doch immer besser gefallen, sie im phonicischen und andern ähnlichen

Sprachen zu finden *), und manchmal glükte es ihnen eben so gut, als Menage mit dem

*) Noch heutzutag findet man im neapolitanischen Dialekt viele Worte eben so gut aus den alten, als neuern Sprachen. Ich will einige anführen. Sarchiopio, Stuk Fleisch mit zwei Augen, und Sarcone, mit derselben Bedeutung, und der metaphorischen ein Mensch, wie es Galiani erklärte, dem die Natur aus Geiz, statt vieren, nur zween Füsse gegeben hat, also ein äusserst dummer Mensch. Von σαρξ und ωψ. — Scacamarrone, ein Dintenfisch, den die Toskaner un Gesuita nennen. Von σκαιος μαρρων, also ein Fehler des Griffels. — Scaluorcio, ein Leidender an Leib, Seele und Vermögen; von σκαλοψ (der Maulwurf) — Scarfare, am Feuer warmen, von σκαρφω. — Sciaddeo, ein einfaltiger Mensch, abgeleitet von σκια und δεω, ein Schattenfänger. — Sdellomare, die Nieren, überhaupt das Innerste zerbrechen, von σαλλομαι, zur See gehen, also etwa an der Seekrankheit leiden. — Smocco, dumm, albern, von μωρος. — Smorfeja und Smorfia, häfsliche Gestalt, von μορφια. — Sbe-

Wort alfana, das er von equus ableitete, und sich dadurch das schöne Epigramm verdiente:

Alfana vient d'equus sans doute,
Mais il faut convenir aussi,
Qu'en venant de là jusqu'ici
Il a bien changé sur la route.

So viel aber ist gewifs, dafs der neapolitanische Dialekt aus Apulien herstammt. Das älteste geschriebene Denkmal desselben sind einige Fragmente aus den Diurnali des Matteo Spinello von Giovenazzo *) welcher im

durzo, der Schinken, und auch die Ferse, von *ἀνδρίζω*. — Tubba catubba, wankend, und der Name eines Tanzes des gemeinen Mannes, den die Turken unter dem nemlichen Namen haben sollen; von *ἐλίσσω καὶ ἐλίσσω*. — Vastaso, ein Lastträger; von *βαστάζω*. — Vuolo, ein Nezwurf; von *ἕλκω*. — Zambaro und Zammaro, ein armer Bauer; von *καμμαρος* oder *καμβαρος*. Und so noch viele andre.

*) Abgedruckt in Muratori scrittori

13ten Jahrhundert gelebt hat, und dessen Sprache beinah unverändert noch die heutige des neapolitanischen Volkes geblieben ist. Das zweite Werk ist die Cronica di Partenope, welche bis auf 1382 geht, fälschlich einem Giovanni Villani zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich einen Juristen, Carafa, zum Verfasser hat. In dieselbe Zeit fällt auch der Brief, welchen Boccaccio an Francesko degli Bardi, in neapolitanischer Mundart nach Florenz geschrieben hat. Von Alfons I. an wurde diese aber die Sprache der Edikte und Verordnungen, und die Akten des Parlaments vom Jahr 1442 sind zum erstenmal in derselben abgefaßt. Dieß blieb aber hundert Jahre so, und hätte der neapolitanischen Mundart wahrscheinlich zu

delle cose d'Italia. Tom. VII. und mit Veränderungen der Mundart und Orthographie im 9. B. von Gravier'l Sammlung der Neapolit. Geschichtschreiber.

hoher Vervollkommung geholfen, wenn die Akademie des Pontanus, aus welcher die besten Köpfe des Landes hervorgiengen, sich an dieselbe gehalten, und ihre Werke darin verfaſst hätten. So blieb sie aber gleichsam nur im Privatgebrauch einiger Kronikenschreiber, welche ihre Schriften natürlich nicht zum öffentlichen Gebrauch verfaſsten, angewendet.

Unter die Herrschaft der Arragonier fallen übrigens die ersten dramatischen Versuche der Neapolitaner in ihrem vaterländischen Dialekte. Wahrscheinlich als Nachahmung der rein-italienischen Farse, welche Sannazar für die Festlichkeiten des Jahrs 1492 verfertigt hatte, dichtete ein gewisser Antonio Caracciolo, für den Hof ähnliche Dramen, welche noch in einer Handschrift übrig sind. Auch Sannazar selbst schrieb, durch Caracciolo's glükliches Beispiel aufgemuntert, in der vaterländischen Mundart

eine Farse, lo Gliomero betitelt, welche wahrscheinlich ganz verlohren ist. Bei diesen Versuchen blieb's aber, und während eines ganzen, folgenden Jahrhunderts fand keine solche vaterländische Stimme mehr, ausser in einigen kleinern Gedichten, welche der Zufall, ohne die Nahmen ihrer Verfasser, aufbewahrt hat.

Von der Art ist z. B.

Vorria, che foss'io ciaola, e che volasse
A sta feneste a dirte na parola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
E tu da dinto subbeto chiammasse,
Iesue Mariotta mia, deh viene Cola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
Ed io venesse, e bomme retornasse,
Comm'era primmo, e te trovasse sola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
E po tornasse a lo buon sinno gatta,
Che me ne scesse po la cataratta,
Ma che na cosa me venesse fatta *).

*) „Ich wollte, daſs ich ein Vögelein

Dieses, und andre ähnliche Gedichte aus jener Zeit werden noch heutzutage gesungen. In den meisten davon ist aber mehr Reim, als Sinn, ob sie gleich ihre Wirkung nicht verfehlen, und die Neapolitaner, wenn sie sie singen, recht munter machen.

Durch die Herrschaft der Spanier, und andre sie begleitende Umstände, verschwand der neapolitanische Dialekt beinah ganz aus schriftlichen Denkmalen. Fast im siebzehn-

> wäre, und flöge an dein Fenster, dir ein Wörtchen zu sagen: aber du dürftest mich nicht in den Kefich steken! Und dafs du dann gleich drinnen riefest: komm, mein Murmelthierchen, komm mein Cola! Aber du dürftest mich nicht in den Kefich steken! Und ich kame dann, und könnte mich gleich wieder in einen Mann verwandeln, und fände dich allein! Aber du dürftest mich nicht in den Kefich steken! Und dann wollt' ich endlich, dafs ich in eine Kaze verwandelt wurde, um durch das Kazenloch zu schlüpfen: aber ich mufste nicht umsonst da gewesen seyn!"

ten Jahrhundert gieng ihm, mit Giambattista Basile und Giulio Cesare Cortese, eine neue Periode an, mit welcher eigentlich die Geschichte der ächt neapolitanischen Poesie beginnt.

II. Poesie.

Giovan Battista Basile, Ritter, Graf von Torrone, Pfalzgraf, und Edelmann in Diensten des Herzogs, Ferdinands von Mantua, wählte sich die Mundart seines Vaterlands für verschiedene seiner literarischen Produkte. Unglüklicher Weise bekam er den Einfall, Boccaccio's Dekamerone nachzuahmen, welches ihm so schlecht gelungen ist, als es einem Nachahmer nur immer geschehen kann. Sein Pentamerone, oder lo Cunto de li Cunte *) ist ein abgeschmaktes Werk, dem es gänzlich an Erfin-

*) Gedrukt 1634. 1645. 1673. 1674 und wohl noch früher.

dungegeist, Gelenkigkeit und Wahrscheinlichkeit fehlt. Seine Feengeschichten sind so abenteuerlich, dafs er selbst die Orientalen übertroffen hat, ohne dafs sie darum auch nur Einen ihrer Vorzuge besizen. Sein Styl ist unerträglich weitlaufig und gesucht, und wenn die Sonne auf oder niedergeht, so ist es eine wahre Qual, sein Bestreben, diefs originell auszudruken, mit anzusehn. Die Sonne entlaset, z. B. wie ein Arzt, alle Steme aus dem Hospital des Himmels; und um recht grosse Trauer auszudruken, fliegt die Seele mit Falkenflug der Wachtel des Schmerzens nach. Diefs sind aber noch nicht alle Fehler des abscheulichen Buchs, wie es der Ab. Galiani, troz aller seiner Verehrung des Vaterlandischen, nennt; es ist auch so voll schmuziger Bilder und Gemälde, dafs er ihm die schädlichste Einwirkung auf die Verdorbenheit seiner Nazion zuschreibt, und

zu behaupten wagt: eine teuflische Politik hätte es als das beste Werkzeug angesehen, das Volk in dem Zustand von Stumpfsinn und Erniedrigung zu halten, aus welchem es sich ohne dasselbe vielleicht erhoben hätte.

In seinen Muse napoletane (Egroche di Giannalesio Abattutis, 1635, 1647, 1669 und verschiedene andre Ausgaben) macht er es nicht besser. Es sind neun Dialogen in Versen, welche von Leuten aus den niedrigsten Klassen gehalten werden, und nichts Gutes haben, als etwa die Namen der neun Musen, welche sich übrigens durch diese Ehre nicht sehr geschmeichelt finden dürfen.

Basile's Freund war Giulio Cesare Cortese, welcher in frühern Zeiten am Hofe Ferdinands von Toscana angestellt, und ein, sehr geschäztes, Mitglied der Crusca gewesen ist. In seinen Schriften zeigt er sich als einen glüklichen Kopf, welchem nur das Beispiel Basile's zu oft geschadet hat. Seine verschie-

denen Werke sind ohne Zweifel das beste, was die neapolitanische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat; aber sie sind meistens so ächt vaterländisch, dafs sie nur seinen Landsleuten wahren Genufs geben können. Ausser verschiedenen Episteln hat man folgende Werke von ihm:

La Rosa, Chelleta Posellechesca, in funf Akten, gedrukt etwa 1621. Es ist dem Pastor fido gluklich nachgebildet, und enthält einzelne vorzugliche Scenen, denen es aber kaum gelingt, so vielen geschraubten Wiz, und schmuzige Darstellung zu verdunkeln.

Micco Passaro nnammorato, ein heroisches Gedicht in zehn Gesängen von Oktaven. Es enthält die Geschichte eines Neapolitaners, der mit den Truppen nach Abruzzo zieht, und dem seine Geliebte aus Liebe bis nach Aquila nachläuft, wo sie Hochzeit machen.

La Vajasseide, fünf Gesänge in Oktaven. Diefs ist das Hauptwerk des Cortese, und wird von den Neapolitanern der Secchia rapita und dem Malmantile, also dem besten, was die Italiener im heroisch-komischen Fache besizen, an die Seite gestellt. Er beschreibt die Sitten und Liebesintriguen der neapolitanischen Dienstmädchen, und hat sein Gedicht mit dem reichsten Wize ausgestattet. Auch ermangelt es der fetten Zweideutigkeiten seines Volks nicht im geringsten, deren es übrigens, um ihm zu gefallen, reichlich bedurfte.

Li travagliuse amure de Ciullo e Perna, ein, nach dem Eustathius und Achilles Tatius ziemlich langweilig zugeschnittener, Roman.

Lo Cerriglio incantato, ein heroisches Gedicht von sieben Gesängen in Oktaven, worin sich Verwandlungen und Zaubereien begegnen, um die Geschichte mehrerer,

in der Stadt Neapel öffentlich aufgestellter, Statuen zu erzählen.

Viaggio de Parnaso, ein allegorisches Gedicht von sieben Gesängen in Oktaven, das sehr glükliche Stellen hat.

Diesen Werken des Cortese, welche sehr oft gedrukt worden sind, folgten verschiedene andre, zum Theil Originalwerke, zum Theil auch Uebersezungen und Parodien nach. Sie sind folgende:

Il pastor fido, in lingua napoletana di Domenico Basile. Nap. 1628. 12. Mehr travestiert, als übersezt; äusserst abgeschmakt und schmuzig, aber reich an sarkastischen Wendungen und Ausdrüken.

La Storba a Taccone, de Felippo Sgruttendio di Scafato. Nap. 1646. 8. Eigentlich eine Sammlung von Sonnetten, worunter einige an seine Geliebte Cecca (Francesca) sehr vorzüglich genannt werden. Ich will zur Probe zwei, auf den Tod derselben gedichtete, hersezen.

Mo sì, ca chella secca e sprementata
De morte t'ave annegrecato, o ammore,
E da lo regno tujo lo sciore lo sciore
La sgrata ne sosciaje da la piquata.
Aimene; aimè, co n'ave scervecchiata
La grazia, la bellezza, e lo sbrennore.
Ma fuccio quanto vò, ca da sto core
Nonne la scevastarrà maje ssa cecata.
Solo na cosa tu morte puoje feve
Pe scacà chillo nomme, e darle tossa,
Stosfortunata vita ncervecciare.
Ma che? A dispietto tujo into a la fossa
La bella fomma soja non ce pò stare:
Ta comm'a cana spollecane l'ossa *).

*) Nun, ja, jezt hat dieser dürre, ausgemergelte Tod dich, o Amor, in Trauer versezt, und aus deinem Reich die schönste Blume weggerissen. Ach, ach; alle Anmuth, Schönheit und Herrlichkeit hat er geraubt; aber thu' er, was er will, er wird sie doch nie aus diesem Herzen reissen. Nur Eines, Tod, kannst du thun, um jenen Namen in ewige Vergessenheit zu versenken, wenn du dieß

Ah Bella Ceccu mia, dove si gghiute,
E comme senza me tu l'aje sbrigata?
Ti si arrivo co p'assuonte è spierta,
E de venire a te stace allamata.
E si a la Coup' d'Isse staje sendita,
Recordate de me: m'essere sgrata.
Ma ainmè ca si pe Lete si passata,
Si' arma da la memorie è sfojeta.
Ede sto chianto mio comm'è a sellazzo;
Tenenne mente mè, si non te stracha,
E vide ogn' uocchio mio ch'è fatto pazzo.
Ma te de sie beò'arme co la trubbà
Senza pensare a me, che pare strazzo,
Te staje a piglià spasso, e fà canubba *).

mein unglükliches Leben endest. Aber nein! dir zum Hohn kann ihr schöner Kahm nie im Grab verschlossen bleiben; nur, wie ein Hund, vermagst du ihr Gebein aus demselben hervorzuscharren."

*) „O Gott, meine schöne Franzeska! wo bist du hingegangen? wie konntest du ohne mich diese Welt verlassen? Meine

Ein sehr mittelmässiger Kopf, aber ziemlich fruchtbarer Schriftsteller ist Giambattista Valentino, der in allen seinen Arbeiten mit schlechtem Erfolge gegen den Luxus und die Sittenverderbnifs seiner Zeit eifert. Seine Schriften sind folgende:

Napole sconfratto dopo la Peste. Nap. 1685. 8. Ist in Oktaven geschrieben,

> Seele verzweifelt, um dich wieder zu finden, und stirbt vor Verlangen, bei dir zu sein. Wenn du in den elysischen Gefilden sitzest, so denke an mich, und sei nicht undankbar. Aber, ach, bist du schon über den Lethe gefahren, so ist diese meine Seele dir aus dem Gedächtnifs entflohen. Ach, schau auf meine Klagen, mein Schluchzen: sieh auf mich, wenn es dir nicht beschwerlich ist, und schau, wie jedes meiner Augen zu einem Bronnen geworden ist. Aber du, unter den Chören so vieler schönen Seelen, gedenkest mein nicht, der ich wie ein Strauss geworden bin, ergötzest dich und jubelst mit ihnen!"

vielleicht das beste, aber auch das seltenste von ihm.

La mezza canna, in vier Gesängen Oktaven, und noch heutzutag vom gemeinen Mann viel gelesen.

Lo Vasciello de l'Arbascia. Nap. 1666. 8. Eigentlich eine Vorrede zum vorhergehenden Gedicht.

La Cecala Napoletana, in Oktaven, und eine Vertheidigung der Mezza canna enthaltend.

Lo Commanno d'Apollo, in Stanzen.

La Galleria secreta d'Apollo, gleichfalls in Stanzen.

Von dem Sizilianer, Andrea Perruccio und Fardella sind zwei Gedichte übrig, welche vielleicht das Geistvollste sind, was die neapolitanische Mundart besizt. Das eine ist

L'agnano zeffonnato. Nap. 1678. und behandelt eine neapolitanische Volkssage, welche von einer Stadt erzählt, die an der

Stelle des Agnanischen See's gestanden, und von einer plözlichen Eruption verschlungen worden seyn soll. Das andre ist

La Malatia d'Apollo, ein Idyll, in welchem Apoll durch seinen Aerger über die schlechten Dichter, und das Ungluk der Poeten überhaupt sich eine Krankheit zuzieht, welche von dem Erfindungsgeist des Dichters etwas niedrig aufgegriffen worden ist.

Unter die vorzüglichsten Schriftsteller in neapolitanischer Mundart gehört der Bischof Pompeo Sarnelli. Dieser, und nicht Tommaso Perrone, wie Galiani fälschlich behauptet, hat die Posillecheata de Masillo Reppone de Gnanopole. Nap. 1684. geschrieben. Dieses Werk ist eine Nachahmung von Basile's Cunto de li Cunte, eine Sammlung von Novellen, im Geschmak der Araber gedichtet, und auf Boccacci's Weise zusammengereiht. Die Erfindung ist nicht unglüklich, und die Sprache sehr ele-

gent. Die Gesellschaft, in welcher die Mährchen erzählt werden, ist auf dem Posilipo versammelt, welches der Titel der Schrift schon anzeigt.

Der Tasso Napoletano. Nap. 1689. fol. des Gabriele Fasano ist eine sehr mittelmässige Arbeit, unerachtet der Verfasser beinah sein ganzes Leben darauf verwendet hat. Die Uebersezung ist über dem Bestreben, treu zu sein, schleppend geworden, und man wirft der Sprache vor, dafs sie nicht rein genug sei.

Nicht besser ist die Eneide di Virgilio Marone (Nap. 1699.) des Jesuiten, Nicola Stigliola, unter dem verkappten Namen Giancola Sitillo.

Aeusserst mittelmässig sind die Centurie poetiche des Ferdinando Boccosi. Nap. 1714. und die Sporchia de lo bene (Nap. 1746.) des Santo Villano. Desto vorzüglicher hingegen ist

La Ciucceide, opure la Reggia de li Ciucce consarvata Poemma arrojeco. Nap. 1726. Der Verfasser war ein gelehrter und rechtschaffener Advokat, Namens Nicolo Lombardo, der sich bei dieser Arbeit unter der des Arnoldo Colombi verstekt. Der Gegenstand des Werkes ist das Lob der Esel, und dieses mit so viel Wiz' und Geschmak durchgefuhrt, wie man sie vielleicht in keinem andern Werke, als in Capasso's Schriften findet.

Nicolo Capasso starb 1745 in Neapel als erster Professor der Rechte. Seine Gedichte kamen erst nach seinem Tode heraus, und bestehn, ausser verschiedenen Sonnetten, makaronischen Gedichten u. dergl. in einer Travestation der sieben ersten Bücher von Homers Iliade, welche alles übertreffen soll, was irgend eine Nation in diesem Fach besizt.

La Violcida spartuta, tra Buffe e vernacchie pe chi se l'ha meretate. Sehr mittelmässige Sonnette.

La Fuorfece. Nap. 1748. von Biagio Valentino, welcher den nicht sehr beneidenswerthen Ruhm hat, der allerschlechteste Dichter der Neapolitaner zu seyn.

Le Bbinte rotola de lo Vallanzone. Nap. 1746. Der Verfasser ist der Advokat Pagano, der durch seine groteske Manier sich zu kleiden und zu deklamieren, seine Freunde durch diese Gedichte sehr gut unterhielt, aber dieses nicht mehr zu thun vermochte, als sie sie gedrukt lesen konnten.

Batracomiomachia d'Omero. Nap. 1747. Gleichfalls von Pagano, und nicht ganz schlecht. Von ihm ist auch

La Fenizia. Nap. 1749. eine Tragikomödie.

Diese sind ungefähr die vorzüglichsten Werke der schönen Literatur in neapolitani-

schen Mundart. Sie sind beinah alle zusammen wieder gedrukt erschienen in der Collezione di tutti i poëmi in lingua napoletana. Nap. 1789. 28 Bände in 12. Ich habe sie so weitläuftig aufgeführt, dafs Niemand, wer Lust hat, sich mit ihnen zu befassen, alle zu lesen braucht, sondern nur die Vorzüglichern wählen kann.